GESCHICHTE DES KIRCHENLIEDS UND KIRCHENGESANGS DER CHRISTLICHEN: INSBESONDERE...

Eduard Emil Koch




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Die
Kernlieder unserer Kirche
im
Schmuck ihrer Geschichte.

Begründet

in erster und zweiter Auflage

von

† Eduard Emil Koch,
Dekan in Heilbronn a. N.

Umgearbeitet und vermehrt in dritter Auflage

von

Richard Lauxmann,
Diakonus an der Stiftskirche in Stuttgart.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1876.

Geschichte

des

Kirchenlieds und Kirchengesangs

der

christlichen,

insbesondere der

deutschen evangelischen Kirche

von

† Eduard Emil Koch,

Dekan, ordentlichem Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig.

Achter Band.

Zweiter Hauptheil.

Die Lieder und Weisen.

Dritte Auflage,

neu bearbeitet von

Richard Lauxmann,

Stiftsdiakonus in Stuttgart.

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.

1876.

Vorwort.

Es ist dem verdienstvollen Hymnologen, welcher die Geschichte des Kirchenlieds im Jahre 1847 zum erstenmal in zwei Bänden, 1852 zum zweitenmal in vier Bänden der evangelischen Gemeinde dargeboten hat, nicht vergönnt gewesen, die dritte Auflage seines Werkes zu vollenden. Nachdem er in einem ländlichen Pfarramte zu Erdmannhausen bei Marbach Muße gefunden hatte, seine Lieblingsarbeit mit neuen Kräften aufzunehmen, und er so in den Jahren 1866—70 sieben Bände zur Geschichte des Kirchenlieds geschaffen hatte, die nur den Einen Tadel gefunden haben, zu viel Geschichte gegeben zu haben, nahm ihm der heilige Gott am 27. April 1871 durch eine schmerzhafte Krankheit die Feder aus der Hand. Es war ein inhaltreiches Leben zu Gottes Ehre damit abgeschlossen, und der Name „Eduard Emil Koch" wird in seinem Werke auf die Nachkommen fortleben, auch nachdem der Träger dieses Namens längst dahin gelangt ist, wo vor Christi Angesicht unsrer Väter Glaube pranget.

In dem achten Band gedachte der Selige den zweiten Theil seiner Aufgabe noch reicher und vollendeter, als in zweiter Auflage, zu bearbeiten: die Geschichte der einzelnen hervorragenden Kirchenlieder. Der Unterzeichnete, welcher auf die Vollendung dieses Bandes lange gewartet und sich gefreut hatte, ließ sich von dem Verleger bestimmen, in Kochs Fußtapfen zu treten. Fehlte ihm allerdings die umfassende Kenntniß des Kirchenlieds und Kirchengesangs, welche dem Vorgänger in jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Gegenstande zugewachsen war, so war wenigstens die Liebe zu demselben reichlich vorhanden, welche nach dem berühmten Gedanken des griechischen Weltweisen die Mutter der Wissenschaft ist. Von Kindesbeinen an in den Liedersegen der lutherischen Kirche eingeweiht und eingelebt, habe ich darum auch meine ganze Kraft dafür eingesetzt, in diesem Bande einen würdigen Abschluß des Werkes zu geben.

Es ist wohl kein Zweifel darüber, daß es ein hymnologisches Interesse ersten Rangs ist, für die Kernlieder der Kirche nicht nur literarisch die ersten Quellen aufzuzeigen, sondern

auch, so zu sagen, biographisch ihren Ursprung zu beschreiben. Es werfen die Ergebnisse dieser Arbeit oft überraschende Schlaglichter auf die einzelnen Lieder. Ergibt sich dabei zuweilen die herbe Aufgabe, eine liebgewordene Tradition zu zerstören, so ist doch im tiefsten Grunde keine Sage fruchtbarer als die Geschichte, deren Ergebnisse von reicher Ausbeute sind. — Dazu gesellt sich das zweite Interesse, den Gang des Lieds in der Gemeinde bis auf unsre Tage zu beobachten. Die Fälle sind ja nicht selten, daß ein einzelnes Wort aus dem Kirchenliede eine große geschichtliche Bedeutung hatte; und den Segensspuren der Kernlieder im einzelnen nachzugehen. hat nicht geringe Anziehungskraft. Wir finden so eine Gallerie der verschiedensten Liederindividualitäten, die in einem mehr oder minder reichen Geschichtskleide, einzelne im königlichen Schmucke der reichsten göttlichen Bewährung, an uns vorüberziehen. — Diese beiden Interessen vereinigen sich, um die historische Arbeit des Hymnologen zu einer eminent praktischen und für das Leben der Gemeinde erbaulichen zu gestalten.

Was nun die Auswahl der Lieder betrifft, so hat Koch seine „Geschichte der Lieder und Weisen" in den früheren Auflagen einfach an das württembergische Gesangbuch angeschlossen. Die äußerlichen Vortheile der Anlehnung an ein für seine Entstehungszeit und seine Landeskirche hochbedeutsames Gesangbuch wurden freilich durch manche Unbequemlichkeiten aufgewogen. Wie viele hymnologisch unbedeutende Lieder mußten in jenen 651 Numern berücksichtigt werden! Bei den bewährten Kirchenliedern war nachzuweisen, in welchen Stücken der Urtext vom württembergischen abwich; bei den unbewährten wurde wenigstens der Quellennachweis gegeben, der in diesem Fall für den Leser wenig Werth hatte. Koch selbst hatte darum schon bei der zweiten Auflage geschwankt, ob er nicht eine andere Auswahl treffen sollte; und mit dem Anwachsen des Stoffs mußte dem Verfasser dieser Auflage das Wegfallen unnöthigen Ballastes als eine wahre Wohlthat erscheinen. Dies und die Hinzunahme neuer und wichtiger Bestandtheile hat nun freilich dem Ganzen ein ganz anderes Gesicht gegeben, aber ein solches, von dem ich hoffen darf, daß der ehrwürdige Vorgänger seine herzliche Freude daran haben würde.

Mein oberster Grundsatz mußte um des Gegenstandes selbst und um des Raumes willen der sein: jedes Lied, von welchem mir kein bedeutsamer Ursprung und zugleich keine charakteristische Bewährung in der Geschichte bekannt war, fällt weg; jedes, bei welchem eine von diesen beiden Bedingungen oder beide vorhanden sind, gehört in meinen Kreis. Leider ist nun in Folge dieser

Regel hie und da auch ein Kernlied ausgefallen, weil mir geschichtliche Anhaltspunkte für seine Segenskraft bis jetzt fehlten. Und wenn ich das ganze Buch überschreibe: „Geschichte der Kernlieder", so halte ich zunächst an einem ganz empirischen Begriff des Kernliedes; hoffe aber, daß je vollkommener die Darstellung der historisch wirksamsten Lieder sich ausgestaltet, desto mehr in ihr die Lieder sich finden werden, welche auch durch ihre innere Ausrüstung auf jenen Ehrennamen Anspruch haben. Sind unter die hier besprochenen 240 Lieder einzelne eingefügt worden, welche unter jener Linie bleiben mögen, so ist das mir viel weniger leid, als daß einzelne, besonders Festlieder, auf der Seite blieben, welche auf der Linie stehen, deren Geschichte jedoch vor meinem Auge vorläufig verborgen geblieben ist.

Eine neue Aufgabe war sodann die Anordnung der so gefundenen Lieder. Jedes Gesangbuch hat seinen eigenen Gang; es galt das Gemeinsame auch in der Anordnung herauszusuchen, ohne in die kleineren Abzweigungen der Gesangbuchsrubriken einzugehen. So haben sich mir drei Bücher ergeben: die kirchlichen Zeiten, das christliche Leben und die letzten Dinge. In den einzelnen Abtheilungen dieser Bücher habe ich die Lieder nach ihrer Entstehungszeit geordnet. Ich hoffe bei der ganzen Anordnung in kirchlichen Geleisen gegangen zu sein und auch bei einzelnen neuen Gesichtspunkten den Beifall der Sachverständigen gewinnen zu können.

Der Quellennachweis ist durchschnittlich bei den einzelnen Stellen gegeben. Das ganze Gebiet der Kirchengeschichte und der christlichen Biographie hat seinen Beitrag gegeben. Für die literarische Seite steht der achte Band auf den Schultern der sieben vorhergehenden Bände; in Bezug auf Geschichtszüge ist bekanntlich seit drei Jahrzehnten unser Buch selbst die Hauptquelle von vielen kleineren und größeren Werken ähnlicher Art. Es ist aber nur ein Akt der Pietät, wenn wir die beiden Hauptwerke der hymnologischen Forschung auch an dieser Stelle erwähnen: Wackernagel und Winterfeld. Wie viel unser Buch dem letztern verdankt, habe ich in der neuen Auflage noch bestimmter hervortreten lassen, als dies früher angezeigt war. Drängt sich auch beim Studium der Geschichte des „Evangelischen Kirchengesangs" gar oft der Wunsch nach einem Winterfeld redivivus auf, so erquickt man sich doch wahrhaft an der gediegenen Forschung in jenen drei Bänden. Möchten Andere in diesen Geleisen weiter gehen, wie dazu die historischen Nachweise der dritten Auflage des Württembergischen Choralbuchs 1876 einige Aussicht eröffnen! — Wackernagel's „Kirchenlied" ist in seinen bis jetzt erschienenen vier Bänden eine solch Fundgrube

durchdringender Forschung und größter Zuverlässigkeit, daß wir uns nur herzlich freuen, dankbar auf solchen Schultern zu stehen.

Die Zugabe über das Lied: „O Herre Gott, dein göttlichs Wort" möchte im Zusammenhang mit der Behandlung des Lieds auf Seite 118 f. ein Zeugniß dafür geben, wie manches in Bezug auf die Entstehung der älteren Kernlieder noch zu forschen ist. Habe ich im ganzen Band das württembergische Element der ersten Auflagen in sehr enge Grenzen zurückgeführt, um das allgemein deutsche und kirchliche unumschränkt walten zu lassen, so wird man vielleicht mit um so mehr Interesse diese einzelne Studie zur württembergischen Geschichte lesen.

Das ganze große Werk ist mit dem achten Bande nunmehr abgeschlossen. Es ist demnach diesem Band ein gründliches und inhaltsreiches Namen- und Lieder-Register für das ganze Werk angehängt. — Nur in Einem Punkte trägt das letztere das Gepräge eines **Opus posthumum** an sich. Wie aus der zweiten Auflage (4. Band) sich ergibt, so hätte wohl Koch im siebenten Band noch eine Entwicklung der geistlichen Liederdichtung in der katholischen Kirche für das neunzehnte Jahrhundert gegeben. Allein diese Darstellung betraf einen Zweig des geistlichen Liedes, dessen Fruchtbarkeit für die Kirche jedenfalls erst in der Zukunft sich erweisen muß und wo von einem eigentlichen Kirchenlied nicht geredet werden kann. Es schien darum nicht ersprießlich, von fremder Hand diesen letzten Faden in den Zettel des Werkes einflechten zu lassen, wie es die Verlagshandlung aus Gewissenhaftigkeit ursprünglich angestrebt hat (vgl. Umschlag des siebenten Bandes). Schenkt Gott Gnade, daß diese dritte Auflage wie ihre Vorgängerinnen in der Kirche vollen Anklang findet, so kommt wohl die Gelegenheit, an dieser Stelle zu ergänzen, was fehlt, wie an andern Stellen zu sichten, was gegeben ist.

Indem wir diesen Schlußband der Gemeinde und den einzelnen Freunden der Hymnologie übergeben, wollen wir den Wunsch nicht zurückhalten, daß Viele an dieser Gabe sich aufrichten mögen in den Tagen der Sorge um unser Volk und des Kampfes für die edelsten Güter seiner Kirche. Hier ist Friede. — Sollten mir von da oder dort aus alter Zeit oder aus neuer Erfahrung interessante Züge über die Geschichte dieser 240 Lieder oder anderer, die nicht berücksichtigt wurden, mitgetheilt werden, so wäre mir das ein süßer Lohn für manche Mühe. Der Herr aber schaffe, daß in Seiner Kirche auf Erden viele Lippen, Häuser und Heiligthümer widerhallen vom Liedesklang zu Seinem Ruhme!

Stuttgart, Pfingstzeit 1876.

Richard Lauxmann.

Erstes Buch.

Die kirchlichen Zeiten.

I. Advent.

1. Nun freut euch, lieben Christen g'mein.

Die erste Blüte im evangelischen Liedergarten. — Als Dr. Martin Luther bei der Nachricht von dem Zeugentode des Heinrich Voes und Johann Esch zu Brüssel 30. Juni 1523 in die Saiten griff mit dem Gesang: „Ein neues Lied wir heben an, Das walt' Gott unser Herre!" schloß er in freudigem Geiste sein Lied mit den Worten:

Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen.
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Damit hatte er der evangelischen Kirche auch einen Liederfrühling geweissagt, welcher prächtig ins Land zog. Im nächsten und innersten Zusammenhang mit jenem Liede folgte sofort dieses Kirchenlied, welches der evangelischen Freudigkeit jener beiden Märtyrer einen volltönenden allgemein gültigen Ausdruck gibt.

Von Luther gedichtet 1523, erscheint es im ersten Gesangbüchlein der Reformationszeit, dem Achtliederbuch oder kleinen Nürnberger Enchiridion 1524, als das erste von acht, und führt den Titel: „Ein christenlichs Lied Doktoris M. Luthers, die unaussprechliche Gnaden Gottes und des rechten Glaubens begreyffendt." In dem Erfurter Enchiridion vom J. 1524 heißt es ganz kurz: „folget ein hübsch evangelisch Lied, welches man singt vor der Predigt." Luther selbst überschrieb es in seinen G.G.: „Ein Danklied für die höchsten Wohlthaten, so uns Gott in Christo erzeigt hat." Mit Recht kann man von ihm sagen: „Hier ist der ganze evangelische Glaubensgrund enthalten." Schamelius gibt ihm daher den Titel: „Von der Ordnung des Heils und dem Werk der Erlösung", und G. Wimmer gibt den Inhalt kurz und gut mit den Worten an: „Magnalia redemtionis Christi."

Das ganze Lied ist, wie alle Lieder Luthers, dem Boden der heiligen Schrift entsprungen, und jeder Gedanke hat seine biblische Begründung. — „Daß wyr auch vns möchten rhümen, wie Moses ynn seym gesang thut: Exod. 15", so sagt Luther in seiner Vorrede zum

Enchiridion, und in der That macht unser ganzes Lied den Eindruck desselben Jubels wie dort am rothen Meere, nur daß es hier den Triumph über den höllischen Pharao gilt. Dieser Jubelton erfüllt besonders V. 1. „Fröhlich soll mein Herze springen!“ — Das ist ein Echo vom Reigen Mirjams, welches Paul Gerhardt gerne weiter klingen ließ, und welches in unsern Herzen nachklingen soll, so oft wir mit Luther in diesem Lied dem Heldengang des Erlösers nachdenken dürfen. — V. 2. 3. schaut der Sänger in seiner eigenen Lebenserfahrung im Kloster den Zustand des Menschen ohne Christo überhaupt, wobei die Erfahrung Pauli Röm. 7 mitklingt und die Welt vor Christo im Judenthum und Heidenthum angedeutet wird. — V. 4. 5. tritt ihm nun in wundervoller Weise der Rathschluß der Erlösung vor das geistige Auge. Aus dem Jammer der Zeit blickt er in die Tiefe der Ewigkeit und sieht mit Lust, wie die Liebe der Ewigkeit sich ergießen soll in die Fülle der Zeit. — V. 6 ist der Mittelpunkt des Liedes: die Thatsache des Heils, kurz und zart in ihrem Eintritt beschrieben. Die Gemeinde wird hineingezogen in seinen Gang. — V. 7. 8. 9. sehen wir den Sohn sich gürten zur Hingabe, im Tode das Leben ergreifen und von der himmlischen Triumpheshöhe die Siegesbeute des Geistes geben. Es ist der Erlösungsgang zu unsrem Heil. — Endlich klingt V. 10 das Lied aus in einen Ton der Ermahnung: Lehret sie halten, was ich euch befohlen habe!

Einem solchen Lied, frisch aus der Quelle, wo man buchstäblich jede Zeile aus der Schrift belegen könnte, hat es darum an geschichtlichen Beweisen seiner Segenskraft nicht gefehlt.

Im Allgemeinen bezeugt Tilemann Heßhusius in einer Psalmenvorrede 1565: „Mir zweifelt nicht, durch das eine Liedlein Lutheri: Nun freut euch, lieben Christen g'mein! werden viel hundert Christen zum Glauben bracht worden sein, die sonst den Namen Lutheri vorher nicht hören mochten; aber die edeln theuren Worte Lutheri haben ihnen das Herz abgewonnen, daß sie der Wahrheit beifallen mußten. So daß meines Erachtens die geistlichen Lieder nicht wenig zur Ausbreitung des Evangelii geholfen haben.“ — Im Besonderen geschah es, wie Heerbrand in seiner Leichenpredigt auf Dr. Jakob Andreä 1590 erzählt, daß im Jahr 1557 am Tage St. Johannis des Täufers einige Fürsten, die in Frankfurt a. M. beisammen waren, ein Verlangen hatten, eine evangelische Predigt in der St. Bartholomäikirche zu hören. Nachdem es nun ausgeläutet war zu diesem Gottesdienst, bestieg aus Haß gegen die reine evangelische Lehre ein katholischer Priester die Kanzel, stimmt das Lied: „Nun bitten wir den h. Geist“ an und handelt das Evangelium nach seinen Glaubenslehren ab. Die versammelte Gemeinde aber, welche Verlangen nach dem lautern Wort Gottes hatte, unterbrach endlich ganz erzürnt den Priester durch Anstimmung des Liedes: „Nun freut euch, liebe 2c.“ Der beleidigte Priester wandte sich zu einem der anwesenden Fürsten und bat denselben, seines Rechts wahrzunehmen und ihm dessen Zeugniß am jüngsten Tag zu geben. Der weise Fürst aber wies ihn mit Vorhaltung seines Unrechts zurück und setzte hinzu: „Was

das Zeugniß an jenem Tage betrifft, so glaube ich, werden wir wohl nicht so nahe beisammen sein und einander nicht kennen." Der aufgebrachte Priester wirft die Sanduhr in seiner Hand zur Erde, verläßt die Kirche, aus der ihn die Gemeinde mit diesem Lied hinausgesungen hat, und der evangelische Gottesdienst wird ungestört vollendet.

Für die einzelnen Verse bemerken wir Folgendes:

Zu V. 1 erzählt Cyriakus Spangenberg in seiner Cithara Lutheri Erfurt 1569 eine sonderliche Geschichte. Als er einst auf einer Geschäftsreise als Generaldekan von Mansfeld in einem Kloster übernachtet, habe sich ein junger Schreiber nach der Mahlzeit über die Lutherschen Lieder gegen ihn lustig gemacht und namentlich das Lied: „Nun freut euch, liebe ꝛc." ein Huren-, Babel- und Teufelslied genannt. Aus den Worten des 1. Verses nemlich: „und laßt uns fröhlich springen" haben die Papisten damals zu lästern beliebt, es wäre ein Buhlenlied. Da er ihn gewarnt, Gott nicht zu lästern, habe er gesagt: „Ja, er wolle, daß ihn Gott strafe, so es nicht ein solches Lied wäre." Darauf habe er, Spangenberg, gesprochen: „Nun wohlan, Gott läßt seiner nicht spotten; er wird sich, ehe ein Jahr umkommt, schrecklich sehen lassen und zu dieser muthwilligen Lästerung nicht stille schweigen." Diese Rede sei nun aufs schändlichste verlacht worden, worauf er die Sache Gott in seinem Gericht anheimgestellt und befohlen habe. Ehe jedoch ein Jahr um gewesen, sei dieser Mensch auf einer Reise ganz wahnsinnig geworden, daß er immer geschrieen und sich endlich in einen Brunnen gestürzt habe. Man habe ihm aber herausgeholfen und Gott habe ihm auf frommer Christen Fürbitte die Gnade gegeben, daß er zur Erkenntniß seiner Sünden und wieder zurecht gekommen sei und nun Zeitlebens V. 1—4 dieses Liedes gar glaubig und andächtig zu beten gepflegt habe. — Ganz anders ist die Zeile „Laßt uns fröhlich springen!" dem edlen Paulus Gerhardt erschienen, dem sie eine Quelle wurde zu dem Weihnachtslied: Fröhlich soll mein Herze springen! und zu dem Heldenentschluß: „Mein Herz beginnt zu springen und kann nicht traurig sein."

Das „Singet, springet, jubiliret!" läßt sich erst dann recht verstehen, wenn man auch den Zustand in V. 2. 3. nachempfunden hat. Denn gerade diese Verse zeigen, daß das Lied nicht bloß der Kirche Lied, sondern Luthers Lied in besonderstem Sinn ist. Sie erinnern an den Herzenszustand, in welchem Luther sich selbst einst befand, da er noch Mönch im Kloster zu Erfurt war und sich so eifrig abmühte, durch Mönchsgelübde und geistliche Übungen den Frieden mit Gott zu erringen, daß er sagen konnte: „Wahr ists, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe meinen Orden so streng gehalten, daß ichs nicht aussagen kann. Ist je ein Mönch in Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineinkommen sein. — Ich habe mich selbst aufs allerhöchste beflissen und meinen Leib mit Fasten, Wachen, Beten und andern Uebungen viel mehr gemartert und geplagt, denn alle die, so jetzund meine ärgsten Feinde sind. Ich und andere haben es uns so herzlich und mörderlich sauer werden lassen,

daß wir nur unsere Herzen und Gewissen vor Gott zur Ruhe und Frieden bringen möchten, und aber doch denselben Frieden in solch greulicher Finsterniß nirgends finden können."

Bei V. 3 und 4 hat sich denn die Trosteskraft der Erfahrung auch hernach geoffenbart. So lesen wir in Gottschalds Lieder-remarquen 1748: In Östreich, in dem Lande ob der Enns, gieng einst der Befehl aus, daß alle, die der evangelischen Lehre anhangen würden, ihrer Ämter entsetzt und mit Verlust ihrer Güter des Landes verwiesen werden sollten. Da verließ ein Schulmeister, durch diesen Befehl erschreckt, die erkannte Wahrheit und wandte sich wieder zur katholischen Kirche. Seine fromme Ehefrau aber, welche alles für Schaden erachtete gegen die Erkenntniß der überschwänglichen Gnade Gottes in Christo Jesu, stellte ihrem Manne vor, wie er Unrecht gethan habe, und setzte hinzu, er würde auf seinem Sterbebette wohl erfahren, daß er seinen Glauben auf Sand gebaut habe. Nach kurzer Zeit verfällt der Schulmeister in eine schwere Krankheit, die ihm den Tod sicher vor Augen hält. Um sein geängstetes Gewissen zu beruhigen, läßt er Geistliche seines Glaubens rufen, aber bei ihrem Zuspruch bleibt sein Herz kalt und trostlos. Da wird es mit einemmal ganz licht in seinem Innern, er erinnert sich des trostvollen Lieds: „Nun freut euch, liebe ꝛc." und bittet, daß es ihm seine Frau zum Trost in seiner Todesnoth singen solle. Als die nun V. 3 und 4 gesungen, gab er seinen Geist in die Hände dessen, der auch noch in den letzten Augenblicken seine Gnade den Verirrten darreichet.

Von V. 5 und 6 hat Paul Gerhardt den schönsten Nachklang gegeben in seinem Lied: Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld. Wer vom Liebesrathschluß der Ewigkeit singen und sagen will, muß es in menschlich unvollkommenen Worten thun; aber Luther und Gerhardt haben es in einem so zarten herzigen Zwiegespräch gethan, daß unter solchen Tönen ein Herz innerlichst erquickt wird.

V. 4 und 7 waren die Labung des Erbmarschalls zu Cammerow, Georg Maltzan, vor seinem Scheiden. Kläglich winselnd ließ er nicht davon und wiederholte mehreremal die Worte: „Ich bin dein und du bist mein, und wo ich bleib, da sollst du sein, uns soll der Feind nicht scheiden", worüber allen, die es angehört, das Herz gebrochen und die Augen aus herzlichem Erbarmen und Mitleid übergegangen sind.

Zu V. 9 und 10. Bartholomäus Rieseberg, ein alter Theolog aus Luthers Zeiten, der im J. 1566 nach vielen erlittenen Drangsalen als erster evangelischer Prediger zu Gardeleben an der Pest erkrankte, gab den Glaubensgenossen, die mit Gebet und Flehen sein Lager umstanden und ihn fragten, wie nach seinem Tod die Kirche bestellt und regiert werden solle, die Antwort: „Alles nach Gottes Wort und dem lieben Luthero." Hierauf hob er seine Stimme hell auf und sagte: „Gen Himmel zu dem Vater mein fahr ich von diesem Leben" — bis zu Ende. Und als er hier noch mit besonderem Nachdruck gesprochen: „und hüt't euch für der Menschen

G'satz", setzte er ihnen schließlich hinzu: „eine kurze und gute Kirchenordnung." (Pilger aus Sachsen. 1839. Nr. 36.)

Wie tief dies Lied den Gemüthern in der Reformationszeit eingeprägt war, beweist auch noch folgende Parodie, die ebenso wohlgemeint als historisch interessant ist. Als der edle Dulder, Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, aus seinem Gefängniß frei geworden war Sept. 1552, war die Freude allgemein. Die Kurfürstin Sibylla vertauschte die Witwenkleider, welche sie fünf Jahre lang getragen, mit dem herrlichsten Festschmuck, und in Eisenach sangen die Kinder:

Ihr Bürger, freut euch insgemein
Und laßt uns fröhlich springen!
Ihr zarten Weiber, all in ein
Laßt uns mit Freuden singen,
Daß Gott durch seine Wunderthat
Dem Kurfürsten geholfen hat,
Daß er ist ledig worden.

Als aber der Kurfürst zu seinem Hofprediger, dem Bischof von Amsdorf, sagte: Ach was bin ich armer Sünder, daß mir solche Ehre widerfahren darf? antwortete dieser: „Kurf. Durchlaucht sollten zufrieden sein. Wenn Sie zur Stätte der Ewigkeit gelangen, muß es viel besser werden!" (Fliedner, Buch der Märt. III.)

Das Lied ist im ganzen mit 4 Melodien geschmückt worden. Die Melodie g g d g c̄ h a g erscheint mit ihm in den ersten Drucken auf einem einzelnen Blatt und in den acht Gesängen 1524, sie verbreitete sich weit, gieng sogar in das Gesangbuch der böhmischen Brüder 1531 über und ist noch jetzt gebräuchlich. Es fehlt jedoch an den nöthigen Bürgschaften für Luthers Urheberschaft, sonst hätte Johann Walther in seinem Gesangbüchlein 1524 nicht eine zweite Melodie hinzugefügt, die übrigens bald außer Gebrauch gekommen sein muß. Ebenso früh wie die erste erscheint eine dritte, welche dem Lied: „Es ist das Heil uns kommen her" verblieben ist (vgl. daselbst), und eine vierte jonische Parallelmelodie der ersten, welche sich mit dem Lied verbunden hat: „Es ist gewißlich an der Zeit" (vgl. dort).

2. Mit Ernst, o Menschenkinder.

Über Luc. 3, 1—18 gedichtet von Valentin Thilo, dem Jüngeren (1607—1662), und erschienen im „New preußischen Gesangbuch, Königsberg 1650."

Dieser edle Genosse Simon Dachs, der seit 1643 Professor in seiner Vaterstadt Königsberg war, hatte durch den rührend schönen Tod seiner „einigen, allerliebsten Schwester" einen so tiefen Eindruck bekommen, daß er schon als ein Mann im blühendsten Lebensalter ernstlich bedacht war, sich auf sein eigenes Ende zu bereiten. Diese Schwester Justina, die Gattin des Pfarrers Kuhn an der Roßgartischen Kirche zu Königsberg, wurde nemlich als blühende, junge Frau schon vier Jahre nach geschlossener Ehe, am 16. August 1639, von

einer giftigen Seuche weggerafft. Kurz vor ihrem Ende wurde sie, obwohl sie stets eine gottliebende Seele war, von einer heftigen Angst und Anfechtung ergriffen, die sich dann aber in himmlische Freude auflöste, so daß sie ausrief: „Wer kann uns scheiden von der Liebe Gottes?“ Darauf tröstete sie ihre Hinterbliebenen und bat sie, ihr letztes Bettlein mit Blumen fröhlich zu zieren und den schönsten Siegeskranz auf ihr Haupt zu setzen, als gienge sie zum Tanze. Dieses Bild seiner Schwester mag Thilo wohl bei V. 3 seines Lieds vor Augen geschwebt sein. Er sagte einst selbst, er könne sie sein Leben lang nicht vergessen und habe sie allezeit im Gedächtniß.

Dieser V. 3 als der Mittelpunkt des Liedes ist einem berühmten Landsmann Thilo's, Johann Georg Hamann, hundert Jahre später besonders wichtig gewesen. Denn er schreibt seinem Sohn 10. Dez. 1784: „Vergiß nicht, dich auch bei gegenwärtiger Zeit derjenigen Verschen zu erinern, welche du in deiner Kindheit gelernt hast: ‚Ein Herz, das Demuth liebet!‘ und: ‚Kindlein, wir erkennen, daß du der Heiland bist!‘ — Laß diese Wahrheit dir niemals alt noch kalt werden, sondern dir gleich einem verborgenen Schatz im Acker sein, Anfang und Fülle aller Erkenntniß und Weisheit. Sonst ‚verdirbt alle Zeit, die wir zubringen auf Erden‘. Wenn alle Stricke reißen, das hält ewig. Hör und glaube, was dir dein alter Vater aus doppelter Erfahrung sagt!“ (Poel, H. Leben. Hamburg 1874.)

Das Lied schließt mit V. 4 also:

Das war Johannis Stimme,
Das war Johannis Lehr:
Gott strafet den mit Grimme,
Der ihm nicht gibt Gehör.
O Herr Gott, mach auch mich
Zu deines Kindes Krippen;
So sollen meine Lippen
Mit Ruhm erheben dich.

Dieser Vers erschien in späteren G.G., namentlich auch im Frl. G. vom Jahr 1704, in folgender Umgestaltung, welche dem Lied einen harmonischeren Abschluß gibt:

Ach mache du mich Armen
Zu dieser heilgen Zeit
Aus Güte und Erbarmen,
Herr Jesu, selbst bereit!
Zeuch in mein Herz hinein
Vom Stall und von der Krippen,
So werden Herz und Lippen
Dir allzeit dankbar sein!

Zur Melodie vgl.: Von Gott will ich nicht lassen. Im 1. Thl. des Frl. G.'s findet sich eine eigene Melodie: c̄ c̄ c̄ c̄ h h h.

3. Nun jauchzet all, ihr Frommen.

Adventliedlein des Conrektors Michael Schirmer in Berlin (1606—1673), erschienen in Crügers „Newem vollkömmlichem Gesangbuch Augsb. Confession. Berlin 1640.“

Bei Schirmer ist der Aufruf: „Nun jauchzet, all ihr Frommen!“ aus der Tiefe des Herzens im Kreuze gekommen. Die Zeit, in der dies Lied ihm zu Theil wurde, war eine „böse Zeit“ V. 5. Die Mark Brandenburg war ausgesaugt, von der Pest aufs grauen-

hafteste verwüstet, von den Schweden feindlich überzogen und gebrandschatzt. Es galt damals wirklich zu rufen:

Ihr Armen und Elenden
In dieser bösen Zeit,
Die ihr an allen Enden
Müßt haben Angst und Leid:
Seid dennoch wohlgemuth!
Laßt eure Lieder klingen
Und thut dem König singen:
Der ist eur höchstes Gut!

Damals war er noch wohlgemuth. Kaum zum Subrektor an dem Gymnasium zum grauen Kloster berufen, wurde er 1637 zum Dichter gekrönt und ließ fröhlich seine wohllautenden und kräftigen Lieder klingen. — Zehn Jahre hernach stands anders. 1644—49 wurde der Vers erst recht auf ihn angewendet. Es überfiel ihn eine schwere Nervenstörung und eine heftige geistliche Anfechtung, von der er selbst sagt: „Ich lag in Noth umstrickt mit eisenfesten Banden." Da war „Angst und Leid", „Klag und Weinen", so daß er sich hernach „den deutschen Hiob" nannte. — Aber ob auch nach der Errettungszeit noch manche schwere Schläge ihn bis an's Ende trafen, so konnte ers doch nicht lassen, seinem „König zu singen", und V. 6 in Übung zu setzen. Er hatte seine Lampe fertig, als er am 8. Mai 1673 unter Lampenschein feierlichst zu Grabe bestattet wurde.

Die Melodie ist: Aus meines Herzens Grunde. In Johann Crügers „geistlichen Liedern" 1653 findet sich hiezu eine eigene Melodie: g h a h $\overline{\text{cis}}$ $\overline{\text{d}}$ h, die in Norddeutschland noch vorkommt.

4. Auf, auf, ihr Reichsgenossen!

Aus Johann Rists (1607—1667), Pfarrers zu Wedel an der Elbe bei Hamburg, „Sabbatischer Seelenlust 1651."

Eine der Perlen aus seiner Liederfülle, auf welche man das Wort anwenden darf: „Wo kämen Davids Psalmen her, wenn er nicht auch versuchet wär?" oder seinen eigenen Ausspruch: „viele Lieder hat mir das liebe Kreuz ausgepreßt."

V. 2. Zu den „betrübten Herzen" gehört auch der Sänger, der in seiner zarten Jugend schon mit Anfechtungen geplagt war und sich gegen Satans Grimm meist mit dem 91. Psalm wehren lernte.

V. 4. Seine Predigtthätigkeit wendete er besonders gegen die „frechen Sünder", denn er erklärte, „es seien in seiner Gemeinde kaum zwei Fremdlinge mit irrigen Lehren, viele aber mit einem sündhaften Leben."

V. 6. Einen tiefen Einblick in die Noth jener Zeiten gibt dieser Vers:

Und wenn gleich Krieg und Flammen
Uns alles rauben hin:
Geduld! weil ihm zusammen
Gehört doch der Gewinn.
Wenn gleich ein früher Tod
Die Kinder uns genommen:
Wohlan! so sind sie kommen
Ins Leben aus der Noth.

Die strengsten Nothzeiten folgten aber erst nach, im Jahr 1644 und 1658, wo ihm vor den plündernden Polen und Schweden „nicht

eine einzige Hühnerfeder übrig geblieben"; und wo er trotz aller Dichterlorbeeren immer mehr lernen konnte, nach unsrem Lied „den Heiland zu begrüßen, der alles Kreuz versüßen und uns erlösen kann." V. 10.

Melodie: Aus meines Herzens Grunde.

5. Warum willt du draußen stehen?

Von Paulus Gerhardt, dem edelsten Liedersänger unsrer Kirche (1606—1676). Erschien zuerst in dem sogenannten Rungeschen Gesangbuch „Dr. M. Luthers und anderer vornehmen, geistreichen und gelehrten Männer Geistliche Lieder und Psalmen." Berlin 1653, und ist wohl während des Pfarramts in Mittenwalde entstanden.

V. 1 beginnt das Lied mit einer trefflichen biblischen Erinnerung, da Laban 1 Mos. 24, 31 dem Elieser zuruft: „Komm herein, du Gesegneter des Herrn, warum stehest du draußen?"

V. 4 und 5 finden sich die herrlichsten Gegensätze, die der Glaube stellt, um über sie hinwegzuschreiten zur Gemeinschaft dessen, der uns die ganze Welt ersetzen kann. V. 5 ist ein Lieblingsvers des gesegneten Stiftspredigers, Prälaten Dr. Kapff zu Stuttgart, in seinen Predigten:

In der Welt ist alles nichtig,
Nichts ist, das nicht kraftlos wär:
Hab ich Hoheit, die ist flüchtig;
Hab ich Reichthum, was ist's mehr
Denn ein Stücklein armer Erd?
Hab ich Lust, was ist sie werth?
Was ist's, das mich heut erfreue,
Das mir morgen nicht gereue?

Es klingt dieser Vers mit seinem Anzweifeln irdischer Herrlichkeit wider in dem Worte Hillers und wird durch ihn ergänzt:

Hier ist Ehre, aber nichtig;
Hier sind Schätze, aber klein;
Hier ist Freude, aber flüchtig:
Dort muß alles besser sein.
Hier sind Thränen, hier ist Noth,
Die verkürzt der nahe Tod;
Dort wird Freude ewig währen,
Dahin soll mein Aug sich kehren!

An V. 7 knüpft sich eine liebliche Erfahrung aus dem seelsorgerlichen Verkehre: Pfarrer K. in Ostfriesland hatte in seiner Gemeinde mit vielen Widerwärtigen zu kämpfen, vergalt aber Böses mit Gutem und Schelten mit Fürbitte. Nun wurde eine Frau, welche besonders feindselig gewesen war, trotzdem daß ihr Mann den Seelsorger liebte, in Krankheit und große Seelennoth hineingeführt. Täglich besuchte er die Angefochtene, konnte aber lange keinen Zugang zu ihrem Herzen finden. Endlich, als sie wieder einmal so trostlos war, gieng er in der Kammer auf und ab und betete für sie zum Herrn. Der Herr aber schenkte ihm die freudige Gewißheit, daß sie um Jesu willen Vergebung der Sünden gefunden habe. In dieser Überzeugung geht er zu ihr hin und spricht mit durchdringender Stimme vor vielen Zeugen die beiden Verse:

Freu dich, Herz, du bist erhöret:
Jetzo kommt und zeucht er ein.
Sein Gang ist zu dir gekehret,
Heiß ihn nur willkommen sein
Und bereite dich ihm zu,
Gib dich ganz zu seiner Ruh,
Öffne dein Gemüth und Seele,
Klag ihm, was dich drück und quäle.

Siehst du, wie sich alles setzet,
Was dir vor zuwiderstund?

Der Geist Gottes versiegelte das Wort an dem Herzen der Armen zum Erstaunen der Anwesenden. Alle sahen sofort die Frau aus der tiefsten Finsterniß ins Licht, aus dem Tod ins Leben, aus der Hölle in den Himmel erhoben. Im seligen Glauben gieng sie heim. (Basler Samml. 1786.)

Melodie: Werde munter, mein Gemüthe.

6. Wie soll ich dich empfangen.

Aus derselben Quelle, wie das vorige Lied. Ein Adventgesang von Paulus Gerhardt, vielleicht nach V. 6. 7. 9. noch in der Kriegszeit gedichtet. Doch war ja auch noch nach dem westfälischen Frieden Nothzeit. Es ist eines der herrlichsten aus Gerhardts Munde, und wir dürfen dem Worte wohl zustimmen, welches der selige Friedrich Krummacher in Potsdam in einer Einleitung zur dritten Adventspredigt 1868 niedergeschrieben hat, ehe er am 10. Dez. entschlief: „So oft mir das Lied: ‚Wie soll ich dich empfangen?' in hundertstimmigem Chor entgegentönt, ist mir es, als ergöße sich plötzlich ein lichtheller Frühlingsglanz durch die herannahende Winternacht, und ich fühle mich gehoben über den Schwung des Festgesangs, als träte der holdselige Friedefürst persönlich mir entgegen, um mein armes Herz von allem seinem Leid und Weh mit einemmal zu erlösen." (Selbstbiographie S. 261.)

Dieses Festlied ist der evangelischen Gemeinde Adventsgesang im besondersten Maße geworden. Es schließt sich so innig an das Adventsevangelium Matth. 21, 1—9 an und klingt doch wieder so frei in die Gemeinde und in die Zukunft hinaus. Der Sänger versetzt sich im Geist V. 1 und 2 unter die Thore Jerusalems. Er fragt: Wie soll ich dich empfangen? und gibt die Antwort: Mein Herze soll dir grünen! (vgl.: Geh aus mein Herz V. 13—15.) Dann überschaut er mit seinem Herrn dessen Liebesthat V. 3—5. Aus Leid zur Freude V. 3, aus Spott zur Ehre V. 4: so hebt er mich und die ganze Welt aus lauter Liebe V. 5. Das hat der Sänger für sich genommen, nun breitet er's aus vor der Gemeinde V. 6, dem herzbetrübten Heer. Es ist Advent. Ihr dürft nicht sorgen: Er kommt mit Lust V. 7. Ihr dürft nicht zagen: Er kommt mit Huld V. 8. Ihr dürft nicht erschrecken: Er kommt mit Macht V. 9. Das ist ein herrlicher Dreiklang, der nur überboten wird durch den Ausklang V. 10: Er kommt zum großen Advent, auf den wir warten: Ach komm, Herr Jesu!

Eine besondere Richtung auf die Zukunft hat sich mit dem Gesang dieses Lieds im Feindesland verbunden, als die deutschen Soldaten ihren Advent vor Paris hielten 27. Nov. 1870. Auch die Württemberger versammelten sich ungestört zum Gottesdienst, und von aller Lippen klang das wohlbekannte, liebvertraute „Wie soll ich dich empfangen?" Dein König kommt! hieß es da beim Gottesdienst an dem Ufer der Marne; aber allen legte sich die Frage nahe:

Wer weiß, wen der Herr schon morgen heimholt? Es war nur drei Tage vor den heißen Kämpfen bei Champigny und Villiers, wo Hunderte von einem jähen Tode ereilt wurden. (Greiner, Schulliederschatz S. 431.)

V. 1 hat neben seinem Platz in der Festgemeinde der Adventszeit sich schon öfters auch im stillen Kämmerlein bewährt, wo man das Nahen des Herrn verspürte.

Im Jahr 1815 lebten in B. zwei Schwestern beisammen. Die jüngste, welche die Wirthschaft führte, hatte eines Tags einen Traum. Ihr däuchte, sie stünde oben auf einem Birnbaum und bäte: Lieber Heiland, ich bin dem Himmel schon viel näher, als wenn ich drunten stünde; nimm mich vollends hinauf zu Dir! Acht Tage hernach fühlte sie sich plötzlich unwohl, konnte nur noch die Worte rufen: Wie soll ich dich empfangen, und wie begegn' ich dir? Da war auch schon ihr Geist in den Armen dessen, nach dem sie sich wachend und schlafend so herzlich gesehnt hatte. (Basler Samml. 1815.)

Einen anderen Ausgang hatte der Gesang dieses Liedeswortes in folgendem Fall. In einem württembergischen Dorfe erkrankte vor vielen Jahren ein Mann plötzlich so schwer, daß der Arzt, ein geschickter Mann, welcher in der Nähe wohnte, bald alle Hoffnung aufgegeben hatte. Die Angehörigen des Kranken aber hiengen an dem Gedanken: bei Gott sind alle Dinge möglich. Sie knieten am Bette nieder und beteten inbrünstig um die Hilfe ihres Herrn. Bald darauf kam der Chirurg des Dorfes, um nachzusehen, allein auch dieser gieng davon mit der Überzeugung: in vier bis fünf Minuten ist alles vorbei. Kein Zeichen des Lebens war mehr zu spüren, dennoch hielten sie daran fest: der Heiland hilft gewiß. Nach 24 Stunden, während welcher man keinen Laut vernommen, bewegte sich der Kranke mit einemmal und sagte mit leiser Stimme: Singt mir das Lied: „Wie soll ich dich empfangen?" Bestürzt zögerten die Umstehenden; aber nun fieng er selbst die Weise an und sie sangen weiter. Das war Nachts 11 Uhr. Nachher nahm er etwas leichte Speise zu sich und bald war er ganz genesen. Noch 10 Jahre wurden von dem Herrn seinem Leben zugelegt. Es war allen ein Wunder göttlicher Errettung. (Christenbote 1849.)

Die Schlußworte des V. 6: „Seid unverzagt, ihr habet die Hilfe vor der Thür!" haben sich im Leben des frommen Handelsreisenden Jakob Häuser recht schön bewährt. Auf einer seiner Reisen kam er einst spät Abends in ein mitten im Waldgebirge gelegenes Wirthshaus. Draußen fiel ein kalter Herbstregen; drum wollte er und seine zwei Begleiter im Vertrauen auf Gottes Schutz und Beistand es dennoch wagen, in dem unheimlichen Hause zu übernachten, ob sie gleich an den wilden und finstern Gesichtern der Bewohner gleich beim Eintreten merkten, daß es hier gelte, auf der Hut zu sein. Als sie nun in einer Dachkammer sich auf das zubereitete Stroh niederlegen wollten, mahnte Häuser seine beiden Gefährten, die Thüre fest zu verrammeln, und wendete dann, als diese sich bereits dem Schlaf überlassen hatten, Angesicht und Herz aus der Dunkelheit und Unsicherheit zu dem, in welchem keine Finsterniß ist,

zu Israels Schutz und Trost. Unter seinem Schirm legte er sich endlich auch aufs Strohlager. Aber er konnte nicht schlafen, und als er vollends um Mitternacht das Getümmel von neuankommenden Gästen hörte, die immer wilder tobten, so ahnte er eine schwere drohende Gefahr und kniete neben seinem Lager hin und betete: „Soll ich hier von Mörderhänden sterben, so geschehe dein Wille. Ich habe alle Schmerzen des Leibes mit meinen Sünden verdient. Sei und bleibe du mir nur ein gnädiger Gott und nimm meine Seele mit Erbarmen an!“ Drauf ward sein Muth wie der Muth eines jungen Löwen. Er weckte seine Gefährten mit dem Ruf: „Auf, ihr Männer, es ist jetzt nicht Zeit zu schlafen, sondern zu wachen, die Angst und Gefahr sind da!“ Kaum waren diese aufgefahren, so dringt die wüste Schar zur Treppe herauf gerade auf ihre Kammerthüre los, die sie mit Gewalt aufzureißen suchen. Den Dreien aber stärkte Gott die Kräfte, daß sie alle jene Mühe vereiteln. Da schreit endlich der Wirth in unbändiger Wuth, man solle seine Holzaxt bringen, und nun schien Menschenhilfe aus zu sein, denn schon hört man die Füße dessen, der die Axt herbeibringt, auf der Treppe. Häuser betet noch einmal seinen Gefährten das Gebet des Glaubens und des Heldenmuthes vor, der nichts mehr will, als was Gott will, das Gebet der kindlichen, freudigen Ergebung in den Willen des Herrn, wobei das Menschliche im Menschen ganz zurücktritt und das Göttliche, wunderbar und allmächtig, statt seiner hervortritt, das Gebet um Hilfe in der Noth. Und — diese Hilfe war schon vor der Thür. Plötzlich künden die hellen Töne eines Posthorns das Kommen einer Extrapost an. Ein böses Gewissen ist leicht erschreckt. Der mit dem Beil kehrt auf halber Treppe um, der laut tobende Wirth verstummt, murmelt dann noch einige Worte und das wilde Gesindel eilt mit ihm die Treppe hinab und schleicht sich zur Hinterthür hinaus. Die drei geängsteten Männer aber waren durch die Ankunft der wohlbewaffneten Fremden gerettet und kamen mit Tagesgrauen unter Gottes Hilfe wohlbehalten aus dieser Mördergrube und dem unheimlichen Wald hinaus. (Schubert, Altes und Neues aus dem Reiche Gottes. Bd. III.)

Die Melodie: Valet will ich dir geben.

II. Weihnachten.

---

7. Ein Kindelein so löbelich.

Im 14. Jahrhundert wurde von einem unbekannten Dichter der nachmals so berühmt gewordene Hymnus de nativitate Christi gedichtet, welcher also lautet:

1. **Dies est laetitiae**
   In ortu regali,
   Nam processit hodie
   De ventre virginali

Puer admirabilis,
Totus delectabilis
In humanitate,
Qui inaestimabilis
Est et ineffabilis
In divinitate.
2. Orto Dei filio
Virgine de pura
Ut rosa de lilio
Stupescit natura,
Quem parit iuvencula
Natum ante secula
Creatorem rerum,
Quod uber munditiae
Dat lac pudicitiae
Antiquo dierum.
3. Ut vitrum non laeditur
Sole penetrante,
Sic illaesa creditur
Post partum et ante
Felix haec puerpera,
Cujus casta viscera
Deum genuerunt,
Et beata ubera
In aetate tenera
Christum lactaverunt.
4. Angelus pastoribus
Juxta suum gregem
Nocte vigilantibus
Natum coeli regem
Nunciat cum gaudio
Jacentem in praesepio
Infantem pannosum,
Angelorum dominum
Et prae natis hominum
Forma speciosum.

Von diesem Hymnus entstand schon vor Luther, 1422, folgende deutsche Übersetzung, die sich bereits auch in Mich. Vehe's katholischem G. vom J. 1537 findet:

1. Der Tag der ist so frewdenreich
aller creature,
Denn Gottes Son von himelreich
über die nature
Von einer jungfraw ist gepor'n.
Maria, du bist auserkor'n,
Das du muter werest:
Was geschah so wunderleich?
Gottes Son vom himel reich
Der ist mensch geporen.
2. Ein kindelein so löbelich
ist uns geporen heute
Von einer jungfraw seuberlich
Zu trost uns armen leuten.
Wer uns das kindlein nicht gepor'n,
so wer wir allzumal verlor'n,
Das heil ist unser alle.
Ey du süsser Jesu Christ,
Das du mensch geporen bist,
behüt uns für der helle.
3. Als die sonn durchscheint das glas
mit jrem klaren scheine,
Und doch nicht verseret das,
so merket all gemeine:
Gleicherweis geporen ward
von einer jungfraw rein und zart
Gottes Son der werde,
Jnn ein kripp ward er geleit,
große marter für uns leid
hie auff dieser erde.
4. Die hirten auf dem felde waren,
erfuren newe mehre
Von den engelischen schare
wie Christ geporen were,
Ein König über alle König gros:
Herod die red gar sehr verdros,
aus sand er seine boten.
Ey wie gar ein falsche list
Erdacht er wider Jesum Christ:
die Kindlein lies er tödten!

Der 2. Vers dieser deutschen Übersetzung stimmt nun mit dem 2. Vers des lateinischen Originals bloß in seinen zwei ersten Zeilen überein und ist entweder eine ganz freie Überarbeitung desselben oder, was wahrscheinlicher ist, eine schon im frühern Volksgesang gebräuchlich gewesene selbständige Strophe, welche statt einer minder tauglich erscheinenden Übersetzung des 2. Verses an dessen Stelle wegen ihrer Anklänge an seine Anfangsworte, aus denen sie vielleicht auch ursprünglich entstanden ist, eingeschaltet wurde. So steht auch in dem bei Köphl in Straßburg 1539 erschienenen „Psalter“ unmittelbar hinter dem Lied: „Der Tag der ist so freudenreich“, wobei eben die Strophe: „Ein Kindelein so löbelich“ ausgelassen

ist, ein besonderes Lied, das mit dieser Strophe beginnt und noch drei andere folgen hat, deren erste offenbar an den 1. V. der lateinischen Hymne anklingend, mit den Worten beginnt: „Die Zeit die ist nun freudenreich zu lobe Gottes namen.“

Das Lied hat sich in den deutschen Volksgesang frühe eingelebt; davon zeugen die mancherlei Übersetzungen, z. B. von Heinrich von Loufenberg, und ganz besonders die Vertrautheit mit der Strophe: „Ein Kindelein so löbelich“ in der Reformationszeit. Es war einer von den „Jubelgesängen der h. Weihnachten“, wie sie an diesem Festtag in den Frühmetten und Vespern von den Kindern gar fröhlich, indem sie auf und nieder sprangen und die Hände zusammenschlugen, gesungen wurden, während in der Kirche zugleich die Krippe samt dem Kindlein und seinen Eltern bildlich dargestellt war.

Luther sagt in seiner Kirchenpostille bei Jes. 9, 6 „Uns ist ein Kind geboren“: „Aus diesem Text ist das feine Lied genommen, das man itzt zu Weihnachten singt: Ein Kindelein so rc.“ Und wiederum: „Es muß freilich der h. Geist den, der diesen Gesang gemacht hat, also zu singen gelehrt haben. Es habe ihn aber gemacht, wer da wolle, so hat ers wohl getroffen, nemlich, daß Christus das Kindlein allein unser Trost sei, welches große, treffliche Worte sind und der man billig sollte mit ganzem Ernste wahrnehmen.“

Valerius Herberger aber stimmt in seinen „Trauerbinden“ (I, 88) diesem Urtheil zu und sagt: „Es ist von unsern alten deutschen Großeltern auf uns geerbet und so weit in der Christenheit kommen, daß es wohl wird bleiben bis auf den jüngsten Tag, es komme Türk, Tatter und was nicht lassen kann. Deßwegen laßt es euch lieb sein als einen schönen alten wohlgeprägten Lägergroschen. — Das Wort: Ei du süßer Jesu Christ! hat große Wunder bei unsern lieben Großeltern gethan in ihrem letzten Stündlein. Die Melodie ist gut, die Wort sind noch besser. Es ist kein ungarer Bissen dran: es ist mit keinem Menschentand befleckt.“ — Gewiß hat es auch an vielen Herzen seine Kraft erprobt.

Zu Philippus Melanchthon schickte einmal ein großer Doktor seinen Diener und ließ ihn fragen, warum man stets um Weihnachten zu singen pflege: „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute“, da doch der Herr Jesus vor etlich hundert Jahren Mensch geboren worden? Darauf sagte Melanchthon: „Sage deinem Herrn, ob er nicht auch heute Trost bedarf?“ — „Und das war“, setzt Titius, der dies in seiner Historia loc. theol. IV, 2. Nr. 9 erzählt, hinzu, „eine gute christliche Antwort, denn wir können des lieben Christkindleins keinen Tag, ja keine Stunde entrathen, müssens noch heute, einen Tag und alle Tage haben.“

Kaiser Ferdinand I. soll einst bei Anhörung des Lieds gesagt haben: „Ich bin auch davon Einer, von welchen gesungen wurde: ‚zu Trost uns armen Leuten!‘ Ich gehöre auch unter die armen Leute, von welchen Christus zu den Abgesandten Johannis des Täufers sagte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt!“

Jonas Eilers zu Timmel in Ostfriesland, eines unvermögenden Mannes Sohn, war als zehnjähriger Knabe in seiner beständigen Kränklichkeit den Seinigen zu großem Trost. Eines Abends findet ihn seine Mutter mit dem kleinen Weihnachtsliede beschäftigt: „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute." Vornemlich äußerte er seine Freude darüber, daß dieses Kindlein nun auch in ihm geboren sei, und setzte hinzu: „O wär uns das Kindlein nicht geboren, so wärn wir allzumal verloren! Aber ewiges Lob und Preis sei ihm, das Heil gehört allen Menschen!" So ganz hingenommen von der großen Gnade Gottes ließ er sich von seiner Mutter das Lied singen: O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund! welches er mit heller Stimme mitsang und sich inniglich daran erquickte. (Basler Samml. 1822.)

Ein alter gottesfürchtiger Bergmann wurde einst von verketzerungssüchtigen Katholiken gefragt, ob er lutherisch oder katholisch wäre. Darauf fragte er dieselben: „Singet ihr nicht zu Weihnachten: ‚Wär uns das Kindlein nicht geborn, so wärn wir allzumal verlorn?' Das ist auch mein Glaub und Bekenntniß." (Th. Schmidts Historica Mem. 1707.)

Über dieses Lied schrieb Pfarrer Ibens zu Etzelsroda im J. 1591 ein besonderes Büchlein, mit dem Titel: „Jesus mel in ore, melos in aure, jubilus in corde." — J. Peter Uz hat die Strophe „Ein Kindelein" für das Anspachische G. 1781 überarbeitet mit dem Anfang: „Hallelujah, denn uns ist heut ein göttlich Kind geboren."

Die Melodie g g g a h c̄ a g wird irrthümlich dem um die Verbesserung des Kirchengesangs in seinem Domstift sehr berühmt gewesenen heiligen Benno, Bischof zu Meißen vom J. 1066—1107, zugeschrieben. Da aber das Canticum: „Dies est laetitiae" erst im 14. Jahrhundert gedichtet wurde, so müßte Benno diese Melodie zu einem andern, jetzt nicht mehr bekannten Hymnus gefertigt haben und jenes Canticum erst auf diese M. gedichtet worden sein. Doch sind hiefür keinerlei Beweise vorhanden. In den evang. G.G. kommt dieselbe erstmals im J. 1531 vor bei den böhmischen Brüdern und 1535 bei Klug. Sie findet sich in einer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

8. *In dulci jubilo.*

Das Original dieses vielbesprochenen und trotz seiner wunderlichen Mischung der Sprachen herzinnigen Liedes, welchem Schamelius den Titel gibt: „Wiegenlied für das Kripplein Jesu in fremden Zungen", lautet nach dem Wittenberger G. von 1533 und Mich. Vehes (katholischem) Gesangbüchlin von 1537, wobei V. 3 später, jedoch vor 1543, eingeschoben ist:

In dulci jubilo,
Nu singet vnd seyt fro!
vnsres hertzens wonne
leyt in presepio
vnd leuchtet als die Sonne
matris in gremio.
Alpha es et o,
Alpha es et o.

O Jhesu paruule,
nach dir ist mir so weh!
Tröst mir mein gemütte,
o puer optime,
Durch alle deine gütte,
o princeps glorie!
Trahe me post te,
trahe me post te!

O patris charitas,
o nati lenitas.
Wir wären all verloren,
per nostra crimina,
So hast du uns erworben
cölorum gaudia.
Eya wern wir da,
Eya wern wir da!

Vbi sunt gaudia?
nyrgend mehr dann da,
Da die Engel singen
noua cantica
Vnd die schellen klingen
in regis curia.
Eya wern wir da,
Eya wern wir da!

Man hat es lange Zeit dem Peter von Dresden (Bd. I, 213) zugeschrieben. Allein noch weit über hundert Jahre nach seinem Tod (1440) geschieht bei diesem Liede seines Namens keinerlei Erwähnung. Zach. Theobald gibt in seiner Beschreibung des Hussitenkriegs einen gewissen Peter von Mlatonowicz als Verfasser an. Jedenfalls ist das Lied schon im 14. Jahrhundert entstanden. In einer Zwickauer Handschrift aus dieser Zeit, die das Leben des Heinrich Suso mittheilt, findet es sich bereits, und hier wird erzählt, daß eines Tages zu Suso, um ihm in seinen Leiden eine Freude zu machen, himmlische Jünglinge gekommen seien, von denen der eine ein fröhliches Gesänglein angestimmt habe, das also angefangen: „In dulci jubilo“.

V. 1 hat mit seinem lateinischen Anfang: In dulci jubilo! auf Jahrhunderte hinein einen gern gebrauchten Ausdruck der Weihnachtsfreude geschaffen. Ist es doch in eines unserer herrlichsten Lieder „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ als Grundton der ewigen Freude aufgenommen: „Kein Aug hat je gespürt, kein Ohr hat mehr gehört solche Freude. Deß sind wir froh: Jo, Jo! ewig in dulci jubilo!“

V. 2. Mit den Worten der Sehnsucht: „Eya, wär'n wir da!“ und „trahe me post te — zeuch mich hin nach dir!“ auf den Lippen haben schon manche Sterbende den letzten Kampf gekämpfet. So fieng der Pastor Berger zu St. Andreä in Braunschweig mitten in den Todesschmerzen dieses Lied mit Freuden zu singen an und wiederholte das „trahe me post te“ zum öftern, indem er dabei sagte: „nun will ich heim, heim will ich, langet mir den Wanderstab her!“ und ist also unter dem Gesange selig entschlafen 2. Jan. 1643. (Dr. Welleri Fascic. Viv. Conc. 13.)

Ein geübter Kreuzträger, Georg Philipp Köler in Kupferzell, dem in den Unruhen des dreißigjährigen Kriegs 1643—48 Weib und Kinder durch Gottes Hand genommen wurden, ruft im Kirchenbuch den Seinen nach: „Mein Herz ist bereit, zu folgen; mein Herz ist bereit. O Jesu, trahe me post te! Ah trahe me post te! — Ach wie sehnlich wart ich der Zeit. Ach Herr, komm und hole mich! Veni Domine et noli tardare! (Komm, Herr, und verzeuch nicht lange!)

V. 4 ist bei unsern Vätern besonders auf den Lippen der Prediger gewesen, welche vom ewigen Leben redeten. In ihrem Namen mag nur Valerius Herberger in seinen „Trauerbinden" angeführt werden. — Da er an Weihnachten 1609 einem siebenjährigen Töchterlein die Leichenpredigt hält, schließt er mit den Worten: „Der Wechsel ist gut gerathen. Das zeitliche Elend hat sich bei ihr gewechselt in ewige Ruh, Freud und Seligkeit. ‚Ubi sunt gaudia? Nirgend mehr denn da, da die Engel singen nova cantica!' Helf mir und euch allen dazu der süße Heiland der Welt, Jesus Christus! Amen." (I, 109.) — Und wiederum schildert er die ewige Freude: „Engel und Menschen werden klingen ein Hallelujah nach dem andern, ein Sanktus, ein Tedeum, ein Gloria nach dem andern. Da wird man anbeten, wie Esaja sagt, da wird man zum Opfer gehen und sich ganz und gar Gott dem Herrn ergeben: Eya wär'n wir da in regis curia!"

Die Melodie: f f f a b c̄ d̄ c̄ aus dem 15. Jahrhundert, eine Weise voll des milden Glanzes der Weihnachtsfreude und dem Liede an Innigkeit und Lieblichkeit mindestens ebenbürtig, erscheint in der evangelischen Kirche zuerst bei Klug 1535.

Es ist vielleicht nicht ohne Werth, die vollständig deutsche Fassung des Lieds hier aufzunehmen, wie sie im Eisenacher Kirchengesangbuch 1854 gegeben ist:

Nun singet und seid froh,
Jauchzt alle und sagt so:
Unsers Herzens Wonne
Liegt in der Krippen bloß
Und leuchtet als die Sonne
In seiner Mutter Schoß.
Du bist A und O! : :

Sohn Gottes in der Höh,
Nach dir ist mir so weh!
Tröst mir mein Gemüthe,
O Kind voll Mildigkeit,
Durch alle deine Güte,
Du Fürst der Herrlichkeit!
Zeuch mich hin nach dir! : :

Groß ist des Vaters Huld,
Der Sohn tilgt unsre Schuld.
Wir waren all verdorben
Durch unsre Missethat,
So hat er uns erworben
Himmlische Freud und Gnad,
Daß uns nichts mehr schad't! : :

Dir schallt Hallelujah,
Jetzt hier und einstens da,
Wo die Engel singen
Das Heilig! allzumal
Und wo die Psalmen klingen
Im hohen Himmelssaal.
Wären wir doch da! : :

9. Gelobet seist du, Jesu Christ.

Eine von Luther im J. 1524, vielleicht schon 1523, gefertigte freie Überarbeitung der ältesten Sequenz (in nocte nativitatis Christi in galli cantu sequentia), welche theils Notker Balbulus, Mönch zu St. Gallen (850—912), theils sogar Gregor dem Großen zugeschrieben wird. Sie heißt:

Grates nunc omnes reddamus
Domino Deo, qui sua nativitate
Nos liberavit de diabolica potestate.

Huic oportet, ut canamus
Cum Angelis semper:
Gloria in excelsis.

Aus dieser Sequenz ist die „Leise" entstanden und im fünfzehnten Jahrhundert in dem geistlichen Volksgesang heimisch geworden:

Gelobet seystu, Jhesu Christ,
das du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrawen, das ist war,
des frewet sich aller Engel schar.
Kyrie eleison.

In dem ordinarium inclitae ecclesiae Swerinensis, Rostock 1519, heißt es: populus vero canticum vulgare „Ghelavet systu Jesu Christ“ tribus vicibus subjunget, wornach am Christfeste diese Leise von der Gemeinde in deutscher Zunge gesungen wurde.

Ohne Zweifel haben sich nun an dieser kurzen Strophe verschiedene Sänger versucht, um noch weitere Weihnachtsgedanken in ihr Gewand zu kleiden. Im Michael Veheschen Gesangbuch von 1537 finden sich nach Wackernagel (Luthers geistliche Lieder, 1848, S. 141) noch folgende weitere Strophen:

Gelobet sey die Junckfraw zart,
von der Christus geborn ward,
Vns armen Sundern all zu trost,
das wir durch ihn würden erlost.
Kyrioleys.

Gelobet sey der Engel schar,
die auch bey der geburt war,
Vnd sang dem kleynen kyndlein lob
uff erd und auch im hymmel drob.
Kyrioleys.

Des frew sich alle Christenheyt
in der welt gantz weyt vnd breyt,
Vnd sag Gott dem Herren danck
vom auffgang biß zum nydergang.
Kyrioleys.

Dann so das kyndlein nit geborn,
wern wir allzumal verlorn;
Dieweyl es nu geboren ist,
so dancken wir dir, Jesu Christ.
Kyrioleys.

Dich bytten wir auch hertzigklich,
das du vns wolst gnediglich
Itzund dein gnade geben
vnd darnach das ewig leben.
Kyrioleys.

So kommt es, daß die Katholiken der älteren und der neusten Zeit Luthers Lied für ein vorreformatorisches ausgeben, wie es sich denn in Johann Leisentritts „Geistlichen Liedern“, Budissin 1567, mit allen Versen Luthers findet, nur daß nach V. 1 der V. 2 und 3 bei Vehe eingeschaltet und der Vehe'sche Schlußvers angehängt ist. — Die Verse in den evangelischen Gesangbüchern sind aber Luthers Eigenthum, von ihm frei der ersten Strophe in ebenbürtigem Geist hinzugedichtet. Sein Lied erschien zuerst auf einem fliegenden Blatt in Kleinfolio mit dem Druckort „Wittenberg“ und der Überschrift: „Ain deutsch Hymnus oder lobsang auff Weyhenacht“; darnach findet es sich im Erfurter Enchiridion von 1524 und in Walters Chorgesangbüchlein von 1524, so daß es wohl mag auf Weihnachten 1523 verbreitet worden sein.

Wenn der alte Schamelius unser Lied überschrieben hat: „Wohlthaten der Geburt Christi durch lauter Paradoxa besungen“, so hat er die ergreifende Gewalt dieser Vierzeilen kurz und gut beschrieben. Es schreitet das Lied in den lieblichsten Gegensätzen dahin, an denen ein Christenherz die Liebe Gottes ermessen kann. — V. 1 gibt den Ton an: Christus ist Menschensohn, Lob sei ihm auch von uns! Nun tritt Luther ein und beschaut sich das Kindlein V. 2 in der Krippe, V. 3 in der Jungfrau Schoß, V. 4 in dem finstern Stall, V. 5 in der kalten Welt, V. 6 auf der armen Erde. Was er aber sieht, spricht er so aus, daß er V. 2. 3. vor dem unbegreiflichen Wunder Gottes anbetend kniet, dagegen V. 4—6 bereits auf die

Strahlen der Weihnachtssonne: Licht und Freude und Herrlichkeit, hinausschaut. — Dann schließt er ab V. 7, indem er auf die Quelle weist: Gott ist die Liebe.

Das Ganze war ein Lieblingslied des Grafen Zinzendorf und hatte in seinem Wirken noch eine besondere Bedeutung. Als derselbe im Januar 1739 auf St. Thomas ankam, um der bedrängten Brüdermission unter den Negern daselbst aufzuhelfen, fieng er seine Arbeit unter den Negersklaven mit dem Bekenntniß an: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen ꝛc." Die ganze Gemeinde sprach ihm unter großer Bewegung alle Worte nach und stimmte mit ihm in den Gesang ein: „Gelobet seist du, Jesu Christ!" Dieses Bekenntniß zu Christo ergriff sein Herz so mächtig, daß er noch lange nachher mit Freuden jenes Augenblickes gedachte.

Zu V. 1 erzählt Johann Olearius (Liederschatz, Thl. 1.) eine wunderschöne Weihnachtsgeschichte. Der Rathskämmerer Christian Knesebeck zu Rostock war zehn Jahre lang ganz taub gewesen. Da begab sichs am heiligen Abend vor Weihnacht 1703, als er 81 Jahre alt war, daß sein Weib und Tochter dieses Lied zu singen anfiengen. Kaum aber hatten sie mit heller, froher Stimme gesungen: „Gelobet seist du, Jesu Christ!" so wurde plötzlich des alten Mannes Gehör aufgethan und er stimmte alsbald in die Worte ein: „daß du Mensch geboren bist." Das mag eine schöne Weihnachtsfreude für den alten Mann und sein Haus gewesen sein, ein Angeld für den Tag, an welchem der Herr über uns sein vollkommenes Hephata sprechen wird.

V. 6 ist durch Johann Sebastian Bach (Winterfeld III, 345 f.) in einem seiner Weihnachtsoratorien in ergreifender Weise verwendet worden. Ausgehend von dem Gedanken, daß die Menschwerdung ein Theil der Erniedrigung, die Krippe ein Vorzeichen des Kreuzes ist, läßt er, nach den Worten: „Sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge", ein sanftes Vorspiel zweier Hoboen und des Basses eintreten, und nun verschlingen sich die Oberstimme und der Baß aufs lieblichste, indem jene das Weihnachtslied festhält, dieser aber seine Gedanken darüber in Demuth ausklingen läßt:

Er ist auf Erden kommen arm —
  Wer will die Liebe nicht erhöhen,
  die unser Heiland zu uns trägt?
Daß er unser sich erbarm —
  ja wer vermag nicht einzusehen
  wie ihn der Menschen Leid bewegt?

Und in dem Himmel mache reich —
  Des Höchsten Sohn kommt in die Welt,
  Weil ihm ihr Heil so wohlgefällt.
Und seinen lieben Engeln gleich —
  So will er selbst als Mensch geboren werden.
  Kyrieeleis.

Die Melodie: g g g a g $\overline{c}$ $\overline{d}$ $\overline{c}$ ist schon alt und stammt, wenn nicht aus noch älterer Zeit, aus dem geistlichen Volksgesang des 15. Jahrhunderts; sie wurde von Luther in Verbindung mit Walther bloß verbessert und erscheint so in mixolydischer Tonart im Wittenberger Chorgesangbüchlein vom J. 1524. Das fliegende Blatt hatte mit dem Lied auch schon die M. gegeben, wovon die im Chorgesangbüchlein nur in der Singweise des Kyrioleis abweicht. Die Setzer des 16. und 17. Jahrhunderts haben sie oft verwendet und besonders hat Joh. Eccard sie in charakteristischer Ausführung gegeben.

10. Vom Himmel hoch, da komm ich her.

„Ein Kinderlied auf die Weihenachten vom Kindelein Jesu“: Erschien als Lied Luthers zuerst in dem Jos. Klug'schen Gesangbuch 1535.

Luther pflegte nemlich alle Jahre den Seinigen einen fröhlichen Christabend anzurichten, wobei viel Erwecklickes von der Menschwerdung Christi geredet und gesungen wurde, und zu diesem Feste seiner Kinder dichtete er dies Weihnachtslied. Es ist der Anfang desselben einem weltlichen Liede nachgedichtet: „Aus fremden Landen komm ich her“; und er hat damit den christlichen Volkston überaus wohl getroffen. Ja es wird erzählt, daß Luther selbst in seinem Hause die Weihnachtsfeier mit dem Lied in origineller Weise gehalten habe. Er ließ die 7 ersten Verse dieses Lieds von einem als Engel gekleideten Mann singen, und die Kinder mußten ihn mit dem 8. Vers: „Bis willkommen, du edler Gast“ und den folgenden begrüßen. (F. G. Hoffmann, Catharina v. Bora. Leipzig 1845.)

Der Gedankengang schließt sich enge an Luc. 2 an. Zur Einleitung paßt der erste Vers aus dem „Schlesischen singebüchlein“ Valentin Trillers 1555 wohl:

> Es kam ein Engel hell und klar
> von Got auffs feldt zun hirten dar,
> Der war gar seer von hertzen fro
> vnd sprach frölich zu jn also:

„Vom Himmel hoch da komm ich her —“ V. 2—5 ist eine schöne Auslegung jener Worte Luc. 2, 10—12 und V. 6 entspricht dem Entschluß Luc. 2, 15. Dann vertieft sich das Gemüth V. 7—12 in das Wunder der Menschwerdung und heißt mit kindlichem Laut, in welchem doch ein tiefer Sinn liegt (vgl. V. 8), das Kindlein herzlich willkommen auf Erden. Ja in den tiefsten Grund führt das Lied hinein, indem das eigene Herz dem Herrn zur Wohnung angeboten wird V. 13, woraus die höchste Freude entspringen mag V. 14. 15.

Überaus gerne wird dies Lied mit seiner vollkommen ebenbürtigen, einfachen Melodie für den Weihnachtsabend in evangelischen Familien verwendet. Ein schöner Brauch aus alten Tagen wird in der Süddeutschen Reichspost 1875 erzählt. Der Marktflecken Schweina in Unterfranken hatte vor Zeiten seine Kirche auf

dem Antoniusberg, welcher noch heute in der Sitte der Dorfjugend seine Stelle hat. In der Adventszeit baut nemlich dieselbe auf dem Gipfel des Berges einen Thurm aus Feldsteinen, und auf diesem wird am Christabend eine starke Stange aufgepflanzt, welche Reisichbündel an der Spitze trägt. Die Knaben rüsten sich gleichfalls mit Stangen, an deren Ende sie Bündel mit Spähnen befestigen, um sie als Fackeln zu gebrauchen. — Wenn nun das Christfest eingeläutet wird, ziehen die Knaben den Dorfberg hinan und bald steigen im Abenddunkel die Flammen hoch empor, mit heller Schrift am nächtlichen Himmel verkündigend: das Licht scheinet in der Finsterniß! Unter dem Gesang von Luthers Lied: „Vom Himmel hoch da komm ich her, verkünd euch gute neue Mähr —“ ziehen sie von der Höhe auf den Markt herab, wo man ein Kirchenlied anstimmt, bis zur Mitternachtsstunde auf dem Kirchthurm Gesang und Instrumententöne erklingen. Dann wird in dem hellerleuchteten Gotteshaus Christmette gehalten. Durch keine weltlichen oder kirchlichen Gebote hat sich die Gemeinde dies ihr Fackelfest und ihre nächtliche Weihnachtsfeier nehmen lassen.

Selbst im fernen Spanien halten deutsche Matrosen unser Lied lieb und werth. Der Weihnachtsabend 1873 wurde an Bord der Panzerfregatte Friedrich Karl nahe bei Carthagena, im Hafen von Porman, aufs gemüthlichste gefeiert. Um einen grünen Tannenbaum, den sich deutsche Erfindungskraft auch dort zu verschaffen wußte, versammelte sich die Mannschaft. Ringsum sah man die ganze Batterie prangend im grünen und bunten Schmuck, glänzend in einem Lichtmeer von zahllosen Kerzen; die ganze Besatzung entblößten Hauptes. Das Musikchor intonirte und alle sangen etliche Verse aus Luthers kindlich schönem Lied: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“ Mächtig erdröhnte der Gesang von fünfhundert kräftigen Männerstimmen. Nach einer Ansprache von Garnisonspfarrer Wiesner bildete wieder ein Gesangvers den Schluß. — Und drüben in Madrid sangen vielleicht zu gleicher Stunde die Kinder in der Calatravastraße dasselbe Lied in spanischen Lauten.

V. 3 erweist sich in folgender Erzählung Fliedners in seinen Blättern aus Spanien S. 234 als ein gutes Wort fürs Kindesherz. Ein frühgereifter Knabe, Eugen Balz in Neuwied, erkrankte im Jahr 1871 im Alter von 5 Jahren. Er hatte schon vor dieser Zeit eine besondere Freude an den Liedern, welche seine älteren Geschwister lernten. Den Vorzug aber gab er dem Lied Luthers: „Vom Himmel hoch da komm ich her“, und in demselben dem dritten Vers:

> Es ist der Herr Christ unser Gott,
> Der will euch führn aus aller Noth;
> Er will eur Heiland selber sein,
> Von allen Sünden machen rein.

„Mama, sagte er, das ist doch der allerschönste von allen Versen, die es gibt in der ganzen Welt. Der geht auch sehr leicht zu lernen.“ In der Adventszeit kamen bei einem Schwesterchen die Pocken zum Vorschein, und mit dem Vater wurde auch Eugen unwohl. Doch

war er noch unter dem leuchtenden Christbaum und mit glänzenden Augen sagte er sein Lied: Vom Himmel hoch! — Nun mußte er zu Bette und am Neujahr waren die Pocken in vollem Gang. Die Leiden wuchsen, die Mama mußte ein Lied ums andere singen und als sie einmal das „Vom Himmel hoch" zu Ende gesungen, sagte er mit schwacher Stimme: „Mama mehr! ‚Es ist der Herr Christ unser Gott!'" Bald hernach entschlief er.

V. 8 ist wohl von jeher als eine Perle des Liedes in vieler Munde gewesen. — Samuel Auerbach, Pastor in Schenkenberg, empfieng kurz vor seinem Sterben 1628 das Mahl seines Herrn. Als es ihm dargereicht wurde, schlug er die Hände zusammen, sah gen Himmel und rief: „Bis willekom, du edler Gast!" — Scriver aber mag uns den Sinn dieses Wortes deuten, wenn er in seinem Seelenschatz (Thl. 1, 3 Pr.) sagt: „Er ist vom Himmel kommen in die Welt und hat sich in unser Elend heruntergelassen, wie wir singen:

> Bis willekomm, du edler Gast!
> Den Sünder nicht verschmähet hast,
> Und kommst in's Elend her zu mir:
> Wie soll ich immer danken dir?

Die Taucher und Perlenfischer lassen sich zuweilen etliche Klafter tief in's Meer hinab, die Perlen zu suchen, wie auch die Bergleute oft etliche hundert Lachter tief in die Erde hinunterfahren, das Gold, Silber und ander Erz zu graben: in was hohem Preis muß dann die menschliche Seele im Himmel sein, wenn um ihretwillen der Herr Jesus sich nicht gescheut hat, sich in das bittere Meer des menschlichen Elendes hinabzulassen?"

Ebenso tief eingreifend ist aber auch V. 13. Es ist das wohl ein Kindergebetlein im reinsten Stil, aber ebendeßwegen ein Gebetlein, das Kinder Gottes bis in ihr Ende hinein gerne gebraucht haben. — So erzählt Val. Herberger in seinen „Trauerbinden" (I, 295 f.): Ein Bürger aus Fraustadt 1607 sehnte sich herzlich nach dem Trost seines Beichtvaters. Da derselbe zwei Stunden vor Abends zu ihm kommt, richtet er sich rasch auf, während er eine gute Weile zuvor nichts gesprochen, und sagt: Ei das ist mir ein lieber, willkommener Gast! faßt ihn bei der Hand und spricht:

> Ach mein herzliebes Jesulein,
> Mach dir ein rein sanft Bettelein,
> Zu ruhen in meins Herzens Schrein,
> Daß ich nimmer vergesse dein!

Ach du mein lieber Herr Jesu Christe, der du mein höchster Schatz und Trost auf Erden bist, verlaß mich ja nimmermehr! Darauf legte er sich auf den Rücken und beschloß sein Leben, fast ehe der Geistliche seines Hauses Schwelle überschritten hatte.

Das Lied erscheint 1535 mit der Melodie f c c d c c b a, welche von Luther aus dem weltlichen Volksgesang aufgenommen worden ist. Nach ihr wurde anfangs Luthers Lied überall gesungen; sie findet sich noch im großen Wittenb. G. vom Jahr 1573 und selbst bei Prätorius 1609 und später. Da erschien die jetzt

gewöhnlich demselben gegebene c h a h g a h c zum erstenmal in dem Magdeb. Gesangbuch 1540, dem wahrscheinlich ein Wittenberger G. 1538 mit dieser Melodie vorangieng. Es liegt die Vermuthung nahe, daß diese schöne Weise von Luther selbst zu dem anfangs mit einer entlehnten Melodie versehenen Liede erfunden worden sei. Ob das geschehen, weil Luther nach Wackernagels Meinung je länger je weniger für Übertragung weltlicher Melodien auf geistliche Lieder war, oder ob diese nach v. Winterfelds Vermuthung einem allgemein beliebten Wiegenlied entlehnt sei, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden. Zu dieser Melodie lieferten im J. 1597 Johann Eccard, im J. 1604 Jakob Prätorius, 1608 Hans Leo Haßler und 1612 Seth Calvisius treffliche Tonsätze — ein Zeichen, in welchen Ehren sie von Anfang an stand. Die ältere Melodie wurde später mehr für das andere Lied Luthers verwendet: „Vom Himmel kam der Engel Schar." In origineller Weise hat ein Tonsetzer Georg Forster in Georg Rhaw's „123 Gesängen für die gemeinen Schulen, 1544" beide Melodien in der Art verknüpft, daß die Melodie vom Jahr 1540 im Tenor erscheint, die Oberstimme aber die Singweise des alten Volkslieds dazu führt. Winterfeld bezeugt, daß der ganze Satz bei dieser Verknüpfung fließend und wohllautend erscheine, und daß die begleitenden, sich untereinander selbständig nachahmenden Stimmen dem Ganzen eine heitere Beweglichkeit geben, während sie zugleich den Hauptgesang genügend hervorheben. (I, 202 f.)

11. Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich.

Von Nikolaus Hermann, dem ehrwürdigen Cantor in Joachimsthal († 1561) gedichtet 1554 „vom neugebornen Kindlein Jesu für die Kinder in Joachimsthal" und erschienen in den „Sonntags-Evangelia über das gantze Jar. Wittenberg 1560." (I, 395 f.)

Das Lied ist ganz in der kindlich herzlichen Weise des alten betagten Schulmeisters für ein echt kindliches Verständniß der Weihnachtsgeschichte geschaffen. Er hat dazu eine fröhlich anmuthige Weise geschaffen: f c c c c d c b a, welche auf einem leipziger Einzeldruck 1554 mit dem Lied Hermanns: „Kompt her, jr liebste Schwesterlein" — christlichem Abendreien vom Leben und Amt Johannis des Täufers für christlich züchtige Jungfrewlein — verbunden ist. Besonders kindlich und ansprechend ist die Wiederholung der letzten Zeile, welche in der That bei jedem Verse besonderen Nachdruck hat.

Daß es nicht bloß für Kinder, sondern auch für Erwachsene ein Lied ist, bewies Heinrich von Schönberg zu Frauenstein bei Freiberg, welcher es sich im Jahr 1616 abschreiben und mit ins Grab geben ließ.

In besonders kräftige Anwendung kam das Lied am 13. Oktober 1707 zu Wohlau. Als den Evangelischen daselbst die von den Katholiken abgenommene Kirche wieder eingeräumt wurde, haben sie an jenem Abend den Gottesdienst darin wieder angefangen mit dem Lied:

Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich,
In seinem höchsten Thron,
Der heut schleußt auf sein Himmelreich
Und schenkt uns seinen Sohn!

Prediger Lincke konnte die Predigt in dem wieder aufgeschlossenen Gotteshause vor vielen Thränen nicht beendigen.

V. 7 ist den Predigten unserer Väter ein Lieblingsvers. Wenn sie auf den wundersamen Tausch der Gottheit und Menschheit und auf unsern hohen Gewinn aus diesem Liebesrath zu reden kommen, läuft ihre Freude je und je aus in den Ton:

Er wird ein Knecht und ich ein Herr;
Das mag ein Wechsel sein!
Wie könnt er doch sein freundlicher,
Das Herze-Jesulein!

Der letzte Vers (8) aber hat eine neue Anwendung gefunden in folgender Geschichte. Regine Barbara Hochstetter, Gattin des Theologen Andreas Adam Hochstetter, war in gesunden Tagen schon in beständiger Bereitschaft auf die Ankunft ihres Herrn und sang oftmals mit tiefer Bewegung das Lied von Paulus Gerhardt: „Die Zeit ist nunmehr nah, Herr Jesu, du bist da!“ Aber besonders trug sie sich in den letzten drei Jahren ihres Lebens mit den Gedanken der Ewigkeit. Als darum Anfangs März 1708 ihr Sterbestündlein nahte, gieng sie demselben mit großer Freudigkeit entgegen. Es kamen wohl Stunden der leiblichen Hitze, wo sie auch über innerliche Dürre und Mangel an Glauben zu klagen hatte, aber, wie sie selbst da ausrief: Gott ist mir lauter Gerechtigkeit geworden! so wurde sie bald getröstet. Am Morgen des 5. März erwachte sie mit dem Gesang:

Heut schleußt er wieder auf die Thür
Zum schönen Paradeis,
Der Cherub steht nicht mehr dafür:
Gott sei Lob, Ehr' und Preis!

So schlummerte sie friedlich an diesem Tag sanft hinüber ins ewige Leben. (Christenbote 1840.)

12. Freuet euch, ihr Christen alle.

Von dem Rektor zu Zittau, M. Christian Keimann (1607—1662).

Dieser hochbegabte, auch in lateinischer und deutscher Dichtkunst gewandte Schulmann, wollte mit seiner Gabe auch der Schuljugend dienen. In diesem Sinn pflegte er die damals üblichen Schulcomödien, Aufführungen geistlichen und weltlichen Inhalts (vgl. III, 373). Und so findet sich in einem auf die Festzeit 1645 gedichteten Weihnachtsspiel „der neugeborne Jesus, Görlitz 1646“ das Lied: Freuet euch, ihr Christen alle.

Das ganze Lied hat in das Herz der Christenheit besonders durch den herrlichen Schlußreim jeder Strophe sich eingegraben:

Freude, Freude über Freude:
Christus wehret allem Leide!

Wonne, Wonne über Wonne:
Er ist die Genadensonne!

Dieser klare Freudenton ist um so voller, als er aus einer Zeit stammt, wo sich Leid genug um und an gefunden hat. Krieg, Pestilenz, theure Zeit, eine harte Jugend, ein vielgeprüftes Wirken müssen uns bei Keimann wie dichte Wolken erscheinen, zwischen welchen dieser Jubelruf als ein rechter Strahl der Weihnachtssonne hindurchzuckt. Es verband sich mit der Weihnachtsfreude noch eine andere. Im Sommer 1645 war zwischen Sachsen und Schweden ein Waffenstillstand geschlossen und dadurch ein weiterer Stein zum Aufbau des endlichen Friedens 1648 gelegt worden. Diesen Hoffnungsstrahl begrüßte Keimann, wie im Jahr zuvor Martin Rinkart (Nun danket alle Gott), mit seinem Lied, wo es im letzten Vers heißt:

Gib der ganzen Christenschar
Frieden und ein selges Jahr!

Das Echo jenes Freudenrufs haben wir bis auf den heutigen Tag auf den Kanzeln der evangelischen Christenheit, wo jener Schlußreim den beredten Lippen oft den volltönendsten Ausdruck der Weihnachtsfreude gibt. Aber es hallt der Ruf auch an den Sterbebetten nach. Als Kießling, der edle Kaufmann von Nürnberg, auf seinem Sterbebette lag, so erhielt er die Nachricht, daß einer seiner liebsten Freunde sein Vermögen verloren habe. Er hörte es wohl, aber statt einer Äußerung des Bedauerns rief er freudig mit Hand und Wort: „Freude, Freude über Freude, Christus wehret allem Leide.“ Die Sonne eines neuen Lebens schien ihn bereits zu umleuchten. — Der Vater des in Württemberg unvergessenen Dr. Bahnmaier starb im Jahr 1806 unter dem Rufe: „Freude, Freude über Freude!“ Sein Sohn drückte ihm in dieser seligen Aussicht dankbar die Augen zu.

Fast ähnlich wie das Lied aus dem Weihnachtsspiel zu schälen war, ist es mit seiner Melodie gegangen. Der Organist an der St. Johanneskirche zu Zittau, Andreas Hammerschmidt, schuf zu Keimanns Liedern manche Composition, bald in voller concertmäßiger Ausgestaltung, seltener in einfacherem Gewand. So erschien unsere Melodie: a a g f e e d d in den „Musikalischen Andachten, vierter Theil 1646“ mit einem sechsstimmigen Hallelujah eingeleitet und mit reichem Tonsatz geschmückt.

13. Fröhlich soll mein Herze springen.

Von Paulus Gerhardt. Erschien nach III, 317 f. in der achten berlinischen Ausgabe der Praxis pietatis melica von Joh. Crüger, welche wahrscheinlich ins Jahr 1653 fällt, worauf es auch in dem Nachdruck zu Frankfurt a. M. von Caspar Röteln und in dem Dresdenischen Gesangbuch, beide 1656, erscheint.

Der Gedankengang dieses Liedes im Geiste des Sängers ist folgender. Voran geht ein Posaunenstoß: Christus ist geboren, Gottes Held erschienen wie ein Bräutigam aus seiner Kammer: V. 1. 2. — In den folgenden vier Versen sucht der Dichter den

hohen Werth der Menschwerdung zu ergründen: ists nicht Liebe, wenn er den Sohn der Liebe V. 3, das Reich der Freude V. 4, seine Gemeinschaft V. 5 uns schenkt? Ja wohl, es ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt V. 6. — Durch solche Erwägungen des Herzens hindurch hört der Sänger in dem folgenden Verse des Kindleins Stimme selbst: V. 7. Hier ist der Mittelpunkt des Lieds. Die geschlossenen Lippen des Kindleins sieht der Sänger aufgethan (vgl. Zephanj. 3, 9 und Ps. 45, 3 mit Luc. 4, 22 und Matth. 11, 29 f.). — Nun stellt er sich als Herold des Kindes an der Krippe auf. Er ruft nach Matth. 11, 28 herbei alle Menschen V. 8, alle Mühseligen V. 9, alle Beladenen V. 10 und alle Armen V. 11. — Dann aber zu guter Letze wendet er sich und betet an, wie die Hirten und die Weisen V. 12—15. Er huldigt dem Kindlein als seinem Lebensquell V. 12, seinem Gotteslamm V. 13, seiner Zier V. 14, und verspricht ihm ewige Treue V. 15. — Es ist eine herrliche Folge von Weihnachtsgedanken, die sich wie ein Kranz um die Krippe zu Bethlehem herlegen.

Das Lied ist von Johann Crüger mit der Melodie: f g a c̄ b a g f geschmückt worden, welche sich in der Praxis pietatis melica 1653 findet und hierauf in der Psalmodia sacra vom Jahr 1658 in vierstimmigem Tonsatz und mit dreistimmiger Instrumentalbegleitung erscheint. — Gesungen wird es nicht nur bis auf diesen Tag in der evangelischen Christenheit, sondern schon seit 1723 in malabarischer Zunge von den zum Christenthum bekehrten Bewohnern der Küste Coromandel in Ostindien.

Eine schöne Verwendung des Lieds im liturgischen Gottesdienst zur Feier des heiligen Abends macht Inspektor Greiner in seinem Schulliederschatz (438) bekannt, wie er in den Anstalten zu Tempelhof gehalten wird. Nachdem die Versammelten den alten Lobgesang „Hallelujah, denn uns ist heut" gesungen haben und ihnen die Weihnachtsgeschichte aus Luc. 2 erzählt worden ist, stimmen zuerst die Kinder der Rettungsanstalt den Vers an: „Fröhlich soll mein Herze springen" und darnach folgen die Seminarzöglinge als zweiter Chor mit „Nun er liegt in seiner Krippen." Hierauf ergeht vom Liturgen an alle, an Groß und Klein, die Einladung: „Ei, so kommt mit offnen Händen!" und „Die ihr arm seid und elende!" Hernach singen alle: „Süßes Heil, laß dich umfangen." Daran reiht sich das Gebet und den Schlußgesang bildet die liebliche Arie: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit." — Wie oft aber die Weihnachtspredigt in der Christenheit schon in den aus Mariens Vorbild geflossenen Schlußvers: „Ich will dich mit Fleiß bewahren" ausgemündet hat, ist gar nicht zu sagen.

Eine besondere Erfahrung knüpft sich an V. 13 und 14. — Karl Heinrich von Bogatzky war am zweiten Weihnachtsfeiertag 1715 in der Kirche zu Glauchau bei Halle, als das Lied gesungen wurde: Fröhlich soll mein Herze springen. Da ergriffen ihn die Worte:

Meine Schuld kann mich nicht drücken,
Denn du hast meine Last
All auf deinem Rücken.
Kein Fleck ist an mir zu finden,
Ich bin gar rein und klar
Aller meiner Sünden!
Ich bin rein um deinetwillen;
Du gibst gnug Ehr und Schmuck,
Mich darein zu hüllen!

Zum erstenmal ward ihm der hohe Artikel von der Rechtfertigung recht aufgeschlossen und tröstlich, indem er so zum Glauben kam, daß er, obgleich in sich selbst unrein und verderbt, in Christo doch vollkommen rein und also getrost sein könne. (Lebenslauf, Halle 1801.)

14. Ich steh an deiner Krippe hier.

Von Paulus Gerhardt; erschien ebenfalls in der Praxis pietatis melica 1653, Nachdruck Frankfurt 1656 und Dresd. Gsgb. 1656.

Das Lied, welches bei Ebeling die Überschrift trägt: „An der Krippe" vertieft sich mit echt gerhardt'scher Innigkeit in die Begrüßung des hochgelobten Kindleins. Es geht dabei oft in eine Zärtlichkeit ein, wie sie dem Kirchenliede kaum mehr entspricht. Sind darum im kirchlichen Gebrauch einzelne Verse mit Recht bei Seite zu setzen, so werden sie für ein glaubiges Gemüth im Kämmerlein wieder besonders anziehend sein. —

Der Gedankengang des Lieds ist folgender: An der Krippe steht und kniet der Sänger mit den Weisen und Hirten und bringt statt Gold und Weihrauch und Myrrhen sein Herz, Seel und Muth und alles dar: V. 1. — Grund davon ist Jesu Lieb zu ihm V. 2, seine Erwählung in Ihm V. 3 und seine Erlösung durch Ihn V. 4, ganz so wie Ephes. 1, 3—7. — Jetzt betrachtet er sich das Kindlein näher, und sieht sich im ganzen nicht satt an ihm V. 5; beschaut sodann seine holdseligen Lippen V. 6, von denen so reicher Trost fließet V. 7, hernach die Händlein voll Lieblichkeit V. 8 und endlich die Äuglein voll himmlischer Klarheit V. 9. — Diese Betrachtung erfüllt ihn mit heiliger Entrüstung: Heu und Stroh ist viel zu schlecht V. 10, Rosen und Lilien taugen besser V. 11; und doch was ihm gefällt und wär es Gras, ist am besten V. 12. — Nun macht er seinen volltönenden Schluß: er will nicht Lust, sondern Leid für uns V. 13; und darum können wir ihm das Herz geben zur würdigen Wohnung V. 14, die er nicht verschmähen wird V. 15. — — Ein hoher poetischer Schwung waltet in diesem Lied, dessen Höhepunkt die Bitte ist: „So laß mich doch dein Kripplein sein; komm, komm und lege bei mir ein dich und all deine Freuden!" ein Gedanke, in dem der Sänger sich mit seinem Zeitgenossen Thilo im Liede: „Mit Ernst, ihr Menschenkinder" berührt.

Es mag unsrem Paulus Gerhardt als liebliche Ausführung seines Grundgedankens wohl das vorgeschwebt haben, was der

Kirchenvater Hieronymus von Stridon (vom Jahr 386—420 Abt eines Mönchsvereins zu Bethlehem) in einer seiner Schriften sagt: „So oft ich diesen Ort anschaue, so oft hat mein Herz ein süßes Gespräch mit dem Kindlein Jesu, das da im Kripplein gelegen. Ich sage: ‚Ach Herr Jesu, wie zitterst du um meiner Seligkeit willen, wie soll ich dirs doch vergelten?‘ Da dünkt mich, als wenn mir das Kindlein antwortete: ‚Nichts begehre ich, lieber Hieronymus, als: Ehre sei Gott in der Höhe! Laß dirs lieb sein: ich will noch geringer werden wie David, ich will noch geringer werden im Ölgarten und am Kreuze.‘ Ich spreche weiter: ‚Ich muß dir was geben, liebes Kindlein; ich will dir all mein Geld geben.‘ Das Kind antwortet: ‚Ist doch zuvor Himmel und Erde mein, ich bedarf nichts; gibs armen Leuten, ich wills annehmen, als wenn es mir selbst wäre gegeben worden.‘ Hieronymus: ‚Ich wills gerne thun, liebes Jesulein, aber ich muß auch dir für deine Person etwas geben oder ich muß vor Leid sterben.‘ Jesus: ‚Weil du denn so freigebig bist, so will ich dir sagen, was du mir geben sollst: gib her deine Sünden, dein böses Gewissen und deine Verdammniß.‘ Hieronymus: ‚Was willst du damit machen?‘ Jesus: ‚Ich wills auf meine Schultern nehmen, das soll meine herrliche That sein, daß ich deine Sünde will tragen, dein böses Gewissen heitern und deine Verdammniß wenden.‘ Da fange ich herzlich an zu weinen und spreche: ‚Ach, liebes Kindelein, wie hast du mir das Herz gerührt! Ich dachte, du wollest was Gutes, so willst du alles, was bei mir böse ist, haben. So nimm denn, was mein ist, und gib mir, was dein ist, so ist mir geholfen zum ewigen Leben.‘“

Unter anderen Weihnachtsliedern ist auch dieses ins evangelische Spanien verpflanzt worden. Pastor Fliedner erzählt von Weihnachten 1871, wie am einen Abend das Lied von Gerhardt: „Fröhlich soll mein Herze springen!“ und am andern Abend in der Schule der Maderabaja zu Madrid das Lied: „Ich steh an deiner Krippe hier“ als Perle der Weihnachtslieder die Ohren und Herzen der spanischen Christen, Klein und Groß, ergetzt habe. — Ja, Hindumissionar Hartmann erzählte 1874 auf dem Jahresfest in Beuggen, wie ein Schulmeister im Tululande mit seinen Zöglingen den fünfstimmigen Satz von Johann Eccard fein ausgeführt habe: „Ich lag in tiefster Todesnacht.“ Ein Stücklein, das ihm nicht gerade viele deutsche Schulmeister nachthun würden. (Christenbote 1874.)

Weise: Nun freut euch, liebe Christen 2c.

III. Passion.

---

15. O Lamm Gottes unschuldig.

Die durch Nic. Decius († 1541. Bd. I, 419 ff.) zu Stettin verfaßte Bearbeitung des uralten lateinischen Meßgesangs: „Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis“ nach Joh. 1, 29.

Diese Worte sind eigentlich aus der griechischen Kirche entlehnt, in der man sich derselben beim Morgengesang bediente. Gregor der Große nahm sie nach der lateinischen Uebersetzung in sein Liber sacramentorum auf; sie wurden aber fast das ganze siebente Jahrhundert hindurch bloß vom Priester gesungen. Im Jahr 692 verbot das Trullanische Concil, Christum unter dem Bilde eines Lammes darzustellen. Da traf Papst Sergius I. (687—701), welcher gegen dies Verbot war, die Anordnung, daß das Agnus Dei vom Priester und Volk gemeinschaftlich gesungen werde, und zwar bei der Communion. Als aber zur Zeit Carls des Großen Hadrian I. den Beschluß jenes Concils anerkannte, durfte es bloß noch vom Chor gesungen werden, und so blieb es ein stehender Theil der Meßgesänge in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag. Es ist der Schluß derselben und wird als Gebet vom Chor herab gesungen, unmittelbar vor dem Genuß, nachdem Hostie und Kelch consecrirt sind. Im 12. Jahrhundert sodann kam die dreimalige Wiederholung dieser Worte auf und wurde bald allgemeine Sitte. Guilielmus Durandus, Bischof zu Mende († 1270), gibt in seinem Rationale officiorum divinorum (IV, 52.) Folgendes als Grund für die dreimalige Wiederholung an: „Niemand hat größere Geduld in den allergrößten Leiden, Versuchungen und Anfechtungen von sich leuchten lassen, als der liebe Heiland, deßhalb sich die christliche Kirche darüber verwundert und wohl bedächtig dreimal singet: Agnus Dei, qui tollis etc. Bei der dreimaligen Wiederholung sollen wir bedenken, wie der Herr Jesus unsere Sünden 1) weggetragen, 2) die Strafe selber getragen, 3) uns in der Predigt des Evangelii und im hochheiligen Abendmahl sein Verdienst ins Herz getragen habe." Der Zusatz in V. 3: „dona nobis pacem — gib uns den Frieden" statt des miserere nobis entstand durch den Friedenskuß, womit sich alsdann die Gemeinde zu begrüßen pflegte.

Im Blick auf diesen und ähnliche lateinische Gesänge beim Gottesdienst hat nun Luther schon 1525 geschrieben: „Ich wollt' auch, daß wir viel deutsche Gesänge hätten, die das Volk unter der Messen sünge. Denn wer zweifelt daran, daß solche Gesänge, die nur der Chor allein singet, oder antwortet auf des Bischofs oder Pfarrherrs Segen oder Gebet, vorzeiten die ganze Kirche gesungen hat? — Aber es feilet uns an deutschen Poeten und Musicis, oder sind uns noch zur Zeit unbekannt, die christliche und geistliche Gesänge, wie sie Paulus nennet, machen könnten, die es werth wären, daß man sie täglich in der Kirchen Gottes brauchen möge." Während er dies an Nicolaus Hausmann schrieb, war durch einen andern Nicolaus sein Wunsch für das Agnus Dei der Erfüllung nahe. Unser Nicolaus vom Hoffe hat für die deutsche Messe in Luthers Sinn neben dem Gloria (Allein Gott in der Höh) das Agnus verdeutscht, so daß möglicherweise das Wort in der deutschen Messe Luthers 1526: „Darnach segne man den Kelch und gebe denselben auch und singe das deutsch Agnus Dei!" schon auf dieses Lied des Nicolaus bezogen werden könnte. Er dichtete aber sein Lied in niederdeutscher Mundart: „O Lam Godtes vnschüldich". Doch er-

scheint es erst 1531 im Rostocker Gesangbuch: „Geystlek leder“ und im Magdeborcher 1534; in hochdeutscher Sprache zum erstenmal in dem durch Schumann zu Leipzig 1539 gedruckten Gesangbuch, anonym.

Die Melodie soll Nicolaus, der ein guter Harfenspieler und Musikus gewesen, selbst erfunden haben. Dies bezeugen nach Rehtmayers braunschweigischer Kirchenhistorie (II, 19) alle, die ihn gekannt, und besonders Autor Steinmann. Sie erscheint zuerst in Joh. Spangenbergs Kirchengesängen, Magdeburg bei Lotter 1545; schon im 16. Jahrhundert zeigen sich aber zwei nicht unbedeutend verschiedene Formen derselben, die eine in Norddeutschland mit dem Anfang: f f f c c d c; die andere in Süddeutschland, zuerst in der Pfalzneuburger Kirchenordnung 1557 und im Straßburger Kirch.-G. 1560, mit dem Anfang: f a c c c (oder d) d c. Der Hauptunterschied liegt, abgesehen vom Rhythmus, welcher in der ersten Form, viel mannigfacher bewegt und mit rhythmischem Wechsel versehen, dem Trippeltakt sich nähert, während er in der andern geraden Taktes, ruhiger und gleichmäßiger ist, in der ersten Zeile des zweiten Theils. Sie heißt in der norddeutschen Form: a a a g g (oder e) f e d c, in der süddeutschen f d e f d c h c — beides eigenthümlich sinnvoll, das zweite mit dem hohen Aufschwung aber offenbar eindringlicher. Auch der Rest des zweiten Theils ist, jedoch weniger wesentlich, verschieden. Woher diese bedeutenden Verschiedenheiten kommen, wie sie bei keiner andern M. sich zeigen, ist nicht mehr zu ermitteln. Das A. Kirch.-G. gibt sie in der süddeutschen Form. — Erst gegen Ende des Jahrhundert hat diese herrliche Melodie eine reichere Bearbeitung gefunden. Johann Eccard hat sie mit einem fünfstimmigen Satz geschmückt und in der kunstreichen Verschlingung der Stimmen ihren Gehalt treffend entwickelt. Sebastian Bach vollends hat der Melodie eine besondere Weihe gegeben. In seiner großen Passionsmusik nach Matthäus läßt er zwei Chöre auftreten, welche, wie Winterfeld es schön entwickelt, die Gemeinde der gläubigen Seelen darstellen. Der eine Chor fordert zur Theilnahme auf an dem, was sich mit dem Bräutigam der Seelen begeben werde; der andere forscht und drängt vorwärts in lebhaft erregtem Antheil. Zu diesem Doppelchor: „Kommt, ihr Töchter, helft mir klagen!“ tritt die Kirche hinzu. Mit dem ehrwürdigen Choral: „O Lamm Gottes unschuldig“, der über dem Treiben und Wogen der Sehnsucht, des Fortdrängens, der Klage in beiden Chören schwebt, sänftigt sie die ruhelose Bewegung und drückt dem Ganzen das Gepräge einer heiligen Feier auf, und der ganze Tonstrom gewährt jeder Wendung der Melodie die lebendigste harmonische Entfaltung. (III, 373 f.)

Obgleich die „deutsche Messe“ Luthers sich in der evangelischen Kirche nicht erhalten hat, so blieb doch unser Lied nach seiner Anordnung durch alle Zeiten das eigentliche Abendmahlslied der Protestanten. — Dr. Heinrich Müller zu Rostock sang dieses Lied, obwohl sehr ohnmächtig, voll großer Herzensfreude, als er in der

Stunde seines Todes (23. Sept. 1675) das heilige Abendmahl genoß, und tröstete dann in gewisser Hoffnung des ewigen Lebens die Seinigen mit den Worten: „Ungehindert von dem Leibe des Todes werde ich vor dem Stuhle des Lammes mit größerer Kraft für euch beten.“ — K. H. von Bogatzky schreibt in seinem Lebenslauf (S. 30): „Ich besinne mich noch, daß wenn ich Sonntags beim Abendmahl das Lied singen hörte: O Lamm Gottes unschuldig! ich dabei nur immer daran dachte, daß ich auch möchte so geduldig sein, als das Lamm Gottes. Dies war ja wohl besser, als wenn ich ganz ohne Bedacht gesungen hätte, aber das Beste, was zum Glauben diente, daß Christus dies alles für uns gelitten und uns durch seinen Kreuzestod versöhnet, vergaß ich, oder setzte das als eine ganz leichte Sache voraus, die ich längst geglaubt hätte.“ Immerhin hat auch so das Abendmahlslied in das Herz des zwanzigjährigen Jünglings (1710) einen Samen gelegt, der hernach aufwachte. Es war das Band von dem Zeitpunkt, wo er die Tugend für sein Ein und Alles gehalten, zu der Gnadenstunde, wo das Lamm Gottes sein Ein und Alles wurde. — Auch jetzt noch singt man das Lied während der Austheilung des heiligen Mahls. Besonders ergreifend aber ist seine Verwendung am Karfreitag. In manchen Gegenden Württembergs wurde bis in die letzten Jahrzehnte am Schluß der Predigt das Lied von der ganzen Gemeinde und unter dem Läuten aller Glocken angestimmt; und noch immer wird mancher Bußtags- und Karfreitagsgottesdienst unter diesen Klängen beschlossen.

Ein gottgesegnetes Mittel zu Errettung aus großer Lebensgefahr ist nach der Erzählung von Ludwig Harms (Goldene Äpfel rc. 81 ff.) das Lied im Jahr 1717 geworden. — Aus der Gemeinde Hermannsburg war zu dem Heer von Prinz Eugen ein Herr von Staffhorst gestoßen mit zwei Reitknechten, Hans Püffel und Peter Paasch. Vor Belgrad war er mit Püffel gefallen, Paasch aber wurde gebunden weggeführt, um schmählich getödtet zu werden. Die Türken legten zwei Stecken übereinander in Form des Kreuzes; das sollte Paasch anspeien. Er aber schlug jeden Türken, der das Kreuz anspie, ins Gesicht, bis man ihm Hände und Füße band. Nun wurde er mit Dolchen und Messern gestochen, um zum Anspeien des Kreuzes gebracht zu werden; und als auch das nichts half, nagelte man ihm beide Hände über den Kopf an einem Baumstamm fest und wollte ihn mit Peitschen und Stockschlägen zwingen, den Namen Muhammed auszusprechen. Aber so oft man ihm den Namen vorsprach, sagte er: Jesus Christus. Da entschlossen sich die Feinde Christi, zu seinen Füßen ein Feuer anzuzünden, bis er entweder verleugnete oder stürbe. Als nun Paasch sah, daß sein Tod nahe war, betete er mit andächtiger Stimme ein Vaterunser, dann den Glauben und endlich flehte er sogar für die Feinde, wie Stephanus. Hiedurch wurde er mit solcher Freude erfüllt, daß er mit alles übertönender Stimme den Passionsgesang anstimmte: „O Lamm Gottes unschuldig, am Stamm des Kreuzes geschlachtet!“ Eben hatte er den dritten Vers zu Ende gesungen und mit den Worten geschlossen:

„Gib uns den Frieden, o Jesu!"

da ertönte draußen vor dem Walde heller Trompetenklang. Deutsche Reiter brachen herein, die Türken stoben auseinander, und mit Staunen sahen die Reiter den angenagelten Paasch und das Feuer zu seinen Füßen. Sie machten ihn eilends los, und ohnmächtig fiel er in ihre Arme. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, fragte er sie: Wie hat euch Gott gerade zu rechter Stunde hergesandt? Sie antworteten: Wir waren zur Verfolgung der Türken ausgesendet, da hörten wir im Wald den Gesang: O Lamm Gottes. Das ist ein Christ! riefen wir und jagten herein in den Wald: das Lamm Gottes hat dich errettet. Die Sache kam auch vor die Ohren von Prinz Eugen; der hieß ihn aufs beste verpflegen und entließ ihn ins Vaterland. Noch zehn Jahre lebte er auf Paaschen Hof in Bonstorff, trug die Wundenmale des Herrn Jesu an seinem Leibe zur Stärkung der Gemeinde im Glauben, und ist, wie der gleichzeitige Pastor Christof Gabriel Stock daselbst berichtet, im Jahr 1728 gestorben, nachdem er eben gesungen: O Lamm Gottes unschuldig.

Das Lied ist auch für Seelennoth schon zur Arzenei und Errettung geworden. Ein Hofmeister bei einer gräflichen Familie in Oberschlesien erzählt in einem Briefe an einen Freund: „Wir wohnten mitten unter Katholiken, so daß ich mehrere Monate hindurch keinen öffentlichen Gottesdienst mehr besuchen konnte und es in meinem Herzen immer dunkler ward. Da träumte es mir einst, ich sei in dem ehemaligen Arbeitszimmer meines seligen Vaters und er wandle in der Stube auf und ab und blase auf seiner Flöte mit dem innigsten Ausdruck das Lied: ‚O Lamm Gottes rc.' Bis zu Thränen rührten mich die Töne und es kam mir im Schlaf die Überzeugung, mein Vater wolle mir durch dieses Lied andeuten, ich solle meine Zuflucht zu dem Herrn und seinem Abendmahl nehmen, um von der Herrschaft einer unlautern Weltliebe frei zu werden. Ich erwachte und mußte immer noch weinen, fühlte aber von da an mein ganzes Wesen wunderbar verändert und mein Herz von den Banden losgemacht, die es umstrickten. (Basler Samml. 1838. S. 92 f.)

Ein sechzehnjähriges Mädchen, Magdalena, die in eitlem Weltsinn dahin gelebt hatte, wurde im Jahr 1762 in einer tödtlichen Krankheit so erweckt, daß sie tiefe Reue und große Anfechtung über ihre Sünden empfand. Sie konnte lange gar nicht glauben, daß ihr von Gott ihre vielen Sünden können vergeben werden, also daß sie dem Seelsorger, der sie mit der Geschichte von der Sünderin Luc. 7, 36 ff. trösten wollte, entgegnete: „Ach! das geht mich nichts an; diese begnadigte Magdalena bin ich nicht." Da sang ihr zwei Tage hernach ihre Magd das Lied: O Lamm Gottes unschuldig! vor und sie sang mit. Darauf schlief sie sanft ein, und als sie erwachte, fieng sie zum Staunen der Umstehenden, denen sie wiederholt zurief: „Thut Buße, thut Buße!" mit einemmale zu beten an: „O du seliges Lamm Gottes! Erhöheter Heiland, du großer Sünder-

freund! wie kann, wie soll ich dir genugsam danken, daß du auch für mich, die größte Sünderin, gestorben bist." Nun war sie von ihrer Begnadigung bei Gott so lebendig überzeugt, daß sie trotz aller Schwäche Gott laut und fröhlich pries und das Lied anstimmte: „Nun danket alle Gott." (Der christliche Volksfreund. Halle 1817.)

Mit diesem Lied haben auch in jüngster Zeit zwei Seelenhirten unsrer Tage, stark im Glauben, treu in der Liebe, fruchtbar an guten Werken, Abschied von der Welt genommen. Dr. Theodor Fliedner, der Erneuerer des Diakonissenamts in der evangelischen Kirche und Begründer der Anstalten in Kaiserswerth, lag im Herbst 1864 auf dem Sterbebette. Je näher er sein Ende herankommen sah, desto mehr hat er, fern von aller Selbstgerechtigkeit, sich gestärkt durch den Glauben an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, durch den Blick auf Jesu versühnendes Blut, ohne welches wir verzagen müßten. Mit väterlichem Segen verabschiedete er sich von den Seinen. Als er im finstern Thale zu wandern begann, da sangen die Umstehenden: O Lamm Gottes unschuldig, knieten nieder und flehten für ihn um ein seliges Ende. Mehreremal gab der Sterbende seine Zustimmung zu erkennen und eilte, ohne des Todes Bitterkeit zu schmecken, hinüber zum ewigen Frieden (4. Okt. 1864). — Ähnlich ist der Heimgang des theuren Wilhelm Löhe, Pfarrers in Neuendettelsau, gewesen. In 35 Jahren gesegneter Arbeit an seiner Gemeinde und für die lutherische Kirche hatte er einen herrlichen Kranz von Anstalten in jenem fränkischen Dörflein entfaltet. Am Ende des Jahres 1871 nahte sein Feierabend. Doch erholte er sich von seiner Schwäche so, daß er am Neujahrstage 1872 aufstehen und die zahlreichen Glückwünsche der Seinen in altgewohnter Weise entgegennehmen konnte. Nachmittags wurde er vom Schlage gerührt. Als sein letztes Stündlein zu kommen schien, beteten sie den 90. Psalm, knieten nieder und stimmten unter Thränen das Lied an: O Lamm Gottes unschuldig. Unter diesen Klängen hatte Löhe, wie seine Mutter zuvor, zu scheiden gewünscht. Erst am Abend des andern Tags (2. Jan. 1872) begann der letzte Kampf, und die Seinen stimmten dasselbe Lied nochmals an. Darauf ist er im Frieden entschlafen. In der Stille der Nacht aber verkündigte der im Pfarrhof gesungene und von Posaunen begleitete Choral: „Wachet auf! ruft uns die Stimme" der Gemeinde, daß ihr Hirte in den Freudensal des himmlischen Jerusalems eingegangen sei. (Vgl. Greiner, Schulliederschatz.)

16. Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen.

Von Johann Heermann in Köben a. d. O. (1585—1647). Das Lied findet sich in seiner Devoti Musica Cordis oder Hauß- vnd Hertz-Musika. Breslaw—Leipzig 1630. S. 63—65, unter der Überschrift: „Ursache des bittern Leidens Jesu Christi und Trost aus seiner Liebe und Gnade. Aus Augustino (Meditationes 7)."

Es ist der Mühe werth, zu sehen, wie treu und kunstvoll Heermann sich an Augustins Betrachtung anschließt. V. 1—3 ist die

Pilatusfrage: „Was hat dieser denn Übels gethan?“ Luc. 23, 22. aufgenommen, wie Augustinus beginnt: Quid commisisti, dulcissime puer, ut sic judicareris? quid commisisti, amantissime juvenis, ut adeo dure tractareris? Nur daß der Dichter in V. 2 die Plagen des Herrn noch gründlicher ausführt, als Augustinus gethan, und die Antwort in V. 3 aufs nachdrücklichste gibt mit dem schönen Schluß: „Ich, ach Herr Jesu, habe dies verschuldet, was du erduldet.“ — — In V. 4—7 werden die Wundergegensätze in dem Leiden (Paradoxa passionalia, 8 Predigten über dies Lied von Senior Joh. Knopff in Ascherleben, Frankfurt 1688) aufgestellt. Augustinus ist in solchen Gegensätzen Meister: Peccat iniquus et punitur justus, delinquit reus et vapulat innocens, offendit impius et damnatur pius. Quod meretur malus, patitur bonus; quod perpetrat servus, exsolvit dominus; quod committit homo, sustinet Deus. Darauf folgt V. 6 im Anschluß an Jesajahs Klage 1, 5. 6. ein tiefes Sündenbekenntniß: „Ich war von Fuß auf voller Schand und Sünden, bis zu der Scheitel war nichts Guts zu finden. Dafür hätt' ich dort in der Hölle müssen ewiglich büßen.“ Und daher der Lobpreis der himmlischen Liebe V. 7, zu welcher Augustinus sagt: Ego fruor deliciis, tu laniaris clavis; ego pomi dulcedinem, tu fellis gustas amaritudinem; mihi ridens congaudet Eva, tibi plorans compatitur Maria. Ecce, rex gloriae, ecce mea impietas et tua claret pietas. — — V. 8. 9. Was kann ich dir dafür thun? Quid, rex meus et Deus meus, quid retribuam tibi pro omnibus, quae retribuisti mihi? — — V. 10—13. Zum Dank will ich mein Fleisch kreuzigen V. 10. 11., deinen Willen thun V. 12 und der Welt Plage um deinetwillen nicht achten V. 13. V. 10 heißt bei Augustinus: Est, cui fragilitas mea in aliquo suppetit: si tua visitatione compuncta mens carnem suam crucifigat cum vitiis et concupiscentiis. — — V. 14. 15. Der zeitliche Dank ist klein und doch herzlich, der ewige Ruhm ist groß und wird wohllauten. In diesem triumphirenden Ausblick beim Abschluß des Lieds hat sich Heermann weit über Augustinus aufgeschwungen, welcher bloß mit dem Gebete schließt: ne veniat mihi pes superbiae et manus peccatoris non moveat me. — Es ist eine wohlthuende Harmonie zwischen dem alten Kirchenvater und dem lutherischen Kreuzträger; wie oft aber die Töne dieses Liedes mit Gerhardtischen Gedanken zusammenklingen, ist dem achtsamen Liederfreunde nicht verborgen.

V. 1 ist im Leben des bekannten mystischen Theologen Dr. Petersen einmal besonders bedeutsam geworden. Als er Superintendent in Lüneburg war und manche Anfeindung wegen seiner Lehre erlitt, predigte Einer wider ihn zu Lüneburg von der Kanzel und ermahnte die Obrigkeit, sie solle diesen Mann, der nur zum Unkraut auf dem Acker gerechnet werden könne, absetzen; sie hätte ja auch, wenn er nicht weichen wollte, das Recht, ihm den Kopf vor die Füße zu legen. Als dieser Sturm der Rede vertobt war, begann der Cantor in ergreifender Weise zu singen: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?“ so daß alle Gemüther tief gerührt waren. (Lebensbeschreibung 1717.) — Besonderen Trost gewährte aber das Lied dem frommen Sänger und Kreuzträger Johann

Tribbechow (IV, 372) in Halle. Derselbe war 1710—1712 von tiefer Schwermuth gebunden, von welcher ihm nur der Tod Erlösung brachte. Als er nun im März 1712 sich von Halle nach Tennstädt zu seiner Mutter führen ließ, bliesen sie vom Thurm, während er einfuhr, das Lied: Herzliebster Jesu! Das brachte dem Gemüthskranken eine solche Glaubenskraft, daß er es mit lauter Stimme nachsang und nach wenigen Tagen mit großer Glaubensfreudigkeit seinen Lauf selig vollendete.

V. 3 hat seine eindringende Kraft in folgendem Fall erwiesen, den wir bei Seiffart Singul. 404 finden. Als ein Prediger am Sonntag Estomihi vom Leiden und Sterben Jesu Christi redete und unter anderem sagte, das Blut Christi rede besser denn Abels, fuhr er fort: „Warum? Es ruft: Ich, ich tilge deine Übertretung um meinetwillen!“ Jes. 43, 25. Da rief auf einmal ein Weib überlaut: Ich, ich! Der Prediger wundert sich, läßt sich aber in der Rede nicht irren. Nachher fragt er die Frau, warum sie denn so überlaut gerufen: Ich, ich? Sie antwortete, er möge ihr verzeihen, aber als er die Worte gesprochen: Ich, ich tilge deine Übertretung! da hätte sie gedacht und vor herzlicher Andacht rufen müssen: Ich, mein Herr Jesu, habe das verschuldet, was du erduldet! Worauf denn der Prediger mit Verwunderung bemerkte: „Das ist das Wort Gottes; so sind Euch die Nägel Jesu zu Spießen und Nägeln im Herzen geworden.“

Zu V. 13: „Ich werde dir zu Ehren alles wagen!“ machte Schamelius in seinem Naumb. G. 1720 die kurze Bemerkung: „leicht gesungen, schwer prakticiret!“ Das kam dem tapfern Glaubenshelden, dem Thorn'schen Präsidenten J. G. Rösner in Polen, in den Sinn, als er, weil in der protestantischen Stadt Thorn ein Volksauflauf gegen das Jesuitencollegium stattgefunden hatte, durch die blutige Rache der Jesuiten den Tod erleiden mußte (7. Dez. 1724). Da sagte er diesen Vers noch her und setzte dann hinzu: „Dies soll ich nun prakticiren!“ (Jablonsky, das betrübte Thorn. 1725.)

Die Melodie: g g g f d g a b b c̄ a ist von Joh. Crüger und steht in G Moll in dessen „Newem vollkömmlichem G. Augsburgischer Confession“ vom J. 1640. Joh. Heermann führt in der Haus- und Herzmusik 1630 sein Lied mit der Bemerkung auf: „Im Ton: ‚Geliebter Freund, was thut ihr so verzagen.‘“ — Eine auf dieses Lied des Nicolaus Hermann gefertigte Weise findet sich in Scheins Cantional vom J. 1627. Die erste Zeile derselben, in die Crüger'sche Tonart versetzt, lautet in theilweiser Ähnlichkeit: d e fis g fis g a b b c a; der Anfang der zweiten Zeile — a b — ist ebenfalls ähnlich, dann ist sie aber abweichend; die dritte Zeile beginnt und schließt wie die Crüger'sche, und die vierte Zeile ist ganz gleich. Demnach scheint Crüger dieselbe frei überarbeitet zu haben. — Eine andere Weise, welche ursprünglich auf das Lied von Barth. Gese, Cantor zu Frankfurt a. d. O.: „Wend' ab dein Zorn, lieber Gott, mit Gnaden“ gefertigt und erst später auf das Lied: „Herzliebster Jesu“ angewandt wurde: g g b a g f g a b a g,

hat in Versmaß und Tonart ebenfalls eine gewisse Ähnlichkeit. Sie findet sich zuerst bei dem 5. Psalm in „Psalmorum Davidis paraphrasis poëtica Georg. Buchanani, illustrata op. Nath. Cytraei. Hernborn. 1584.", dann aber auch z. B. in Frl. G. Gesamtausg. 1741. vor und ist wahrscheinlich von Statius Olthof, erstem Cantor zu Rostock, aus Osnabrück gebürtig, verfertigt. Man hat, wohl mit Unrecht, behauptet, Crüger habe seine Melodie aus dieser entlehnt. — Die Crügersche Weise hat Joh. Seb. Bach auf ergreifende Weise in seine beiden Passionsmusiken nach Johannes und Matthäus eingereiht.

17. Jesu, deine tiefen Wunden.

Von Johann Heermann, Pfarrer zu Köben, verfaßt, als er nach Lissa in Polen sich zurückgezogen hatte; veröffentlicht in seiner „Hauß- und Hertzmusika", vierte Ausgabe 1644, vielleicht schon 1640; und überschrieben: „Trost aus den Wunden Jesu in allerlei Anfechtung. Ex manual. D. August. c. 22."

In der That hat sich dies Lied des edeln Kreuzträgers als ein Trost für die Kirche bewährt. Gabriel Wimmer nennt es in seiner Liedererklärung die panacea vulnerum Christi, die allgemeine Arznei der Wunden Christi, und setzt hinzu: „sie hat ihrer vielen die bevorstehende Todesangst versüßet." Hedinger gab ihm in seinem „Herzensklang 1704" die Überschrift: „Christi Wundenbetrachtung, eine Arzenei wider die Sünde." Und Graf Zinzendorf äußerte: „Die Krone aller alten Lieder ist wohl Augustini ‚Jesu, deine tiefen Wunden', worin unsre ganze Lehre und Praxis enthalten ist." Es war in keiner Weise nöthig, daß Justus Gesenius dasselbe einer freien Bearbeitung unterwarf 1657: „Jesu, deine heilgen Wunden."

Das Original lautet: Cum me pulsat aliqua turpis cogitatio, recurro ad vulnera Christi (v. 1). Cum me premit caro mea, recordatione vulnerum domini mei resurgo. Cum diabolus mihi parat insidias, fugio ad viscera misericordiae domini mei, et recedit a me (v. 2). Si ardor libidinis moveat membra mea, recordatione vulnerum domini nostri filii Dei extinguitur (v. 3). In omnibus adversitatibus non inveni tam efficax remedium, quam vulnera Christi (v. 4). In illis dormio securus et requiesco intrepidus (v. 6). Christus mortuus est pro nobis. Nihil tam ad mortem amarum, quod morte Christi non sanetur (v. 4). Tota spes mea est in morte domini mei. Mors ejus meritum meum et refugium, salus, vita et resurrectio mea; meritum meum miseratio domini. Non sum meriti inops, quamdiu ille miserationum dominus non defuerit (v. 5). Et si misericordiae domini multae, multus ego sum in meritis. Quanto ille potentior est ad salvandum, tanto ego sum securior (v. 6).

V. 1—3. Diese Verse, besonders die zweite Hälfte des ersten, sind schon manchem Jüngling und mancher Jungfrau von treu besorgten Eltern und Lehrern bei ihrem Eintritt in die Welt als tägliches und stündliches Gebet empfohlen worden zur Bewahrung vor den Irrwegen der Sünde. Sie sind dem Spruche der Zucht gleich,

den der alte Tobias seinem Sohn auf den Weg gegeben Tob. 4, 6. Wohl dem, der darnach thut! — Hieronymus hatte den gottseligen Spruch: „Deum meditare et coelum fiet cor tuum, d. i.: Gedenke fleißig an Gott, so wird dein Herz ein Himmel werden.“ — Treffend sagt der gottselige Scriver (Seelenschatz I, 3, 32): „Ich halte, ein einiger Anblick des gekreuzigten Heilandes, der im Glauben und rechtschaffener Andacht geschieht, sei genug, alle Sündenlust zu dämpfen. Bewahre du, christliche Seele, in deinem Herzen durch stetiges Andenken die Geißeln und Ruthen, die mit dem Blute Jesu gefärbet sind, und halte sie deinem sündlichen Fleische für und zwinge es damit, so oft es Lust zur Sünde gewinnet.“

Das ganze Lied aber und besonders V. 4—6 sind als Trost in Todesnoth erschienen am Todtenbette von Philipp David Burk, Specialsuperintendent in Kirchheim u. T. (22. März 1770). Nachdem er daselbst mehrmals mißlich scheinende Krankheiten auszustehen gehabt, überfiel ihn seine letzte Krankheit mit heftigem Fieberfrost, als er gerade über Ebr. 6, 7 und 8 mit Zuziehung von Vers 4 des Liedes: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ eine Beichtrede hielt. Es brachen einige Geschwüre in der Brust auf und seine Lunge wurde unbrauchbar. Er aber sah diese seine letzte Krankheit als einen Tiegel an, den der Herr gebrauchte, ihn von allem loszumachen, was sich nicht auf den lautern, einfältigen Glauben an Jesum, den Heiland, und den Zugang zum Vater durch Christum gründete. Nichts als dieses, das bekannte er oft, bleibe ihm übrig, nemlich der lautere Halt an die Gnade Gottes in Christo Jesu; was er andern gepredigt und gezeuget, das beweise sich nun als Wahrheit an seinem Herzen. „O wenn einer auf das Todtenbett kommt“, rief er einmal aus, „da wird einem alles abgestreift, das eigene Wissen, Wirken, Haben, nichts bleibt einem übrig, als das bloße Erbarmen in Christo. O wie wird mir's sein, — setzte er dann mit Thränen hinzu, — wenn ich meinen lieben Herrn Jesum, von dem ich so viel gepredigt habe, das erstemal sehen werde!“ Darum ließ er sich von seinen Freunden das Lied: „Jesu, deine tiefen Wunden“ singen und fühlte sich dadurch herzlich gestärkt zum glücklichen Überwinden.

Aus dem neuesten Krieg 1870 erzählt Divisionsprediger Kadelbach von einem schwer verwundeten Schlesier, dem durch einen Schuß in die Brust zwei Rippen verletzt und die Lunge durchbohrt war. Mit Freuden ergriff er die Hand des Geistlichen, als dieser ihn zum erstenmale besuchte, und dankte Gott, daß er nicht ohne geistliche Stärkung sterben werde. Als nach 6—7wöchentlichem Ringen sein Todestag eintrat, antwortete er seinem Seelsorger auf die Frage, ob er noch etwas an die Seinen zu bestellen hätte, mit mühsam keuchender Stimme: „Meinen letzten Gruß — meiner Frau — und meinen Kindern. Gottes Segen — über sie! — Schreiben Sie — an den Pastor, — er soll zum — Gedächtniß — in der Kirche — singen lassen: Jesu — deine tiefen Wunden, — deine Qual, — dein bittrer — Tod!“ Da versagte ihm die Stimme;

nach diesen letzten Worten war er bald erlöst. (Meine Gedenkblätter, Heilbronn 1873. III, 151.)

Melodie: Freu dich sehr, o meine Seele.

18. Wenn meine Sünd' mich kränken.

Von Oberhofprediger und Generalsuperintendent Justus Gesenius (1601—1673) zu Hannover gedichtet, als er mit Denike 1640 f. die ersten Anfänge des Hannöverschen Gesangbuchs von 1659 herausgab (III, 230 ff.).

Nach Raumer wäre es eine Umdichtung des alten Passionslieds: „Hilf Gott, daß mir gelinge.“ Dieses ist von Heinrich Müller, einem gebornen Nürnberger, im Gefängniß gedichtet, in welchem er als Zeuge der Wahrheit von Herzog Georg von Sachsen zwölf Jahre lang gehalten wurde, worauf er dann über vierzig Jahre zu St. Annaberg Schreib- und Rechenschule hielt. Es erschien im Jahr 1545 im V. Babstschen Gesangbuch und ist vielleicht schon in den zwanziger Jahren gedichtet. Allein bei näherer Einsicht stellt sich heraus, daß zwischen dem Inhalt beider Lieder nicht die geringste Ähnlichkeit sich findet. Es ist absichtlich über denselben Gegenstand und mit dem nemlichen Silbenmaß gedichtet, um es dem minder brauchbaren Lied an die Seite zu stellen. Es ist auch wohl gelungen; und nur eine kleine Ironie des Schicksals mags genannt werden, daß dem ehrwürdigen Mann, der die verhängnißvolle Bahn der Liederveränderungen betreten hat, der Anfang seines eigenen Lieds umgebogen wurde in: „Wenn mich die Sünden kränken.“

Das ganze Lied, besonders V. 3, hat in folgender Erzählung seine Segenskraft erwiesen. Am 16. März 1785 starb in Berlin ein siebzehnjähriger Jüngling. Lange war er als ein verlorner Sohn der Gegenstand der Seufzer und Gebete seiner Eltern, als endlich die Hand der rettenden Gnade ihn aufs Krankenbett legte, auf welchem unter den heißen Thränen der um ihn weinenden Mutter das Eis seines Herzens zu schmelzen begann. Sein Gewissen erwachte; er erkannte, wie schwer er wider Gott und Menschen gesündigt hatte. Das Verderben, in das er sich gestürzt, lag vor ihm in einer Tiefe, aus welcher er keine Rettung mehr zu hoffen wagte, und seine Sünden erschienen ihm größer, als daß sie ihm könnten vergeben werden. In diesem Zustande trostloser Reue, Angst und Verzweiflung brachte er eine geraume Zeit zu. Da begann jenes Lied, das er einst in der Schule auswendig gelernt, inwendig zu ihm zu reden. Das Wort vom Kreuze wurde auch an ihm ein Wort der Gnade und des Lebens, und er fieng an zu fühlen, daß der Zuruf des Heilandes: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ auch ihm gelte. Der Friede Gottes machte wieder Wohnung in seinem Herzen, und, unter allen Schmerzen der Krankheit über nichts mehr klagend, als daß er so lange den Weg der Sünde gewandelt, sah er mit Freude seinem Ende entgegen und bat, daß man bei seinem Tode doch jenes Lied

singen möchte, vor allem den Vers: „Was kann mir denn nun schaden der Sünden große Zahl?“ Bald darauf empfieng er von Consistorialrath Silberschlag das h. Abendmahl, und auch dabei war vor allem jener Vers sein Beicht-, Trost- und Dankgebet. Einem seiner Kameraden, der ihn wenige Tage vor seinem Ende besuchte, rief er zu: „Du, mein Lieber, weißt es, wie oft wir den Herrn Jesum entehrt haben. Aber nun nimm dir an mir ein Beispiel und werde durch meinen Schaden klug. Ich widerrufe alle Wege der Sünde, die wir mit einander gegangen. Thue auch du es und bekehre dich zu deinem Heilande, dieweil du noch lebest und gesund bist. Du wirst nicht anders selig, als durch das Blut unsers Herrn Jesu Christi. Gib mir die Hand darauf!“ Dieser that es und versprach unter Thränen, daß er auch umkehren wolle. Beide umarmten sich dann und nahmen Abschied von einander auf ein fröhliches Wiedersehen vor dem Throne des Herrn Jesu.

V. 5 darf eigentlich als Höhepunkt des Liedes gelten, und es ist gewiß in der Kirche schon hundertmale dem alten Lehrer von vielen Seelen nachgebetet worden: „Daß mir nie komme aus dem Sinn, wie viel es dich gekostet, daß ich erlöset bin!“

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde die schon ums Jahr 1527 bekannte Melodie des weltlichen Lieds: „Mögt' ich von Herzen singen mit Lust ein Tageweis“ auf das Lied: „Hilf Gott, daß“ übertragen. Vielleicht ist es die M.: g a g f d e fis g, welche in Württ. Choralbb. noch 1721 den Namen: „Hilf Gott, daß“, dann aber 1744, 1777 und 1798 und im kurhessischen Choralbuch den Namen: „Wenn meine Sünd'“ trägt. — Eine andere Melodie d f g a c b a ist von Peter Sohren, preußischem Kantor in Elbing, in seiner Ausgabe der Crügerschen praxis pietatis melica vom Jahr 1668 mitgetheilt. — Eine dritte gibt Tucher aus dem Hamburger Gesangbuch von 1604 zum Lied: „Hilf Gott, daß“: f a a b b c c; diese findet sich noch im Hamb. Choralbuch mit der Überschrift unsers Lieds. — Eine vierte ist aus dem Brandenburgischen, wo sie lange üblich war, von Knecht 1798 in's Württ. Choralbuch eingeführt worden: d g a b g f es d. — Das Allgem. deutsche evang. Kirchengesangbuch 1854 gibt dazu die Melodie: Herr Christ, der einig Gottssohn („Herr Jesu, Gnadensonne“).

19. Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.

Eines der ältesten Lieder von Paulus Gerhardt, das zum erstenmale in der dritten Ausgabe der Praxis pietatis melica von Joh. Crüger, Berlin 1648, erscheint.

Den Grundgedanken zu diesem Musterlied aller Passionslieder hat der Sänger aus Johannis 1, 29 und Jesajah 53, 4—7 entnommen. — Der Gedankengang ist folgender: V. 1 schaut der Sänger seinen Heiland an auf der Marterstraße. „Er trug sein Kreuz“; „Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne“; „Sehet,

welch ein Mensch!" diese drei Passionsgedanken fließen ihm zusammen in dem Einen: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!" — Wer ist denn nun dies Lamm? V. 2—4. Es ist der von Ewigkeit erwählte Sündentilger V. 2, den der Vater sendet in die Welt, und der V. 3 willig und mit Freuden sein Ja, Vater! erklingen läßt. Dieses Zwiegespräch, in welchem jenes Lutherwort: „Fahr hin, meins Herzens werthe Kron!" wie ein Doppelecho nachklingt, gehört mit seinem volltönenden Schlusse V. 3 und 4 zu dem Ergreifendsten, was Gerhardt gesungen. Die Klarheit des Vaterworts, die Innigkeit der Sohneszusage (vgl. Matth. 11, 26. Joh. 4, 34) und die Herzenslust dankbarer Anbetung im Munde des Chors gläubiger Seelen, welche in V. 4 die Liebe aller Liebe bewundern, greift unvergleichlich schön in einander. — „O süßes Lamm, was soll ich dir erweisen dafür, daß du mir erzeiget so viel Gutes?" V. 5—10 ist die Antwort: und zwar V. 5—7 wie will ich dich ehren?, V. 8—10 was will ich an dir haben? — V. 5. Du sollst in meinem Herzen, du sollst mein Herz selber sein. Hier reicht Gerhardt dem alten Sänger Assaph die Hand Psalm 73, 26., und des ehrwürdigen Martin Schallings Wort: „Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht" in seinem Liede: „Herzlich lieb hab ich dich" tönt bei ihm nach. — V. 6. Wie das Herz, so das Leben. Ist nicht Gerhardts Leben selbst, wie das so mancher anderer Jünger Christi, eine anschauliche Erfüllung des Wortes: „Mein Bach des Lebens soll sich dir — in Dankbarkeit ergießen?" — In Summa V. 7, was Herberger zuvor gesungen: „In meines Herzens Grund dein Nam und Kreuz allein fünkelt all Zeit und Stunde", das breitet Gerhardt hier aus: Jesu Blut mein Schatz aller Schätze, mein Herz deine Schatzkammer! vgl. 1. Petr. 1, 18. — — Wenn ich so meinen Herrn ins Herz schließe, so wird es mein Nutzen zu allen Zeiten sein. Schon jetzt V. 8 in allen Lagen des irdischen Lebens: Christi Blut ist zu allem gut. Noch mehr später V. 9, wenn Noth und Tod herzustößt: „Und wann des Kreuzes Ungestümm mein Schifflein treibet um und um, so bist du dann mein Anker." Am allermeisten am Ende, wenn die Zeit in die Ewigkeit einströmt V. 10: „So soll dies Blut mein Purpur sein!" am himmlischen Hochzeitstage der Seelen. Offenb. 1, 5. 6. 21, 2. — — Es wallt und flutet das ganze Lied in hohen Wogen: das Herz ist voll an allen Enden, es gilt der Liebe ohne alle Grenzen, es gilt dem Blute ohne Gleichen.

Einzelne Spuren des Segens dieses hohen Liedes sind folgende.

V. 3. Professor Gottlob Christian Kern, der Dichter des edlen Liedes: „Wie könnt ich sein vergessen" betete, als er zu Anfang des Augusts 1835 auf dem Sterbebette lag, in einer seiner letzten und schwersten Leidensnächte die Worte: „Ja, Vater, ja von Herzensgrund; leg auf, ich wills gern tragen!" und bat dabei den Herrn: „Ach, laß mich kämpfen den guten Kampf des Glaubens, zu dem du mich berufen hast; hilf mir Glauben halten und den Lauf vollenden, damit mir beigelegt werde die Krone der Gerechtigkeit.

Ja, schenke mir ein stilles, tiefes Verlangen nach der Ewigkeit in mein Herz."

V. 4. Ernst Bengel, des ehrwürdigen Prälaten Bengel würdiger Sohn, Professor der Theologie zu Tübingen, faßte am Palmtage 1793 seine Gedanken in die Worte: „O süßes Lamm, was soll ich dir ꝛc." Es war seine letzte Predigt, er entschlief 17. Apr. 1793.

V. 5 ist ein Lieblingsgebet vieler glaubigen Seelen in unsrer Kirche geworden. Es ist der innigste Ausdruck jener Liebe zu Gott, welche siebzig Jahre hernach das sogenannte Württembergische Confirmationsbüchlein mit den Worten beschrieb: „Gott lieben heißt: ihm mit dem Herzen anhangen, immer in Gedanken mit ihm umgehen, das größte Verlangen nach ihm tragen, das höchste Wohlgefallen an ihm haben, ihm ganz und gar sich ergeben und um seine Ehre eifern."

V. 10. Justine Friedricke Juliane Schuhmacher wurde ihrem Gatten, Johann Anton Schuhmacher, Prediger in Straußfurt in Thüringen, 1747 angetraut unter den Klängen des Lieds: Wann endlich ich soll treten ein in deines Reiches Freuden, So soll dies Blut mein Purpur sein, ich will mich darein kleiden! — Als sie im Jahr darauf ins elterliche Haus nach Rothensitte gieng, um ihre Niederkunft dort zu halten, sang man zum Beschluß des heiligen Abendmahls denselben Vers, wie damals. Es war ihr letzter Gang in das Haus des Herrn. Nach wenigen Tagen war es ihr bestimmt, dem Herrn, dem sie sich angetraut, als eine wohlgeschmückte Braut an seiner Seit' zu stehen. (Burk, Pfarrfrauen. S. 248 f.)

Die gewöhnliche Melodie dieses Lieds: $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\bar{c}$ a $\bar{c}$ b b a, auf welche Gerhardt es auch gedichtet hat, ist: „An Wasserflüssen Babylon", ein von dem Organisten zu Straßburg Wolfgang Dachstein schon im „Straßburger Kirchenampt" 1525 herausgegebener Satz, welcher sich 1545 im Babst'schen Gesangbuch Luthers findet und überall durch seinen lieblichen Fluß Anklang gefunden hat. Von Ebeling findet sich eine Melodie aus C moll in seiner Ausgabe von „P. Gerhardi geistlichen Andachten, 1666", welche aber wegen ihres modernen, arienmäßigen Gepräges nie Gemeindegut geworden ist. Eine schöne Melodie: g g g $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\overline{es}$ $\bar{d}$ $\bar{c}$ h ist von dem Stuttgarter Kapellmeister und Stiftsorganisten J. G. Störl 1717 gefertigt und in Württemberg gebräuchlich.

20. O Welt, sieh hier dein Leben.

Von P. Gerhardt auf die alte Melodie des Liedes: „O Welt, ich muß dich lassen" und im Anklang an den Anfang desselben gedichtet und schon in das Berliner Gesangbuch 1648 aufgenommen.

Der Gedankengang des Lieds ist kurz dieser: V. 1 und 2. Aufruf an alle Welt, das Leiden Jesu zu beschauen; vgl. Klagelieder 1, 12: Schauet doch und sehet, ob ein Schmerz ist, wie mein Schmerz! — V. 3—8. Betrachtung dieses Leidens im Gespräch mit Jesu. V. 3. Wer hat dich so geschlagen? V. 4. 5. Ich

bins! V. 6—8. Es ist ein Wechsel der Liebe; er tritt an meine Stelle bis in den Tod hinein: „o unerhörtes Liebesfeu'r!“ — V. 9 und 10. Danksagung für das Leiden; ich dein V. 9, du mein! V. 10. — V. 11—16. Gelöbniß als Frucht des Leidens. Es soll mir sein ein Spiegel der Liebe Jesu V. 11 und der Gerechtigkeit Gottes V. 12; ein Reiz zur Feindesliebe V. 13 und Geduld V. 14; ein Stachel zur Selbstverleugnung V. 15 und ein Trost am letzten Ende V. 16. — — Es ist nicht der hohe Schwung des vorigen Liedes, aber eine gedankenreiche Passionsbetrachtung im Sinn jenes Wortes: „Deinen Tod und sein Ursach fruchtbarlich bedenken; dafür wiewohl arm und schwach dir Dankopfer schenken.“

Als der Missionar Reinhard Ronner im Jahr 1752 auf der Insel St. Thomas in Westindien eine Kinderversammlung hielt und dieses Lied zum Anfang anstimmen ließ, weinte ein Kind von Anfang bis zu Ende. Als er es nun nach der Ursache seiner Thränen fragte, gab es die Antwort: „Darum weine ich so, weil mir der Heiland so große Liebe bewiesen hat und ich ihn noch so wenig liebe.“ (C. Heinrichs Erzählungen 1848. S. 212.)

V. 1. Dr. Albrecht Bengel schreibt in seinem Tagebuch unter dem 11. März 1742: „Als man heute: ‚O Welt, sieh hier‘ sang, da habe ich gedacht, das geht auch dich an, ich gehöre auch zur Welt. Ich darf aber auch hieher schauen, und wer hieher schauet, der gehört denselbigen Augenblick nicht mehr zur Welt, ist nicht weltlich, irdisch mehr gesinnt.“

V. 3—5 sind die Lieblingsverse des großen Sebastian Bach, welche er in die beiden Passionsmusiken nach Matthäus und Johannes verwoben hat. „Die Matthäuspassion bringt im ersten Theil nach der in C-dur schließenden Frage: Herr, bin ichs! den Vers: ‚Ich bins, ich sollte büßen‘ in As-dur. Töne und Worte sind in diesem Zusammenhang von ergreifender Wirkung. In ihrem zweiten Theil kommt auf die Worte: Weissage uns, Christe, wer ists, der dich schlug? der Vers in F-dur: ‚Wer hat dich so geschlagen?‘ In der Johannispassion findet sich unser Choral zweimal nach einander im ersten Theil. Der Frage des Herrn: Habe ich übel geredet, so beweise es; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? wird der Vers angeschlossen: ‚Wer hat dich so geschlagen?‘ und gleich darauf der andre: ‚Ich ich und meine Sünden‘, ebenfalls in A-dur.“ Greiner, Schulliederschatz. S. 452 f.

V. 4. Eine Kleinkinderlehrerin trug einst ihren Kleinen die Leidensgeschichte des Herrn recht beweglich vor und wies sie darauf hin, wie auch sie schon manches Böse gethan hätten, wie aber der liebe Heiland aus Liebe für alle Sünder vom Himmel gekommen sei und sich für sie habe schlagen, binden und ans Kreuz nageln lassen, daß sie nicht ewig verloren wären. Und dabei lehrte sie dieselben einige Verse dieses Liedes. Das segnete denn der Herr ganz besonders an einem fünfjährigen armen Knaben, dessen Vater ein roher Mann war. Mehrere Abende nach einander fuhr der Knabe aus dem Schlaf auf und weinte so, daß der Vater aufstand und ihn nach der Ursache seines Weinens fragte. Er aber weinte

fort und sagte endlich unter heftigem Schluchzen den ganzen Vers: „Ich, ich und meine Sünden“, worauf er noch beifügte: „O Vater, wir müssen Buße thun, sonst kommen wir nicht in den Himmel.“ So hat er den Vater auch nachher oftmals ermahnt, er solle doch um ein neues Herz bitten, und damit endlich auch sein Herz erweicht.

V. 14 und 15 sind besonders eindringliche Worte von fast sprichwörtlichem Gepräge. In V. 15, welcher sich so treulich an Pauli Wort Galat. 5, 24 anschließt, erscheint statt des matten Schlusses: „so viel mir immer möglich ist“, der freilich auch einen apostolischen Gedanken in sich schließt, im Württemb. Gesangbuch eine gelungene Änderung: „was meinem Fleisch gefällt . . . gefiel es auch der ganzen Welt.“

V. 16. Der Hessen-Darmstädtische Metropolitan und erste Stadtprediger zu Nidda, Joh. Conr. Binzer († 1742), erzählte, als er auf dem Sterbebette lag, den Seinigen, er habe so eben im Traum sein Lieblingslied „O Welt, sieh hier dein Leben“ von Anfang bis zu Ende durchgesungen und einen Vorschmack der großen Herrlichkeit gehabt, die auf ihn warte. Dann fieng er auf einmal voll Freude zu rufen an: „Deckt mich nur mit Erde zu, deckt mich nur mit Erde zu!“ und ließ sich durch den Glöckner Henkel dieses Lied auf dem Clavier vorspielen und singen, sang auch selbst noch, so viel seine Kräfte erlaubten, mit, und ward so durch Wort und Klang desselben an seinem Ende „in Jesu Schoß und Hände begleitet zu der ewigen Ruh“; denn gleich darauf verschied er fröhlich in seinem Herrn. (Bündlein der Lebendigen von Bürkmann. 1748.)

Graf Zinzendorf wendet den Schluß unsers Lieds auf seinen früh geschiedenen Sohn, Graf Christian Renatus, an. Dieser Jüngling, dessen Lieder so oft im Passionston erschallen (vgl. Marter Gott, wer kann dein vergessen), singt von seinem Heiland: „So wie er am verhöhnt'sten, so ist er mir am schönsten; ich werd des Blicks nie satt und kann mich oft der Zähren vor Eindruck nicht erwehren, weil Er mein Herz verwundet hat.“ Darum sagt der Vater in seiner Weise: „Seine Lieder inculciren uns das Gedächtniß des Märtyrers Jesu Christi mit einer zärtlichen Ernsthaftigkeit. Diese Gedächtnißkunst hat bei ihm reussirt. Dies glückliche Gedächtniß war ihm treu in den kleinsten und größten Umständen. Und so hat's ihn am Ende in Freundes Schoß und Hände begleitet zu der ewigen Ruh.“

21. Sei mir tausendmal gegrüßt.

Eines von den sieben Liedern Paul Gerhardts, welche unter der Überschrift „Passionssalve des heiligen Bernhardi an die Gliedmassen des Herrn Jesu“ in den Geistlichen Andachten, wie sie Ebeling herausgab 1662, als mehr oder minder freie Nachbildungen Gerhardts zusammengestellt sind.

Das lateinische Original des ersten Salve oder Grußes „An die Füße des Herrn Jesu“ lautet:

Salve mundi salutare,
salve, salve, Jesu care,
cruci tuae me aptare
vellem vere, tu scis quare,
da mihi tui copiam;
ac si praesens sis accedo,
imo te praesentem credo:
o quam mundum hic te cerno,
ecce tibi me prosterno,
sis facilis ad veniam.

Quidquid est in me confractum,
dissipatum aut distractum,
dulcis Jesu, totum sana,
tu restaura, tu complana
tam pio medicamine;
te in tua cruce quaero,
prout queo corde mero:
me sanabis hic, ut spero,
sana me et salvus ero
in tuo lavans sanguine.

Clavos pedum, plagas duras,
et tam graves impressuras
circumplector cum affectu,
tuo pavens in aspectu,
tuorum memor vulnerum;
grates tantae caritati
nos agamus vulnerati:
o amator peccatorum,
reparator confractorum,
o dulcis pater pauperum.

Plagas tuas rubicundas
et fixuras tam profundas
cordi meo fac inscribi,
ut configar totus tibi,
te modis amans omnibus;
dulcis Jesu, pie Deus,
ad te clamo, licet reus,
praebe mihi te benignum,
ne repellas me indignum
de tuis sanctis pedibus.

Coram cruce procumbentem
hosque pedes complectentem,
Jesu bone, non me spernas,
sed de cruce sancta cernas
compassionis gratia;
in hac cruce stans directe,
vide me, o mi dilecte,
ad te totum me converte:
esto sanus, dic aperte,
dimitto tibi omnia.

Die treffende, aber sehr freie Bearbeitung dieses innigen Hymnus in unsrem Liede findet sich zuerst in der achten, wohl ins Jahr 1653 fallenden, Berliner Runge'schen Ausgabe der Crügerschen Praxis pietatis melica, welche nur in einem Nachdruck bei Caspar Röteln in Frankfurt a. M. 1656 erhalten ist.

Ein Zug herzinniger Anbetung weht durch dies Lied, welcher es uns begreiflich macht, daß Gerhardts eigene Gattin das verwandte Lied „an die Hände des Herrn Jesu": „Sei wohlgegrüßet, guter Hirt" sich von ihrem Manne im Sterben vorlesen ließ, als ihre Augen bereits dunkel und schwach geworden waren. Wie er es mit brechender Stimme und thränenden Augen gethan, so sind auch diese Passionsklänge im Stande, Friede und Trost ins Herz zu geben.

Besonders ansprechend ist Vers 3, von dem auch Folgendes erzählt wird. Engel Utstiems, ein Bauernmädchen aus Altenkamp, tröstete sich, als sie im jugendlichen Alter von 24 Jahren dem Tod entgegengieng, mit den Liedern der Kirche. Zwei Tage vor ihrem

Ende hatte sie einen harten Kampf innerlich zu überwinden; da rief sie: Herr Jesu, stehe mir bei! Verlaß mich nicht! „Reiche deinem schwachen Kinde, das auf matten Füßen steht, Deine Gnadenhand geschwinde, bis die Angst vorübergeht." — Und wiederum erhob sie ihre Stimme: „Heile mich, o Heil der Seelen, wo ich krank und traurig bin; Nimm die Schmerzen, die mich quälen, und den ganzen Schaden hin, Den mir Adams Fall gebracht und ich selbsten mir gemacht. Wird, o Arzt, dein Blut mich netzen, wird sich all mein Jammer setzen!" — In wahrer Freudigkeit gieng sie Abends Rogate 1730 von hinnen, mit leiser Stimme die Worte betend: Er kennt die rechten Freudenstunden! (Christenbote 1845.)

In Vers 5 scheint das ergreifende Lied Johann Heermanns, nach dessen Melodie das unsrige gedichtet ist: „Zion klagt mit Angst und Schmerzen" durchzutönen. Wenn Gerhardt dort das schöne lateinische Wort: Esto sanus, dic aperte, dimitto tibi omnia (Sei gerettet! sage offen; es soll dir alles sein verziehn!) in die Worte umschmilzt: „Sprich: laß all dein Trauern schwinden, ich, ich tilg all deine Sünden!" so erinnert das aufs bestimmteste an Heermanns Lied z. B. „Doch stellt alles Trauern ein, wo kann eine Mutter sein 2c."

Was von Arndts „Wahrem Christenthum" erzählt wird, wie dieses Buch mehrfach auf ganz besonders augenfällige Weise da und dort vor dem Zugrundegehen bewahrt und namentlich einmal aus einem heißen Ofen, in den es ein katholischer Soldat geworfen, unversehrt wieder herausgezogen worden sei, das berichten uns die „Unschuldigen Nachrichten" vom Jahr 1715 auch von diesem Lied. Nach einer am 6. Nov. 1715 in Zittau ausgebrochenen Feuersbrunst wurde beim Aufräumen der Brandstätte ein in Zittau gedruckter Bogen mit den drei Passionsliedern: „Jesu, meines Lebens Leben" — „Sei mir tausendmal gegrüßet" und „O Haupt voll Blut" von den Flammen unversehrt aufgefunden. Dieses feuerfreie Exemplar der drei Lieder sei sofort, mit einer Geschichte über den Hergang zusammengebunden, auf der Rathsbibliothek in Zittau zu beständigem Gedächtniß an dieses Ereigniß niedergelegt worden — jedenfalls ein Zeichen, wie hoch und theuer dieses Lied nebst den andern allezeit gehalten worden ist.

Die Melodie: Zion klagt mit Angst und Schmerzen.

22. O Haupt voll Blut und Wunden.

Die Perle von den Umdichtungen der sieben Salve des Bernhard von Clairvaux durch Paulus Gerhardt: „An das leidende Angesicht des Herrn Christi." Sie erschien, wie das vorige Lied, 1653 und 1656. Das Original lautet:

Salve caput cruentatum,
Totum spinis coronatum,
Conquassatum, vulneratum,
Arundine sic verberatum,
Facie sputis illita.

Salve, cujus dulcis vultus,
Immutatus et incultus,
Immutavit suum florem,
Totus versus in pallorem,
Quem coeli tremit curia.

Omnis vigor atque viror
Hinc recessit: non admiror,
Mors apparet in aspectu,
Totus pendens in defectu,
Attritus aegra macie.

Sic affectus, sic despectus,
Propter me sic interfectus,
Peccatori tam indigno
Cum amoris in te signo
Appare clara facie.

In hac tua passione
Me agnosce, pastor bone,
Cujus sumpsi mel ex ore,
Haustum lactis ex dulcore,
Prae omnibus deliciis.

Non me reum asperneris,
Nec indignum dedigneris,
Morte tibi jam vicina
Tuum caput hic inclina,
In meis pausa brachiis.

Tuae sanctae passioni
Me gauderem interponi:
In hac cruce tecum mori
Praesta crucis amatori,
Sub cruce tua moriar.

Morti tuae jam amarae
Grates ago, Jesu care,
Qui es clemens, pie Deus,
Fac, quod petit tuus reus,
Ut absque te non finiar.

Dum me mori est necesse,
Noli mihi tunc deesse:
In tremenda mortis hora
Veni, Jesu, absque mora
Tuere me et libera.

Cum me jubes emigrare,
Jesu care, tunc appare,
O amator amplectende,
Temet ipsum tunc ostende
In cruce salutifera.

Das Lied in Gerhardts freier Umschmelzung wurde von einem alten Lehrer „das Alpha schöner Passionslieder“ genannt; und in der That, ist Bernhards Original kräftig und eindringend, so ist doch Gerhardts Lied kräftiger und inniger, wie aus dem tieferen Quell evangelisch-lutherischer Schrifterkenntniß und Glaubensinnigkeit erneut. Bunsen gibt den Inhalt so an: „Der Glaubige stellt sich im Geist unter das Kreuz des leidenden Erlösers, und es ergreift ihn bei diesem niederdrückendsten und erhebendsten Anblicke der Weltgeschichte das Gefühl der zwiefachen persönlichen Beziehung auf ihn; er erkennt und fühlt auch sich schuldig der menschlichen Sünde, die den Herrn ans Kreuz gebracht, aber auch theilhaftig der Gnade, die von dem ewigen Opfer Christi für die ganze Welt geflossen, er fühlt, daß unter dem Kreuz der rechte Platz für die Christen ist, und bittet um die Gnade, in der Betrachtung dieses Anblicks zu bleiben, vornemlich an seinem Ende, in der eigenen Todesnoth.“ — Genauer möchten wir das Lied, wie es aus dem Geiste des Sängers entstanden ist, in folgender Weise zeichnen. Er tritt unter das Kreuz des Erlösers und sieht auf zu dem Haupte V. 1 und dem Angesicht V. 2. 3. Da ist keine Gestalt noch Schöne; er hielt seine Wange dar denen, die ihn rauften, sein Angesicht verbarg er nicht vor Schmach und Speichel Jesajah 50, 6. Dennoch heißt er dies Haupt und Antlitz willkommen: Gegrüßet seist du mir! und fängt nun ein trautes Gespräch mit seinem Heiland an V. 4—10. — V. 4 bekennt er in Demuth seine Schuld; V. 5 bittet er in Erinnerung der Liebe Christi um sein Erbarmen; V. 6 bietet er dem Verlassenen am Kreuze seine herzliche Liebe an und V. 7 verspricht er ihm Treue bis in den Tod. — Darauf folgt Dank und Bitte: Dank V. 8 für Jesu Tod als Trostmittel unsers Todes;

Bitte: sei auch bei mir im Tode V. 9 und laß dein Heil vom Kreuze meinen letzten Ausblick sein V. 10. — So geht an ihm V. 1—5 die Hitze des Leidenskampfes am Holz, V. 6—10 der Friede der Kreuzabnahme vorüber, doch so, daß je länger je mehr Christi Tod seinen Tod zeichnet und der Todte ihm lebendig erscheint als Durchbrecher seines Todes. Der Tiefpunkt des Liedes liegt in V. 4, der Mittelpunkt in V. 6, der Höhepunkt in V. 10. — Dieser letzte Vers, in welchem die Gedanken am vollsten ausmünden, ruht auf einer dreifachen Erinnerung. Fürs erste auf Bernhardi Wort: temet ipsum tunc ostende in cruce salutifera. Fürs andere auf Valerii Herbergers Wort in „Valet will ich dir geben": „Erschein mir in dem Bilde zu Trost in meiner Noth, wie du, Herr Christ, so milde dich hast geblut zu Tod." (1613.) Fürs dritte auf dem denkwürdigen Wort, das Luther, als er im Jahr 1542 vom Begräbniß seines dreizehnjährigen, von ihm herzlich geliebten Töchterleins Magdalena kam, zu Ph. Melanchthon sagte: „Wenn das Kind sollte wieder lebendig werden und sollte mir das türkische Königreich mitbringen, so wollt ichs nicht annehmen. O, wer so stirbt, der stirbt wohl. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!" Das Mägdlein hatte ihm kurz vor ihrem Verscheiden, als er sie fragte: „Magdalenchen, mein Töchterlein, du bleibst gern hier bei deinem Vater und ziehest gern zu jenem Vater?" geantwortet: „Ja, herzer Vater! wie Gott will" und starb dann in kindlichem Glauben. Darum hat Luther, so tief betrübt er auch über ihren Verlust war, dem Wittenberger Volk, das ihm sein Mitleid über seine Betrübniß ausdrückte, erklärt: „Es soll Euch lieb sein, ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja, einen lebendigen Heiligen! O hätten wir einen solchen Tod. Solch Ende wollt ich auf diese Stund annehmen." Und da das Töchterlein in den Sarg gelegt war, sprach er: „Du liebes Lenigen, wie wohl ist dir geschehen. Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja, wie die Sonne."

Die Segensspuren des Lieds reihen sich um zwei Brennpunkte. Der erste ist V. 4, das demüthige Schuldbekenntniß unter dem Kreuze, von dem man sagen möchte: hier ist mehr, denn der Zöllner im Tempel!

Ein katholischer Mann aus Böhmen, geboren im Jahr 1780, war durch das Lesen der Bibel für den evangelischen Glauben gewonnen. Als er nun in seinem Herzensdrang zum erstenmal eine evangelische Kirche besuchte, um dort das lautere Wort Gottes predigen zu hören, vernahm er den Gesang dieses Liedes. Dadurch bekam er einen so tiefen Gnadeneindruck, daß es ihm war, als spräche jemand zu ihm: „Wirf alle deine Sünden auf das Lamm Gottes." „Ich schwamm, so erzählt er selbst, in Freudenthränen, ich sah im Geiste Jesum, als sähe er mich freundlich an und fragte mich: ‚Willst du noch durch deine eigene Gerechtigkeit selig werden?' ‚Nein, nein, Herr Jesu! erwiderte ich. Schau her, hier steh ich Armer, der Zorn verdienet hat, Gib mir, o mein Erbarmer, den

Anblick deiner Gnad." Und nun lebte er treu dem Evangelio als ein evangelischer Christ. (Basl. Samml. 1825.)

Als der selige Spangenberg, Bischof der Brüdergemeinde, sein Jubiläum feierte, konnte es der Bruder, welcher die Festpredigt hielt, nicht unterlassen, ins Rühmen zu gerathen. Da stand Spangenberg bald auf und gab, wie es Sitte ist in der Brüdergemeinde, ein Lied an. Es war der Vers: „Mein Heil, was du erduldet, ist alles meine Last; Ich, ich hab es verschuldet, was du getragen hast. Schau her, hie steh ich Armer, der Zorn verdienet hat: Gib mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad!" — Da mußte es wohl recht heißen: Freund, rücke hinauf! wenn ihm bald der Herr auch den Wunsch erfüllte, den er zu gleicher Zeit aussprach: „Hab ich wie Simeon den Gott- und Menschensohn hier an mein Herz gedrücket, Will ich, sobald mirs glücket, im Frieden auf sein Leiden aus dieser Hütte scheiden."

Jene Worte gebrauchte auch der selige Stadtpfarrer Dann in Stuttgart gar oft und eindringlich in seinen Predigten und Schriften. Sie waren noch unter den letzten Worten, mit denen sich sein bußfertiger Geist der Ewigkeit entgegenstreckte. Auf seinem Sterbelager nahm er nemlich oft sein ganzes Leben in Einen schmerzlichen Überblick und erklärte es für ein verfehltes, sich selbst für eine unzeitige Geburt — überall Halbheit und Zurückbleiben, überall etwas Verkommenes und Unreifes, und das meist aus eigener Schuld. „Es wäre, setzte er in einer einzelnen schweren Stunde hinzu, vielleicht rathsamer für mich gewesen, ein einfacher Tuchmacher geworden zu sein, als ein Prediger des hohen Evangeliums; dann hätte ich keine so schwere Last der Verantwortung auf meiner Seele und könnte ruhiger von hinnen scheiden, als jetzt, da so viele tausend unsterbliche Seelen auf meinem Gewissen liegen. Wie werde ich für alle Rechenschaft ablegen können? Wie anders, setzte er betend hinzu, als mit den Worten: ‚Schau her, hie steh ich Armer?'" „So erfüllte es sich auch an Dann auf rührende Weise", — setzt A. Knapp in seiner Christoterpe 1847, wo er dies berichtet, hinzu, — „was der sel. G. C. Rieger in einer Predigt sagt, daß ein evangelischer Prediger, auf dessen Herz und Gewissen so viele unsterbliche Seelen gelegt sind, zwar getrost, aber nicht wohl freudenvoll sterben könne."

Die edle Schriftstellerin, Maria Nathusius, sagt über diese Worte in ihrem Tagebuch am Karfreitag 1850: „Schau her, mein lieber treuer Heiland; ich bin so schwach und arm, deine Liebe ist so groß, so reich, so ohne Schrecken. Bin ich denn auch schwach, der Mutter sind die schwachen Kinder am liebsten, weil sie die hilfsbedürftigsten sind. O halte mich in deiner Liebe! Was auch die Welt dazwischen bringt, ich bin dein und du hältst mich an deinem Herzen!"

Dazu gehört auch noch V. 5 mit seiner Anfangsbitte. Eine Tochter erzählt von den treuen Augen ihrer seligen Mutter in der letzten Nacht, da sie für dies Erdenleben eingeschlafen war: „Ach, Herr Pastor, o die Lichtstrahlen, welche in dieser Nacht aus diesen

lieben Augen leuchteten, als ich mit ihr beten mußte: ‚Erkenne mich mein Hüter; mein Hirte, nimm mich an!‘ wie kann ich das jemals vergessen, und wo soll ichs denn wiederfinden auf dieser Erde?“ (Möller, Unterweisung in den 10 Geboten.)

Der andere Brennpunkt, um welchen die Segensstrahlen dieses Lieds sich herlegen, sind die beiden letzten Verse. Dr. G. H. Götze zu Lübeck hat recht geweissagt, als er verkündigte, der Gerhardt'sche Seufzer: „Wann ich einmal soll scheiden“ werde, wie ehemals das alte Sterbelied: „Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott“ vielen Abscheidenden tröstlich gewesen, noch manche Seele zum Himmel begleiten. Es seien unter vielen Fällen nur folgende angeführt, drei aus dem vorigen Jahrhundert.

Als am 24. Juni 1757 Tobias Kutschera, eine Zierde der mährischen Brüdergemeinde zu Berlin, als sechsundachtzigjähriger Greis auf dem Sterbebette lag, besuchten ihn mehrere Brüder und fanden ihn ohne Bewußtsein, so daß sie vermutheten, sein Ende sei nahe. Da stimmten sie die letzten Verse dieses Liedes an; und siehe, alsbald ward sein Geist wieder lebendig, und er fieng an, mit schwacher Stimme mitzusingen, bezeugte auch dabei: „Ich bin doch noch niemals so vergnügt gewesen, wie jetzt; ich bin schon mehr beim Heiland, als hier. O, wie trösten mich Jesu Wunden und Schmerzen über den kleinen Schmerz, den ich noch auszustehen habe.“ (Nachr. aus der Brüdergem. 1842.)

Auch dem wackern, glaubensstarken Landschaftskonsulenten Joh. Jak. v. Moser in Stuttgart († 1785) versüßten jene Verse des Todes Bitterkeit. Als der sterbende Greis zum Tode matt in seinem Lehnsessel lag, betete sie noch über ihm in den letzten Minuten einer seiner treusten Herzensfreunde. Da zog sich über sein Angesicht ein sanftes Lächeln, wie das eines Kindes, mit dem die Engel reden, und sein Tod war das Einschlafen des Gerechten.

Als im Jahr 1798 für Christian Friedrich Schwarz, der mit so großem Segen von 1750 an als Missionar auf der malabarischen Küste Ostindiens gearbeitet hatte, die Zeit des Abscheidens gekommen war, standen seine malabarischen Gehilfen um sein Sterbebett, auf dem er noch allen, die um ihn waren, ein treuer Lehrer und ein Beispiel der Demuth, des Glaubens, der Geduld und Hoffnung war. Als er nun das Nahen des Todes fühlte, rief er: „In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du getreuer Gott!“ worauf ihm die malabarischen Missionsgehilfen in ihrer Sprache die letzten Verse dieses Liedes zum Todesschlafe sangen. Öfters stimmte er noch mit ein, bis sein Odem ausgieng und er dann in den Armen seiner treuen und herzlich dankbaren Mitarbeiter verschied. (Basler Missionsnachrichten.)

Aus unsrem Jahrhundert knüpfen sich vier Fälle an berühmte Namen.

Graf Leopold Friedrich zu Stolberg, einer der hervorragendsten Dichter auf der Schwelle unsers Jahrhunderts, war zur katholischen Kirche übergetreten. Als es aber im Dezember 1819 zum Sterben gieng, waren es zunächst die Schriften von Claudius und die Lieder

von Klopstock, an welchen er sich erquickte, dann die heilige Schrift, aus welcher er nie abgelassen hatte seine Erbauung zu schöpfen. In den letzten Stunden endlich tönte durch die katholischen Kirchengebete noch einmal das evangelische Kirchenlied. Die Tochter des Grafen, Julia, kniete nieder und betete: Wann ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir! Stolbergs letztes Wort war ein Preis der Gnade, welche sich des Sünders erbarmt, und mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! gieng er hinüber. (W. Baur, Geschichts- und Lebensbilder II.)

Als der ehrwürdige Simeon Nürnbergs, der Kaufmann Johann Tobias Kießling, unter einer schmerzlichen Krankheit sich im Februar 1825 dem Tode näherte, erweckte Gott fromme, liebe Leute, die zu dem alten Kinderfreund mit Kindern giengen, um demselben Lieder des Lobes seines Herrn und der Liebe und des innigen Gottvertrauens zu singen. So hatten sie ihm schon manchen Tag zum Labsal in seinen Leiden manch schönes Glaubenslied gesungen; da lag er am Abend des 27. Febr., als sie ihn abermal mit dem singenden Kinderhäuflein besuchten, in einem sanften Schlummer, und nun sangen sie am Bette des theuren Sterbenden mit leiser, liebender Stimme in seine Himmelsträume hinein die letzten Verse dieses seines Lieblingsliedes. Hierauf schlummerte er in den Todesschlummer hinüber, wie ein seliges Kind, welches müde ist, das aber in lieben, innig nahen Mutterhänden einschläft. (Schubert, Altes und Neues. II.)

Der liebesthätige Prediger Joh. Jähnike an der böhmischen Bethlehemskirche zu Berlin, lag den 21. Juli 1827 am Sterben. Da bezeugte er es allen Umstehenden: „Ich habe den Herrn in meinem ganzen Leben treu erfunden", und hierauf sangen dieselben mit ihm die zwei letzten Verse dieses Lieds. Als sie nun bei den Worten: „Wer so stirbt, der stirbt wohl", sein ehrwürdiges Angesicht betrachteten, war er in seinem lieben Herrn schon sanft entschlummert. Auf sein Grab aber setzten sie die Worte: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!" (Evangelische Kirchenzeitung. 1827.)

Der stets noch in gesegnetem Andenken stehende Stadtpfarrer Friedrich Köstlin in Eßlingen wurde, nachdem er kaum zuvor seine Confirmanden um sein Krankenbett versammelt und unterrichtet hatte, am Sonntag dem 24. August 1828 von einer großen Bangigkeit befallen. Da richtete er sich auf im Bette und betete: „Wann mir am allerbängsten wird um das Herze sein." Dann aber sagte er: „Doch so weit ist es noch nicht; es muß noch ganz anders kommen." Aber auf einmal sank sein Haupt auf die Brust, und er war daheim bei seinem Herrn. (Christenbote. 1832. Nr. 35.)

Auch auf dem Schlachtfelde bewährte sich die Kraft dieser Gerhardtschen Seufzer:

Dr. Joh. Phil. Fresenius, Consistorialrath und Senior zu Frankfurt a. M., erzählt in seiner Schrift: „Merkwürdige Nachricht von der wunderbaren Bekehrung eines großen Naturalisten. 1759", wie er nach der blutigen Schlacht bei Bergen am 13. April 1759 zu dem in derselben tödtlich verwundeten und nach Frankfurt gebrachten

General G. C. v. Dyhorn gerufen worden sei und den dem Tod verfallenen Mann durch seinen Zuspruch von dem großen Unglauben seines Herzens bekehrt und zur Erkenntniß Christi gebracht habe, also daß derselbe bei seinem zweiten Besuch ihm die zwei letzten Verse dieses Liedes zugerufen und einmal übers andere wiederholt habe. Er erklärte sie für seinen festesten Halt und sprach damit seine Zuversicht zu Jesu aus, der ihm nach langem Leugnen seiner Gottessohnschaft nun sein Ein und Alles geworden sei.

Generallieutenant von Gersdorff fiel bei Sedan 1870, von einer feindlichen Kugel durchbohrt. Bewußtlos sank er vom Pferde; als er aber aus seiner Ohnmacht erwachte, betete er: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir!" (Vgl. Machs mit mir Gott nach deiner Güt'.)

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1713—1740), der Vater Friedrichs des Großen, hatte in seinem letzten Willen verordnet, daß bei seinem Begräbnisse die Hautboisten dieses Lied blasen sollten.

Indem wir betreffs der Melodie auf das Lied: „Herzlich thut mich verlangen" selbst verweisen, bemerken wir, daß auch unsre großen Tonsetzer von den Tönen unsers Liedes ausgiebigen Gebrauch gemacht haben. Außer Telemann und Händel ist es vorzugsweise J. S. Bach, welcher am glänzendsten in der Matthäus-Passion diese Stimme der Kirche verwendet hat. An fünf Stellen hat er die Melodie eingeflochten. „Auf das Wort Jesu: Ich werde den Hirten schlagen! singt der Chor: ‚Erkenne mich mein Hüter' (E-dur). An das Versprechen des Petrus: Und wenn ich mit dir sterben müßte, so ꝛc. schließt sich das Gelübde: ‚Ich will hie bei dir stehen!' (Es-dur). Nachdem erzählt worden ist, wie Jesus bei dem Verhör vor Pilatus zuletzt geschwiegen und seine Sache dem, der da recht richtet, anheimgestellt hat, erklingt in derselben Melodie: ‚Befiehl du deine Wege!' (D-dur). Die Verunehrung des heiligen Hauptes Jesu durch Dornenkrönung und Schläge findet ihr Gegenspiel in: ‚O Haupt voll Blut und Wunden' und ‚Du edles Angesichte' (D-moll). Endlich heißt es: Jesus neigte das Haupt und verschied; darauf wird gesungen: ‚Wann ich einmal soll scheiden'. In diesem Zusammenhang vorgetragen gehört unser Choral zu dem Ergreifendsten, was es in irdischer Musik gibt. An dieser Stelle ist er aber auch, seiner phrygischen Tonart entsprechend, mit den zartesten und kräftigsten Akkorden harmonisirt; die häufig angewendeten Vorhalte und chromatischen Töne lösen sich in der ansprechendsten Weise auf, und vollends der Schluß läßt den tiefsten Eindruck im Gemüthe des Hörers zurück." (Greiner, Schulliederschatz.)

23. Die Seele Christi heilge mich.

Von Dr. Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius (1624—1677), veröffentlicht in „Heilige Seelenlust oder Geistliche Hirtenlieder, Breslau 1657", zweites Buch, mit der Überschrift: „Die Psyche bittet, daß ihr Jesu Leiden möge zu statten kommen."

Es ist eine Übertragung des Lateinischen Ad communionem, welches nach Daniel Thesaurus hymnologicus I. lautet:

Anima Christi sanctifica me,
Corpus Christi salva me,
Sanguis Christi inebria me,
Aqua lateris Christi lava me,
Passio Christi conforta me:
O bone Jesu exaudi me,
Intra vulnera tua absconde me,
Et ne permittas, me separari a te,
Ab hoste maligno defende me,
In hora mortis meae voca me,
Et jube me venire ad te,
Ut cum sanctis tuis laudem te
In saecula saeculorum.

Worüber Rambach in seiner Anthologie I. sagt: „Dies Lied ist eigentlich ein Gebet und kommt als solches schon in Andachtsbüchern des 14. Jahrhunderts vor, ist aber in neuern Zeiten unter die Kirchengesänge am Frohnleichnamsfeste aufgenommen."

Die Bearbeitung von Scheffler ist in der evangelischen Kirche lange Zeit überaus beliebt und wohl gebraucht gewesen, wofür manchfache Spuren aufzuweisen sind.

Samuel Lau, Superintendent von Wernigerode (1703—1746), ein Diener Gottes, von dem einst ein Professor zu Jena zu einem Candidaten sagte: „Sie kommen zwar zu einem Mann, der Lau heißt, aber sein Eifer für Jesum ist brennend und feurig", wurde frühe aus dieser Welt genommen. Auf seinem erbaulichen Sterbebette war unter den letzten Kämpfen unser Lied sein Hauptlied, davon er sagte: „ich kann es nicht eher hinweg geben, bis ich hinüber bin!" Er stand gänzlich im Glauben an Jesu Wunden und hob wie zum Eide die Finger empor mit den Worten: „So wahr Jesu Blut Jesu Blut ist, kann ich schwören: im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke!"

M. Johann Ferdinand Seiz, Stadtpfarrer zu Sindelfingen (1738—93), von dem bezeugt ist: „Wie geglaubt, so geredet, so gelebt, so gestorben", hat in der Nacht vor seinem seligen Ende seinen Sohn Friedrich Christof gebeten, ihm das Lied zu singen: „Die Seele Christi heilge mich", das ihm allezeit so lieb gewesen.

Der Karfreitag 1800 war im elterlichen Hause des sel. Inspektor Blumhardt in Basel ein tiefeinschneidender Gedenktag. Der Sohn, Gottlieb, war als Candidat auf den Wunsch seines sterbenden Vaters nach Heslach bei Stuttgart gegangen, um dort die Festpredigt zu halten. Indessen hatte der Vater, ein gottesfürchtiger Schuhmacher zu Stuttgart, durch seine Frau ein einfaches Mahl zurichten lassen und zu demselben in aller Stille recht bewährte Brüder eingeladen. Er selbst kleidete sich ganz weiß und reinlich an; der Tisch wurde vor seinem Bette aufgestellt und die Bänke daneben. So empfieng er denn seine heimkehrenden Kinder mit einem Lobgesang. Sodann sprach der ehrwürdige Patriarch ein Gebet, das wie von Flügeln des Geistes getragen war. Nach dem Amen stellte er seinen Kindern vor, wie die Sterbestunde des Herrn Jesu auch sein Sterbestündlein sein werde; gleichwie aber der Herr mit seinen Jüngern zuvor noch ein Abschieds- und Liebesmahl gehalten, so möchte auch er noch das Mahl mit ihnen halten, ehe er

scheide. Darauf fieng er mit lauter, klangreicher Stimme an, das herrliche Lied zu singen, in das eins ums andere einstimmte:

Die Seele Christi heilge mich,
sein Geist versetze mich in sich!

Als es bis zu Ende gesungen war, folgte das Mahl, mit einer himmlischen Unterhaltung gewürzt. Man vergaß über dem heiteren Wesen des Vaters, daß er ein Sterbender war; er kam ganz ins Jubiliren hinein, als er davon sprach, daß er nun bald, mit dem Brautschmuck der Gerechtigkeit Christi angethan, droben sein Hallelujah anstimmen werde. — — Nach der Mahlzeit, als Tisch und Bänke entfernt waren, sprach er: Nun denn, meine lieben Kinder, knieet dem Alter nach an mein Bette nieder, damit ich euch meinen väterlichen Segen ertheile. So kniete eins ums andere nieder und erhielt unter Handauflegung jedes seinen besonderen Segen. Gottlieb, der Liebling des Vaters, empfieng das prophetische Wort: Dich wird der Heiland so segnen und mit seines Geistes Gaben also ausrüsten, daß du einst ein gesegnetes Werkzeug seiner Gnade unter den Heiden sein wirst! — Zum Schluß betete er nochmals aus bewegtem Herzen und mit einigen Versen von allen schloß der ergreifende Abschied. — Wenige Stunden darauf schlief er sanft und stille ein zum seligen Erwachen in der ewigen Heimat. (Ostertag, Entstehung der Basler Mission. 1865.)

Melodie: Nun laßt uns den Leib begraben, oder Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht.

24. Der am Kreuz ist meine Liebe.

Gedichtet von Joh. Ernst Greding, Rektor in Hanau (1676—1748), und zuerst erschienen in: „Hanauisches singendes Zion" 1723; dann in Württemb. Gsgb. 1730, 1741, 1842.

Es gründet sich auf das bekannte Wort des heiligen Ignatius, Bischofs von Antiochien, welcher in einem Brief an die Christen in Rom, kurz vor seinem Tod daselbst durch die Zähne der wilden Thiere, schrieb: „Lebend schreibe ich euch, aber liebevoll verlangend zu sterben. Meine Liebe ist gekreuzigt und es ist in mir kein weltliebendes Feuer mehr." Es geht die Sage, daß er durch Trajan als einer verurtheilt worden sei, der da behaupte, daß er den Gekreuzigten in sich trage; ja die noch wundersamere Sage, man habe die Worte: „meine Liebe ist gekreuzigt" in dem Herzen des Ignatius, als es nach seinem Tod geöffnet wurde, mit goldenen Buchstaben eingeschrieben gefunden, wozu ein Alter für jeden Leser die beherzigenswerthe Bemerkung macht: „schreibe du's mit dem Griffel des Geistes in die fleischernen Tafeln deines Herzens." — Diese Worte waren denn auch der Wahlspruch von Anna Maria Schurmann, der gelehrten Utrechtischen Jungfrau, gewöhnlich nur die Minerva des 17. Jahrhunderts genannt, welche später zu der reformirten Sekte der in Holland, Westfalen und Westfriesland von 1670 an verbreitet gewesenen Labadisten übertrat und mit diesen unter Beob-

achtung strenger und schwerer Vorschriften sich der Heiligkeit befliß, um den höchsten Grad der Tugend zu erreichen.

Zunächst veranlaßt durch diesen Wahlspruch dichtete Philipp v. Zesen in Hamburg, der gelehrte Stifter der deutschgesinnten Genossenschaft (1610—1680) das Lied: „Welt, tobe wie du willt und wüthe", das bei jedem Verse den Refrain hat: „Denn ob mich Welt und Lust schon triebe, bleibt doch gekreuzigt meine Liebe" und sich in seiner Schrift: „Hochdeutscher Helikon, ander Theil, Wittenberg 1641" findet. Nicht lange darnach erscheint in den im Jahr 1668 von Ahasv. Fritsch herausgegebenen „Jesusliedern" ein bald dem Joh. Mentzer, bald dem Ernst Stockmann fälschlich zugeschriebenes Lied, das diesen Wahlspruch an der Spitze jeden Verses trägt und bald in den meisten Kirchengesangbüchern eingebürgert war: „Der am Kreuz ist meine Liebe, meine Lieb' ist Jesus Christ." — Ebenso erscheint in dem von Tribbechovius herausgegebenen Buche: „Die gekreuzigte Liebe. Gotha 1676." das Lied desselben: „Meine Liebe hängt am Kreuz, ich will ihn daselbst umfassen." Es ist von ihm „nach des Ignatius Wort" verfaßt, weil Herzog Ernst von Gotha, dessen Generalsuperintendent er war, „Ihren gekreuzigten Jesum zu Ihrem liebsten Symbolo erwählten." — Die letzte und reifste Blüte aber, welche aus jenem Wort erwuchs, ist Gredings inniges und tiefgreifendes Lied geworden.

Allerdings beruht zunächst diese Auffassung des ignatianischen Wortes auf einem Mißverständniß. Es liegt in demselben kein anderer Sinn, als der: „Andre mögen andre Liebe haben, meine Liebe ist gekreuzigt oder in Christi Tod versenkt. Meine Lebenslust, die ich von Natur wohl hätte, ist an's Kreuz mit Christo geschlagen und damit abgethan. Jetzt liebe ich nur abzuscheiden und bei Christo zu sein." Insofern hat Philipp von Zesen ganz Recht; aber ebenso auch das Fräulein Johanna Christiana von Ende, eine edle Kreuzträgerin, so schön von Angesicht als an der Seele. Christian Gerber erzählt, ihr Leibspruch, den sie in ihre meisten Bücher schrieb, seien die Worte gewesen: „Jesus, meine Liebe, ist gekreuziget." Als er sie nun über diese Worte des Ignatius belehret, wie unter „meine Liebe" nicht Jesus, sondern die eigene Liebe zu verstehen sei, und Ignatius sagen wolle: „Meine eigene Liebe ist mir getödtet, ich bin mir abgestorben", so habe sie mit großer Herzensfreude ausgerufen: „Ei, so habe ich alles beides. Meine Liebe ist gekreuziget, denn ich liebe nichts mehr in der Welt, und also ist der Gekreuzigte meine Liebe."

Ein preußischer Offizier war in seinen jüngern Jahren irgendwo auf Werbung. Da schrieb er, weil er mit seinem Wirthe wenig nach seinem Sinne reden konnte, vor seiner Abreise oben über die Thüre seines Zimmers die Worte: „Der am Kreuz ist meine Liebe." Als der Wirth nun wieder in das jetzt leer stehende Zimmer kam, um aufzuräumen, fielen ihm diese Worte in die Augen, und nachdem er sie gelesen, blieb er eine Zeit lang darüber nachsinnend stehen. Endlich rief er seine Frau herbei, ihr die Worte des Offiziers zu zeigen, und auf diese machten sie noch einen tieferen Eindruck, also daß sie

zu ihrem Manne sprach: „Ach, mit uns stehts nicht, wie's stehen sollte; wir kennen ja den Mann am Kreuz noch nicht, noch viel weniger lieben wir ihn. Und doch hat er uns so hoch geliebt!" Alsbald wurden die beiden in diesem Augenblick von Christo ergriffenen Ehegatten eins mit einander, von nun an darauf auszugehen, daß sie den am Kreuze kennen und lieben lerneten. Das gelang ihnen denn auch bald mit Hilfe ihres treuen Seelsorgers, dem sie sich anvertrauten. Als nach Verfluß eines Jahres der Offizier wieder in ihrem Gasthofe einkehrte, eilte ihm der Wirth voll freudiger Dankbarkeit entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Der hatte keine Ahnung davon, was unterdessen sein mit Kreide angeschriebener Wahlspruch gewirkt hatte und wie er nun mit dem Griffel des Geistes in die fleischernen Tafeln zweier unsterblicher Menschenherzen unauslöschlich eingeschrieben worden war. Bald aber erkannte er in den alten Bekannten zwei neue Menschen und betete mit dankendem Sinne an vor der allwirksamen Gnade des Herrn. Nachdem alle drei noch zum treuen Anhangen an Jesu sich unter einander gestärkt und verbunden hatten, schied der Werbeoffizier von dem dankbaren Ehepaare, das ihn mit Segenswünschen begleitete dafür, daß er sie angeworben habe zu der Fahne Jesu Christi. (Nach Heinrichs Erzählungen über evang. Kirchenlieder. 1849.)

Michael Hahn, das Haupt der sogenannten Michelianer in Württemberg, den Gott in der Wüste eines ungläubigen und lauen Zeitalters als Weckstimme gebrauchte, wurde durch dieses Lied, als er es im Jahr 1775 als siebenzehnjähriger Jüngling mit der Gemeinde zu Altdorf in der Karwoche sang, gründlich erweckt. Der Geist Gottes drückte den Inhalt desselben so tief in seine Seele ein, daß er von nun an sich entschloß, zu keiner Lustbarkeit mehr zu gehen und lieber zu sterben, als den am Kreuze nur noch einmal zu betrüben.

Der Verfasser selbst stand in der Übung seines Liedes. Wohl hatte er als begabter Schulmann 1716 den kaiserlichen Dichterlorbeer erlangt, allein ihn verlangte vielmehr, die „Kränz' und Kronen der Liebe im Hochzeithaus" zu verdienen. Es war bei ihm von Herzen geredet, was V. 3 steht: „Ich erwähle diese Plage und der Liebe Liberei (Livree), statt der alten guten Tage und der Ehren Phantasei." Und so wirkte er auch als Prediger zu Altheim die letzten dreißig Jahre seines Lebens. Am Karfreitag hatte er noch „Den am Kreuz" predigen dürfen und in der Osternacht gieng er heim zur Krone seines Herrn.

Melodie: Werde munter, mein Gemüthe.

25. Marter Gottes, wer kann dein vergessen.

Von Christian Renatus, Graf von Zinzendorf, dem jugendlichen Zeugen der Brüdergemeinde (1727—52), gedichtet und in's Gesangb. der evang. Brüdergemeinen 1778 aufgenommen. Wenn Spangenberg von ihm schreibt: „Seine schönen Lieder zeugen davon, daß sein

ganzes Herz von der Liebe Jesu erfüllt war", so trifft dies vor allem auf dieses herzinnige Passionslied zu. Ein besonderer Segen aber ruht auf dem letzten Verse:

Die wir uns allhier beisammen finden,
schlagen unsre Hände ein,
Uns auf deine Marter zu verbinden,
dir auf ewig treu zu sein;
Und zum Zeichen, daß dies Lobgetöne
deinem Herzen angenehm und schöne,
sage Amen! und zugleich:
Friede, Friede sei mit euch!

Wie oft dieses Lied als Bundeslied gläubiger Seelen den Beschluß von trauten Gesprächen, ernsten Verhandlungen und schönen Gottesdiensten gebildet habe, ist nicht zu sagen.

Im engsten Familienkreis finden wir es in folgendem Fall. Zu Gräfenhaynichen in Sachsen, dem Geburtsort des theuren Paulus Gerhardt, lebte ein alter Geistlicher. Dem hatte der Herr den Jakobssegen gegeben, zwölf Söhne und dazu eine Tochter, und er hatte die Freude erlebt, daß alle zwölf im heiligen Predigtamt standen, — aber der eine hier, der andere dort: zwei in den deutschen Ostseeprovinzen, einer in Amerika, einer in der Mission Indiens, die andern in der Kurmark und Neumark, in Sachsen, Pommern und Schlesien. So oft nun sein Geburtstag herankam, zogen von allen Himmelsgegenden Briefe in das Pfarrhaus, und die Tochter hob alle auf, bis der Tag da war, und legte sie der Reihe nach, wie die Söhne im Alter folgten. Als aber der achtzigste Geburtstag des würdigen Greises kam, hatte die Tochter seit langer Zeit den Lieblingswunsch auszuführen versucht, alle Brüder zu diesem Feste zu vereinigen. Heimlich, wie sie es angelegt, waren auch alle am Vorabend des Festes eingetroffen. So warteten sie am frühen Morgen im Sale des Pfarrhauses auf den Eintritt des theuren Vaters. Beim Aufstehen fragte er nach den Briefen und die Tochter versicherte, es sei auch nicht ein einziger eingelaufen. Als jedoch der Vater befremdet sie ansah, gestand sie, es seien die drei Brüder aus Pommern selbst gekommen, um den Vater zu beglückwünschen; sie warten im Nebenzimmer. Er erhebt sich, um zu ihnen zu gehen, muß sich aber wieder niedersetzen, als die Tochter ihm sagt: Vater, nicht drei; es sind sechs Brüder hier! Der Greis faltet still seine Hände zum Gebet, richtet sich zum andernmale auf und sinkt zum andernmal in den Lehnstuhl zurück, als die Tochter unter Thränen ihm gesteht, es seien nicht sechs, sondern neun erschienen; und als sie fortfährt: Ach zürne nicht, mein Vater, daß ich noch einmal rede; du möchtest vielleicht alle zwölf Brüder drinnen finden! da richtet sich der Vater stark und kräftig auf, hebt sein Auge und Herz nach oben und schreitet in den Sal. Siehe da, zwölf Söhne in ihrer Priesterkleidung erheben den Gesang: Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsre Hände ein. Und die Söhne hatten sich die Hände gereicht und der Vater hat seine Hände segnend ausgereckt mit den Worten: Nun will ich gerne sterben,

daß ich euer Angesicht gesehen habe! Durch aller Herzen aber zitterte es, wie im Blick auf jene große Stunde, in welcher auch einmal alle, die hier getrennt waren, wieder vereinigt sein werden in der Freude des himmlischen Wiedersehens. (Josephsohn, Brosamen II.)

In einen größeren Bruderkreis, ins Haus Gottes, führt uns der folgende Zug. Als der treue Zeuge des Evangeliums, Pfarrer Dr. Henhöfer zu Spöck in Baden, am 5. Dezember 1862 zu seiner Ruhe eingegangen war, wurde am Sonntag darauf, dem zweiten Advent, der müde Leib zur Erde bestattet. Unter großem Andrang seiner Gemeinden und vieler herbeigekommener Freunde wurde er zum Grabe getragen, wo Pfarrer Zimmermann Worte des Dankes gegen den seligen Vater und Freund aussprechen durfte. Es war bereits dunkel geworden, als man zur Kirche zog. Nur wenige, die auf dem Kirchhof gewesen, fanden noch Raum. Da stand die schlichte Kanzel in dem alten baufälligen Kirchlein, wo er 35 Jahre lang so geisteskräftig gewaltet hatte, und Dekan Sachs von Deutschneureuth hielt in kurzen ernsten Zügen eine ergreifende Leichenrede. Er schloß dieselbe mit den Worten: „Der Diener geht, der Herr bleibt. Was Henhöfers innerste Triebkraft gewesen, Jesus und sein Kreuz, daran wollen wir uns halten, darauf hin die Thränen trocknen und sprechen: Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsre Hände ein!" — Das Gebet war gesprochen, der Segen gegeben, es war stille und dunkel in der Kirche. Da bat eine Stimme aus der Gemeinde: Laßt uns noch jenen Vers singen! Und ohne Orgel, unterbrochen vom Schluchzen und Weinen der Gemeinde, zogen die Töne des Liedes durch das Kirchlein; und als die drinnen schon aufgehört hatten, sangen die draußen vor der Kirche noch wie im Echo nach: „Friede, Friede sei mit Euch!" — Es war Nacht geworden und die Lichter im Dorfe wurden angezündet. Die Gäste fuhren noch einmal vorüber an Henhöfers Grab. Einzelne Sterne und der Mond schauten aus den zerrissenen Wolken herunter auf den still gewordenen Kirchhof und das aufgeworfene Grab. Durch die Herzen aber zog noch einmal die Losung des Tags und der Text der Predigt: Sein Königreich hat kein Ende! Daniel 7, 14. und das andere Wort desselben Propheten 12, 3: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die so viele zur Gerechtigkeit führen wie die Sterne immer und ewiglich." (Frommel, Aus dem Leben des Dr. Aloys Henhöfer. 1865.)

In den größten Kreis endlich führt uns das folgende kirchengeschichtliche Ereigniß: Auf dem ersten Kirchentag, welcher 1848 an Dr. Luthers Grabe gehalten wurde, richtete Dr. Krummacher eine dreifache Frage an die Versammlung. 1) Haben wir uns hier gefunden als solche, die mit Petrus bekennen: Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes? 2) Werden wir bleiben und stehen in dem Geiste, der unsre Versammlungen durch Gottes Gnade beherrscht hat? 3) Dürfen wir uns fortan alle betrachten und im Herzen haben als Nächstverwandte im Herrn, als Glieder Einer Familie? — Ein Ja, vor dem All-

mächtigen ausgesprochen an dieser heiligen Stätte, das wäre ein Schatz, ein köstliches Kleinod, das wir mit nach Hause nähmen. — Auf diese Frage erhebt sich die ganze Versammlung mit einem lauten Ja und das Lied erschallt: Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsre Hände ein! (Krummacher, Selbstbiografie. 1869.)

Die Melodie f f d g f e f c a f, 1740 aus einem Volkslied entlehnt, wurde für das Lied von Nicolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf zugerichtet: Herr und Ältster deiner Kreuzgemeine, hernach auf unser Lied angewendet, eine der schönsten Herrnhuter Melodieen, die sich im Choralbuch der Brüdergemeinde 1784 finden. Sie kommt besonders in A-dur vor im Württembergischen Choralbuch: a a gis fis h a gis a e d cis h a, und wird von den Gemeinden überaus gerne gesungen.

26. Eines wünsch ich mir vor allem andern.

Aus A. Knapps „Christlichen Gedichten. Bd. 1. Abthl. 2. Basel 1829", wo die Überschrift steht: „Mein Wunsch."

Das Lied ist ein voller köstlicher Nachklang jenes Zinzendorfischen Tons, und auch in ihm mündet, wie in jenem, die Fülle des Gebets im letzten Verse aus, der hier so innig das Gelübde bringt: „Ich bin dein! Sprich du darauf ein Amen."

Über die Entstehung spricht er sich selbst im „Leben L. Hofackers. Heidelb. 1852." also aus: „Dieses Lied verfaßte ich als Vikar von Gaisburg meinem Freunde Wilhelm Gruner, einem Sachsen aus Saalfeld, der es für die Confirmation der Tochter seines Schlossermeisters in Stuttgart etwa am 23. April 1823 von mir begehrte. Ich hatte mit dem nun heimgegangenen Freunde eine stille Gebetsgemeinschaft, und er wußte um meine gesetzlichen Seelenkämpfe, die mich mehreremale dermaßen in Verzweiflung brachten, daß ich, trotz aller Gebete und Bemühungen, Tage lang nicht drei Linien einer Predigt zu Stande brachte, weil ich den geistlichen Bann und Eigensinn in mir trug, kein Wort predigen zu wollen, das ich nicht in den Freuden des h. Geistes empfangen hätte. Da geschah es einmal, daß ich nach einer halb durchweinten Nacht Morgens noch kein Thema zur Predigt wußte und mich in äußerster Seelenangst langhin vor Gott auf den Boden legte, bis Gruner kam, der dann mit mir zu Christo seufzte und mit mir zur Kirche gieng, wo ich ganz in der Todesangst und aus dem Stegreif predigte. Unter solchen schweren Beängstigungen wurde auch das arme Lied geboren. Ist etwas Gutes daran, so ist's wahrhaftig nicht mein Verdienst; denn ich sprach darin nicht aus, was ich im Gefühle genoß, sondern was ich in äußerster Verlassenheit vor Gott wünschte. Ich mußte mich, da ich vor jener Jammerzeit stets erschrack, nachgehends nur verwundern, daß man etwas auf jene einfältigen Zeilen halte, und habe auch an deren Aufnahme ins Württ. Gesangb. nicht den geringsten Antheil, sondern der sel. Dekan Heim

von Tuttlingen hat sie hinein votirt. Mir ists wunderlich und ein Zeichen von ihm, der aus nichts etwas macht, daß jenes in äußerster Schwachheit empfangene Lied jemand erbauen darf, und wenn's geschieht, so gehört die Ehre dafür einzig dem Herrn."

Es ist dies anspruchlose Lied in der That eine der reifsten Früchte des Dichtergeistes unseres schwäbischen Sängers und darum in fast alle neueren Gesangbücher übergegangen. Der letzte Vers theilt mit dem: „Die wir uns allhier beisammen finden" das süße Los, bei so manchen festlichen Veranlassungen christlicher Gemeinschaft das Amen zu bilden. Er taugt ebenso zur Versiegelung bräutlichen und ehelichen Lebens, wie zur Bekräftigung der beim Gottesdienst empfangenen Gnade in Wort und Sakrament.

Eine arbeitsame Weingärtnersfrau im Dorfe Adolzfurt im württembergischen Frankenland wurde in Folge ihrer Entbindung aufs Todtenbett gelegt. Vorzeichen hatte sie an dem Tode zweier Brüder und ihres Vaters, welche schnell nach einander dahingegangen waren; allein sie ließ nicht ab, zu arbeiten und zu wirken bis auf den letzten Augenblick. Nach ihrer Entbindung lag sie denn auch sehr schwach da, theilweise bewußtlos. Der besuchende Geistliche tröstete sie eines Sonntags aus dem Evangelium von der Hochzeit zu Kana mit den Worten: „Weicht, ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister, Jesus, tritt herein." Und als er gieng und sie segnete mit den Worten: „Der Friede Gottes — fiel sie flugs ein: welcher höher ist denn alle Vernunft!" Eine Stunde darauf gieng man zur Abendkirche. Da ihr Haus neben dem Chor des Kirchleins lag, hörte sie den Gesang: Herz und Herz vereint zusammen! „Was singen sie denn? rief sie aus der Betäubung; singen sie nicht: Ich bin dein! sprich du darauf ein Amen?" Diesen Vers pflegte man da zum Schluß des h. Abendmahls regelmäßig zu singen. Und nun fieng sie mit heller Stimme an zu singen:

> Ich bin dein; sprich du darauf ein Amen,
> treuster Jesu, du bist mein!

Die Ihrigen wußten, woran sie waren. Noch drei lange bange Stunden währte in der Nacht der Kampf, dann gieng sie hinüber aus der Arbeit zur Ruhe Gottes.

Ein junger württembergischer Geistlicher, Wilhelm Keller, stand im Winter 1870 in den deutschen Lazareten zu Troyes und war in einer angesehenen Familie einquartirt. Es war dort neben dem französischen Abscheu vor den Deutschen auch die Meinung verbreitet, als ob die Protestanten keine Christen, sondern halbe Heiden wären. Mit kühler Zurückhaltung wurde er aufgenommen. Nach und nach gab es höfliche Annäherung, allein daß er an Jesum glaube, wollte man nicht aufkommen lassen. Da brachte er ihnen eines Tags die Übersetzung des Lieds: „Eines wünsch ich mir vor allem andern", und nun war das Eis gebrochen. Zwischen den schroffen Katholiken und dem jungen Geistlichen bildete sich ein Band der Liebe und Freundschaft, welches auch nach der Trennung noch in einem Briefwechsel seinen Ausdruck fand, darin die französische

Mutter und Freundin schreibt: „Ich freue mich, alle Tage an dem heiligen Jesusherzen mit Ihnen verbunden zu sein!“ Jawohl — dies sei bis zur letzten Stund unser Wandel, unser Bund!

Melodie: siehe Nr. 25.

27. O Traurigkeit, o Herzeleid.

Von Johann Rist (1607—1667) in seinen „Himmlischen Liedern. Erstes Zehn. Lüneburg 1643.“ veröffentlicht unter der Überschrift: „Klägliches Grablied über die traurige Begräbniß Jesu Christi, am stillen Freitag zu singen“, und mit dem Bemerken: „Es ist mir der erste Vers dieses Grablieds benebenst seiner andächtigen Melodie ohngefähr zu Handen gekommen. Wenn mir denn selbige insonderheit wohlgefallen, als habe ich, weil ich der andern Verß gar nicht theilhaft werden können, die übrigen sieben, wie sie allhier stehen, hinzugesetzt.“

Dieses Lied, von welchem Blumberg 1710 berichtet, daß jemand dasselbe seinen Trauermantel bei Christi Begräbniß genannt habe, ist in Anfang und Schluß von stille ergreifender Macht des Gebets. Wie manche alte Lehrer den letzten Vers: „O Jesu du, mein Hülf und Ruh, ich bitte dich mit Thränen: Hilf, daß ich mich bis ins Grab nach dir möge sehnen!“ gerne gebetet haben, so klingt er aufs lieblichste mit dem Gerhardtischen zusammen: „Dein Seufzen und dein Sehnen.“ — Ein achtzigjähriger Greis, welcher bis ins hohe Alter gegen die Wahrheit unempfänglich gewesen, stärkte sich an diesen flehenden Worten, nachdem Gott ihn durch mancherlei leibliche Schläge auf sich selbst geführt hatte.

Am meisten empfiehlt die Melodie das Lied. Sie ist alten katholischen Ursprungs und findet sich in „Himmlisch Harmony. New Mayntzisch Gesangb. 1628.“ Abweichend von dieser Fassung $\bar{d}$ b g a findet sie sich in David G. Corners „Groß Catholisch G. 1631“ in der Fassung: $\bar{c}$ $\bar{c}$ h a gis a a gis. Sie ist demnach ohne Grund dem von Rist besonders geehrten Hamburgischen Tonsetzer Johann Schop zugeschrieben. — Melodie und Lied tragen in gewissem Maß jenes Gepräge des Volkslieds an sich, das ohne Genealogie in die Welt fliegt und dennoch in Ohr und Herz mit besonderer Innigkeit sich zu legen weiß.

Eine Frucht des Lieds ist auch die treffliche, von Salomo Frank, Consistorialsekretär in Weimar, 1685 gedichtete Nachahmung: „So ruhest du, o meine Ruh, in deines Grabes Höhle“, welches in Schlegelscher Umarbeitung heißt: „Zur Grabesruh entschliefest du.“

IV. Ostern.

28. Christ ist erstanden.

Das älteste deutsche Kirchenlied, das „osterlich Matutin" genannt. Diese Leise entstand schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts und verbreitete sich bald so sehr, daß sie im 13. Jahrhundert allerwärts im geistlichen Volksgesang lebte und damals schon als deutscher Kirchengesang der lateinischen Liturgie einzelner Kirchen einverleibt worden zu sein scheint, während man sonst streng darauf hielt, daß nur lateinische Gesänge in der Kirche gesungen wurden. — Conrad von Queinfurt, Pfarrer zu Steinkirchen am Queis († 1382), hat in seinem Ostergesang: „Du lenze guot, des jares tiurste quarte" folgende Stelle im fünften Vers:

In fröuden groz lat ir iuch hiute hören,
lat hellen mangen süezen klanc,
ir lei'n in kirchen, ir pfaffen in den kören,
en widerstrit si iur gesanc.
nu singet: Christus ist erstanden
wol hiute von des todes banden.

Hoffmann, Kirchenlied. S. 78 f. — Als der Augustinermönch Joh. Busch vom Kloster Neuwerk bei Halle im J. 1419 an den Hof Markgrafs Friedrich II. von Brandenburg nach Giebichenstein zur Osterfeier geladen war, wurde diese Leise von allen Hofleuten vor dem Mittagsmahl gesungen, und erst als sie dreimal gesungen war, schickte man sich an, zu Tische niederzusitzen. In Nürnberg sang man diesen Gesang 1424—1524 bei der jährlichen Vorzeigung der kaiserlichen Heiligthümer, und vom Jahr 1480 an ist dieses Lied als das erste und einzige deutsche Kirchenlied in den meisten gedruckten lateinischen Kirchenagenden als ein zur Liturgie gehöriges Lied zu finden. In einem alten Psaltes ecclesiasticus steht bei diesem Lied die Bemerkung: „Hie jubiliret die ganze Kirche mit schallender hoher Stimm und unsäglicher Freud." Selbst bis auf unsere Zeit hat es sich noch in der katholischen Kirche erhalten.

Die Originalfassung desselben ist folgende:

Christus ist uferstanden
von des todes banden,
Des sollen wir alle fro sein,
gott wil unser trost sein
Kyrieleison.

Ein Beweis aber, wie beliebt diese Leise und wie sehr sie zum Volkslied im eigentlichen Sinn des Worts geworden war, ist dies, daß sie eine Menge von Nachbildungen und Umbildungen erfahren hat. Eine solche gibt es sogar schon im 13. Jahrhundert:

„Christ ist erstanden
gewärliche von dem tot,
Von allen sinen banden
ist er erledigot."

In den meisten dieser Bearbeitungen sind alte und neue Strophen gemischt, oft ist auch alles bis auf die erste Strophe

umgedichtet. Namentlich bildete sich so auch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Ostergesang, den Luther selbst zuerst durch das Wittenberger Gesangbuch 1533 (1529 ?) in die evangelische Kirche einführte Dem Klugschen Gesangbuch 1535 ist er mit der Bemerkung beigegeben: „zum Zeugniß etlicher frommen Christen, so vor uns gewest sind, in der großen Finsterniß der falschen lere. Auf das man ja sehen möge, wie dennoch allzeit Leute gewesen sind, die Christum recht erkannt haben, doch wunderlich in demselben Erkenntniß durch Gottes Gnade erhalten." Das Lied lautet daselbst:

Christ ist erstanden
von der marter alle:
des sollen wir alle fro sein,
Christ will unser trost sein.
Kyrioleis.

Wer er nicht erstanden,
die welt die wer vergangen:
seid das er erstanden ist,
so lob wir den Vater Jesu Christ.
Kyrioleis.

Haleluia, Haleluia, Haleluia,
des sollen wir alle fro sein,
Christ will unser trost sein.
Kyrioleis.

Luther hielt nemlich jenes altehrwürdige österlich Matutin in hohen Ehren, also daß er einmal sagt: „Aller Lieder singt man sich mit der Zeit müde, aber das ‚Christ ist erstanden' muß man alle Jahre wieder singen."

Das Lied kann nur mit seiner Melodie zusammengedacht und genannt werden. Die Melodie a g a c̄ d̄ a oder a g a c̄ a ist mit dem Lied ohne Zweifel gleichen Alters. Ein vierstimmiger Tonsatz desselben ist unter den frühesten Erzeugnissen des Notendrucks zu nennen. Er findet sich in einem Singbuche ohne Titelblatt mit der Schlußbemerkung: „Getruckt zu Mentz durch Peter Schöffern, Vnd vollendt Am ersten Tag des Mertzen Anno 1513." Dieses prächtige Erbe aus der mittelalterlichen Gemeinde hat hernach im Klugschen Gesangbuch 1535 die lutherische Kirche übernommen.

Es hat denn auch für das Evangelium frühe schon gearbeitet. Pfarrer Droschke zu Schweidnitz in Schlesien hatte 1556 dem protestantischen Prediger Heidenreich gestattet, die Kanzel der katholischen Pfarrkirche zu betreten, doch unter der Bedingung, sich aller kirchlichen Verrichtungen, aller Ceremonien und Ausspendung der Sakramente zu enthalten. Heidenreich erfreute sich hierauf eines bedeutenden Zulaufs. Als aber der Pfarrherr, darüber erbittert, am Osterfeste 1557 von neuem die Kanzel bestieg, wurde er im eigentlichen Sinne alsbald wieder herabgesungen, indem das Volk das Lied anstimmte: „Christ ist erstanden von der Marter alle, deß sollen wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein."

Jedenfalls aber blieb das Lied ein ökumenisches Gut der ganzen Christenheit, wofür folgende Züge eintreten. — Als ein Herr von Hassenstein in einer Gesandtschaft zu dem türkischen Kaiser zog, hörte er in der Osterzeit bei der Stadt Adrianopel einen Menschen, der auf dem Feld den Pflug ziehen mußte, mit lauter Stimme singen:

‚Christ ist erstanden' und: ‚Also heilig ist der Tag!' Er ritt zu ihm hin und fragte ihn: wer und von wannen er sei? Der Mann antwortet, er sei ein deutscher Christ, von dem Türken gefangen, der ihm solch schwere Dienstbarkeit aufgelegt habe, und wisse, daß in diesem Leben seiner keine Befreiung warte. So gebe er sich in Geduld zufrieden und weil er sich erinnert, daß jetzt in seinem Vaterland das fröhliche Osterfest gefeiert würde, habe er Gott zu Ehren und sich zum Trost die gebräuchlichen Ostergesänge singen wollen, die ihm von seiner Jugend her noch im Gedächtniß seien. (Caspari, Geistliches und Weltliches. S. 276.)

Sodann erzählt Gabriel Wimmer in seiner Liedererklärung 1749: Eine Jüdin hörte einst, als ihre Geburtsstunde nahte, von den Currentschülern singen: „Christ ist erstanden von der Marter alle." Dadurch sei sie mit einemmale so erweckt und getröstet worden, daß sie sich nicht nur für ihre Person entschlossen, eine Christin zu werden, sondern auch ihr Kind in Mutterleib dem erstandenen Heiland geweiht habe. Das Kind sei auch wirklich unter den Christen wohl erzogen und ein Doktor der Heilkunde geworden. Ferner: Ein Bauernknabe sei, nach dem Bericht des Strigenitius, bei einem starken Donnerwetter zu Pferde gesessen und habe dies Osterliedlein angestimmt. Da habe plötzlich ein Blitz das Pferd unter ihm erschlagen, dem Knaben aber sei kein Leid widerfahren.

29. Christ lag in Todesbanden.

Umdichtung des vorigen Liedes von Dr. M. Luther, 1524 in den Erfurter Enchiridien erschienen unter dem Titel: „Das lyed Christ ist erstanden Gebessert."

Es scheint, daß dem Reformator der Inhalt der Leise nicht voll und reich genug gewesen ist, so wohl ihm der Ton derselben auch gefiel. Er nahm die Ostersequenz des Wipo von Burgund, Hofkaplan unter Conrad II. und Heinrich III. (1024—1060, vgl. Koch II, 463 f.), hinzu, welche also lautet:

1. Victimae paschali
laudes immolent Christiani.

2. Agnus redemit oves,
Christus innocens patri
reconciliavit peccatores.
Mors et vita duello
conflixere mirando:
dux vitae mortuus
regnat vivus.

3. Dic nobis Maria:
quid vidisti in via?
„Sepulcrum Christi viventis
et gloriam vidi resurgentis."
Dic nobis Maria:
quid vidisti in via?
„Angelicos testes,
sudarium et vestes."
Dic nobis Maria:
quid vidisti in via?
„Surrexit Christus, spes mea,
praecedet vos in Galilaea."

4. Credendum est magis soli
Mariae veraci,
quam Judaeorum turbae fallaci.
Scimus Christum surrexisse
a mortuis vere:
tu nobis, victor rex, miserere.

Dazu kam bei Luther natürlich der freie Schriftgebrauch, besonders in der Parallele des Osterlamms. Diese drei Quellen haben ihren Zusammenfluß im osterfröhlichen Herzen des Mannes gefunden, von welchem erzählt wird: „Wenn der selige Lutherus zu seiner Zeit traurig und betrübt war, so tröstete und ergetzte er sich allezeit an dem Worte: vivit! ‚Er lebt.'" Sein Lied hat denn auch in der evangelischen Christenheit vollen Widerhall gefunden und das „Christ ist erstanden" nahezu verdrängt.

Der Gedankengang im Geiste des Sängers ist folgender. V. 1 geht aus von dem fröhlichen Posaunenstoß: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden! dessen Echo lauten muß: Hallelujah. — V. 2—4 wird der Kampf zwischen Tod und Leben in großartigen Zügen gezeichnet. V. 2 tritt der Tod hervor, der starke Gewappnete, wie Goliath der Philister: um unserer Sünde willen bewahret er seinen Palast. — Aber V. 3 tritt ihm der Stärkere entgegen, Jesus Christus, der nimmt ihm seinen Harnisch: den Stachel hat er verloren. — Darum V. 4 gibt es kein höheres Schauspiel, als diesen Kampf zwischen Tod und Leben, da ein Tod den andern fraß. — — V. 5—7 stellt uns dar „was nuzes uns daraus entstanden" Straßb. G. 1541. V. 5 erscheint Christus als das rechte Osterlamm, dessen Blut unsre Thüre zur Verschonung zeichnet; V. 6 stellt uns das Osterfest dar im herrlichsten Glanze der Gnadensonne, und V. 7 legt uns an dieser Gnadentafel die rechte Osterspeise vor: Christus allein. — Es darf wohl bemerkt werden, daß für unsern heutigen Geschmack der Anfang des letzten Verses: „Wir essen und leben wohl in rechten Osterfladen" im Württ. Gsgb. treffend abgeändert erscheint: „Wir essen und leben wohl, zum süßen Brot geladen", was als ein schöner Anklang an 1. Kor. 5, 8 erscheint.

Der Mittelpunkt des Lieds ist ohne allen Zweifel der vierte Vers mit seiner Schilderung des Zweikampfs zwischen den zwei mächtigen Fürsten, Tod und Leben, die da sind Christus und Belial, oder des wunderlichen Kriegs, da ein Tod den andern fraß. Hier schwebten Luther besonders die Worte: „mors et vita duello conflixere mirando" aus der Ostersequenz vor, von der er selbst einmal rühmt: „Es habe diesen schönen Gesang gemacht, wer da wolle, so muß er einen hohen geistlichen Verstand gehabt haben, daß er dies Bild so fein artlich abmalet, wie der Tod das Leben angegriffen und der Teufel auch nun auf das Leben zugestochen habe." Wollen wir Luther dabei recht verstehen, so müssen wir auf eine Stelle im 5. Band der Luther'schen Schriften, Walch'sche Ausg. S. 1955 achten, wo er sich also vernehmen läßt: „Der Tod ist unsrer Feinde einer, für welchem sich alle Welt entsetzet und erschrickt; es ist auch kein König, Kaiser, er sei so stark und mächtig, der ihm widerstehen könnte; sie müssen ihm alle herhalten, sie sind groß oder klein, jung oder alt, reich oder arm, edel oder unedel, und sich von ihm erwürgen und verschlingen lassen; hiewider ist kein Mittel, Rath noch Hilfe. Was thun wir denn, daß wir von ihm unverschlungen bleiben? — — Kehre dich herum und siehe, was Christus für Werk gethan hat; der ist der rechte Mann, welcher unsern Tod durch seinen Tod

überwunden und verschlungen. Hos. 13, 4. Wie ist das zugangen? Der Tod machte sich an Christum, wollte einmal ein niedlich Bißlein verschlingen, sperrte seinen Rachen weit auf, fraß ihn auch hinein, wie andere Menschen. Christus wehret ihm nicht, sondern läßt sich von dem Tod verschlingen und bleibet ihm bis an den dritten Tag im Rachen stecken. Aber das niedliche Bißlein wollte dem Tod nicht bekommen, konnte es nicht verdauen; denn es war ihm zu stark: muß derhalben wieder von sich geben und daran erwürgen. Also hat Christus durch seinen unschuldigen Tod unsern Tod, der aller Welt schrecklich ist, überwunden. Glauben wir an ihn, so müssen wir zwar zeitlich sterben und verfaulen; aber wir haben dagegen diesen Vortheil, daß unser zeitlicher Tod uns hinfort ein Eingang ist in das ewige Leben. Zudem ist unser Tod, den wir leiden, kein rechter, d. i. schrecklicher Tod mehr, sondern ein gemalter Tod, ja ein süßer Schlaf (vgl. V. 3). Das Alles richtet Christi Tod aus, welcher unsern Tod überwunden und gefangen hat. Das heißet denn den Tod mit dem Tod überwunden und Gift mit Gift vertrieben." Ähnlich ist die Stelle im 8. Band S. 2175: „Der Tod, der da ist ein allmächtiger Herr der ganzen Welt, — denn er würget Könige, Fürsten und ohn allen Unterschied dahin alle Menschen, — leget sich mit aller Macht wider das Leben, will es überwinden und verschlingen, richtet es auch aus, wie ers ihm vornimmt. Weil aber das Leben unsterblich war, eben indem es sich den Tod überwinden und würgen ließ, wandte es sich wieder um, überwand und erwürgte den Tod. Von solchem wunderlichen Kampf singet die h. Christenheit ganz fröhlich und getrost: ‚mors et vita conflixere duello mirando.‘ Tod und Leben haben zugleich in Christo gestritten wunderlich:

‚Der Tod das Leben überwand,
doch behielt das Leben den Sieg zu Hand,
Daß nun erwürget liegt der Tod,
das Leben ewig herrscht in Gott.‘

So ist nun der Tod durch Christum überwunden und vertilget in der ganzen Welt, daß er fortan nach Christi Sieg nichts anders ist, denn ein gemalter Tod, der den Stachel verloren hat; darum kann er denen, so an Christum glauben, weiter nichts schaden nach Hos. 13, 14. 1 Kor. 15, 55."

Dieser Vers 4 ist daher auch für viele Sterbende schon Halt und Labsal gewesen. So hat z. B. die Tochter Friedrichs I., Königs von Dänemark, Dorothea, Gemahlin des Herzogs von Mecklenburg, daraus in ihrer Todesstunde (11. Nov. 1575) besondern Trost geschöpft und diesen Vers sehr oft mit heißer Inbrunst wiederholet. (Mart. Mylius im Comp. Apopht.)

In den 1780er Jahren gieng in Holstein eine adelige Dame, ein Muster ihres Geschlechts, die ihrem Hause wohl vorstand und viel Gutes that, in die Ewigkeit. Als sie nun auf ihrem Sterbebette sich mit ihrem Seelsorger über die ewigen Angelegenheiten ihrer Seele zum letztenmal besprach, schlug dieser das Lied: „Christ lag in Todesbanden" zu singen vor. Sie sang stille mit.

Bei den Worten aber: „Ein Spott aus dem Tod ist worden" richtete sie sich rasch auf, klopfte in die Hände, wiederholte diese Worte mit halber Stimme und heiterem Angesicht, und kaum hatte sie dieselben ausgesprochen, so übergab sie ihren Geist in die Hände ihres Heilandes. (Basler Sammlungen. 1784.)

Von dem Hofprediger Dr. Hedinger in Stuttgart erzählt seine Lebens- und Todesgeschichte (Theol. past. pract. 28.), daß ihm, als er im Dezember 1704 auf dem Sterbebette lag, sein Freund und Amtsgenosse, der Hofprediger Dr. J. Fr. Hochstetter, dieses Siegeslied vorgelesen habe. Als er aber bei V. 3 zu den Worten kam: „Da bleibet nichts, denn Todsgestalt" und beifügte: „ergo tantum umbra mortis, non vera mors — also bloß ein Todesschatten, kein wirklicher Tod!" so rief Hedinger mit freudigem Munde: „Nein, nicht umbra, sed ludibrium, ludibrium — ein Spott, ein Spott aus dem Tod ist worden!" und sprach mit liebebrennenden Augen die Worte:

Rigeo, accende me, o Amator.
Langueo, salve me, o Creator.
Morior, defende me, Salvator,
Jesu, mi Salvator!

Übrigens hat dieser Vers auch in andern Fällen seine Kraft geltend gemacht. Mitten in den großen Thaten Gottes während der Befreiungskriege setzt Matth. Claudius den Vers über seine Neujahrsbetrachtung 1814 und hat ihn damit als sein Testament dem deutschen Volke einprägen wollen.

Den sechsten Vers gebrauchte Dr. Lindemann zu Rostock († 1698) täglich als seinen Morgensegen. Als er ihn einst um Pfingsten bei einem Besuche im Haus des Predigers Dr. Bauderin in Stralsund auch beim Aufstehen gebetet hatte und dieser ihn um die Ursache fragte, warum er an Pfingsten einen Ostervers bete? wies er auf eine Bibel und sagte: „Dies ist mein Kalender, in dem alle Tage Ostern steht und der mir zeigt, wie ich nicht nur in der h. Taufe Ostern gehalten, sondern auch von da an alle Tage Ostern halten soll." Darauf fragt Bauderin verwundert, wie das füglich geschehen könne? Er aber antwortet: „Sehr wohl, und zwar prakticire ich solches folgendergestalt. Wenn ich früh Morgens aufstehe, so gehe ich mit den Osterweibern zu Jesu Grab und bete: ‚Hilf, daß ich mit diesem Morgen geistlich auferstehen mag.' Wenn ich zum Beichtstuhl gehe, meine Sünden von Herzen gebeichtet und Vergebung derselben empfangen habe, so seufze ich: ‚Der Sünden Nacht ist vergangen, Hallelujah!' Gehe ich zum h. Abendmahl, so betrachte ich den siebenten Vers von Luthers Osterlied. Wenn ich predigen höre, höre ich lauter Osterpredigten, denn alle gehen auf Eph. 5, 14." — Was er denn aber mache, wenn das Osterfest selber komme? fragte nun Bauderin, und darauf erhielt er die Antwort: „Da stelle ich eine Prüfung mit mir selber an, wie ich bisher Ostern gehalten, ob ich mich auch meiner Taufe gebührend erinnert und als ein getaufter Christ mit Christo auferstanden sei? ob auch

der neue Mensch in mir auferstanden, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit vor Gott ewiglich lebet? ob ich das h. Abendmahl würdig genossen, daß der lebendige Heiland in mir lebe? Ist Ostern dergestalt gehalten worden von mir, so danke ich meinem Gott demüthigst für seine Gnade; wo nicht, so heißt es: Bessere dich. Das ist die Ursache, warum ich täglich Morgens diesen sechsten Vers seufze."

Die Melodie: a g a c d c h a ist von Luther im J. 1524 der alten Volksweise: „Christ ist erstanden", a g a c d a, nachgebildet und seiner Umdichtung dieser alten Osterleise angepaßt worden, so daß beide zugleich erschienen, und zwar erstmals im Erfurter Enchiridion 1524. Seb. Bach gibt Lied und Melodie in einer Cantate auf das Osterfest in acht verschiedenen Tonsätzen mit Instrumentalbegleitung.

30. Auf, auf, mein Herz, mit Freuden.

Von Paulus Gerhardt (1607—76), veröffentlicht in der dritten Ausgabe der Praxis pietatis melica Berlin 1648, unter den ersten 18 Liedern befindlich, die wir von dem edlen Sänger kennen.

Während einzelne Stellen, besonders in den Versschlüssen, wohl auch im Zusammenhang mit dem Versmaß, etwas matter klingen, enthält das Lied mehrere Kraftstellen, in welchen der ganze Schwung Gerhardtscher Osterfreude zum Ausdruck kommt. So schon im Anfangston: „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden"; noch mehr in V. 2, welchen alte und neue Osterprediger zur Ermunterung der Gemeinde verwendet haben:

Er war in's Grab gesenket,
der Feind trieb groß Geschrei;
Eh er's vermeint und denket,
ist Christus wieder frei
Und ruft Viktoria!
schwingt fröhlich hie und da
sein Fähnlein als ein Held,
der Feld und Muth behält.

Der siebente Vers hat in Gellerts Leben eine eigenthümliche Verwendung gefunden. Der edle Mann, dessen wohlwollendes und menschenfreundliches Lehren und Wirken ihm einen europäischen Namen gemacht hatte, der aber zu Zeiten, von körperlichen Leiden gedrückt, in tiefe Traurigkeit versank, um hernach im Glauben desto lebendiger seines Gottes Rath zu erfassen, erfuhr eines Tags, daß im Coburgschen das Gerücht verbreitet sei, er habe sich erhenkt. Da sagte er dem Studenten Werner, in dessen Zimmer er diese Nachricht aus einem Brief erfuhr, lächelnd: „Schreiben Sie den lieben Coburgern, ich selbst rufe ihnen die Worte des alten Liedes zu:

Ich hang und bleib auch hangen
an Christo als ein Glied."

Johann Crüger hat in seiner Praxis dem Lied auch seine Melodie gleich mit auf den Weg gegeben: c a c b a g f, welche ihm geblieben ist. Ebeling wagte es nicht, eine eigene an ihre Stelle zu setzen, und wenn auch das Frl. G. 2. Thl. 1714 eine eigene Melodie gegeben hat, so ist dieselbe doch schon 1741 wieder beseitigt worden.

31. Jesus, meine Zuversicht.

Von Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, der Gemahlin des großen Kurfürsten (1627—1667) gedichtet und zuerst in dem Rungeschen Gesangbuch, Berlin 1653, erschienen.

Der Herausgeber Runge hat dieses Gesangbuch der Kurfürstin selbst gewidmet, und es findet sich in der Zueignung die ausdrückliche Stelle: „Ew. Kurf. Durchlaucht — — haben solches Buch auch mit Dero eigenen Liedern, als: ‚Ein ander stelle sein Vertraun; Gott, der Reichthum deiner Güter; Jesus, meine Zuversicht; Ich will von meiner Missethat‘ vermehren und zieren wollen.“ — Es kann also kein Zweifel obwalten, daß nicht Otto von Schwerin, ihr Haushofmeister, oder Johann von Assig, ihr Schloßhauptmann, das Lied gedichtet habe, sondern wir haben diese Liederperle der Kurfürstin selbst zu verdanken. — Es ist den ersten Jahren ihres Ehestandes entsprungen. Im Herbst des Jahres 1649 verlor sie ihr erstes Kind, den Erbprinzen Wilhelm Heinrich, auf der Reise zu Wesel durch den Tod, wodurch zugleich auf lange die Hoffnung zur Erhaltung des Kurhauses und des Hohenzollerschen Herrscherstammes verloren gieng. Da durfte sie in Tangermünde in der Altmark einige ruhige Wintermonate verbringen, und hier wahrscheinlich schüttete die zweiundzwanzigjährige Fürstin ihr Herz in unserem Liede vor dem Herrn aus. — Die Gedanken desselben stimmen denn auch vor allem mit dem täglichen Gebet, dessen Urschrift zu Berlin noch aufbewahrt ist und in dem es heißt: „Wollest uns darum, o allertreuster Vater, beiderseits alle Stunden an das Augenblick denken lassen, woran die ewige Ewigkeit hänget; damit uns solches nicht wie ein Fallstrick überfalle, sondern vielmehr bereit finde, dir, wenn du durch den zeitlichen Tod anklopfen wirst, freudig und mit getrostem Gemüthe zu folgen .... Und endlich, wenn nun auch die Tage meines Lebens dahin sein werden, und ich die Schuld der Natur bezahlen soll, so sei dann, ach mein getreuer, liebster Vater, in der letzten Todesangst eine beständige Erquickung meiner matten Seele; richte mich auf durch den Trost deines h. Geistes und labe mich mit dem Wasser des ewigen Lebens, welches ist das vergossene theure Blut deines Sohnes, meines Erlösers, auf daß ich dir meinen Geist in ungezweifelter Hoffnung der künftigen, fröhlichen Auferstehung in deine Hände wiedergebe und meinen Mund schließe mit dem süßen Namen Jesu!“ — Gar oft klingen auch in ihrem Leben die Töne ihres Liedes wider. So spüren wir die „Zuversicht“ und die „starke Glaubenshand“, wenn sie in jenen wilden Zeitläufen sagt: „Wenn der Herr Jesus noch auf Erden gienge, ich wollte mich noch mehr demüthigen, noch mehr ihm anhangen, als das kananäische Weiblein. Was ich aber auf leibliche Weise und mit Gebärden nicht thun kann, das will ich im Geist und im Herzen thun, in gewisser Zuversicht, daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hoherpriester und treuer Heiland sei, der Mitleid haben und helfen kann.“ — Und wie sie „den Geist erhob von den Lüsten dieser Erden“, das sagen ihre Worte in der Leidenszeit: „Was bitter

ist der Tod! Fleisch und Blut erschrickt vor ihm. Aber ich nähere mich dem Hafen himmlischer Ruhe. Schon sehe ich Spitzen und Höhen der himmlischen Stadt." — Sie ließ sich auch dieses Lied jedesmal am Osterfeste singen, welches sie immer mit der herzlichsten Andacht begieng. — — Wie sehr der Grundton des Liedes in ihrem Hause forthallte, bezeugen die letzten Worte ihres Gemahls, des großen Kurfürsten. Als er am 19. April 1688 auf dem Todtenbette lag, ließ er nach dem Gebet seines Hofpredigers Cochius sich also vernehmen: „Wie ein Vogel in einem hohlen Baum, so verberge ich meine Seele in Jesu Wunden!" Und als jener ihm zusprach: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen!" fügte der Kurfürst hinzu: „unter welchen ich der vornehmste bin!" Mit seinen letzten Lebenskräften rief er: „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Komm, Herr Jesu; ach komm, Herr Jesu, ich bin bereit!" und dann noch mit schwächerem Laut: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und wird mich dereinst aus der Erde auferwecken!" Mit diesem Zeugniß auf den Lippen verschied er. — Er hat bekanntlich des Weibes seiner Jugend, seiner „Louise und ihres Rathes" niemals vergessen können.

Trotzdem aber, daß aus äußeren und inneren Gründen das Lied unzweifelhaft der Kurfürstin zugehört, ist anzunehmen, daß es in sprachlicher Beziehung die Nachbesserung einer deutschen gesangskundigen Feder erfahren habe. Denn, obwohl eine Prinzessin von Oranien von Haus aus mit der kunstgerechten Poesie vertraut gewesen sein mag, so wird wohl Sprache und Ausdruck der Holländerin schwerlich so fließend gewesen sein, als unser Lied es darstellt. Wer daran noch gefeilt habe, Otto v. Schwerin oder Runge, ist unbestimmt zu lassen.

Ein wahrhaft fürstliches Christengemüth leuchtet durch alle Verse des Liedes. Winterfeld hat Recht, wenn er (II, 164) davon sagt, aus dem kräftigen Auferstehungs- und Sterbelied leuchte jene tapfere, freudige Gesinnung der frühesten Zeit der Kirchenverbesserung wieder hervor, welcher der Tod ein Weg zum Leben war, weßhalb es auch allezeit ein Kleinod in dem heiligen Gesang der evangelischen Kirche bleiben werde. Der Gedankengang desselben im Geiste der Sängerin ist in Kürze folgender: Unsre Auferstehungshoffnung ruht in Christo! dies ist der Grundton, den die Kurfürstin mit Paulo 1 Kor. 15 gemeinsam erklingen läßt, sich zum Trost. — Der erste Akkord bezeichnet den Grund ihrer Hoffnung V. 1—3. Jesus, der Lebensfürst, stillt die Todesgedanken V. 1. Jesus, der Heiland, läßt seines Leibes Glied nicht dahinten V. 2. Den durch Hoffnung und Glaube geschlungenen Bund zerstört kein Tod V. 3. — Der zweite Akkord bringt den Inhalt ihrer Hoffnung V. 4—7. Das Fleisch wird zur Asche, und doch geht der Leib zur Herrlichkeit V. 4. Dieser selbe Leib V. 5, diese selben Augen V. 6 werden jenen Tag erleben und Jesum schauen, wenn das Schwache des Leibes hinweggefallen ist. Ja, das Schwache wird durch die Verklärung himmlisch herrlich werden V. 7. — Im letzten Akkorde spricht die

Sängerin ihrem Leib und seinen Gliedern die Ermunterung ein, welche aus jener Hoffnung fließt V. 8—10. Seid nicht traurig: Jesus trägt und ruft euch V. 8. Seid allezeit fröhlich: Jesus hebt euch in die Himmelsluft V. 9. Darum seid jetzt schon himmlisch, daß der Geist von den Lüsten dieser Erde in die Heimat sich schwinge V. 10. — — Wie das Lied aus 1 Kor. 15. Hiob 19, 25—27 und 1 Thessal. 4, 15—18 erwachsen ist, leuchtet allen ein. — Zu bemerken dürfte noch sein, daß in V. 8—10 die Kurfürstin nicht mit den Christen redet, sondern mit ihren Leibesgliedern, also mit sich selbst. Denn sie singt in V. 8 nicht: „Jesus trägt euch, seine Glieder“, sondern: „Jesus trägt euch, meine Glieder.“ Es ist auf diese Weise von der Sängerin die einheitliche Beziehung des ganzen Lieds auf sie selbst, nach Leib und Seele, treffend inne gehalten. — In V. 8 haben wir einen Fall, wo man sieht, wie leicht ein Muttermal sprachlichen Ausdrucks sich heben läßt. Die Sängerin setzte: „Wann die letzte Tromp't erklingt“; wir lesen: „wann die letzt Posaun erklingt“, oder: „wann einst die Posaun erklingt.“

Das österliche Gepräge hat die Fürstin selbst dem Liede aufgedrückt, und so ist es auch in erster Linie als Osterlied von der Kirche aufgenommen worden. Als Widerhall desselben ist hundert Jahre nachher das kräftige Lied von Gellert entstanden: „Jesus lebt, mit ihm auch ich; Tod wo sind nun deine Schrecken?“ Dem frommen Mann hat sich darin die Osterkunde: „Jesus lebt!“ mit dem Anfang unsres Liedes: „Jesus, meine Zuversicht“ so verschlungen, daß jene jeden Vers beginnt, dieses Wort jeden Vers schließt. — Auch im preußischen Königshause selbst hallte der Osterton des Liedes kräftig fort. — Eine ebenbürtige Nachfolgerin der seligen Luise von Oranien auf dem Throne, die edle Königin Luise, welche der gute Engel Preußens im Anfang dieses Jahrhunderts gewesen ist, sprach sich einst vor dem Bild der Kurfürstin in der Gallerie zu Charlottenburg so aus: „Das köstliche Lied ‚Jesus meine Zuversicht‘ hat in unsrer Kirche und in allen christlichen Familien volles Bürgerrecht erhalten. Es liegt in demselben eine belebende wunderbare Kraft. Es hallet fort durch der Zeiten Räume und Wechsel von Jahrhundert zu Jahrhundert. So oft man es in der Kirche, an Sterbebetten, an Särgen und Gräbern hört, ist es immer wieder neu in dem Trost und Frieden, den es in sich trägt und gibt. Nur einem kindlich gläubigen Herzen wie dem ihrigen konnte es so rein, wahr und entsprechend entquellen!“ Dann schwieg sie eine Weile, setzte sich hernach ans Piano und sang mit ihrer Engelsstimme: Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben! (Eylert, Charakterzüge 2, 62.) — Friedrich Wilhelm IV, König von Preußen, Luisens Erstgeborner, gab der Glocke, die er der von der Kurfürstin Luise wiederbegründeten Stadt Oranienburg zu ihrer zweihundertjährigen Stiftungsfeier am 27. Sept. 1850 schenkte, den Namen: „Zuversicht“ und die Umschrift: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben“, worauf dann auch bei der Weihe der Glocke der erste Vers zum Schluß gesungen wurde. Zu gleicher Zeit legte er den Grundstein zu dem von der

Stadt in Aussicht genommenen Denkmal. Als dieses 18. Juni 1858 durch den Oberpräsidenten Flottwell enthüllt wurde, schloß die Feier mit den beiden letzten Versen.

Das Lied hat sich aber im deutschen Volk für alle Lebenslagen eine Stellung erworben, hauptsächlich in Nothzeiten.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena im Jahr 1806, wo sich das preußische Heer in fast regelloser Flucht über die Saale zurückzog, wurde ein Trompeter aus Langensalza von seiner Schwadron abgeschnitten und von mehreren französischen Reitern wüthend verfolgt. Obgleich fast zu Tode gehetzt, wollte der wackere Trompeter sich doch den Feinden nicht ergeben, sondern jagte dem Ufer der nahen Saale zu und setzte auf das Schwimmen durch den Fluß die einzige Hoffnung seiner Rettung. Leider kam er gerade an eine der Stellen, wo das Ufer in senkrechter Felswand hoch abfiel, und unten in schwindelnder Tiefe rauschte der Fluß, während das jenseitige Ufer flach und sandig war. Zu wählen, war keine Zeit; die Verfolger befanden sich hinter ihm. Kühn entschlossen blickt er zu dem Herrn empor und fleht um Gnade, dann drückt er seinem todtmüden Rosse den Sporn in die Weiche, und Reiter und Roß stürzen in die Tiefe. Ein lauter Ruf der Verwunderung und des Entsetzens entfährt den Verfolgern; sie halten oben am Rande des Felsen und blicken hinab, wo sich eben der Trompeter aus den Fluten hebt. Gott der Herr hat seine starke Hand über den wackern Preußen gehalten; denn ob auch sein treues Roß zerschmettert in die Tiefe sank, erreichte doch er das flache Ufer der Saale. Ohne an seine weitere Sicherheit zu denken, war sein erstes Bedürfniß, seinem Gott und Herrn für die wunderbare Errettung zu danken. Er kniete auf den flachen Sand, zog seine Trompete vom Rücken und blies in zitternden Tönen den Choral: Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben! Tief ergriffen von dem sichtbaren Schutze Gottes und überrascht von solcher seltenen Frömmigkeit, ließen auch droben die Reiter ihre schon erhobenen Karabiner sinken und beugten sich unwillkürlich vor dem wunderbaren Walten Gottes. Leider hegten andere unterdessen nachgekommene französische Soldaten nicht gleiche Scheu. Als eben des Trompeters gottgeweihte Töne feierlich zum Schluß erklangen, sandte ein tödtlicher Schuß seine betende Seele vor den Thron der Gnade. (Ev. Sonntagsbl. 1871.)

Als im Jahr 1867—68 die Hungersnoth in Ostpreußen wüthete, sangen die hungrigen und kranken Leute auf den Straßen das Lied als Bitte um Hilfe. Eine Frau aus Goldapp schrieb: „Ich kann das Lied ‚Jesus, meine Zuversicht‘ von diesen erstarrten hungrigen Leuten nicht mehr hören, ohne daß mir die Thränen in die Augen kommen. Bei Tage geht es noch, aber am Abend von der Arbeit im heulenden Sturm so aufgeschreckt zu werden, ist zu schrecklich.“

Eine merkwürdige Verwendung fand das Lied in folgendem Fall. Eine ostfriesische Bäuerin, Namens Baumgarten, trug ein schweres Kreuz an der Trunksucht ihres Mannes. Sie seufzte oft

darüber, bat ihn und bat Gott; aber ein hartes Wort sagte sie nicht. Eines Tags sollte der Mann Morgens um zwei Uhr Militärgegenstände fahren, aber er saß noch Nachts elf Uhr im Wirthshause. Da faßte sie sich im Gebet ein Herz, gieng hin und wurde sofort mit wüstem Jubel umringt. „Sie sollte nicht wieder loskommen, als bis sie mit ihrer schönen Stimme ein Lied gesungen." Vergebens bat sie um Schonung. Dann aber trat sie einen Schritt zurück und begann: Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben! Die erhobenen Gläser wurden allmählig still abgesetzt, und als sie ausgesungen, gieng ihr Mann, ohne viel zu reden, mit ihr nach Hause. Er hatte den Stachel im Herzen. Und als es nun Gott am Morgen so fügte, daß der Geleiter des Transportes ein frommer Dragoner war, der einem Enthaltsamkeitsverein angehörte, machte er mit ihm Gemeinschaft und war bald von der Geduld und Liebe seiner Frau nach 1 Petr. 3, 1 gänzlich gewonnen. (Seld in der Evang. Kirchenzeitung 1847.)

Eine Errettung aus Todesnoth brachte das Lied in neuster Zeit. In den Kämpfen zwischen den Karlisten und Republikanern in Spanien 1874 wurde gar oft, besonders auf Seite der ersteren, mit den Gefangenen erschrecklich kurzer Prozeß gemacht. So hatte der Karlistengeneral Gamundi eine Schar Sepayos, republikanischer Freischärler, gefangen genommen. Diesen pflegte man nie Pardon zu geben. Um sie also bei seinem Rückzug nicht mitschleppen zu müssen, gab er den Befehl, sie sofort zu erschießen. Ein Priester wurde zu den Armen geschickt, um ihnen mit geistlichem Trost zur Seite zu stehen. Nun befand sich eben bei den Karlisten ein deutscher Offizier, welchen sie besonders hoch hielten. Als er hörte, daß die blutige Exekution bevorstünde, wollte er einen Spaziergang machen, um den Jammer nicht mit anzusehen. Sein Weg führte ihn aber gerade an den Gefangenen vorüber. Hier sah er, wie der Priester die Niederknieenden segnete. Ein Mann in den besten Jahren umarmte seinen Knaben, der gewiß nicht mehr als vierzehn Jahre zählte; ein Greis betrachtete gerührt die beiden, während er seine Gebete murmelte. Auf einmal — horch, was ist das? Sind das nicht Klänge aus deutschem Land? Alles wandte die Köpfe dem feierlich tönenden Gesange zu. Denn tief ergreifend erscholl auf dem Todesgang das Lied: „Jesus, meine Zuversicht!" aus dem Munde eines der Gefangenen. Der Offizier konnte von diesen edeln Lauten im fremden Land nicht loskommen; schnell eilte er zum General, um sich das Leben des verurtheilten Landsmanns zu erbitten. Es gab ein hartes Ringen mit dem Manne, welchem die Sepayos vor kurzem erst seinen einzigen Sohn, einen von Paris herbeigeeilten Kaufmann, ermordet hatten. Allein der deutsche Offizier ließ nicht nach, erinnerte ihn gerade an seinen väterlichen Schmerz, den er vielleicht einem andern Herzen durch diese Begnadigung ersparen werde, und — der Landsmann wurde frei. (Daheim 1875.)

Weiterhin ist das glaubenskräftige Lied auch zum Sterbenstrost für viele geworden.

Als Bartholomäus Ziegenbalg, der als Erstling unter den evangelischen Missionaren in Ostindien das Evangelium im größten Segen verkündete und das Neue Testament in die malabarische Sprache übersetzte, zu Tranquebar am 23. Febr. 1719 im Sterben lag, riefen ihm seine Freunde, die um sein Bett her standen, zu: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet. Darauf bezeugte er: Ach ja, ich will in diesem Kampf durch Christum aushalten, auf daß ich eine so herrliche Krone erhalte! und begehrte, indem er Christi Wort freudig ausrief: Vater, ich will, daß wo ich bin, da soll mein Diener auch sein! sie möchten ihm das Lied „Jesus, meine Zuversicht“ singen. Das thaten sie denn und spielten dazu auf dem Clavicymbel. Der Sterbende aber, dem diese Worte einen himmlischen Glanz über die Nacht des Todes verbreiteten, durfte ihnen noch andeuten, es werde ihm so hell vor den Augen, als ob ihm die Sonne ins Gesicht schiene, und bald darauf ist er entschlafen. (Nachrichten von Tranquebar. 18. Continuation.)

Endlich ist es als Begräbnißlied seit alten Zeiten viel gebraucht. G. H. von Schubert sagt in seinem Buche „Altes und Neues aus dem Reiche Gottes. 4. Bd.“: Dieses Lied hat man gesungen, als mein Vater begraben wurde; es ist das Begräbnißlied meiner Mutter gewesen, und als man meine selige Frau ins Grab senkte, hat man es auch gesungen; darum ist es mir immer ein besonders liebes Lied, das ich schon oft mit Thränen der Liebe und der Sehnsucht gesungen habe.

Der berühmte Arzt und Menschenfreund, Staatsrath Dr. Hufeland, hatte es sich, als er im Jahr 1836 in Berlin starb, besonders ausgebeten, man möchte dieses Lied an seinem Grabe singen, was denn auch von der ganzen unermeßlichen Trauerbegleitung geschah und sehr ergreifend gewesen sein soll. Das benützte Fr. Ahlfeld in einer Osterfestpredigt, die er 1848 hielt, indem er also redete: „Wenn du nicht glauben willst, daß Christus auferstanden ist, wenn du dir vorredest mit allerlei Gründen: ‚Wer drei Tage im Grabe gelegen hat, der kann nicht wieder auferstehen. Wo das Leben heraus ist, da kann es nicht wieder hineinkommen. Wer todt ist, der ist todt!‘ dann bindest du ihn fest im Grabe mit den Bändern und Tüchern deiner Klugheit, trotz aller Allmacht Gottes. Deine Klugheit soll leben, aber Christus soll todt bleiben. Wenn du dich dabei auf Wissenschaft und Naturkunde stützest und steifest, so bedenke, daß Gottes Naturkunde über alle deine Wissenschaft hinausgeht. Magst dir auch dabei zu Herzen führen, daß der berühmte Arzt Hufeland vor seinem Tode das Lied: ‚Jesus, meine Zuversicht‘ zu seiner Bestattung bestellte. Und der verstand auch ein wenig von der Natur des menschlichen Lebens.“

Professor Hengstenberg erzählt, daß in der schaurigen Nacht des 18.—19. März 1848 mitten durch das Gewehrfeuer und durch den Donner der Geschütze, wie durch das wilde Geschrei des Aufruhrs ernst und feierlich das Glockenspiel auf einem der Thürme den Choral gespielt habe: Jesus meine Zuversicht. Welch eine selt-

same Stimme des Trostes und der warnenden Anfrage an die Herzen aus dem Munde der frommen Landesmutter! — Wenige Tage darnach, am 22. März, ertönte es abermal wie aus Einem Munde vor dem königlichen Schlosse, als die Gefallenen in 187 Särgen von 20000 bewaffneten und unbewaffneten Bürgern zu Grabe geleitet wurden. Wenn hier selbst in den Sturm der Leidenschaften und Schmerzen hinein das Lied erklang, so wird es recht gewaltig ein Anlaß zu der Bitte: Nur daß ihr den Geist erhebt von den Lüsten dieser Erden!

Im letzten Krieg mit den Franzosen 1870 war unser Lied regelmäßig der letzte Trost an den Gräbern der Gefallenen. „Die Musikkapelle eines ausmarschirten Truppentheils besaß für den Anfang an kirchlichen Musikstücken nicht weiter, als die Noten von zwei Chorälen, nemlich von ‚Nun danket alle Gott‘ und ‚Jesus, meine Zuversicht‘. Es war, wie der Feldprediger, der dies erzählt, bemerkt, eine ganz bezeichnende Auswahl. Denn der Gedanke lag darin, daß es im Felde gelte, entweder zu siegen oder zu sterben.“ (Greiner, Schulliederschatz.) — Durften sie nun auch durch Gottes Gnade das „Nun danket alle Gott“ sofort und vor dem „Jesus, meine Zuversicht“ blasen, so konnte es doch auch am letzteren nicht fehlen. Überaus ergreifend soll es geklungen haben, als am 19. Aug. 1870 die vielen Opfer der Schlacht bei Gravelotte bestattet wurden und die Regimentsmusiken den alten Hoffnungston des Brandenburgischen Hauses erschallen ließen.

Von den einzelnen Versen hat immer der zweite und dritte besondere Kraft bewiesen, wofür zwei kleine Züge zeugen mögen. — In Cedar-Hall auf Antigua lag eine sehr alte ehrwürdige Christin im Sterben. Da wiederholte sie oftmals sich zum Trost wider den Tod und andern zur Stärkung des Glaubens die Worte des 2. V.: Lässet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht? — An den Worten des 3. V. erlaubte sich die Frau des frommen Sängers und gelehrten Theologen Dr. Joh. Jak. Rambach in Gießen, die am 30. März 1730 starb, eine Textveränderung. Kritische Gründe veranlaßten sie nicht dazu, sondern die Armut des Geistes und ihre echt christliche Demuth. Sie pflegte nemlich, wenn sie sich auf ihrem Siechbettlein aus diesem Kraftliede Trost holte, statt „meine starke Glaubenshand“ immer nur zu sagen: „meine schwache Glaubenshand wird in ihm gelegt befunden.“

Die Melodie: g e a h $\bar{c}$ $\bar{c}$ h ist des Liedes vollkommen würdig; kräftige Glaubensfreudigkeit klingt aus ihren Tönen dem Ohr entgegen. Sie wurde sehr häufig auch als Motette und Cantate bearbeitet, z. B. von Doles, Nath. Gottfr. Gruner, Daniel Gottlob Türk in Halle, Joh. G. Schicht, Bernhard Klein in Berlin. In Joh. Crügers obengenanntem, auf besondern Befehl der Kurfürstin Luise im Jahr 1653 bei Runge erschienenem, Gesangbuch findet sich eine ältere Weise, die zwar ziemlich viele Anklänge an die jetzt gebräuchliche hat, aber sich jeder Verszeile in eigenthümlicher Wendung anschließt:

g e a h c c h e f g e c d e
a c a g f e d c a a a h c c h a
e d c a d c h
a h c c d d c.

Vielleicht hat die musikkundige Kurfürstin selbst diese ältere Singweise erfunden, und bloß die spätere Form, in der sie kirchlich wurde und zum erstenmal im J. 1658 in Joh. Crügers „Psalmodia sacra“ vorkommt, hätte ihr dann der Cantor an der St. Nikolaikirche in Berlin gegeben. — Sonst wird das Lied auch nach der Melodie gesungen: Meinen Jesum laß ich nicht.

V. Himmelfahrt.

---

32. Auf diesen Tag so denken wir.

Von dem reformirten schwäbischen Dichter aus der Reformationszeit, Dr. Joh. Zwick in Constanz (1496—1542), vor 1536 gedichtet „uff den Uffarttag Christi“ und zuerst gedruckt in dessen „Nüw gsangbüchle. Zürich 1536.“ 2. Aufl. 1540.

Mit diesem Lied, gleich ausgezeichnet durch seine markige Sprache wie durch seinen freudigen Glaubensgeist, hat sich die reformirte Kirche gleich am Morgen der Reformationszeit würdig dem Lieder-Chore der lutherischen Kirche angereiht. Schade, daß sofort diesem schwäbischen Zug der schärfere Geist des schweizerischen und französischen Stamms die Nachfolge abgeschnitten. — Der Gedankengang im Geist des Sängers ist folgender. V. 1 stellt die Himmelfahrtsgedanken in einem Bündlein vorne hin: Erinnerung an die Auffahrt, Dank für die Großthat und Bitte um unsre Bewahrung; denn wir sind noch auf dem stürmischen Meer und Er ist am Ufer. — — Dann legt V. 2—4 den Inhalt auseinander. V. 2. Die Pforte zum Himmel ist erschlossen! das weckt Lob und Freude, jedoch auch den Trieb zur Nachfolge. — V. 3. Die Nachfolge, ohne welche der Himmel verschlossen bleibt, besteht in Glauben und Leben für den Himmel. Soll jener rechter Art sein, so muß das Leben im Glauben geradeaus zum Himmel zielen. — V. 4. Die Himmelfahrt des Glaubens ist schon da im Fliehen der Welt und Finden der Gotteskinder, wie in der Gemeinschaft mit dem Vater: „Die sehen h'nuff, der Vater h'rab!“ — Endlich schließt V. 5 die Aussicht vom Himmelfahrtsberg hinüber zum Lande der Verklärung.

An dem ersten Vers hat sich der sterbende Ludwig Hofacker noch ganz inniglich ergetzt. Insbesondere der Gegensatz der letzten Zeile: „Ohn' Hoffnung han kein Troste“ und des „Hallelujah“ heiterte ihn sehr auf, so daß er sagte: „Das ist ein rechter Glaubensmuth, allem Unglauben zum Trotz.“ (Leben Hofackers von A. Knapp.

1852.) — In der That ist das ein heroischer Gegensatz. Ich vergleiche hiemit eine Stelle in den trefflichen „Zeitpredigten von Max Frommel 1873“, wo er predigt: „Ich habe einst ein Lied singen hören, gedichtet auf Saitenspiel von Sebastian Bach, dem frommen Altmeister. Da singen die Bässe in der Tiefe: ‚Es ist der alte Bund, Mensch, du mußst sterben!‘ und oben in den hohen Tönen singt fröhlich eine helle Frauenstimme: ‚Ja ja, ach komm Herr Jesu, ja!‘ Als ich diesen Gesang hörte, ward ich im Innersten erschüttert. Ists nicht also? Hier unten in dieser dunkeln Welt voll Sünde, voll Gräber, da singt alles in dem tiefen herzzerreißenden Grundbaß: ‚es ist der alte Bund, Mensch, du mußst sterben!‘ Aber unser Glaube ist das helle lichte Ja, singend in himmlischen Tönen, überwindend im Unterliegen, auferstanden mitten aus dem Tod und auf den erbleichenden Lippen noch den Siegesgesang: ‚Ja ja, ach komm, Herr Jesu, ja!‘“

Im zweiten Vers, welcher den Himmelfahrtston besonders prächtig anstimmt und darum schon hundertmal zum Ausdruck der Himmelfahrtsfreude gedient hat, möchte man wohl den Vorgang finden, den Nicolaus Hermann nachgeahmt hat, wenn er im Lied „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich“ schon von Weihnachten sagt: „Heut schleußt er wieder auf die Thür zum schönen Paradeis“, was in unserem Vers auf den Eingang in den Himmel bezogen ist: „Christus schleußt auf mit großem Pracht, vorhin war alls verschlossen.“ — Ein lebendiger Zeuge der Himmelfahrtsfreude ist unser Johann Zwick selbst in seinem Tode geworden. Kaum von der Pest genesen, welche 1542 in Constanz wüthete, war er im August nach Bischofszell im Thurgau gegangen, um der hirtenlosen Gemeinde den Sterbenstrost zu bringen. Die Pest ergriff ihn über dieser Mühe und Arbeit aufs neue. Sterbend tröstete und ermahnte er noch die Umstehenden; ja, als er nicht mehr reden konnte, deutete er noch mit dem Finger himmelan. Georg Vögeli, sein Arzt, kehrte von diesem Sterbebette nach Constanz zurück mit dem Zeugniß: „hier hat mich der Herr ein Stück der Seligkeit sehen lassen.“ Auch er hat bald darauf seine Nachfahrt gehalten.

Zum Schluß des dritten Verses, welcher neben der Reformationslosung „am Glauben liegts“ uns „das schlechte Leben“ anempfiehlt, welches gerade aus, schlicht und einfältig, sich zum Himmel streckt (vgl. Ps. 25, 11. Hiob 2, 8), bemerkt Bilhuber: „Bei der heutigen Welt ist, wie das Wort, also auch fast selbst diese Tugend in Abgang kommen.“

Der vierte Vers hat eine treffende Verwendung von dem ehrwürdigen Dekan Kies in Böblingen († 1837) bekommen, welcher in seiner letzten Himmelfahrtspredigt (Zeugnisse evang. Wahrheit, 2. Jahrg. 1840) an unsrem Verse „den Himmelsweg eines christlichen Erdenpilgers“ zeigte in seinem Anfang: „Solch Himmelfahrt fäht in uns an, bis wir den Vater finden“, in seinem Fortgang: „Und fliehen stets der Welte Bahn, thun uns zu Gottes Kindern“, in seiner Zwischenzeit: „Die sehen hinauf, der Vater herab, an Treu und Lieb geht ihnen nichts ab“, und in seinem endlichen Ziel:

„bis sie zusammenkommen.“ — Derselbe erzählt: „Ich hatte einmal einen kleinen lieben Waisen auf meinem Schoß und redete mit ihm von seinem guten, früh entrückten Vater. Wir waren in einem kleinen Wäldchen, der Himmel über uns war bewölkt. Auf einmal theilte sich eine Wolke, und ein milder, lieblicher Sonnenstrahl fiel auf uns herab. ‚Siehe! sagte der kleine Waise, außer sich vor Freude, siehe, da blickt mein lieber Vater zu mir herab und winkt uns!‘ Eine Thräne trat mir in das Auge, ich drückte das Kind in meine Arme, und seitdem ist mir der Ausdruck erst recht verständlich geworden: ‚die sehen hinauf, der Vater herab.‘ O daß wir nur auch recht kindlich wären wie ein solches Kind! Wie oft würde uns beim Hinaufblicken zu dem Vater Sein freundlich lächelndes Auge begegnen und unser Herz mit Freude und Wonne erfüllen.“

Im fünften Vers finden wir eine Erinnerung des Sängers an jenes Lied des fünfzehnten Jahrhunderts: „Der Tag, der ist so freudenreich“; ein Anklang, welcher uns gar lieblich zeigt, wie die Freude von Weihnachten und Himmelfahrt Eine Freude ist, die Freude der Erlösten: „Die Abfahrt war zum Todesthal, die Heimfahrt war zum Sternensal!“

Die Melodie: g g g $\bar{c}$ h $\bar{d}$ $\bar{e}$ $\bar{d}$, von echt mixolydischer Art, findet sich in Köpphls Straßburger G. 1537, sodann im Straßburger Gr. Kirch.-G. von 1560, jedoch ohne Namen. Joh. Jeep lieferte im J. 1607 einen Tonsatz in mixolydischer Tonart mit einer lebensvollen Stimmführung.

33. Allein auf Christi Himmelfahrt.

Ein echtes Volkslied von Josua Wegelin (1604—1640), zuerst Pfarrer an der Barfüßerkirche seiner Vaterstadt Augsburg, hernach vertrieben und Senior zu Preßburg. Es erschien in dem „Augsburger Betbüchlein Josuä Wegelins 1636“, 2. Aufl. Nürnberg 1648, und wurde in das von Dilherr besorgte Nürnberger Gesangbuch 1653 aufgenommen. Es ist das einzige von ihm, welches sich eine bleibende Stelle im Liederschatz der Kirche errungen hat.

Da indessen unser Liedlein sofort von Justus Gesenius im Hannöverischen Gesangbuch 1659 in die Esse des feineren Geschmacks gezogen wurde und in dieser erneuten fließenderen Form seinen Gang durch die lutherischen Gesangbücher angetreten hat, so mag es zur Vergleichung von Werth sein, beide Lesarten neben einander zu sehen. — Das Original lautet:

Allein auf Christi Himmelfahrt
mein' Nachfahrt ich thu gründen;
Allein auf seine Hilf ich wart'
und bitt, er woll mir senden
Sein' himmlische Gab obenrab,
daß ich der Welt mög' sagen ab
und, was droben ist, suchen.

Weil er gen Himmel sich gewend't,
das Irdische verlassen,
Mein Herz auch nirgend Ruhe find't;
es will nur diese Straßen
Zur himmlischen Ruh, Freud und Ehr,
wo Christus ist sein Haupt und Herr;
dabei will es auch ruhen.

Ach laß, Herr Christe, mich die Gnad
von dein'r Auffahrt empfangen,
Daß mein Herz hie die Nachfahrt hab,
bis daß ich werd erlangen
Das Himmelfahr'n mit Seel und Leib,
dir zu Ehren und mir zur Freud:
so will ich dir lobsingen.

Die Umbildung aber heißt:

Auf Christi Himmelfahrt allein
ich meine Nachfahrt gründe
Und allen Zweifel, Angst und Pein
hiermit stets überwinde.
Denn weil das Haupt im Himmel ist,
wird seine Glieder Jesus Christ
zur rechten Zeit nachholen.

Weil er gezogen himmelan
und große Gab empfangen,
Mein Herz auch nur im Himmel kann,
sonst nirgends, Ruh erlangen;
Denn wo mein Schatz gekommen hin,
da ist auch stets mein Herz und Sinn:
nach ihm mich sehr verlanget.

Ach, Herr, laß diese Gnade mich
von deiner Auffahrt spüren,
Daß mit dem wahren Glauben ich
mag meine Nachfahrt zieren
Und dann einmal, wenns dir gefällt,
mit Freuden scheiden aus der Welt.
Herr, höre dies mein Flehen!

Es ist wohl kein Zweifel, daß die Umbildner hier, was die sprachliche Form und den kräftigen Inhalt betrifft, ein Meisterstück geliefert haben. Möchten nur alle Umbildungen in solchem Geiste geschehen sein. Dennoch haben sie um einen Gedanken, der ihnen wohl aus Bienemanns Lied „Herr, wie du willt" zugeflossen ist, den kräftigen Schlußgedanken „das Himmelfahr'n mit Seel und Leib" dran gegeben, was sehr zu bedauern ist.

Christian Ludwig, Graf zu Stolberg, Domherr zu Naumburg, hielt mit diesem Liede seine Nachfahrt. Es war schon lange zuvor seines Herzens Losung gewesen Psalm 73, 25: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." Und als nun der Morgen des Himmelfahrtstages 17. Mai 1787 hereinbrach, wurde ihm unser Lied zur großen Erquickung. Er durfte an demselben Tage ohne allen Zweifel, Angst und Pein zu seines Herrn Freude eingehen. (Feddersen, Nachrichten. 6. Bd.)

Am 22. Mai 1873 gieng ein treuer Seelsorger, Gustav Schmoller, Pfarrer zu Reichenbach bei Göppingen, zu seiner Ruhe ein. Er hatte in seiner schnell hereingebrochenen Krankheit den Ostertrost, daß ihn kein Todesbann von Jesu, seinem Haupte, zu trennen vermöge. Und als der Himmelfahrtstag kam, freute er sich, denselben noch erleben zu dürfen, und bezeugte es mehrfach als seligen Entschluß seines Herzens: „auf Christi Himmelfahrt allein ich meine Nachfahrt gründe." Nach heißem Ringen nahm ihn der Herr im letzten Stündlein des Festtags zu sich und zu seiner Gemeinschaft. (Greiner, Schulliederschatz.)

Melodie: Nun freut euch, liebe Christen gmein; oder: Allein Gott in der Höh sei Ehr.

34. Herr, auf Erden muß ich leiden.

Gedichtet von Caspar Neumann, Pastor und Professor zu Breslau (1648—1715), und zum erstenmal im Druck erschienen in der 9. Ausgabe der „Vollständigen Kirchen- und Hausmusik. Breslau 1700."

Dieses innige Lied, welches unnöthiger Weise eine Überarbeitung erleiden mußte und in dieser (Herr du fährst mit Glanz und Freuden, Hohenl. Gesgb. 1784) im Württembergischen Gesangbuch mitgetheilt wird, ist bei dem Verfasser, dessen Leben wie ein ruhiger Bach hinfloß, erst nach und nach zur vollen Anwendung gekommen. Als er seinen ältesten hoffnungsvollen Sohn 1709 verloren hatte, schrieb er in die Stammbücher gewöhnlich: Vana vanitas, omnia vanitas! Er selbst siechte dem Grab entgegen und wurde von Himmelssehnsucht erfüllt, bis ihn der Herr 27. Jan. 1715 heimholte.

Wilhelm Köllner, der 1835 als Pfarrer in Sitzenkirch bei Kandern starb, war im Sommer 1799 zwei Monate lang in einen ganz besonders traurigen Seelenzustand verfallen, in welchem er so sehr von einer ununterbrochenen, innern Unruhe gepeinigt war, daß er, fast zu aller Arbeit untüchtig, beständig seufzte: „Gott, hat denn deine Gnade meiner ganz vergessen?" Da ließ er, nachdem sein Gemüth zwei Monate lang in solche Schwermuthswolken eingehüllt gewesen, eines Sonntags in der Kirche unser Lied singen; und siehe, als der zweite Vers zu Ende gesungen war, wurde er bis zu Thränen gerührt, während er lange Zeit nicht mehr hatte weinen können. Von dem Augenblick an hob sich allmählich die schwere Last, die ihn erdrücken zu wollen schien. (Burks Pastoraltheologie. 2. Bd.)

Melodie: Freu dich sehr, o meine Seele.

35. Jesus Christus herrscht als König.

Gedichtet von Ph. Fr. Hiller (1699—1769), erschien in seinem „Neuen System aller Vorbilder Jesu Christi durch das ganze Alte Testament in sechs Schattenstücken." Dort findet es sich im sechsten Schattenstück vom Jahr 1756, wo der 110. Psalm besprochen wird, unter der Aufschrift: „Lied von dem großen Erlöser über Eph. 1, 21. 22. Den 28. August 1755."

Das Lied umfaßt 26 Verse, das Württembergische Gesangbuch gibt eine Auswahl von 13, das Pfälzer Gesangbuch von 16 Versen. A. Knapp nennt es in seinen „Ansichten" 1840 ein prachtvolles Lied im höhern Chor, das Meisterstück Hillers. Es ist eine Perle der evangelischen Kirche Württembergs, genießt die Liebe von Tausenden und ist in alle neueren Gesangbücher übergegangen.

Der Inhalt des Liedes ist die himmlische Herrlichkeit Jesu Christi im Anschluß an Psalm 110, 1: „Setze dich zu meiner Rechten", an die Gedanken des Epheser- und des Hebräerbriefs.

Ein verlorener, aber wiedergefundener Sohn, der sich nach langem Sündenleben endlich bekehrte und die überschwengliche Gnade Gottes zu fühlen bekam, ergoß bei seinem ersten Abendmahlsgenuß nach der Bekehrung sein Lob und Dankgefühl in diesem Preisgesang

und bekannte dabei: „Wenn es auch keine ewige Seligkeit gäbe, so wäre es doch das einzige Glück, dem Herrn Jesu anzugehören. O, wie glücklich hat er mich Unglücklichen gemacht; ich hatte nie einen Begriff davon, daß man so etwas Unaussprechliches empfinden könne.“ (Basler Samml. 1821.)

Der achte Vers ist ein voller Nachklang des Nicänischen Glaubensbekenntnisses, wo es im Lied „Wir glauben all“ heißt: „Gleicher Gott von Macht und Ehren“. Darum hat er sich auch der Glaubensüberzeugung neuerer Zeit besonders werth gemacht. Er lautet:

Gleicher Macht und gleicher Ehren
sitzt er unter lichten Chören
über denen Cherubim;
In der Welt und Himmel Enden
hat er alles in den Händen,
denn der Vater gab es ihm.

Eine tröstliche Ermunterung schöpfte eine völlig arme Frau in der Schweiz im Jahr 1844 aus V. 15. Sie erzählt Folgendes: „Vor Weihnachten, da kein Heller mehr im Hause war, baten mich meine Kinder, ihnen doch auch nur für einen Halbbatzen etwas zu Weihnachten zu geben. Ich bat meinen Heiland: ‚Gib mir nur so viel, daß ich an der Weihnacht ihnen die Erdäpfel schmälzen kann. Siehe, es hat mir eine Frau gesagt, wenn ich in großen Nöthen sei, so dürfe ich nur zu ihr kommen; aber ich hätte die Gabe lieber von dir, als von den Menschen.‘ An der h. Weihnacht gieng ich zur Kirche und wollte dann zu der wohlthätigen Frau gehen. Aber da giengen mir die Worte der Predigt, die ganz für mich war, tief zu Herzen: ‚Ihr armen Leute, ihr dürft heute frei zum Heiland gehen und ihn um eine Weihnachtgabe bitten für euch und eure Kinder. Geht nur hin, probiert es, der Heiland will, daß heute Freude sei in allen Häusern über seiner Geburt; aber geht zu ihm und nicht zu den Menschen; er hat bessere Gaben und wird sie euch geben.

Eil, es ist nicht Zeit zu schämen;
willst du Gnade? du sollst nehmen;
willst du leben? das soll sein.
Willst du erben? du wirsts sehen;
soll der Wunsch aufs Höchste gehen:
willst du Jesum? Er ist dein!‘

Jetzt kam mir kein Sinn mehr, zu der Frau zu gehen. Voll Dank und Freude gieng ich nach Hause. An Zweifel dachte ich gar nicht; ich küßte meine Kinder und sagte ihnen: ‚Der Heiland will heute eine Freude bereiten.‘ Indessen setzten wir uns an unser mageres Mittagsmahl. Bald darauf kam ein Weib mit einem Körbchen: ‚Das nehmt, das schickt euch der Hausbauer.‘ Es war Fleisch und Brot. Wie freuten sich da die Kinder, wie gerührt und beschämt, wie glücklich war ich doch! Es war unaussprechlich; denn unser Hausbauer war ein sehr geiziger Mann. Nun konnte ich eine Weihnacht-Abendmahlzeit bereiten und ich hatte viel mehr, als ich vom Heiland erbeten hatte. Des andern Tags traf ich den

Bauern und dankte ihm; aber er sagte: ‚Ich will keinen Dank; ich darf keinen nehmen. Das ist mir wunderbar gegangen. Gestern früh trieb mich etwas, dir das zu schicken; ich wollte lange nicht, aber es ließ mir keine Ruhe, bis das Ding fort war. Danke, wem du willst, nur mir nicht. So etwas habe ich noch nie erlebt.‘ Ich aber wußte es wohl, wem ich die Bescherung zu verdanken hatte, und danke seither allezeit, indem ich mich kindlich an meinen Heiland halte.“ (Basler Sammlungen 1844.)

Die Worte des achtzehnten Verses:

Gleiches Kreuz drückt Christi Glieder
hier auf kurze Zeitlein nieder,
und das Leiden geht zuvor.
Nur Geduld! Es folgen Freuden;
nichts kann sie von Jesu scheiden,
und ihr Haupt zieht sie empor —

sind bei Hiller aus unmittelbarster Empfindung geflossen. Wenige Jahre zuvor hatte ihn das Unglück getroffen, daß er seine reine helle Stimme verlor und von seiner lieben Kanzel ausgeschlossen war. Heimliche Ränke in der Gemeinde verbitterten ihm noch die schweren Stunden, so daß nur der Glaube von „kurzen Zeitlein“ reden konnte, aber auch auf den „Chor vor dem Throne“ hinausschauen durfte, der die Gottesharfen schlägt.

Die vorgezeichnete Melodie: „Auf, Triumph, es kommt die Stunde, h c̄ d̄ ē d̄ c h a,“ ist eine im 1. Thl. des Frl. G.'s 1704 befindliche Umbildung der im Zuehlen'schen Darmstädter G. von 1698 enthaltenen Urmelodie auf das Lied Dr. W. Petersens:

Erit, erit illa hora,
Qua triumphat gens Sion,
Quando gemens sine mora
Contremiscet Babylon.

Das Lied, dem sie in dieser Umbildung angeeignet ist, ist eine von dem Generalsuperintendenten Joh. Chr. Lange in Idstein (4, 398) gefertigte freie Überarbeitung jenes lateinischen Liedes und lautet in seiner ersten Strophe:

Auf, Triumph, es kommt die Stunde,
da sich Zion, die geliebte,
die betrübte, hoch erfreut:
Babel aber geht zu Grunde,
daß sie kläglich über Jammer,
über Angst und Kummer schreit.

36. Ach, mein Herr Jesu, dein Nahesein.

Von dem Organisten und spätern Bischof der Brüdergemeine, Christian Gregor (1723—1801), gedichtet und im Jahr 1778 dem von ihm besorgten Brüder-G. eingereiht: ein Lied von der innigen Gemeinschaft der Seele mit Christo. — Es ist in die meisten Gesangbücher übergegangen und ist dessen werth. Nicht leicht zeugt ein Lied so, wie dieses, von der unmittelbarsten Seelengemeinschaft mit dem Herrn, der gesagt hat: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!

Die Nähe unseres Heilandes Jesu Christi, die das Hauptthema des Liedes ist, bildet auch das Hauptthema und den Lieblings-

gedanken der Brüdergemeine. Der ganze erste Band der vom Grafen Zinzendorf seit 1751 in London gehaltenen Predigten handelt davon. Er zeigt darin das Recht und Glück einer Seele, die in personeller Connexion mit ihrem Heilande steht, und äußert sich in einer dieser Predigten einmal: „Der Umgang mit dem Mann, der mich erschaffen und versöhnt hat, ist alles, was ich wünschen kann, bis Leib und Seele scheiden. Das ist meine Religion schon vierzig Jahre in Einem Stück.“ Im Jahr 1756 gab er 579 Texte von der lieben Nähe unseres Herrn Jesu Christi heraus und sagt in der Vorrede dazu: „Ich führe einen jeden Menschen von der Stunde an, da er ein Leben aus Gott bekommen, auf die Person unseres Herrn und Heilandes und auf die innige Bekanntschaft mit ihm. Ich lasse keinen für ein Glied am Leibe Christi passiren, der Ihn nicht wirklich nahe hat. In dem Stück muß der Kleinste und Schwächste sein, wie David. Wenn er sich zu Bette legte, so gedachte er an ihn; wenn er erwachte, war er noch bei ihm.“

Das Lied hallt demnach Vers für Vers sowohl in der Geschichte Gregors als in der Geschichte der Herrnhuter Gemeine wider.

Vers 1 bekam später bei Gregor eine besondere Bekräftigung. Er war nemlich seit einer im Jahr 1787 über ihn gekommenen Krankheit in einen so gedrückten Seelenzustand gerathen, daß ihm sein ganzes seitheriges Leben als verdammungswürdig vor Augen stand und ihm der Glaubenstrost ganz wegfallen wollte. Jahre lang seufzte er Tag und Nacht um Gnade und betete:

> Ich bin nicht werth, dein Kind zu sein,
> laß mir nur Gnade angedeihn;
> Und wär' es auch nur Hündleins Recht,
> das mich in deine Nähe brächt, —
> Und dann und wann ein Blick des Trosts von dir:
> ach liebster Heiland, es genügte mir.

Endlich kam im Jahr 1791 durch solch anhaltendes Gebet wieder Trost und Licht in seine Seele, daß er dem Herrn recht danken konnte, der ihn gedemüthigt und im erneuerten Gefühl seiner Gnade herzlich froh gemacht hatte.

Bei Vers 2 ist zu beachten, was Gregor einmal von sich erzählt: „Es träumte mir einst, sehnlich erwartet von uns allen sei der Herr auf unsern Betsaal gekommen, aber augenblicklich seien wir alle ohnmächtig niedergefallen und haben ihn nicht gesehen, wohl aber die Erinnerung davongetragen: ‚Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.‘“

Vers 4 hat oftmals seinen Trost bewährt. — Die Gattin des Hofraths Fritsche in Wernigerode, welche im Jahr 1789 starb, hatte ihn sich an ihren Krankenstuhl geheftet, um ihn immer zu ihrer Erquickung vor Augen zu haben. (Basler Samml. 1789.)

Gregor selbst mag uns sagen, was es heißt: „täglich reichlich die Schuld verzeihn.“ Er erzählt: „Ich gerieth bei dem oftmaligen Innewerden meines natürlichen Elends, ungeachtet ich der Vergebung meiner Sünden gewiß versichert war, in eine Art Zweifel an der Liebe Gottes zu den Seinigen. ‚Wäre es nicht besser, dachte

ich, er machte es wie eine treue Mutter, die ihren Kindern, wenn sie dieselben allein lassen muß, alle schädlichen Dinge aus dem Wege räumt, und nähme gleich bei unserer Begnadigung alles Böse aus unserem Herzen hinweg?‘ Als ich mit solchen Gedanken mich einmal zu Bette legte, war mirs beim Erwachen, als ob jemand zu mir gesagt hätte: ‚Wer hat es besser, der, dem ein für allemal eine große Summe gegeben wird, oder der zu jeder Stunde holen darf, was er braucht?‘ Ich antwortete: ‚Der Letztere; denn der Erstere kann alles verschwenden, der Letztere aber ist für immer versorgt.‘ Daraus lernte ich, mit meiner geistlichen Armut zufrieden, ja dankbar dafür zu sein, indem ich dadurch täglich zur Fülle der Gnade Christi hingeleitet werde.“ (Christenbote 1843. Nr. 1.)

Ein anderer Zeuge der Gemeine, A. G. Spangenberg, sagt: „Nichts ist mir unbegreiflicher, als daß ich Ihn nicht noch tausendmal mehr liebe, da er mir so viel vergeben hat. Den Heiland wenig zu lieben, das ist mir eine so abscheuliche Sache, daß ich mir nichts Ärgeres vorstellen kann. Doch was soll ich sagen? Mein ganzes Leben ist eine Thaterklärung der Worte:

Barmherzig, gnädig, geduldig sein,
uns täglich reichlich die Schuld verzeihn,
Heiln, stilln und trösten, erfreun und segnen
und unsrer Seele als Freund begegnen:
ist deine Lust.“

Als am 18. Jan. 1833 die Brüdergemeine zu Lichtenfels in Grönland den Schluß des ersten Jahrhunderts der Wirksamkeit daselbst feierte, da stürmte es wohl um die Hütten her, aber drinnen stimmte der Chor das ergreifende Tonstück Gregors an: „Herr Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig“ und die Gemeinde antwortete mit seinem ebenso tiefgreifenden Verse: „Barmherzig, gnädig, geduldig sein — ist deine Lust.“ Am andern Morgen aber, dem Jubeltage, schrieben sie, den eintretenden Grönländern zur Freude, die Worte in den schön geschmückten Saal: „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich.“ (Burks Pastoraltheologie. 2. Band.)

Zu Vers 5 findet sich in dem „Tagebuch eines Erweckten“ (Jahrgang 1787 der Basler Sammlungen) folgender schöne Commentar: „Ach ja! so ist's. Oft treibt uns nicht Liebe, oft nur Noth, an sein Kreuz zu blicken und zu ihm zu gehen. Darum läßt Gott immer ein Maß Noth übrig. Aber wenn er der Noth abhilft, so tritt Liebe hinzu und erweckt einen neuen Blick der Dankbarkeit nach ihm, der heiter und selig, ohne Zwang und Angst ist. Und doch ist es ihm lieb, wenn wir auch nur aus Noth nach ihm blicken, lieber, als wenn weder Gutes noch Böses uns zu ihm treibt.“

Bei Vers 6 „Die laß uns immer vor Augen schweben“ mag man sich erinnern, wie die „blutige Todesgestalt“ sich schon dem sechsjährigen Knaben einprägte. Als nemlich am Karfreitag 1729 bei den Worten der Passionsgeschichte: „Jesus neigte sein Haupt und verschied“ plötzlich alle Glocken zu läuten anfiengen und der

Prediger mit der ganzen Gemeinde auf die Kniee fiel, kam der Geist Gottes so mächtig an sein Herz, daß er diesen Eindruck nie vergaß und das Gelübde that, den Herrn Jesum von Herzen lieb zu haben.

Es ist wohl von Werth, auch den zehnten Vers, welcher wegen seiner charakteristischen Ausdrücke oft weggelassen wird, hier einzureihen:

Der Kuß von deinem erblaßten Mund
macht und erhält unser Herz verwundt,
Und die Überströmung mit deinem Blute
macht uns nach Seele, Leib, Sinn und Muthe
Dir ähnlich sein.

Melodie: Nun bitten wir den heilgen Geist. Im Choralbuch der Brüdergemeine und in anderen Ch.-B.B. findet sich zu diesem Liede eine rhythmische Umbildung der Melodie „Nun bitten wir den h. Geist" in dem Trippeltakt. In dem Originalrhythmus der Melodie läßt sich dieses Lied, trotz der Silbengleichheit, wegen der vielen dadurch entstehenden falschen Accente nicht wohl singen.

37. An dein Bluten und Erbleichen.

Ein schönes, salbungsreiches Lied von A. Knapp, das zu seinen gelungensten gehört, schmückt zum Schlusse noch diese Abtheilung, welche Knapp in seinen „Ansichten" selbst einmal „den Thronsaal eines evangelischen Gesangbuchs und den Grundpfeiler seiner geistigen Majestät" genannt hat, und worüber er die Meinung ausgesprochen, wenn der Thronsaal eines fürstlichen Schlosses am schönsten ausgeschmückt werde, so sollte er's auch in einem Geistesgebäude für den König aller Könige werden, der mit all den Seinigen Freude daran hat, wenn recht viele Psalmen dieser Art zum Stuhle seiner ewigen Herrlichkeit emporsteigen.

Knapp dichtete das Lied als Diakonus zu Sulz am Neckar im Jahr 1828 und widmete es seiner Gattin, Christiane v. Beulwitz, mit der er sich in diesem Jahr, das auch das Todesjahr seines Vaters war, vermählte. — Das Original findet sich zuerst gedruckt im 1. Thl. seiner „christlichen Gedichte. Basel 1829." mit der Überschrift: „dem ewigen Hohenpriester."

Als Fr. Mallet 1853 seiner Tochter Meta, der Gattin des Prof. Hupfeld in Marburg, den Nachruf hielt, lehnte er alle Lobsprüche auf sie mit dem Wort ab, daß aus seinem theuren seligen Kind das freundliche und leutselige Bild des Herrn auf allen ihren Lebensstufen hervorgeleuchtet habe. „So ist die tiefste Sehnsucht einer Menschenseele in meiner Tochter gestillt worden, sie hat den Ruhm gefunden, nach dem sie verlangte. Ihr ist geworden, was das schöne Gebet ausspricht:

Eines wünsch ich mir hienieden,
deinen Geist und deinen Frieden
und den Ruhm an meinem Grabe,
daß ich dich geliebet habe!

Sie hat nicht die Welt, sie hat den Herrn Jesum geliebt. Auf seine Frage: hast du mich lieb? konnte sie antworten: ja, Herr! Du weißest alle Dinge; du weißt, daß ich dich lieb habe!" (Mallet von Meurer, S. 72 f.)

Melodie: Schmücke dich, o liebe Seele.

VI. Pfingsten.

---

38. Komm, heilger Geist, Herre Gott.

„Der Gesang Veni sancte spiritus, den man singt von dem heyligen geyst, Gar nutzlich und gutt", unter dieser Überschrift erschienen im Erfurter Enchiridion 1524. Später z. B. im Bapstschen 1545 führt es den Titel: „Veni sankte Spiritus gebessert durch Dr. Mart. Luther."

Es ist die Bearbeitung und Ergänzung der alten lateinischen Antiphona:

Veni sancte spiritus:
Reple tuorum corda fidelium,
Et tui amoris in eis ignem accende;
Qui per diversitatem linguarum cunctarum
Gentes in unitate fidei congregasti
Alleluja, Alleluja.

Wie weit dieses Pfingstgebet ins Alterthum zurückreicht, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Übersetzungen oder Nachbildungen hat es schon im 14. und 15. Jahrhundert gegeben. „In einem Gebetbuch, einem der ältesten Drucke aus dem fünfzehnten Jahrhundert, findet sich folgende: ‚Kom heiliger geist. erfülle din getrüwen hertzen vnd entzünde darjnne, diner mynne feur, wanne du von mancher sprache, hast gesammet viel lüte in die einunge des kristenlichen glauben.'" Wackernagel, Luthers geistliche Lieder S. 143. Eine Bearbeitung findet sich als deutsches Pfingstlied bereits im Basler „Plenarium oder Ewangely buoch" vom Jahr 1514 und wurde um diese Zeit oft gesungen. Sie lautet:

Kum heiliger geyst herre gott:
erfüll vnß mit deinen gnaden gut,
deiner glaubigen hertz, mut vnd synn,
inbrünstige lieb entzünd in inn,
der du durch deines lichtes glast,
in einen glauben gesamlet hast,
das volk auß aller welt vnd zungen,
das sey dir lieber herr zu lob vnd
eer gesungen
Alleluja alleluja.

Eine andere Form ist in der evangelischen Kirche lange Zeit üblich gewesen. Sie lautet nach dem Erfurter Enchiridion 1527 (Stuttg. Bibliothek):

KVm heyliger geyst, erfülle die hertzen deyner glaubigen, vnnd entzunde in yn das fewer deyner göttlichen liebe, der du durch mannigfaltigkeyt der zungen die volcker der gantzen welt versamlet hast ynn eynigkeyt des glaubens, Alleluia, alleluia.

Indem nun Luther eine jener Basler ähnliche Nachbildung aufnahm, vermehrte er sie mit zwei neuen Strophen, welche in Ton und Inhalt derselben völlig ebenbürtig geworden sind. — Der Gedankengang ist der: Vers 1 wird im Widerschein der Pfingstgeschichte der Geist erbeten als heiliger Bewohner unsers Herzens und als Mittelpunkt aller Völker. Unsre Herzen möge er erfüllen mit „seiner gnaden gut", das heißt wohl, mit seiner herrlichen heilsamen Gnade, und mit seiner brünstigen Liebe; unter den Völkern aber müsse er gepriesen sein als der Herr, welcher das Gegenstück von Babel vollbracht und aus der Zerstreuung die Völker zusammengebracht hat durch seines Lichtes Glast und Glanz. — Vers 2 wird dieses Licht des Geistes, echt lutherisch und evangelisch zugleich, im Worte Gottes erkannt und erbeten, daß wir in Gottes Erkenntniß unsre Seligkeit finden, und auf Christum unsre einzige Hoffnung setzen, unbeirrt von Menschenlehre; wie Schamelius glossirt: „Nicht Lutherus, nicht Gerhardus, nicht Calvinus, nicht der Papst noch ein anderer Mensch muß Meister sein über Christum und sein Wort." — Vers 3. Der heilige Geist als heilige Brunst, himmlisches Feuer, wird uns zum beständigen Dienst Gottes auch im Kreuze leiten und den Kampf mit Fleisch und Blut zum Siege hinausführen.

Luther sagt in seinen Tischreden über dieses Lied, wie er es schon vorfand, der h. Geist habe diesen Gesang selber von sich gemacht, beide Worte und Melodey.

Wie sehr es beim Volke verbreitet war, zeigt sich daran, daß es die fanatischen Bauern vor der blutigen Schlacht bei Frankenhausen anstimmten, 25. Mai 1525. Bereits hatte der Landgraf Philipp von Hessen den Befehl zum Angriff gegeben, gleichwohl blieb das Heer der Bauern unbeweglich und schickte sich weder zur Wehr noch zur Flucht, weil sie auf die von ihrem Anführer, Thomas Münzer, zugesagte wunderbare Hilfe Gottes warteten. Sie fiengen diesen Pfingstsang zu singen an und sangen ihn fort, bis der Würgengel des Todes in ihren Reihen so furchtbar gewüthet hatte, daß die Übrigbleibenden auseinanderstoben.

Dasselbe Lied hat sich als Sterbetrost auf dem Scheiterhaufen erwiesen. Als Leonhard Kayser aus Rabb zu Scherdingen in Bayern um der evangelischen Lehre willen durch den Bischof zu Passau am 16. August 1527 verbrannt wurde, bat er das Volk, es solle ihm helfen beten für alle seine Feinde und daß er in einem festen, christlichen Glauben sterbe. Dann legte er sich auf den Scheiterhaufen und bat die Umstehenden, während er gebunden wurde, daß sie ihm sängen: Komm, heilger Geist, Herre Gott! Über dem ward das Holz angezündet, der Qualm schlug auf und die Flammen prasselten und schlugen ihre rothen Arme um seinen Leib, daß es war, als fräßen ihn feurige Schlangen. Er aber rief noch etlichemal laut: „Jesu, ich bin dein; mache mich selig!" Und also ist er verschieden. Luther, der seinen Märtyrertod erzählt, fügt am Schlusse bei: „Ach, Herr Gott, daß ich würdig sein möchte solches Bekenntnisses und Todes. Was bin ich? was thue ich?

Wie schäme ich mich, wenn ich diese Geschichte lese, daß ich deßgleichen nicht längst auch zu leiden bin würdig worden! Wohlan, soll's so sein, so sei es also. Dein Wille geschehe." (Luthers Werke. 3. Jenaer deutsche Ausg.)

Die geistige Kraft dieses Liedes hat sich in folgendem Fall erwiesen, von welchem Rocholl in seinem „Christophorus" erzählt. Ein Mann, mit Namen Johannes Haltermann, geht nach Gewohnheit am Pfingstfeste zur Kirche und singt, wie sonst wohl auch: „Komm, heilger Geist, Herre Gott!" Aber diesmal sollte es doch Ernst werden. Wie er so singt, fällt ihm ein und er fragt sich, wie das doch wäre, ob er den heilgen Geist auch schon einmal empfangen hätte; gesungen hätte er's ja schon oft genug. Er singt weiter: „das Feuer deiner göttlichen Liebe!" er singt den Vers zu Ende, und wie die Kirche zu Ende ist, so ist's auch mit seinem alten Menschen zu Ende und geht ein neuer an. Er ist sehend geworden und preist Gottes Gnade an den Sündern.

Vers 2 war das letzte Kanzelwort des berühmten Predigers und Theologen, Johann Michael Dilherr († 1669). Er forderte zum Schluß der Predigt die Gemeinde auf, doch ja recht eifrig zu beten: „O Herr, behüt vor fremder Lehr, daß wir nicht Meister suchen mehr, denn Jesum mit rechtem Glauben." (G. Wimmer. 1749.)

Karoline Perthes, des alten Claudius Tochter, schrieb 16. Jan. 1821 an ihren Sohn Matthias auf die Universität zu seinem Geburtstag: „Ich will dir meinen Geburtstags-Wunsch und Gebet, mit dem ich diesen Morgen aufgewacht bin und der mir den ganzen Tag gegenwärtig gewesen ist, hersetzen, damit auch du ihn mit mir beten und wünschen kannst. ‚Du heiliges Licht, edler Hort! laß ihm leuchten des Lebens Wort und lehr' ihn Gott recht erkennen, von Herzen Vater ihn nennen; lehr' ihn, daß Christus unser Herr und Meister ist und keiner mehr, daß er nach keinem Fremden schau' und dir aus ganzer Macht vertrau'!' Das ist mein sehnlichster Wunsch für dich und wird auch der deine sein. Mein geliebtes Kind, möge Gott ihn an dir erfüllen." (Fr. Perthes Leben. Hamb. 1852. 2. Bd.)

Wie sehr dieser Vers aus Luthers Herzen geflossen ist, sehen wir in Bezug auf die Lehre besonders am Lied: „Ach Gott vom Himmel, sieh darein!" und selbst in Bezug auf die Dichtung an jenem Vers seines Gesangbuchs 1545:

> Viel falscher Meister itzt Lieder tichten,
> Sihe dich für vnd lern sie recht richten;
> Wo Gott hin bawet sein kirch vnd sein wort,
> Da wil der Teuffel sein mit trug vnd mord.

V. 3 ist ein erprobtes Gebetlein, besonders in seinen Schlußreimen, geworden. Der Gegensatz von „des Fleisches Blödigkeit" und der Gabe „ritterlich zu ringen" ist ein überaus stärkender. Darum findet er seinen Widerhall wie in den Predigt- und Gebetbüchern der Alten, so auch in andern Liedern. Ohne Frage ist es

ein Echo, wenn Zinzendorf in seinem prächtigen Lied „Kron und Lohn beherzter Ringer" singt:

> Laß uns rittermäßig ringen,
> durch Tod und Leben zu dir dringen;
> als Feldherr tritt ins erste Glied!

Von der Melodie, welche mit der deutschen Fassung der Antiphonie wohl gleichzeitig ist, soweit man aus ihrem alterthümlichen Gepräge und frühesten Erscheinen in der Reformationszeit schließen darf, gibt es zwei Recensionen. Die eine: c d c a c g a h c, erscheint bereits im Erfurter Enchiridion 1524, im Waltherschen Gesangbüchlein 1524, sowie in dem Val. Bapstschen 1545. Die andere: c d c a c g a f a h c, tritt im Straßburger Gesangbuch 1533 hervor, geht ins Klugsche G. 1535 und in Spangenbergs Geistliche Gesänge 1545 über, und ist besonders in süddeutschen Choralbb., z. B. dem Straßburger 1560, dem Württemberger 1596, 1711 heimisch, wie sie denn auch von Prätorius als die schwäbisch-fränkische bezeichnet wird (Mus. Sion. VI. 1607.). Es ist wohl nicht leicht zu entscheiden, ob jene einfachere oder diese geziertere Form die ältere ist. Winterfeld entschließt sich nach einigem Schwanken für die Priorität der einfacheren. Merkwürdig ist das Schicksal beider. Nachdem 1524 die einfachere aufgetreten, bricht sich in den dreißiger und vierziger Jahren die geziertere überall Bahn, um hernach wieder auf lokale Bedeutung eingeschränkt zu werden.

39. Nun bitten wir den heilgen Geist.

Von Luther im Jahr 1524 gedichtet mit Benützung der altdeutschen, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammenden Pfingstleise:

> Nu biten wir den heiligen geist
> umbe den rehten glouben allermeist,
> Daz er uns behüete an unserm ende,
> so wir heim suln varn uz disem ellende,
> Kyrieleis.

Diese findet sich schon in einer Predigt des berühmten Franziskanerbruders, Berthold von Regensburg († 1272), wo er sagt: „Wänt ir herschaft, daz der kyrleise durch gestüppe erdaht si, der da sprichet: ‚Nu biten wir?' Er ist gar ein nüzz sanc, ir sult ez iemer dester gerner singen unde sult ez alle mit ganzer andaht unde mit innigem herzen hin ze gote singen unde rüefen. Ez was gar ein gut funt unde ein nüzzer funt, unde er was ein wiser man, der daz selbe liet von erste vant." — Man sang es dazumal bei der Ceremonie, da man eine hölzerne Taube an einem Faden vom Kirchenhimmel herabsenkte oder eine lebendige Taube herabfliegen ließ. — Luther hat auf diese Leise schon 1523 hingewiesen, wenn er in seiner Formula missae sagt: Inzwischen — bis die rechten Sänger sich finden — mag man jenes Lied nach der Com-

munion singen: Gott sei gelobet und gebenedeiet; außerdem: Nu bitten wir den heiligen Geist. „Das Lied ist auch eyn gut gesang, fügt er 1524 hinzu. Sonst wirst du yhr nicht bald viel mehr finden, die eynen schmack etwa nach eynem dapfferen geyst hetten.“ (Wackernagel, Luther 131.)

Seine Ergänzung, in welcher er den Geist als das rechte Licht V. 2, die süße Lieb V. 3 und den höchsten Trost V. 4 anrufen lehrt, ist erschienen im Johann Waltherschen Gesangbüchlein 1524 als das erste Lied der ganzen Sammlung.

„Nun bitten wir“ ist vor allem ein schlichtes, inniges Pfingstlied, wie das Straßburger Kirchengesangbuch 1541 sagt: „ein Betlied zum heiligen Geist um seine Zukunft, Gnade, Liebe, Erleuchtung, Bekenntniß Gottes und ritterliche Beständigkeit.“ — Auf die Zeit im Kirchenjahr, wo es gebraucht wird, weist der Mißbrauch hin, den vor Alters die Wucherer und Kornjuden mit diesem Lied getrieben haben, indem sie die Worte im Munde führten: „Wenn man singt: ‚Nun bitten wir den h. Geist‘, so gilt uns das Korn am allermeist.“ — Der Gehalt desselben aber tritt uns in der Sitte jenes Kaufmanns zu Schmalkalden, Johann Reinhard Scheer, entgegen, welcher dieses Lied so sehr liebte, daß er es täglich, so oft er konnte, bei seinen häuslichen Geschäften sang. Wenn er dann auf den dritten Vers kam, so wiederholte er jedesmal die Worte: „Daß wir uns von Herzen einander lieben und im Frieden auf Einem Sinn bleiben“, und das übte er, um Gott recht herzlich zu bitten, daß er nicht nur eine friedliche und vergnügte Ehe genießen, sondern auch mit jedermann in aufrichtiger Liebe und gutem Vertrauen leben möchte, welches ihm denn auch Gott in reichlichem Maße gewährte. (Avenarius Liederkatechismus. 1714.)

Sodann ist es ein Weihelied bei der Ordination von Predigern geworden. Man sang es besonders feierlich und brünstig, als Jablonsky, der Bischof der mährischen Brüder in Großpolen und Preußen, den ersten Bischof der Brüdergemeine, den Mähren David Nitschmann, am 13. März 1736 zum Bischof weihte und einsegnete. Zinzendorf sagte oft: „Der Tag, da sie gesungen: ‚Nun bitten wir den h. Geist‘ gehört in die Kirchenhistorie.“ Von da an ist die Weise des Liedes eine der beliebtesten in der Brüdergemeine geworden.

Weiterhin ist es von Anfang als stehendes Predigtlied gebraucht worden. Schon im ersten Theil des Straßburger Kirchenamts vom Jahr 1525 steht die Überschrift: „Ordnung so man halt an den tagen, so man allein verkündiget das wort gottes vnd halt kein Ampt oder Meß. So singt man vor der predig ein psalmen, welchen man wil, Oder das geystlich lied: ‚Nun bitten wir den heylgen geist.‘“ So ist es z. B. auch noch in dem Formular für die Hofkapelle zu Stuttgart im Jahr 1719 verordnet; und mit vollem Recht sagt Preuß in seiner Geschichte der Dichter im Mecklenburger Gesgb.: „Kann ein schöner Vers sein nach dem Vater unser, beim Eintritt in die Kirche, um das göttliche Wort mit Segen

anzuhören? Viel fromme Seelen haben diesen wohlgemeinten Rath längst probat gefunden."

Gar oft wurde es in großen Nöthen und Ängsten angestimmt. — Valerius Herberger erzählt in seinen Magnalia (347): Anno 1535 fällt zur Oelß einem Bürger das ganze Haus ein, aber das einige Winkelchen, da er mit seinen Kindern singt: „Nun bitten wir den heilgen Geist", das wird erhalten. — Als im Jahr 1560 in Frankreich, besonders in Paris, die blutige Verfolgung der Protestanten ausbrach, in der viele derselben auf die jämmerlichste Weise mißhandelt, als auserkorene Schlachtopfer in den Straßen umhergeführt und endlich durch Feuer und Schwert hingerichtet wurden, hörte man viele dieser Unglücklichen unser Lied anstimmen und dabei freudig sterben. — Bei der großen Thüringischen Überschwemmung 1613, die man auch die „Weimarische Sündflut" nannte, sangen es die Leute mitten im Wasser; ebenso auch achtzig Fischer, die ums Jahr 1550 am Tage vor Mariä Verkündigung zwischen Kopenhagen und der Insel Saltholm auf dem Eise zum Aalfang versammelt waren. Das Eis brach plötzlich unter ihnen, so daß sie bis an die Hüften ins Wasser kamen und mit dem sich spaltenden Eis fortgetrieben wurden. Solange sie noch beisammen waren, hatte einer von den Fischern, Hans Bentsen, der in Odensee geboren und ein Schüler des ersten evangelischen Bischofs von Seeland, Peter Palladius, gewesen war, die Kraft, den Gefährten zuzurufen: „Lieben Brüder, lasset uns nicht in Verzweiflung fallen, weil wir im Wasser umkommen müssen, sondern lasset uns zeigen in der That und Wahrheit, daß wir das Wort Gottes gehört haben." So sangen sie denn unser Lied und hernach das Sterbelied: „Mit Fried und Freud", fielen sodann auf die Kniee, daß ihnen das Wasser bis unter die Arme gieng, und baten Gott, daß er sie durch einen seligen Tod hinwegnehmen möchte. Jetzt wurden sie auseinandergetrieben und etliche dreißig verloren das Leben. (P. Palladius. Eine kirchenhist. Schilderung von Pastor Heiberg.)

Aber auch an vielen Sterbebetten im Frieden wurde es zur Stärkung des Glaubens angestimmt; so am Sterbebett des Königs Christian von Dänemark, der unter dem Gesang des vierten Verses sanft entschlief, und an dem der Königin Elisabet von England. (Avenarius Liederkatechismus. 1714.) Darum rühmt es Dr. Zeibich, und mit ihm mancher andere Seelsorger, als einen „schönen Gesang, der stets sein letztes Refugium bei Sterbenden gewesen und bei welchem ihm verschiedene eingeschlafen seien." (G. Wimmer. 1749.)

In Leipzig und an andern Orten wurde das Lied sogar bei Hinrichtungen der Missethäter gesungen. Gewöhnlich hielt man es dabei so, daß während das Haupt des Missethäters fiel, der vierte Vers gesungen wurde, worauf der Gesang mit einem tausendfachen „Ach, Herr Jesus!" endete. Man nannte es deßhalb vor Alters nur das Arme-Sünder-Lied. Möge es auch fernerhin manche von uns „armen Sündern hie auf Erd, die wir von wegen mancher Gfährd ohn Hoffnung han kein Troste", auf den höchsten Tröster in aller Noth weisen.

Die Melodie: f g g f f d c d f f, ist einer der ältesten geistlichen Gesänge der Vorzeit; sie entstand gleichzeitig mit der Pfingstleise, die nach ihr gesungen wird, und ist jonischer Tonart. Lucas Lossius führt sie unter dem altdeutschen Namen: „Nu bedde wey den hiligen Geist" auf. Luther hat sie in Verbindung mit Walther, in dessen Chorgesangbüchlein 1524 sie erscheint, bloß verbessert. — Schamelius macht über die Noten der zweiten Gesangzeile die feine Bemerkung: „darum" — weil nemlich hier um den wahren Herzensglauben gebeten werde — „gehet hier der Ton sehr hoch hinaus."

40. O heilger Geist, kehr bei uns ein.

Von Conrektor Michael Schirmer (1606—73) in Berlin, und erschienen in Crügers „Newem vollkömmlichem Gesangbuch Augsb. Conf. Berlin 1640."

Dies herzliche, kräftige Gebet um Inwohnung des heiligen Geistes zeichnet sich durch einen klaren Fluß der Gedanken und durch eine feine, der prächtigen Melodie vollkommen entsprechende Form aus, weßhalb es fast unbegreiflich erscheint, daß die Liederverbesserer (vielleicht Gesenius und Denike) schon 1660 dem herrlichen Pfingstgesang am Zeuge geflickt haben. — Der Inhalt schließt sich an die berühmte Stelle Jesajah's 11, 2 vom siebenfachen Geiste Gottes an. Geist des Herrn, bringe Licht und Wonne in unser Herz! V. 1. Quell der Weisheit, gib die rechte Lehre in deine Gemeinde! V. 2. Geist des Raths, leite uns sicher in der Zerrissenheit der Zeit! V. 3. Geist der Stärke, gib freudigen Muth in ernsten Anfechtungen! V. 4. Geist der Erkenntniß, erhalt uns bei deinem süßen Wort! V. 5. Geist der Liebe, schließe uns zusammen in der Gemeinschaft! V. 6. Geist der Furcht Gottes, zeuch uns von der Lust des Fleisches zu dem Erbe des Himmels! V. 7. — Es ergibt sich hieraus, daß die Anlehnung eine freie ist, indem der Geist des Verstandes an dritter Stelle übergegangen oder mit dem der Weisheit zusammengenommen, dagegen der Geist der Liebe in sechster Stelle dafür eingeschoben ist. Wie neutestamentlich diese Fassung klingt und dem Bedürfniß der Pfingstgemeinde dient, springt in die Augen. Die alten und neuen Änderungen sind auf den künstlerisch verwerflichen Standpunkt zurückgegangen, die sieben Verse noch mehr dem alttestamentlichen Vorbild anzupassen.

Der ganze Ton des Lieds ist voll reinsten Friedens. Die Sonne des Herzens bescheint zwar manches Zerrissene in der Christenheit, manches Feindes Trutz, manchen Neid und Streit, aber unser Sänger kennt den Schein des Himmelslichts, die Balsamkraft des Geistes und das himmelsüße Wort, das uns in den Herzen brennen darf; darum ist sein Pfingstmorgen voll Lust und Licht. Es ist später in Schirmers Leben (S. 9) mehr Dunkelheit hereingebrochen, dann mag der edle Sänger im „Grauen Kloster" sein Pfingstlied noch inniger gebetet haben. — Fleißig hat man's ihm jedenfalls nachgesungen. Ja, nachdem die Sangfertigkeit und Sanglust in der evangelischen Kirche mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts immer

mehr abgenommen, trat es geradezu an die Stelle der alten Pfingstgesänge: „Komm, heilger Geist“ und „Nun bitten wir“, deren Weisen schwerer zu singen sind, und wurde der Hauptfestgesang zur Pfingstzeit.

In Bezug auf V. 3 „Steh uns stets bei mit deinem Rath“ steht Schirmer auf den Schultern des schlesischen Sängers Johann Heermann. Als dieser 1630 in den Nöthen des dreißigjährigen Kriegs, welcher über Schlesien mit furchtbarer Schwere lastete, seine Stimme erhob: „Wir wissen nicht, Herr Zebaoth, was wir anfangen sollen; Den Feinden sind wir jetzt ein Spott, die uns vertilgen wollen. Wir sind ein Schauspiel jedermann“ — da klangen Töne voll himmelstürmender Kraft nach oben, und mitten in diesem Ringen mit Gott ruft der Sänger:

Verlaß uns nicht mit treuem Rath,
so wir ins Elend müssen;
Führ uns du selbst auf rechtem Pfad,
die wir den Weg nicht wissen.
Gib uns Beständigkeit, daß wir
getreu dir bleiben für und für;
verleih Geduld darneben,
daß wir erleiden Noth und Spott,
Verfolgung, Marter, ja den Tod,
und dir nicht widerstreben!

Es war die Benützung dieser Strophe durch Schirmer nur ein hervortretendes Zeichen der dichterischen Abhängigkeit dieses Sängers wie mancher andern von dem einfachen Pastor zu Köben mit seinen seelenvollen Tönen.

Unter den unzähligen Fällen, in welchen Schirmers Worte sich weihend auf einen Pfingstsonntag oder ein anderes Kirchenfest gesenkt haben, führen wir mit Greiner (Schulliederschatz S. 523) zwei Fälle auf, welche sich ergänzen.

Am 4. Adventssonntag 1861 wurde das deutsche Kirchlein auf dem Hügel La Villette im Osten von Paris unter großer Betheiligung der Freunde des Reichs Gottes eingeweiht. Dem Herrn zu Lob wurde zuerst das deutsche Gloria „Allein Gott in der Höh sei Ehr!“ angestimmt; nach der Liturgie aber und ihren Responsorien flehten die Versammelten einmüthig um das Kommen des heiligen Geistes, indem sie mit einander anstimmten: O heilger Geist, kehr bei uns ein! Darauf erfolgte die Weihe des Kirchleins durch Pastor Meyer, an sie schloß sich eine Rede von Pfarrer Hosemann, und nach dem Lied „Wie soll ich dich empfangen“ hielt Pastor v. Bodelschwingh die Festpredigt über Johannis 1, 19—34., indem er sich darin selbst darstellte als eine Stimme, welche in der Wüste der Welt zu Jesu und seiner Herberge rufe. Den Schlußgesang bildete Luthers Lied: Ein feste Burg.

Zehn Jahre nachher, 21. Mai 1871 am Sonntag vor Pfingsten, begann die sogenannte Höllenwoche zu Paris. Eine große Schar von Aufrührern wüthete in der Stadt mit Mord und Brand, denn es hatte sich zwischen ihnen und den von außen andringenden Truppen

ein verzweiflungsvoller Barrikadenkampf entsponnen. Das Stadtviertel, in welchem die Billetteskirche der Evangelischen liegt, wurde von Mittwoch bis Freitag ohne Unterbrechung beschossen. Drei furchtbare Tage und Nächte. Unaufhörliches Heulen und Donnern der Bomben, die bald rechts bald links zerplatzten; und ringsumher alles in Flammen! In die Kirche hatten sich mehrere Familien geflüchtet. Auf das Dach fielen Bombenstücke; eine große Bombe traf auf einen Pfeiler des Chors und schlug ein Stück heraus. Es war eine schreckliche Zeit. Am Sonnabend trat Ruhe ein, und am Pfingstmontag wagten sie es, wieder einen Gottesdienst zu halten und Pfingsten zu feiern. So klein die Versammlung noch war, so groß war der Dank, der zum Himmel stieg, und so ernst die Bitte, welche in den Gesang sich kleidete:

O heilger Geist, kehr bei uns ein
und laß uns deine Wohnung sein;
o komm, du Herzenssonne!

Melodie: Wie schön leuchtet der Morgenstern.

41. Komm, o komm, du Geist des Lebens.

Gedichtet von Heinrich Held aus Guhrau in Schlesien († um 1659). Die früheste nachweisbare Quelle für unser Lied ist Crügers „Praxis pietatis melica“ vom Jahr 1664 in einem Nachdruck von Daniel Starcke in Stettin. Hier wird es dem Verfasser mit vollem Namen zugeschrieben, wie denn auch sein Inhalt dazu stimmt. Es ist lange dem reformirten Sänger Joachim Neander († 1680 am Pfingstmontag) zugeschrieben worden; allein es findet sich in den sechs Ausgaben seiner Bundeslieder 1679—1716 nicht und findet sich erst in der Büdingschen Duodezausgabe der Bundeslieder 1730 im Anhang.

Das Lied, welches im „Andächtig singenden Christenmund von Luppius, Wesel 1692“ überschrieben ist: Andächtiges Gebet und Lied zu Gott dem heiligen Geiste, enthält, wie Bilhuber sagt, die Gnadenwirkungen des h. Geistes sowohl im Verstand als Willen, sowohl im Leiden als Sterben.

Ein Nachtwächter in einer großen Stadt Norddeutschlands kam bei seinen Gängen um Mitternacht vor die Fenster einer Stube, in welcher eine unglückliche Mutter, die mit ihren zwei Kindern schon vier Tage lang kein Brod mehr genossen und der das kleinste Kind, ein Säugling, schon das Blut aus der Brust gesogen hatte, in lautem Selbstgespräch als eine Verzweifelnde mit dem Gedanken rang, ihre Kinder zu ermorden. Es dünkte ihr besser, sie kämen jetzt mit einemmal aus der Welt, als daß sie langsam der Hunger fräße. Er trat in dem Augenblick an das Fenster, als die Mutter das jüngste Kind aus seinem Bettlein hob und ihm das Messer an die Kehle setzte. Da pochte er laut und rief: „Herr Jesus!“ Die Mutter stürzte erschrocken zu Boden; er aber trat zu ihr ein, richtete sie auf und fragte theilnehmend nach ihrer Lage. Nachdem sie ihm

ihr ganzes Elend geschildert, wie kein Mensch sich ihrer erbarmen wolle und sie samt ihren Kindern elendiglich umkommen müsse, schenkte er ihr vier Groschen und versprach, an jedem Samstag ihr eben so viel zu bringen, auch andere Herzen für sie zu bewegen, daß sie Holz und Brot erhalte. Mit inniger Freude, eine gute That verrichtet zu haben, gieng er wieder an sein Amt und sang dieselbige Nacht durch alle Straßen den sechsten Vers:

> Wird uns auch nach Troste bange,
> wann das Herz oft rufen muß:
> Ach mein Gott, mein Gott, wie lange?
> ei, so mach uns den Beschluß;
> Sprich der Seelen tröstlich zu
> und gib Muth, Geduld und Ruh!

(Wagniz, Beispiele für Traurige. 1801.)

Eine eigene Melodie h g a d̄ g a f d gibt das Darmstädter Gesangbuch von Zuehlen 1698, angeblich erfunden von Joh. Christ. Bach, Organisten in Eisenach († 1703). Diese ist ins Frl. Gesangbuch mit einigen Änderungen übergegangen: h a g a d̄ g a g fis d, und ist in Norddeutschland noch im Gebrauch. Sonst mag das Lied auch gesungen werden nach: Liebe, die du mich zum Bilde, oder nach: Unser Herrscher, unser König (vgl. Weicht, ihr Berge).

42. O Gott, o Geist, o Licht des Lebens.

Eines der herrlichsten Lieder von Gerhard Tersteegen (1697—1769), erschienen im „Geistlichen Blumengärtlein" (vierte Ausgabe in den 1740er Jahren) unter der Überschrift: Gebet um des heiligen Geistes Einwirkung.

Es ist ein Lied von großer Tiefe und Klarheit, in welchem die edle Mystik Tersteegens wie in einem Kern niedergelegt ist. Die Verse 2, 4, 6 und 8 sind wahre Perlen des Gebets.

V. 6 und vor allem dessen Schluß: „Ich öffne meinen Mund und sinke; gib mir dies Wasser, daß ich trinke!" ist dem Verfasser dieser Schrift in seinen Jugendjahren besonders eindringlich geworden, als ein treuer Lehrer es oft mit tiefer Innigkeit beim Abendgebet mit seinen Zöglingen vor dem Herrn betete.

Der letzte Vers ist für seelsorgerlichen Zuspruch von großer Kraft. Im Krankenhause zu Heilbronn lag 1872 ein langwierig Kranker, dessen Klage besonders dahin gieng, daß die Leute draußen so leicht eines Kranken vergessen. Anfangs kommen sie wohl, hernach aber heiße es: „meiner ist vergessen im Herzen, wie eines Todten." Psalm 31. Da wies ihn sein Seelsorger auf die doppelte Aufgabe des Kranken hin, welche im Tersteegenschen Lied so schön als bündig ausgedrückt sei:

> Ich laß mich dir und bleib indessen
> von allem abgespehnt (abgekehrt) dir nah;
> Ich will 's Geschöpf und mich vergessen,
> dies innigst glauben: Gott ist da.

ufgabe he
n Schauer
hweren S
rnstere: i
meines G
n nur ein
en könne:
e Zuversicht
s Wort des

O G
man

s Melodie h
en Gott läs
ngs der Sc
ke mich, d

e a h cis d ci

ocher in sein
eliebtesten ist
mein Herz und

g a d e d ci

ngbücher überg
asser selbst in

43.

Die durch Dr.
lateinischen M
ten Jahrhunder
ofel 1417 ein
ers Bearbeitun
rgesangbüchlein
Zur Vergleich
e Nicänisch-Con
er Messe nach
et wird.
Zuerst intonir
Deum, und a
immigen Säng
lichen Kirche e
gen hallt es
potentem, facto
n. —— Et in u

Christliche Gesäng, zu Gott dem allmechtigen vmb Victorj vnd Sieg, wider des Christlichen Namens Erbfeind, den Turcken. Allen Christen vnnd frommen Haußvättern, so man die Turckenglock leuttet, vnd sonst, zu gebrauchen. Straßburg 1566."

In diesem vollen Umfang mit sieben Strophen nahm das Lied sodann das Straßburger G. 1569 und das große Frankfurter 1569 auf. (Wackernagel S. 169.) — Es besteht demnach das so gestaltete Lied aus zwei Theilen, dem trinitarisch gefaßten und in sich abgerundeten Gebetlein des Reformators für die Kirche V. 1—3, und der fast ebenbürtigen Variation der Reformationsgemeinde V. 4—6, wo V. 4 dem ersten (Erhalt im Glauben!), V. 5 dem zweiten Vers (Beweis dein Macht!) entspricht, während dem Vers 6: „So werden sie erkennen doch" der Schlußvers 7: „Und werden wir, die Kinder dein" gegenübergestellt ist: im Herzen der Feinde die Erkenntniß „Gott lebe noch"; im Munde der Gotteskinder das Lob des dreieinigen Gottes.

Das Lied hat von Anfang großes Aufsehen erregt, besonders bei den Katholiken, welchen sowohl das Gebet wider den Papst, als auch die Zusammenstellung mit dem Türken sehr zuwider sein mußte. Im Besitz von Dr. Gefffen zu Hamburg befindet sich ein merkwürdiger Holzschnitt, wahrscheinlich aus der Schule von Lucas Cranach, eine Illustration von „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort." Auf dem Bild erblickt man zwei Gruppen, links den Kurfürsten Johann Friedrich, den Großmüthigen, der betend zu Gott emporschaut, wohin er von Luther gewiesen wird. Hinter dem Kurfürsten steht Landgraf Philipp von Hessen, dann Spalatin, Melanchthon und — Johann Huß. Rechts sieht man eine Gruppe von Frauen, unter welchen die Gemahlin des Kurfürsten, Sibylla von Cleve. Bei den Frauen knieen zwei Kinder und beten mit. In der Höhe aber erblickt man eine sinnbildliche Darstellung der heiligen Dreieinigkeit. Von dort aus fährt das Verderben herab auf den Papst, den Türken und auf die ganze Clerisei. Unter dem Bild befindet sich das Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" zugleich mit den beiden Versen, die nicht von Luther herrühren. (Fliegende Blätter vom Rauhen Haus 1858.) — So hatten denn besonders die unter katholischer Herrschaft stehenden evangelischen Gemeinden um des Liedes willen viel Anfechtung zu erdulden. Schon in der Zeit des Interims wurde es 16. Dez. 1548 in Straßburg bei Leibesstrafe zu singen verboten, ebenso bei hoher Strafe 1662 im Fürstenthum Öls, 1713 in ganz Schlesien, obgleich die Freiheit des Glaubens im Religionsfrieden höchst feierlich versichert worden war. Backius erzählt von einem bayrischen Herzog, daß er einsmals zu seinen Hofleuten ohne Scheu gesagt: „fressens, saufens, hurens, bubens, werdens nur nicht Lutherisch und singens nur nicht das gottschändige Lied: ‚Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.'" Die Katholiken machten eine Parodie darauf: „Erhalt uns, Herr, bei deiner Wurst, sechs Maas die löschen einem den Durst." Doch setzte es das geistliche Ministerium zu Regensburg, obgleich es in bayrischen Händen war, nach vielen Verhandlungen endlich 1703 durch, daß es wenigstens am

Die erste Aufgabe heiße: ich will 's Geschöpf vergessen, mich losmachen vom Schauen und Bauen auf Menschen. Wenn aber auch in diesem schweren Stücke schon etwas geleistet sei, so komme das noch viel Ernstere: ich will mich selbst vergessen; ich will über der Gegenwart meines Gottes nicht mehr an mich selber denken. Wenn man hierin nur einen kleinen Anfang gemacht habe und mit dem Liede sagen könne: „und wenn mir gleich mein Herze bricht, bist du doch meine Zuversicht!" so werde dem Kranken erst wohl, und dann treffe das Wort des Schlusses zu:

O Gott, o Geist, o Licht des Lebens,
man harret deiner nie vergebens!

Als Melodie hat Tersteegen in Aussicht genommen: Wer nur den lieben Gott läßt walten; allein dann muß bei den Zeilen des Abgesangs der Schlußton verdoppelt werden. — Zu dem Lied: „Erquicke mich, du Heil" von Gotter gibt es zwei Melodieen e fis e e a h cis d cis h h im Frl. G. 1714 und a a g fis a d e cis d von Kocher in seinen „Stimmen aus dem Reich Gottes 1838." — Am beliebtesten ist neuerdings die Melodie geworden „Für dich sei ganz mein Herz und Leben" oder „Ich bete an die Macht der Liebe": a fis g a d e d cis d a, eine arienmäßige Weise, welche auch in Gesangbücher übergegangen ist und deren Kraft und Innigkeit der Verfasser selbst in Gefängnissen erprobt hat.

VII. Trinitatis.

43. Wir glauben all an Einen Gott.

Die durch Dr. Martin Luther 1524 besorgte Verdeutschung des alten lateinischen Meßgesangs: „Patrem credimus." Schon im fünfzehnten Jahrhundert gab es hievon nach einer Handschrift des Nik. v. Kosel 1417 eine Verdeutschung: „Wir glauben in einen got." Luthers Bearbeitung erschien zum erstenmal gedruckt in Walthers Chorgesangbüchlein vom Jahr 1524.

Zur Vergleichung mit diesem deutschen Credo diene das lateinische Nicänisch-Constantinopolitanische Glaubensbekenntniß, wie es in der Messe nach „Heinrich Alt, der christliche Cultus 1843", verwendet wird.

Zuerst intonirt der Priester mit lauter Stimme: Credo in unum Deum, und alsbald vereinigen sich alle Instrumente mit dem vollstimmigen Sängerchor, um das großartige Triumphlied der christlichen Kirche erschallen zu lassen. In kräftigen und feierlichen Klängen hallt es vom Chor herab: Credo in unum Deum Patrem omnipotentem, factorem coeli et terrae, visibilium omnium et invisibilium. — Et in unum Dominum, tönt es weiter, Jesum Christum

Filium Dei unigenitum et ex Patre natum ante omnia secula. Paukenwirbel und Trompeten begleiten die Worte des heißerkämpften Siegs über die Arianischen Gegner: Deum de Deo, lumen de lumine, Deum verum de Deo vero, genitum, non factum, consubstantialem Patri, per quem omnia facta sunt. Sanfter ertönt es dann: Qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis, mild und zart darnach: et incarnatus est de spiritu sancto ex Maria virgine, noch leiser tönt das geheimnißvolle Losungswort des Christenthums: et homo factus est, und in dumpfen Klängen schmerzlicher Trauer: crucifixus etiam pro nobis pro Pontio Pilato, passus et sepultus est. Aber aufs neue erheben sich jubelnd alle Stimmen zu den Worten: et resurrexit tertia die secundum scripturas, und, als lasse sich die festliche Freude durch nichts mehr zügeln, braust es dann fort in rascher Eile: et ascendit in coelum, sedet ad dexteram patris, et iterum venturus est cum gloria, judicare vivos et mortuos: cujus regni non erit finis. Et in spiritum sanctum, dominum et vivificantem, qui ex Patre Filioque procedit, qui cum patre et filio simul adoratur et conglorificatur, qui locutus est per prophetas. Et unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam. Confiteor unum baptisma in remissionem peccatorum et exspecto resurrectionem mortuorum et vitam venturi seculi. Amen.

In den Zeiten der Reformation wurde dies Lied gewöhnlich nach der Predigt gesungen. Die schwedische Kirchenordnung vom Jahr 1687 verordnete, die ganze Gemeinde, Hoch und Nieder, habe aufzustehen, sobald dieser Gesang angestimmt werde. — Aus einem ähnlichen Sinn erklärt sich die Erzählung eines schlesischen Pfarrers: „Ich habe einen alten Kirchvater, einfältig in treuer glaubiger Weise, treu und fest auf seinem Platze. Wenn wir nun zusammen in der Sakristei sind und die Gemeinde draußen singt: ‚Wir glauben all‘ und sie hat im letzten Vers die vier ersten Zeilen gesungen, dann tritt gewöhnlich der Kirchvater zu mir und spricht, mir anzudeuten, daß es nun Zeit sei, in den Altar hinaus zu gehen: Herr Pastor, nun kommt ‚die ganze Christenheit.‘ Und dies Wort dringt mir dann allemal wundersam ins Herz; erinnert mich's doch an mein mächtig Amt in der ganzen großen Christenheit für die ganze große Christenheit. Mit meiner Gemeinde kommt die ganze Christenheit, auch die nun schon triumphirende am Stuhl des Lammes, mir entgegen, mir armem Menschenkinde mit blödem Herzen und matten Lippen. Und dann seufze ich wohl aus Herzensgrund: ‚Ach, daß sie nicht vergebens käme, die ganze Christenheit! Herr hilf, Herr sei mit mir, daß sie dich bei mir durch mich finde!‘“

Ganz anders lautet, was sich beim Gesang dieses Liedes zu Niemeck bei Bitterfeld zugetragen hat. Als es nemlich am Pfingstmontag des Jahrs 1555 in der dortigen Kirche beim Predigtgottesdienste angestimmt wurde, schlug bei einem ausgebrochenen Wetter der Blitz in das Gotteshaus und versengte dem Pfarrer Pobritz Haar und Augen, daß er dienstuntüchtig wurde. Er hatte seinen Bauern gestattet, ihr Pfingstbier in die Kirche zu legen, und also aus dem Bethaus ein Trinkhaus gemacht. Dafür hat ihn der Herr

also gezüchtiget — „es steht alles in seiner Macht!“ (Olearius Liederschatz. II. 1706.)

Der erste Vers hat schon in manchen Herzen das Gottvertrauen mächtig gestärkt. — Es hatte ein reicher Edelmann in der Grafschaft Nidda einen einzigen Sohn, dem er gern eine züchtige, fromme Hausfrau geben wollte. Der Sohn konnte sich aber nie recht dazu entschließen, weil er immer fürchtete, er werde sie nicht ernähren können. Eine Zeit darauf will sich eines Bauern Knecht mit einer Magd verheirathen; da aber beide unter der Leibeigenschaft des Grafen standen, mußten sie bei demselben um Erlaubniß anhalten. Als sie deßhalb mit einander vor dem Edelmann erschienen, fragte sie dieser: „Wie viel Geld bringt ihr zusammen?“ Der Knecht antwortet: „Ich habe mir 15 fl. an meinem Lohn erspart und meine Braut 6 fl., das ist unser ganzes Vermögen.“ — „Wie willst du aber mit 21 fl. eine Frau ernähren? Ich weiß einen jungen Mann, der hat mehr als 21,000 fl. und getraut sich doch nicht, eine Frau zu ernähren.“ — „O! sagte der fromme Knecht, der muß nie in der Kirche gewesen sein und gesungen haben: ‚Gott will uns allzeit ernähren, Leib und Seel' auch wohl bewahren.‘“ Darauf sieht der Edelmann seinen Sohn, welcher tief beschämt vor ihm stand, ernst an und spricht: „Mein Sohn, du hast mich viel gekostet, daß ich dich zu einem brauchbaren Menschen habe erziehen lassen; aber das Beste und Höchste hast du nicht gelernt, nemlich Gott zu vertrauen. In dieser Kunst wirst du von einem armen Knecht übertroffen.“ Das wirkte. (Schuppius, Ninivitischer Bußspiegel.)

Ähnlicher Art ist, was uns von Woltersdorf erzählt wird. Als einst bei ihm ein junger Geselle, Namens Paul, sich zum Aufgebot meldete, fragte er ihn: Kann Er denn auch eine Frau ernähren? Ja wohl, antwortete Paul; Herr Prediger, ich denke: „Wir glauben all an Einen Gott.“ Lieber Freund, entgegnete Woltersdorf, das geht sehr hoch! — „Der wird uns allezeit ernähren“, fuhr Paul fort. Nun das geht sehr tief, schloß Woltersdorf; da kann Er in Gottes Namen heirathen. Ich wills Ihm glauben, daß Er auch eine Frau ernähren kann! (Hübner, Erzählungen. 1858.)

Der im Jahr 1782 verstorbene Consistorialrath Christian Gottfried Struensee, Rektor der Domschule in Halberstadt, kam einmal in eine nicht geringe Noth. Er war sonst ein Mann von festem Wesen und frohem Glauben, daß ihn nicht leicht etwas außer Fassung brachte. Aber diese Noth nahm sein Herz ein und erfüllte ihn mit ängstlichen Sorgen. In solcher gedrückten Gemüthsstimmung kommt er in die Domkirche und hört da gerade die Worte singen: „er will uns allzeit ernähren.“ Da fühlt er sich mächtig getroffen und tief beschämt, aber auch im kindlichen Vertrauen so innig gestärkt, daß er am Ende seines Lebens noch versicherte, er sei in der Folge durch keine Noth mehr so gebeugt worden, weil er dessen, was er da vernommen und empfunden, nie mehr habe vergessen können. (Basl. Samml. 1800.)

Fortunatus, ein Schulmeister zu Niemegen, kam zum Bürgermeister der Stadt und bat um Vermehrung seines Jahrgeldes, weil die Zahl seiner Kinder nun so groß geworden sei, daß er nicht mehr wisse, seine Familie zu ernähren. Als sich nun der Bürgermeister darüber bedachte und nicht recht auf diese dringende Bitte eingehen wollte, da faßte er sich in Gott und sprach: „Doch warum bemühe ich den Herrn Bürgermeister um dieser Sache willen? Gibt mir Gott viele Kinder, so macht er sich selbst viele Sorgen, denn so lautets ja: ‚er sorget für uns, hüt't und wacht, es steht alles in seiner Macht.‘“ Drauf gieng er, ohne der Antwort zu harren, getrost und fröhlich seines Wegs. (C. Heinrich, Erzählungen. I.)

Luther nahm das Lied auch unter die Begräbnißgesänge auf, die er im Jahr 1542 als „Christliche Gesenng Lateinisch vnd Deutsch zum Begrebniß“ herausgab. Das stand im Zusammenhang mit der Betonung der Auferstehung des Fleisches im dritten Vers. In der alten afrikanischen Kirche pflegten nemlich die Christen beim Singen des Liedes, wenn sie an die Worte kamen: „Das Fleisch soll auch wieder leben“ die Hand aufzuheben und mit zwei Fingern auf ihren Leib zu deuten, damit anzuzeigen, daß der gegenwärtige Leib zum ewigen Leben erweckt werden würde. Im Mittelalter bildete sich die noch bis ins Reformationszeitalter hinein festgehaltene Sitte, daß das ganze Lied gewöhnlich zum Begräbniß gesungen wurde, wobei dann häufig gerade bei den Worten: „Das Fleisch soll auch wieder leben“ der Leichnam ins Grab gesenkt wurde. So wurde es bei der Bestattung des Kurfürsten Friedrichs des Weisen von Sachsen am 9. Mai 1525 gehalten; und von da an pflegten auch die Evangelischen an gar vielen Orten entweder das ganze Lied oder doch wenigstens den dritten Vers desselben vor der Leichenpredigt zu singen. Mit Recht gab in diesem Zusammenhang Dr. Martini, Professor zu Wittenberg, auf die Frage, warum man denn bei Begräbnissen das Credo singe, zur Antwort, es geschehe zu einem Zeugniß, daß die Verstorbenen darauf entschlafen seien.

Endlich haben viele Sterbende dieses Lied in ihren letzten Stunden gebraucht. Hieronymus von Prag stimmte im Jahr 1416, als er zu Constanz um des Evangeliums willen auf dem Scheiterhaufen stand, das Credo an und sang sich damit freudig und getrost dahin; und zwei Brüder, welche im Jahr 1585 zu Mecheln um des evangelischen Glaubens willen verbrannt wurden, sangen noch vor ihrem Ende das deutsche Glaubensbekenntniß Luthers.

Barbara Seemann, ein frommes christliches Weib, hat 1579 zu Leipzig kurz vor ihrem Ende ihren Mann und ihre Kinder zu sich ans Bett kommen lassen und gesagt: „Gönnet mir den Himmel! Ich warte auf den Herrn Jesum, wie eine Braut auf ihren Bräutigam, daß er komme und sie heimhole. Das kananäische Weib hielt sich an des Herrn Saum und glaubte; ich will ihn selber fassen und nicht lassen, er wird mich mitnehmen zur himmlischen Hochzeit.“ — Als die Todesangst näher kam, sprach sie: „Nun bin ich durch die Wüste, jetzt geh ich durch das rothe Meer, bald will ich aussteigen in das gelobte Land. — Liebe Kinder, so oft ihr in

der Kirche den Glauben und in demselben die Worte singen höret: ‚Das Fleisch soll auch wieder leben!‘ so denket an eure liebe Mutter, die ihr und die euch in diesem Fleisch wiedersehen wird.“ (Caspari, Geistliches und Weltliches S. 305 f.)

Bei der Melodie d a g a e f e g f e d cis d, welche in unbestrittener Geltung seit 1524 geblieben ist bis auf diesen Tag, ist erst in den letzten Jahren eine bestimmtere Kenntniß über ihre Herkunft eingetreten. Man hatte sie bisher für eine Originalmelodie Luthers angesehen, hauptsächlich nach dem Zeugniß von Johann Walther, dessen Worte in Prätorius syntagma musicum dahin gehen, daß Luther zu der deutschen Messe die deutschen Choralgesänge meistentheils gedichtet und zur Melodie gebracht habe. Nunmehr ist festgestellt, daß Hoffmann von Fallersleben auf der Breslauer Bibliothek eine alte Papierhandschrift des Nicolaus von Kosel vom Jahr 1417 gefunden hat, in welcher die Melodie sich befindet. Hienach ist die unbestimmte Walthersche Aussage zu corrigiren und diese Melodie unter die aus dem alten lateinischen Kirchengesang überkommenen zu stellen. — Demungeachtet hat die Sage ein Interesse, Luther habe das Anfangswort „Wir“ durch vier Noten gedehnt (im Original d a g a), um damit die vier Himmelsgegenden zu bezeichnen, in welchen die Christen dieses gemeinsame apostolische Glaubensbekenntniß singen; und als ihm vorgehalten worden sei, er habe bei den Worten: „er will uns allzeit ernähren“ den Modus um einen Ton überschritten, habe er geantwortet: „es will auch viel sagen: ‚er will uns allzeit ernähren.‘“ Schamelius setzt hinzu: „Der hohe Ton fordert einen hohen Glauben. Wo ist er? Du singsts, wenn du etwas hast; wie denn, wenn nichts da ist?“

Palmer hat in seinem „Wort zum neuen Choralbuch“ (Süddeutscher Schulbote 1845) den Seufzer ausgesprochen: „Wollte Gott, wir könnten solche grandiose Choräle mit unsern Gemeinden singen. Vielleicht, wenn es wieder buchstäblicher wahr wird, daß wir alle an Einen Gott glauben, lernen wir das auch wieder besser.“ In der alten Lutherstadt Wittenberg wird übrigens dieser Gesang noch jetzt vor der Predigt gesungen. — Das A. Kirch.-G. hat der Ausführbarkeit wegen in der ersten Zeile die Noten anders auf die Silben vertheilt, als es im Original der Fall ist; nemlich: d a g a e f e g f e d cis d.

44. Gott der Vater wohn uns bei.

Eine durch Luther im Jahr 1524 besorgte Überarbeitung der schon aus dem 15. Jahrhundert (um 1490) stammenden altdeutschen Litanei zur Zeit der Bittfahrten auf den Tag Marci und in der Kreuzwochen, welcher vielleicht ein lateinisches Original von Claudius Mamertus, Presbyter zu Vienne († 470) zu Grunde liegt (vgl. Leisentritt 1567). Das Lied findet sich zum erstenmal gedruckt in Walthers Chorgesangbüchlein vom Jahr 1524 und trägt in den Erfurter Enchiridien von 1526 und 1527 die Überschrift: „Der lob-

sang, Gott der vatter won vns bey, gebessert vnd Christlich corrigirt." Das altdeutsche Original, wie es wohl in dem katholischen G. von Michael Vehe (New gesangbüchlein geistl. Lieder. Leipz. 1537.) uns erhalten ist, lautet nemlich so:

1. Gott der vatter won vns bey
vnd laß vns nit verderben,
Mach vns aller sunden frey
vnd helff vns selig sterben,
Vor dem Teuffel vns behüt
durch einen rechten glauben,
bewar vns vor der hellen glut
durch ein hertzlichs vertrawen.
Wir befelhen vns dir gar
in aller vnser nodte,
das du vns behütten wolst
vor dem ewigen todte.
Kyrieeleyson, Christe eleyson,
gelobet seyst du ewicklich.

2. Jesus Christus won vns bey ꝛc.

3. Heylig Geyst der won vns bey ꝛc.

4. Maria, Gottesmutter, won vns bey
vnd hilff vns gnad erwerben,
Das wir der sunden werden frey
vnd entlich selig sterben;
Deine vorbit vns mitteyl,
reyne magd Maria,
zu erlangen ewigs heyll,
so singen wir alleluia.
Alleluia singen wir
Gott vnd dir zu lobe,
das er vns erzeygen woll
seyne Göttliche hulde.
Kyrie eleyson, Christe eleyson,
gelobet sey er ewicklich.

5. O heylige Engell, wönt vns bey
vnd helfft vns gnad erwerben,
Das wir von sunden werden frey
vnd entlich selig sterben.
Ewer vorbit vns mitheylt,
wie auch thut Maria,
zu erlangen ewigs heyll,
so singen wir alleluia.
Alleluia singen wir
Gott vnd euch zu lobe,
das er vns erzeygen woll
seyne Göttliche hülde.
Kyrie eleyson, Christe eleyson,
gelobet sey er ewicklich.

6. Heylge Patriarchen
7. Heylige Propheten
8. Heylige Apostell
9. Alle vnschüldigen kynder
10. Heylige Marthyrer
11. Heylige Beychtiger
12. Heylige Jungfrawen
13. Heylige Wydtfrawen
14. Heilge Büsser vnd Büssern
15. Alle außerwelten

(6.–15.:) wonet vns bey vnd helfft vns gnad erwerben ꝛc.

Luther hat nun die ersten drei Verse „gebessert", indem der Inhalt derselben geläufiger dahinfließt, und das Ganze „corrigirt", indem er alle übrigen Strophen wegen ihres päpstlichen Inhalts einfach wegließ. Seine Fassung ist hernach in manche katholische Gesangbücher übergegangen. — Unter dem Namen von Erasmus Alberus sind dann auch zwei Ergänzungen aufgekommen, welche den zweiten und dritten Vers neu gestalteten (Frankf. Kirchengesangbuch 1569 und Magdeb. G. um 1565). Es wird nicht ohne Interesse sein, dieselben nach der erstgenannten Quelle zu vergleichen:

Jesu Christ, du trewer hort,
für vns auff rechter strassen,
Der du bist des Vatters wort,
darauff wir vns verlassen.
Du hast vns durch deinen todt
das ewig Reich erworben,
du bist das liecht vnd leben
vom Vatter vns gegeben.
Du bist vnser himmelbrodt,
gerechtigkeit vnd weißheit,
du bist das haupt der Christenheit,
der frid, der weg, die warheit,
von Maria geborn bist,
gelobet seistu, Jesu Christ.

Heilger Geist, die drit person
der Gotheit, gleicher ehren
Mit dem Vatter vnd dem Son,
wolst vns den glauben mehren.

Dich vns Christ beim Vatter hat
durch seinen tod erworben:
erschein vns mit genaden,
so wird das wort gerhaten.
Hilff, das sich zu Christ dem Herrn
die arme Leuth bekeren:
du kanst von Christ recht lehren,
dem bösen Sathan wehren.
Alleluia singen wir,
nun hilff vns, heilger Geist, zu dir.

Unser Lied ist in der Fassung Luthers wohl geeignet, ein tägliches Gebetlein christlicher Familien zu sein. In der Tagesordnung des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen, wovon noch eine handschriftliche Beschreibung vorhanden ist, steht unter anderem folgendes auf seine Jugendzeit Bezügliche: „Nach angelegter Kleidung werden Se. Fürstl. Gnaden dem allgemeinen Frühgebet samt dem ganzen Hofstaat mit gebührender Andacht beiwohnen, dabei allezeit ein oder zwei Kapitel aus der Bibel mit kurzer Erklärung und ein Stück aus dem Katechismo Lutheri von einem Edelknaben wechselweise gelesen und zum Beschluß: ‚Gott, der Vater, wohn uns bei‘ gesungen werden solle.“ So waren damals noch die fürstlichen Haus- und Tagesordnungen. — Vor Alters pflegte man dies Lied häufig auch bei Copulationen zu singen, besonders in Dresden.

Sodann nennt Dr. Schulze in Hamburg dies Lied einen „Meistergesang, dadurch die Sünde und das Böse übermeistert werde.“ — Avenarius erzählt, daß ein junger Student zu einem Professor der Theologie gekommen sei und ihm geklagt habe wegen der Anfechtungen seines Fleisches. Der habe ihm den Rath gegeben, er möchte fleißig das Lied singen: Gott der Vater wohn uns bei; und das habe seinen Dienst gethan. — Dr. Brunkhorst erzählt in seinem Buch „von den geistlichen Anfechtungen“ von einer adelichen Person, die gänzlich in den Gedanken stund, sie wäre nun ewig verloren und verdammt und dürfe sich zu Gott keiner Gnade mehr versehen, daß sie durch dieses Lied, das ihr ein Freund vorlas, so getröstet worden sei, daß ihr Herz statt mit Traurigkeit mit Freud' erfüllet worden, und sie durch eine selige Friedefahrt von dieser Welt geschieden. — Der Präsident des sächsischen Oberconsistoriums zu Dresden, Fr. v. Metsch, sprach sich über dasselbe gegen den Hofprediger Dr. Weller ums Jahr 1654 also aus: „Ich bin oft in zweifelhaften und schweren Sachen, als ich verschickt gewesen, gestanden, habe nicht gewußt, wo aus oder ein, und was für ein Rath zu ergreifen. Weil ich nun in Rathschlägen antworten müssen, so habe ich zuvor zu Hause dies Lied angefangen und gesungen, und darauf freudig mein Votum abgelegt; ist auch gottlob alsdann wohl gelungen und habe ich sichtbarlich Gottes Gnade gespüret, die mich also regieret, daß es noch wohl hinausgelaufen.“ Kurz vor seinem Ende ließ er es sich darum auch zur letzten Reise der Erbauung halber vorlesen. (Dr. Wellers Leichenpredigt für Metsch.)

Vornemlich sind auf dieses Lied viele Sterbende entschlafen. Thomas Schmidt zählt in den Hist. mem. vom Jahr 1707 zwölf solcher Fälle auf; besonders berichtet er von Dorothea Körber, Ehefrau eines Musikanten, daß sie in ihrer Krankheit an diesem Lied eine große Freude hatte. Wenn sie allemal auf das Amen gekommen, hat sie gesagt: „Amen, Amen — so spreche ich das

Amen sein!" — Christian VIII., Graf zu Oldenburg, sang vor seinem Tode zu Dresden 5. August 1570 alle drei Verse noch mit lauter Stimme hinaus; auch Christian I., Kurfürst zu Sachsen, erbaute sich bei seinem herannahenden Ende am 25. Sept. 1591 an diesem Liede. Dr. Nikolaus Krell, der bekannte kursächsische Kanzler, betete dasselbe noch bußfertig unter dem Rathhaus zu Dresden, als er am 9. Okt. 1601 enthauptet werden sollte. Unter den Worten „und hilf uns selig sterben" beschloß der berühmte Wittenbergische Generalsuperintendent Dr. Gottlieb Wernsdorf am 1. Juli 1729 sein christrühmlich geführtes Leben. — Für Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg, der sich auf seinen Reisen gar oft mit diesem Lied zu erbauen pflegte, war es seine letzte Labung. Als er wegen eines Anfalls von Magenkrampf am 18. Juli 1608 von Köpenik nach Berlin reiste und in seinem Wagen gerade das Lied gesungen hatte, starb er plötzlich auf der Haide unweit Köpenik, nachdem er noch mit gefalteten Händen gerufen: „Hilf, Herr Gott, wie geschieht mir! Ach Gott, hilf mir!" An welchem Ort hernach auch dem würdigen Fürsten ein einfaches Denkmal errichtet wurde. (Mart. Mylius Sterbekunst.)

Chr. Scriver berichtet in seinem „Seelenschatz" (5, 2, 37) folgendes Ereigniß, das sich in seinem elterlichen Haus im Jahr 1629 zugetragen. „Zuerst wurde der Hausherr (sein Vater) von der Pest befallen und hat nach dreien Tagen das Zeitliche gesegnet; bald darauf erkrankten drei seiner Kinder, ein Mägdlein von acht, eines von fünf und ein Knäblein von drei Jahren. Als das älteste Mägdlein dem Tode nahe war, tröstete es seine damals noch gesunde Mutter mit der Gegenwart des gütigen Gottes, der gesagt hätte: ‚ich bin bei ihm in der Noth, ich will ihn herausreißen', fieng darauf an zu sagen, wie bald sie und ihre beide kranke Geschwister abscheiden würden, wie auch, daß die Mutter und der älteste Sohn zwar erkranken, aber wieder aufkommen und genesen, dem kleinsten dagegen, das an der Mutter Brüsten lag (er selbst), kein Leid widerfahren würde; welches auch hernach geschah. Das Mägdlein von fünf Jahren fieng an, mit einer ungewöhnlichen hellen und lieblichen Stimme den Gesang ‚Gott der Vater wohn uns bei' und dessen drei Verse, wie er in der Kirche gesungen wird, ganz deutlich zu singen, da man doch denselben nie zuvor von ihr gehört, auch nicht vermeinet, daß ihr solch Lied bekannt, und schloß damit fröhlich ihr zeitliches Leben. Das Knäblein, wie es in der Todesangst lag, rief mit heiterem und fröhlichem Gesicht: ‚Ach Mutter! sehet, sehet!' Sie: ‚Was denn, mein Sohn?' Er: ‚Ein güldner Wagen vor unsrer Thür.' Sie: ‚Wer wird darauf fahren?' Er: ‚Ich, in den Himmel!' Welches auch straks darauf geschehen."

Auch in allerlei Landplagen hat die Gemeinde ihre Zuflucht zu diesem Lied genommen.

Am 29. Mai 1613, Sonnabends vor dem Trinitatisfest, haben bei der großen Überschwemmung des Ilmstroms durch einen Wolkenbruch, der im Thüringerlande plötzlich zur Nachtzeit entstand und 65 Menschen und 44 Wohnhäuser nebst Scheunen als Raub davon

nahm, die unglücklichen Leute auf den schwimmenden Trümmern ihrer Häuser oder auf hohen Bäumen, wohin sie sich geflüchtet hatten, das Lied gesungen: Gott der Vater wohn uns bei! (Joh. Kißlings Wetterbüchlein.)

Als im Jahr 1653 zu Rudolstadt eine große Feuersbrunst entstand, nahm der fromme Kanzler Friedrich Lenz zu diesem Lied seine Zuflucht. Als nemlich sein Hab und Gut in großer Gefahr stand, sprach er: „Will jemand mein Haus und Sachen retten, dem sei es vergönnt; alles, was ich hab, ist mir lieb, weil es mir Gott gegeben hat. Allein ich habe jetzo ein ander Werk vor.“ Hierauf begab er sich in ein benachbartes Haus und fieng an, dies Lied zu singen, worüber sich die Anwesenden herzlich verwundert und daraus gute Erbauung und Trost geschöpfet haben. (Joh. Olearius Liederschatz. II. 1706.)

Am 30. Juli 1734 brach ein heftiges Gewitter aus, als gerade der Pfarrer Zapff zu Mittelbach, eine Stunde von Baireuth, in der Sakristei Beichte hörte. Da nun der Donner und Blitz gar zu heftig wurden, gieng er mit den Beichtkindern, sechzig an der Zahl, in die Kirche hinaus vor den Altar und stimmte mit ihnen dies Lied an. Als sie zu den Worten kamen: „hilf uns selig sterben“, traf ein schrecklicher Donnerschlag auf den Thurm und in die Kirche, so daß alle ohnmächtig zu Boden geschlagen wurden. Alle jedoch erholten sich wieder und nahm keines ein Leid, das dabei gewesen; oben aber im Thurm wurden drei Männer erschlagen. (Jenaische Zeitungen vom 8. Sept. 1734.) — Am 23. Mai 1685 jedoch erschlug das Wetter des Pfarrers Tochter zu Lichtenberg, unweit Camentz, über dem Flachsjäten, als sie gerade sang: „Jesus Christus, wohn uns bei.“ (G. Wimmers Liedererklärung. 1749.)

Die Melodie, a a h cis d d cis, ist eine alte deutsche geistliche Volksweise, jonischer Tonart, heiter, faßlich, ächt volksmäßig (Winterfeld I.); sie erscheint in fünfstimmigem Tonsatz erstmals in Walthers Chorgesangbüchlein vom Jahr 1524. Das A. Kirch.-G. gibt sie in C Dur ganz nach Walther, nur mit Änderung der einzigen Anfangsnote des zweiten Theils nach Bapsts G. von 1545.

45. Allein Gott in der Höh sei Ehr.

Die deutsche Bearbeitung des uralten Hymnus angelicus, das deutsche Gloria in excelsis Deo.

Es ist ein Lied, dessen Anfang schon die Engel in der heiligen Weihnacht anstimmten und von dem Luther sagt: „man spüret wohl, daß dieser fröhliche, tröstliche Gesang nicht auf Erden gewachsen noch gemacht, sondern vom Himmel herunter gekommen ist.“ Diese Engelworte wurden frühe schon mit einigen Erweiterungen in der morgenländischen Kirche als ein Psalm gebraucht, den man die *δοξολογία μεγάλη* oder den *ὕμνος τῶν ἀγγέλων* nannte. Die älteste und richtigste Fassung ist diese:

Δόξα ἐν ὑψίστοις θεῷ καὶ ἐπὶ γῆς εἰρήνη, ἐν ἀνθρώποις εὐδοκία· αἰνοῦμέν σε, ὑμνοῦμέν σε, εὐλογοῦμέν σε, δοξολογοῦμέν σε, προσκυνοῦμέν σε διὰ τοῦ μεγάλου ἀρχιερέως· σὲ τὸν ὄντα θεὸν ἀγέννητον ἕνα, ἀπρόσιτον μόνον· διὰ τὴν μεγάλην σου δόξαν· κύριε βασιλεῦ ἐπουράνιε, Θεὲ πάτερ παντοκράτορ, κύριε ὁ Θεὸς ὁ πατὴρ τοῦ Χριστοῦ, τοῦ ἀμώμου ἄμνου, ὃς αἴρει τὴν ἁμαρτίαν τοῦ κόσμου· πρόςδεξαι τὴν δέησιν ἡμῶν· ὁ καθήμενος ἐπὶ τῶν Χερουβίμ· ὅτι σὺ μόνος ἅγιος· σὺ μόνος Κύριος Ἰησοῦς Χριστός, τοῦ θεοῦ πάσης γεννητῆς φύσεως, τοῦ βασιλέως ἡμῶν· δι' οὗ σοι δόξα, τιμὴ καὶ σέβας.

Während „Herr Gott, dich loben wir“ aus einem ähnlichen Psalm gebildet wurde, den die ersten Christen als Abendandacht gebrauchten, war dieser Psalm ihre regelmäßige Morgenandacht und auch unter dem stehenden Namen des Morgengesangs in allen Kirchen des Morgenlandes verbreitet. Wie sehr die alten Christen denselben hochhielten, sieht man daraus, daß er sich in einer der ältesten Handschriften des N. Testaments hinter den heiligen Büchern aufgezeichnet findet. Jeden Morgen brachten die Christen der ersten Jahrhunderte diesen Psalm Christo, als Gott, zum Lobopfer dar. Damals kostete es Blut und Leben, wenn man nur einmal mit der Christengemeinde diesen Gesang anstimmte. In Höhlen und heimlichen Orten, unter dem Auflauern ihrer blutdürstigen Verfolger, mußten ihn die ersten Christen bei ihrem Gottesdienst anstimmen. Wir aber dürfen ihn jetzt in unsern Kirchen, wohin wir uns ganz bequem, ohne allen Spott und Lebensgefahr, begeben können, frei und freudig singen. „Darum, sagt Schubert, darum, mein Christ, wenn du nun am Sonntag-Morgen das schöne Lied singst, so denke daran, daß dieses Lied Tausenden von Bekennern, die jetzt bei dem Herrn sind und dem Lamme folgen, wohin es geht, schon eine Kraft Gottes zur Seligkeit gewesen ist. Und wenn du es mit rechter Andacht singst, so singst du es mit den Seligen und Engeln, und das Lied wird auch dir eine Gotteskraft geben, zu überwinden die Lüste der Welt und Tod und Hölle.“ (Altes und Neues. 4. Bd.)

Es ist also dieses Lied die älteste Stimme der Kirche des Morgenlands. Die beiden Hauptstücke jedes christlichen Lieds sind hier in ihrem Keim vereinigt, Flehen und Preis, beides angereiht an ein Schriftwort, so, daß dieses schöne Bekenntniß von der Gottheit Christi mit Recht ein urchristlicher Gesang, das älteste Lob- und Betlied heißen mag. Es enthält auch den Keim der Litanei: Kyrie eleison. (Bunsen, Versuch eines allgemeinen Gesang- und Gebetbuchs. 1833.)

In die abendländische Kirche wurde nun dieser uralte morgenländische Morgengesang ums Jahr 360 in etwas veränderter Form eingeführt durch Hilarius, Bischof von Poitiers, den Vater der lateinischen Hymnendichtung, dessen Lied „Lucis largitor splendide“

bekannt ist. Er gab ihn in folgender Fassung, noch ohne die Reimform, die damals noch nicht gebräuchlich war:

Gloria in excelsis Deo et in terra pax, hominibus bonae voluntatis,
Laudamus te, benedicimus te, adoramus te, glorificamus te, gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam,
Domine Deus, rex coelestis, Deus pater omnipotens,
Domine fili unigenite, Jesu Christe,
Domine Deus, agnus Dei, filius patris,
Qui tollis peccata mundi, miserere nobis,
Qui tollis peccata mundi, suscipe deprecationem nostram,
Qui sedes ad dexteram patris, miserere nobis;
Quoniam tu solus sanctus, tu solus Dominus, tu solus altissimus, Jesu Christe, cum sancto spiritu in gloria Dei patris. Amen.

In dieser Fassung befahl der h. Benedikt († 543) seinen Ordensbrüdern, den Benediktinern, diesen Hymnus in den Tagzeiten oder Horen zu beten. Anfangs wurde er im Abendland, jedoch bloß bis zu den Worten: laudamus te, auf Anordnung des Papstes Telesphorus in der Nachtmesse auf Weihnachten gesungen. Papst Symmachus verordnete im fünften Jahrhundert, daß er an jedem Sonntag und an den Festen der Märtyrer angestimmt werden solle; durch Gregor den Großen erst wurde er allgemeiner eingeführt. Anfänglich sprach man ihn bloß, im elften Jahrhundert aber wurde er der stehende Meßgesang, wie er auch jetzt noch in der katholischen Kirche bei jedem Hochamt gesungen wird.

Als Papst Leo III., welchen Aufrührer aus Rom vertrieben hatten, mit seinem Retter und Schutzherrn, dem deutschen Kaiser Karl dem Großen, im Jahr 800 zusammentraf, damit ihm dieser auf den päpstlichen Stuhl verhelfe, stimmte er, nachdem sie einander unter Thränen umarmt und geküßt hatten, die Worte: Gloria in excelsis an, und die ganze anwesende Priesterschaft fiel vor allem versammelten Volk zu großer Rührung in die weitern Worte des Gesangs mit ein. (Anastasius in der Historia Leonis. III.)

Die deutsche Bearbeitung stammt von Nicolaus von Hof († 1541), gewöhnlich genannt Decius, und ist niederdeutsch („Allene Godt in der höge sey eer") erschienen 1526 im ältesten niederdeutschen Gesangbuch mit der Vorrede von Jakob Speratus; hochdeutsch zuerst in den „Geistlichen Liedern. Leipzig, Schumann 1539", anonym.

Der Inhalt des Liedes gliedert sich ganz schön und einfach. Über das Ganze sagt Schamelius im Liedercommentarius zum Naumburger Gesangbuch 1724: „Der Text erfordert Herzen, die den Engeln nachahmen." — V. 1 ist die wohlgelungene Fassung des Engelgesangs auf Bethlehems Gefilden, wobei auf der einen Seite die alttestamentliche Stimme sich einmischt: „Gebt unserem Gott allein die Ehre!" 5 Mos. 33, 3., andererseits wohl auch die Zeitbeziehungen eines aus den mittelalterlichen Wirren aufathmenden und das Zerfallen des Faustrechts begrüßenden Gemüths nachklingen: „all Fehd hat nun ein Ende." — V. 2 gibt dem Vater die Ehre. Mit einem vierfachen Lobgetöne wird Er, der ewige Hort, gefeiert,

von dem der Abgesang so schön sagt: „Ganz ungemessen ist dein Macht; fort gschieht, was dein Will hat bedacht: wohl uns des feinen Herren!" Hier ist die Macht in ihren sofortigen Wirkungen nach Ps. 33, 9 und die Freundlichkeit des Herrn in ihren feinen Wendungen nach Ps. 34, 9 treffend verbunden. — V. 3 wird der Friedefürst angerufen, der Sohn Gottes. Die Gemeinde gibt ihm zuerst die Ehre, die seiner Majestät und seinem Versöhnungswerke gebührt; dann aber legt sie dem Gotteslamm ihre Bitte zu den Füßen: „Nimm an die Bitt von unsrer Noth, erbarm dich unser armen" d. h. unser, die wir arm sind und elende, oder „unser aller", wie man gewöhnlich singt. — V. 4 endlich bringt auch vor den heiligen Geist das Anliegen der Herzen. In der Hand dieses „allerheilsamsten Trösters" liegt unsere Hut und Wacht vor dem bösen Feind, wie die Linderung und Hebung unsrer Noth. — „Darzu wir uns verlassen" d. h. Amen, Amen; ja ja, es soll also geschehen!

Das Lied fand bei den Gemeinden einen großen Eingang und hat unsre Kirche bis auf diesen Tag begleitet. Es wurde vor Zeiten an den hohen Festen, und so oft des Sonntags Communion war, gesungen. In Berlin sang man es vor Alters nach einer Verordnung vom Jahr 1574 sogar bei den Taufen der Kinder in der Klosterkirche neben dem Lied: „Christ unser Herr zum Jordan kam." (G. Wimmer. 1749. Thl. I.) — Im Jahr 1723 übersetzte es Missionär Benj. Schulz in Ostindien in die malabarische Sprache. — Ja die Mutter des alten berühmten Hymnologen, des Regensburger Superintendenten Serpilius, Dorothea Sophia, geb. Balduin († 1670), hielt es so werth, daß sie es täglich Morgens zu ihrer Laute anstimmte und selbst in die hebräische Sprache übersetzte.

Nicht leicht aber mag es eine größere Wirkung gethan haben, als in der Zeit der Salzburger Emigranten. Als diese um des evangelischen Glaubens willen ausgetriebenen Brüder im Frühjahr 1732 durch Deutschland zogen, um eine Ruhestätte zu finden, sang ihnen das Volk, wo sie hinkamen, besonders in Berlin, Frankfurt und Darmstadt, dieses Lied zu ihrem Trost entgegen. Sie aber antworteten meist darauf mit Anstimmung jenes glaubigen Wanderliedes, das beginnt: „Ich bin ein armer Exulant, also muß ich mich schreiben; Man thut mich aus dem Vaterland um Gottes Wort vertreiben", und in dem es heißt: „Ach führ mich Gott in eine Stadt, wo ich dein Wort kann haben; Damit will ich mich früh und spat in meinem Herzen laben." — Als dann aber mit dem 13. Okt. 1781 durch das Toleranzedikt des Kaisers Joseph solche „Fehde" gegen die Evangelischen in Östreich auf einige Zeit „ein Ende" hatte und ihnen freie Religionsübung zugesichert war, da sangen sie in vereinten Scharen, von Freude und Dank gegen den Herrn erfüllt, dieses Gloria aller Orten. Besonders ergreifend geschah es auf dem Hallstädter See. An dem Sonntagsmorgen, da das an diesem See erbaute kleine evangelische Kirchlein eingeweiht werden sollte, kamen die Evangelischen auf Schifflein von allen Seiten daher. Erst erhoben sich da und dort singende Stimmen, auf einmal aber stimmte ein Pfarrer an: „Allein Gott in der Höh

sei Ehr"; die anderen fielen ein, die Töne verbreiteten sich von Schiff zu Schiff, und mächtig wogte der Gesang aller zumal über den Wassern. Das war eine Freude, welche eine menschliche Feder nicht zu beschreiben im Stande ist. (Heinrich, Erzählungen. I.)

Einzelne Seelen sind auch bei inneren Anfechtungen durch unser Lied gestärkt worden. So erzählt eine vornehme Frau, die in tiefer Anfechtung länger als anderthalb Jahre die Gnade Gottes nicht mehr in ihrem Herzen gespürt hatte: „Als ich um Johannis 1681 an einem Sonntagsmorgen erwachte, fiengen die Stadtmusikanten vom Kirchthurm herab das herrliche Lied: ‚Allein Gott in der Höh sei Ehr' zu blasen an. Das klang mir so süß in meinen Ohren, als wenn es vom Himmel erschallte. Ich richtete mich auf und betete das ganze Lied mit; sodann konnte ich in guter Hoffnung seufzen und sagen: ‚Nun wird Gott der Herr vieler Frommen Gebete erhöret haben!' In der Freude meines Herzens fieng ich an, das andere Lied zu singen: Zeuch ein zu deinen Thoren! sah in den Kalender, was für ein Evangelium an diesem Sonntag wäre, und fand, daß es ‚vom großen Abendmahl' handelte. Da dachte ich: nun will ich mit den allerletzten und elendesten Gästen mich wieder zu der Gemeinde einladen lassen und über acht Tagen mich mit dem ‚verlorenen Schaf' bußfertig zum Tische des Herrn einfinden. Das habe ich denn auch durch Gottes Hilfe mit guter Andacht ausgeführt, und von dieser Zeit an hat die große Schwermuth und hohe geistliche Anfechtung nach und nach sich gänzlich verloren, für welche große Gnade und wundersame Befreiung ich den grundgütigen Gott hier zeitlich und dort ewig preisen werde." (Lämmel, hochangefochtener Seelen Paradies. 3, 1.)

Auch in äußeren Versuchungen ist unser Lied schon zur Mahnung geworden. Eine ernste Christin reiste einmal in der Gesellschaft eines leichtsinnigen Schiffers und eines Mädchens, welches eine Laute mit sich führte und unterwegs darauf spielte. Als sie nun in einem Wirthshaus anhalten mußten, forderte der Schiffer das Mädchen zum Spielen auf und nahm unter wüsten Gebärden die Aufwärterin im Hause zum Tanze bei der Hand. Da seufzte die Christin zum Herrn um Erlaubniß und Freudigkeit, diese wilde Fleischeslust zu stören; und sie erhielt den Muth dazu, daß sie plötzlich mit heiligem Eifer rief: „Mädchen, ihr spielt dem Teufel und seinen Kindern zur Ehre und Freude. Gleich fort und weg damit! Sollt und wollt ihr ja spielen, so spielet: ‚Allein Gott in der Höh sei Ehr!' Das ist besser." Dieses Machtwort erfüllte die Herzen der Spielerin, des Tänzers und der Tänzerin auf einmal mit einem heiligen Schrecken, so daß sie alle drei sich ihres Beginnens schämten und alsbald davon abließen. (Basler Samml. 1793.)

Selbst in Todesnoth sang man das Lied von dem „allerheilsamsten Tröster". In den ältesten Zeiten ist mancher Märtyrer mit dem Gloria auf den Lippen getrost zum Richtplatz gezogen. Aber auch das „Allein Gott in der Höh sei Ehr" hat manches evangelische Sterbebett geziert. Es war dem ehrwürdigen Tobias Kießling zu Nürnberg zum Lieblingsliede geworden. Besonders unver=

geßlich ist den Östreichern durch ihn das Lied geworden. Die Evangelischen dort sagten davon: singen habe der selige Tobias gekonnt so schön, daß, wenn man seine Stimme hörte, man gemeint habe, man hörte die Engel singen. Und so stimmte er es auch noch auf seinem Sterbebette herzinnig an, ehe er sein Lob mit dem der Engel vereinigen durfte vor Gottes Thron.

Christian Scriver sang dieses Lied, so oft ein Wetter im Anzug war, zum Preis der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes, welche sich in solchen Wettern über den sichern Sündern offenbart und von den Frommen mit unerschrockenem Gewissen angesehen wird, wie auch Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, bei plötzlich entstandenem Donner seine rechte Hand gen Himmel ausgestreckt und gesagt habe: „O du alter, starker Gott, du läßt dich hören, daß du noch lebest.“ Er erzählt im Seelenschatz (3, 9, 20): „Ich habe zuweilen wahrgenommen, daß auch bei schweren Ungewittern und stockfinsterer Nacht die Nachtigall in ihren Dornhecken sich hat lieblich hören lassen; so habe ich auch gottselige Christen gehört, welche bei dergleichen Gewittern fröhlich mit den Ihrigen anstimmten: ‚Allein Gott in der Höh sei Ehr.‘ Ich freute mich darüber und sagte mit Freudenthränen bei mir selbst: ‚So recht, liebes Vögelein! so recht, ihr christlichen Seelen! Lasset uns des Friedens genießen; lasset unsern Gott donnern und blitzen, daß er die sichre Welt schrecke und seine große Gewalt und Herrlichkeit kund mache; das geht aber seine Kinder nicht an, denen er Gnade und Friede in Christo Jesu versprochen hat.“

Vers 1 war das Gebetlein von Anna Sophia Redslob, einer gelehrten und hochgerühmten Frau, so oft sie nach empfangener Absolution in der Beichte ihren Beichtstuhl verließ. (Olearius Liederschatz. 1706.)

Zu dem ersten Satz des Verses bemerkt Schamelius: „Erhebest du denn auch das Lob Gottes so hoch und über alles? Zwar hält die Welt das für was leichtes, Gott die Ehre zu geben; und also muß das Soli Deo Gloria sich g'nug leiden. Aber es ist leichter gesungen, als prakticiret. ‚Allein‘ — o das ist ein Centnerwort! Pharisäer, Werkheilige, Ehrgeizige, die sich selbst rühmen, und dergleichen Leute heucheln nur damit, wider Ps. 115, 1.“

„All Fehd hat nun ein Ende“, so klangs in den Gemüthern auch im Jahr 1871. Im Stuttgarter Ev. Sonntagsblatt lasen wir dazumal: „‚All Fehd hat nun ein Ende!‘ so möchte unser Herz jubiliren und auffahren mit Flügeln, wie die Lerche am heutigen Frühlingsmorgen. Das ‚Friede auf Erden‘, welches wir so wonneverheißend aus den Weihnachtstagen mit herübernahmen ins neue Jahr, und das uns so oft zu fliehen schien wie ein Traumgebilde, hat sich nun erfüllt: das Warten der Gerechten ist Freude geworden!“

An Vers 3 erbaute sich Philipp Ludwig, Graf zu Hanau und Rheineck, im August 1612 auf dem Sterbebett, wo er sich als ein gar frommer und gottseliger Herr bezeugte. Am Abend des 7. August ließ er, nachdem er von den Seinigen Abschied genommen, alle Thüren öffnen und sprach zweimal überlaut: „Machet alle Thüren

auf und lasset alle meine Leute kommen, daß sie sehen, wie ich so fröhlich sterbe, und sich meines Exempels trösten." Am Sonntag, dem 9. August, hob er frühmorgens die Augen und das Haupt auf und rief mit heller Stimme: „Nun bin ich einmal erlöst!" Jetzt läutete man in der Altstadt zur Predigt, und als ihm da der Prediger Appelius zusprach: „Diese Glocke ruft jetzt Euer Gnaden zu dem himmlischen Engelgesang; jetzt werden Sie mit den lieben Engeln zu Chor gehen!" sprach der Sterbende sogleich: „Wohlan, so laßt uns singen!" und fieng mit fröhlicher Stimme den Engelgesang an: „Allein Gott in der Höh sei Ehr." Alle Anwesenden stimmten ein. Als aber die andern sangen: „du Stiller unsers Haders", sang er: „meines Haders." Nach diesem stimmte er an: „Der Tag, der ist so freudenreich." Endlich begehrte er noch den 116. Psalm: „Das ist mir lieb, daß Gott mein Hort", den er nur noch schwach mitsang. Gleich darnach gieng seine Seele still und selig von dannen. (Reiz, Historie der Wiedergeborenen.)

Der fromme Spitzenhändler Jakob Häuser befand sich auf seinen Reisen an einem Sonntagmorgen in einem Dorfe, dessen Prediger er aus Erfahrung als einen Meister Strohfeuer kannte. „Ach, denkt er, du gehst heute nicht in die Kirche; lieber bleibst du da vor der Wirthshausthüre in der frischen Luft!" Während man in der Kirche schon sang: Allein Gott in der Höh sei Ehr! gieng er auf dem Steinpflaster, so weit es trocken war, auf und nieder, und neben ihm her eine Henne. Diese trat aber in den Schmutz hinein, scharrte und fraß etwas heraus. Er sieht hin und bemerkt, daß die Henne immer von Zeit zu Zeit ein Weizenkörnlein findet. „Blinder Hesse! denkt er. Und du bedenkst nicht, daß in dem Schutt der Worte da drüben auch Weizenkörner sein können, die du deiner armen Seele durch dein Wegbleiben entziehst?" In einigen Minuten ist er in der Kirche, singt noch mit der Gemeinde: „Nimm an die Bitt von unsrer Noth, erbarm dich unser aller!" und erzählte später, er habe sich selten einmal mehr und inniger erbaut, als in jenem Gottesdienst. (Schubert, Altes und Neues. III.)

Die Melodie f a b c b a g a erscheint zuerst gedruckt einstimmig in dem Valentin Schumannschen Gesangbuch 1539 (Wackernagel), sodann im Magd. Gesangbuch 1540 und bei Kugelmann Concentus novi trium vocum Augsburg 1540, hier aber mit dreistimmigem schönem Satz. Es ist dabei der uralte lateinische Choral: Gloria in excelsis, besonders in den Worten: Et in terra pax hominibus bonae voluntatis, wie sie noch jetzt in der katholischen Kirche bei der Messe gesungen werden, zu Grund gelegt. Bei der Übertragung auf das deutsche Lied fand nur in wenigen Noten, des Metrums wegen, eine Veränderung statt. Gewöhnlich schreibt man diese taktmäßige Redaktion dem Decius selbst zu, der wenigstens hinlängliche Fertigkeit dazu besessen haben dürfte, da er ein trefflicher Tonmeister und Harfenspieler war und in Braunschweig zuerst vielstimmige Musikstücke aufgeführt hat.

Am merkwürdigsten erklang die schöne Weise bei dem großen Brand zu Hamburg 1842. Am 7. Mai sank in der furchtbaren

Glut auch der Thurm zu St. Peter, der älteste der Stadt, zusammen. Schon zwei Tage hatte der Brand gewüthet, zwei Löschversuche waren gelungen, der dritte mißrieth. Da fieng mitten in Glut und Jammer das Glockenspiel die herrliche Melodie an: Allein Gott in der Höh sei Ehr! Eine unsägliche Wehmuth ergoß dieser Schwanengesang in die Herzen aller, die ihn hörten. Jetzt beugte der Thurm seine stolze Spitze, senkte sich nach und nach zur Erde und bohrte sein Haupt tief in die Erde.

46. Hallelujah! Lob, Preis und Ehr.

Ein Lied aus dem bekannten „Geistreichen Gesangbuch von Zuehlen. Darmstadt 1698.“, wo es die Überschrift hat: „Das Hochzeitlied der Kinder Gottes. Offenb. 7, 12.“ 1704 erscheint es im 1. Thl. des Frl. G.'s. Nach Dr. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern (64. Stück, S. 301) ist der Dichter dieses Lieds der ungenannte Verfasser des Liederwerks: „Der singende und lobende David, Hallelujah“, wo es als Zugabe sich befinden soll. Daß es Barthol. Crasselius gewesen, ist nicht wahrscheinlich; obwohl von diesem erst 1677 geborenen Dichter im Darmstädter Gesangbuch eine andere Probe enthalten ist: „Dir, dir, Jehova, will ich singen!“

Es ist ein prächtiges Lied, das uns jenen Gesang der ungezählten Scharen vor dem Throne des Lammes in würdiger Weise lehrt. V. 1 verbindet der Sänger den Preis der Verklärten in der Offenbarung mit dem der Seraphim bei Jesajah, um den Herrn Zebaoth zu verherrlichen; V. 2 ist die selige Gemeinschaft mit dem Sohne, dem Gotteslamm, die Quelle des Hallelujah; V. 3 wird der Geist als Führer der Brautgemeinde zu Christo in süßen Tönen gefeiert, und V. 4 schließt die Jubeltöne der streitenden Kirche mit dem ersten Verse in einen Ring zusammen. — Das Hallelujah ist A und O des Lieds, die Vermählung Christi mit seiner Kirche ist der Mittelpunkt des Ganzen.

Eigenthümlich ist, daß das trinitarische Gepräge, welches der Gesang trägt, und der kirchliche Charakter, wornach in ihm die Brautgemeinde redet, in der Segensgeschichte des Lieds nicht den Ausschlag gegeben hat, sondern der Triumpheston, welcher seine Akkorde aus dem Lande der Verklärung empfängt. Die Wurzel in Offenb. 7, 12 hat sich demnach vollständig bewährt. — So wurde es denn zwar auch vieler Lebenden Freude, z. B. des Inspektors Sagarneck am Halleschen Pädagogium, früher zu Teschen († 1743), und des ehrwürdigen Predigers Jähnicke an der Bethlehemskirche zu Berlin († 1827), aber noch mehr haben es manche Sterbende vor ihrem Hinscheiden unter Freude, Anbetung und Dank als Schwanengesang gesungen.

Die Gattin des Prorektor Stern in Itzstein sang zwei Tage vor ihrem Tode 1709 dies Lied mit lauter, übernatürlich erhobener Stimme ihrem Bräutigam zu Ehren, weil es hier in vollem Maße hieß: „Ach komm, Herr Jesu!“ — Dorothea Elisabet, die Frau des

Predigers Hecker an St. Marien zu Stargard, bat 1743 ihren Mann, sie durch Trauer nicht zu betrüben, sondern nach ihrem Tod das Lied als Loblied auf die große Barmherzigkeit, die ihr Jesus erzeigt, zu singen. Ihre Gesichtszüge verklärten sich, als sie den Befehl gegeben, und wurden mit einer überschwenglichen Freudigkeit übergossen, worauf sie rief: „Vorschmack des Himmels! ich bin nun ganz allein des Herrn Jesu, der ist mein Bräutigam!“ (Spiegel edler Pfarrfrauen von Burk. 1842.)

Als der preußische Consistorialrath und Rektor der Domschule zu Halberstadt, Christian Gottfried Struensee, 1782 seinen Geburtstag zum Sterbetag werden sah, wollte er gern seine Freunde an der Freude Theil nehmen lassen, die er hatte, daß er nun zu Gott gehen dürfe. Er wollte in Gemeinschaft mit ihnen noch einmal seinen Gott und Erlöser feierlich preisen. Als sie nun um sein Sterbebett versammelt standen, sagte er: „Singet, singet mit mir und betet an; groß ist der Herr und groß ist seine Liebe. Singet V. 2 aus: Hallelujah! Lob, Preis und Ehr!“ Er konnte nicht selbst laut mitsingen, aber dankend erhob er Herz und Hände. Als sie nun den Beschluß mit V. 3 machten, seufzte er noch leise: „Komm bald, ja komm, Herr Jesu!“ und sein Erlöser kam, zum ewigen Hosianna ihn zu führen. (Feddersen, Leben und Ende gutgesinnter Menschen. 4.)

Chr. G. Aßmann, ein echt evangelischer Prediger zu Döltzig in Preußen, dessen Leben E. M. Arndt beschrieben hat, stimmte mit den Seinigen unser Lied an, nachdem sein frommes sechsjähriges Töchterlein unter Beten und beständigem Reden von Christo verschieden war. Er that dies in der gewissen Hoffnung, daß Beata — so hieß das Kind — auf ihrem Wege zu Christo und mit ihr vielleicht auch der Engel des Herrn, so sie begleitet, solches oder dergleichen eines werden mitsingen. (Burk, Pastoraltheologie. 2.)

Als 1857 das Haupt eines edlen Separatistenhäufleins an der Ostsee, Tischler Wolff in Dünnow, auf dem Todtenbette lag, sagte er: „Ich bin fertig. Welch ein Jammer wäre es, wenn ich beim Hinscheiden aus der Zeit in Ungewißheit über meine Seligkeit sein müßte!“ Als er die Seinigen über seinen Abschied betrübt sah, sprach er: „Wenn mich der Herr aufgelöst hat, dürft ihr nicht traurig sein, sondern sollt das Lied singen: ‚Hallelujah! Lob, Preis und Ehr!‘“ und als die Seinigen dann erwiderten, zum Singen würde ihnen dann wohl die Lust vergehen, antwortete er: „Was? Wenn ich gestorben bin, müßt ihr recht fröhlich sein; ich sterbe ja selig!“ (Wangemann, Geistliches Regen am Ostseestrand. 1861.)

Von einzelnen schönen Stellen des Lieds nennen wir nur den Schluß des V. 2: „Heilig, selig ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben und darinnen uns erlaben.“ Ein Wort, welches schon oft zum Ausdruck christlicher Gemeinschaftsfreude gedient hat.

Melodie: Wie schön leuchtet der Morgenstern.

VIII. Kirchenfeste.

47. Es wollt uns Gott genädig sein.

Von Dr. Martin Luther; erschienen 1524 hinter Luthers Schrift: „Eyn weyse Christlich Meß zu halten vnd zum tisch Gottis zu gehen", auch auf einigen fliegenden Blättern, und dann in dem Erfurter Enchiridion 1524.

Luther hat das Lied gedichtet als freie Nachbildung von Psalm 67, und Schamelius gibt ihm die Überschrift: Für den Lauf des Evangelii. Damit ist Luthers Auffassung jenes Psalms bereits richtig bezeichnet. Überall bricht der neutestamentliche Ausblick durch die alttestamentliche Hülle. — V. 1 entspricht 67, 2. 3: „Gott sei uns gnädig und segne uns; er lasse uns sein Angesicht leuchten, daß wir auf Erden erkennen seinen Weg, unter allen Heiden sein Heil!" Das „Antlitz leuchten" ist geworden zu „erleucht mit ewgem Leben"; das „Heil" ist verklärt in „Jesus Christus Heil und Stärk". — V. 2 entspricht 67, 4. 5: „Es danken dir Gott die Völker; es danken dir alle Völker. Die Völker freuen sich und jauchzen, daß du die Leute recht richtest und regierst die Leute auf Erden!" Hier klingt der neutestamentliche Liebesgeist durch, indem das „recht richten" ergänzt wird: „und läßst die Sünd nicht walten", und das „Regieren" auf Erden eingehend beschrieben wird: „Dein Wort die Hut und Weide ist, die alles Volk erhalten, in rechter Bahn zu wallen." — V. 3 entspricht 67, 6—8: „Es danken dir, Gott, die Völker; es danken dir alle Völker. Das Land gibt sein Gewächs. Es segne uns Gott, unser Gott; es segne uns Gott, und alle Welt fürchte ihn!" Der Dank wird näher bestimmt als ein Dank „in guten Thaten"; das Gewächs des Landes wird ergänzt durch die geistige Pflanzung: „Dein Wort ist wohl gerathen"; und der Name Gottes in diesen drei Versen wird auf den Dreieinigen bezogen: „Uns segne Vater und der Sohn, uns segne Gott der heilig Geist." — — So erbaut sich auf dem Dank für den Natursegen im Gedeihen des Erntefeldes der Dank für Gottes universales Walten auf Erden mit seinem Wort und Geist, und die Bitte um Fortgang desselben unter den Völkern bis an der Welt Ende. Ist der Psalm: Es wollt uns Gott genädig sein! so gar noch als Erntepsalm zu gebrauchen, so ist er doch vorwiegend Reformationsdankpsalm, wofür das köstliche Wort wirbt: „Dein Wort ist wohl gerathen!" und ist Missionslied aus Reformatorenmund, worin Luther auch der heutigen Missionsgemeinde die Hand reicht: „Daß Jesus Christus Heil und Stärk bekannt den Heiden werden und sie zu Gott bekehren." Auch Delitzsch sagt in seinem Psalmencommentar I: „Dieser auf das Ende des Werkes Gottes hienieden gehende Missionston klingt entschieden und lieblich in Luthers Lied hindurch."

Für unser Lied sind fast zu gleicher Zeit zwei Melodieen aufgetaucht: eine aus D moll d f g a g c h a, dorisch, in Walthers Chorgesangbüchlein 1524, entsprungen aus der weltlichen Volksweise: „Aus herbem Weh klagt sich ein Held"; die andere h c h a h d e d c h oder h c h a h d c h, phrygisch, erscheint zuerst in „Teutsch Kirchen ampt. Straßburg by Wolff Köpphel", ebenfalls 1524, und stammt vielleicht von Mattheus Greiter, dem Assaph der Straßburger Kirche in jener Zeit. Diese erwarb sich auch im übrigen Deutschland so entschiedenen Beifall, daß sie bald auch in die Klugschen Gesangbücher eindrang 1535 und die dorische verschwindet, um im Klugschen Gesangbuch 1543 sich für immer zu dem Tauflied: „Christ, unser Herr" zu gesellen.

Das Lied Luthers selbst fand in dem Volk allgemeinen Eingang und drang selbst in die Kirchen abgesagter Feinde des Reformators ein. So geschah's zu Wolfenbüttel, wo Herzog Heinrich in seiner Schloßkapelle einige Lieder Luthers duldete. Der katholische Priester machte ihm Vorstellungen, daß er solche Lieder nicht dulden dürfte. Als aber der Herzog sich erkundigte: welche? antwortete der Priester: „Gnädiger Herr, sie heißen: ‚Es wollt uns Gott genädig sein!'" Da fuhr der Fürst auf: „Ei, soll uns denn der Teufel gnädig sein? Wer soll uns denn gnädig sein, denn Gott allein?" Also ist der Pfaff mit Schanden bestanden und abgewiesen, und sind die geistlichen Lieder Luthers fortgesungen worden und haben den Platz behalten. (Selneccer, Christliche Psalmen 1587, Vorrede.)

Unter den Klängen dieses Liedes wurde am 11. Juli 1792 das Bethaus in Tritschinopoli eingeweiht, bei welchem Christian Friedrich Schwartz über das Sonntagsevangelium von Petri Fischzug predigte. (Germann, Missionar Schwartz. Erlangen 1870.)

Bei V. 3 bemerkt Schamelius: „‚Dein Wort ist wohl gerathen!' Geschah zumal, da Lutherus reformirte und das Werk des Herrn fortgieng. Leichtsinnig schreibt Johann Leisentritt: ‚Wenn die Ketzer immer was Neues bekommen, singen sie so.' Doch es wäre gut, wenn man das aller Orten sagen könnte. Da man aber leider das Gegentheil siehet, sollte man fast eher wünschen: ‚Dein Wort laß wohl gerathen.' Ach Gott, mache das wahr!"

Gustav Adolf, der Schwedenkönig, ließ vor der Entscheidungsschlacht bei Lützen 6. Nov. 1632 das Lied mit Pauken und Trompeten spielen, alle Soldaten stimmten ein, und er selbst sang mit lauter Stimme, um sich mit den Worten des dritten Verses: „Uns segne Vater und der Sohn, uns segne Gott der heilig Geist!" gleichsam zu seinem letzten Gang einzusegnen, den er in jener Schlacht gethan hat.

Johann Sebastian Bach hat bei der zweiten Jubelfeier der Augustana 1730 zu Leipzig seine musikalische Aufführung am ersten Festtage mit dem dritten Verse geschlossen:

Es danke Gott und lobe dich
das Volk in guten Thaten!

48. Wär Gott nicht mit uns diese Zeit.

Von Luther verfaßt, der es „nebst dem kleinen Häuflein seiner getreuen Beistände erfahren, was er in diesem Liede aus dem 124. Psalmen gesungen.“ Es erscheint erstmals gedruckt in Walthers Chorgesangbüchlein vom Jahr 1524. Titel: „Danksagung vor die Rettung von Feinden.“ Dr. Blumberg nennt es „der Rechtgläubigen Salve-Guarde“.

Der alte Schamelius bemerkt zu dem Anfang „Wär Gott“: „Zweimal wird das wiederholet mit heftigem Eifer, wie man allein Gott trauen soll. Die Israeliten waren gleich den Weltkindern, die da meinen: ja, hätte dieser König nicht das Beste gethan, hätte dieser Succurs gefehlt, wärs ohne diesen General, die große Armee: wo wären wir blieben? Das nennet Cyriacus Spangenberg einen Eulengesang.“ Aber „Gott mit uns!“ daran hängt alles; getrost! Der dritte Vers mit seinem triumphirenden Schluß hat sich zu allen Zeiten der Gemeinde tief eingeprägt.

Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen ward in seiner Gefangenschaft nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 von dem Superintendenten zu Saalfeld, Caspar Aquila, mit diesem Liede getröstet. Derselbe ermunterte ihn unter Hinweisung auf Daniel, Jojakim und Petrus; wie diese wunderbar aus den Banden erlöst worden, also würde er auch einmal zu rechter Zeit sagen können: „Strick ist entzwei, und wir sind frei!“ Darum sang er, als er 12. Mai 1552 seiner langen Haft endlich wieder entlassen war, das ganze Lied mit dankbarem Gemüthe als Lobopfer vor dem Herrn. (Pfefferkorn, thüringische Historie. 16.)

Während der Belagerung Magdeburgs durch Tilly 1631 erklärte Christoph Thodänus, Prediger an St. Catharinen, dieses Lied zum Trost der geängsteten Einwohner in seinen gewöhnlichen Dienstagspredigten. Gerade als er seine dritte und letzte Predigt über dasselbe hielt, am Dienstag nach Cantate 10. Mai 1631, brach der Greuel der Verwüstung über die unglückselige Stadt herein. Als er aus der Kirche gieng, erscholl die Schreckenskunde, daß der Feind schon auf dem Walle, ja gar bereits in der Stadt sei. Da ward er, kaum zu Haus angelangt, zu einem vornehmen Anführer der Besatzung, der im Gefecht tödtlich verwundet war, in den Gasthof am breiten Weg gerufen, daß er ihm Zuspruch thue. Alsbald machte er sich, obgleich ihn seine Frau mit vielen Thränen zurückzuhalten suchte, in seinem Predigeranzug auf den Weg, und kaum hatte er dem sehr schwach auf dem Boden liegenden Verwundeten den Trost gespendet, so kam seine Frau daher, die sich mitten durch die Volkshaufen, welche vom Feind wie eine Herde mit beständigem Schießen die Straßen entlang getrieben wurden, zu ihm durchgedrängt hatte, und zog ihn mit Gewalt in ein abgelegenes Gemach des Gasthofs. Bald drangen wuthschnaubende feindliche Soldaten zu ihnen ein und plünderten sie rein aus. Als wieder vier neue kamen und sie diesen nichts mehr geben konnten, zielte einer derselben, von fürchterlichem Ansehen, mit einer Muskete nach Thodänus, und da die Lunte

nicht mehr anbrennen wollte, blies er sie an; in dem Augenblick aber, da er losdrücken wollte, schlug Thodänus Gattin, rasch sich ermannend, die Muskete in die Höhe, daß die Kugel über ihres Mannes Kopf in die Wand fuhr. Er verlangte hierauf statt Geldes Silber. Da erinnerte sie sich, daß sie noch silberne Hacken an ihrem Brustleibchen hatte. Die schnitt sie ab und gab sie hin. Endlich kam ein wilder Eisenfresser; der hieb mit seinem spitzigen Stechdegen Thodänus über den Kopf und sagte: Pfaff, gib Geld! Der Anblick des verwundeten Predigers jedoch, dessen weißer Priesterkragen und schwarzer Rock mit Blut bedeckt ward, bewog ihn zu einigem Mitleid und er willigte ein, sich in Thodänus Haus führen zu lassen, um dort zu nehmen, was da wäre. Während die schwergeprüften Eheleute so mit dem Manne über die Straße ziehen, wobei die Frau dessen Mantel mit der Hand hielt, erblickte sie ein vornehmer kaiserlicher Befehlshaber und nahm sich ihrer herzlich an, ließ den verwundeten Thodänus in seinem Haus, aus dem er die Plünderer forttrieb, verbinden und schaffte ihn dann mit der Frau ins Lager, von wo sie nach einigen Tagen als Gerettete nach Olvenstedt zum Feldprediger Schwanenberg geführt wurden. Dieser ließ den kranken Thodänus in seinem eigenen Bett schlafen und half ihm vollends nach Hamburg. Bald darauf fügte es der Gott, der allzeit mit ihm war, weil er auf ihn baute und traute, daß er schon am 7. Trinitatissonntag desselben Jahrs als Diakonus in Rendsburg eintreten durfte, wo er dann später auch gestorben ist. Bis an sein seliges Ende aber hat er es mit seiner treuen Frau dankbar vor Gott gesungen:

> Gott Lob und Dank. der nicht zugab,
> daß ihr Schlund uns möcht fangen.
> Wie ein Vogel des Stricks kommt ab,
> ist unser Seel entgangen.

(Joh. Vulpii Histor. Magd. del. 1702.)

Unser Lied greift auch in die Geschichte des bekannten J. G. Gichtel hinein, und die Anwendung desselben gibt uns einen kleinen Einblick in seine wundersame Christenart. Einsmals war er über seinen Angriffen gegen die lutherischen Prediger in Nürnberg in den Thurm gesperrt und nach Regensburg gebracht worden. Da bemächtigte sich seiner eine teuflische Anfechtung und Verzweiflung, so daß er einmal bei vier Stunden in Ohnmacht fiel. Als er erwachte, sang er das Lied: „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit.“ Als er aber an die Stelle des dritten Verses kam: „Strick ist entzwei, und wir sind frei!“ fiel er in eine Verzückung. Er sah um sein Herz herum eine Schlange liegen, als eines Armes dick, dreimal in einander als ein Kreuz geflochten. Mitten in diesem Rund oder Ring wurde es ihm im Centro des Herzens ganz licht. In hellem weißem Glanze erschien Jesus. Zu dem sprach er: „Wenn deine Gnade, o Gott, nicht mein Trost wäre, müßte ich in meinem Elend vergehen!“ Kaum waren diese Worte gesprochen, so zerfiel die Schlange in unzählige Stücke und fuhr ihm in die Eingeweide, so daß er meinte, dieselben würden zerrissen. Darüber erwachte er

und deutete das Gesicht sofort auf die großen Kämpfe, welche er für den Herrn noch durchkämpfen müßte. (Wangemann, geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande. 1861.)

Den Freudenruf: „Strick ist entzwei, und wir sind frei!" haben 3. Febr. 1874 die Missionare Kühne und Ramseyer gethan, als sie nach vierjähriger Gefangenschaft durch die Ankunft der Engländer den Händen des Königs von Asante in Afrika entwunden waren. (Siehe Tagebuch derselben S. 228.)

Die Melodie: d f f g a g f g oder a c c d c d c d erscheint gleichzeitig mit dem Lied im Waltherschen Gesangbüchlein und Straßburger Kirchenampt 1524. Walther hat 1551 eine abweichende, wenn auch hin und wieder anklingende Weise gegeben; ein Zeugniß gegen die Abstammung der erstern von Luther selbst.

49. Wo Gott der Herr nicht bei uns hält.

Bearbeitung des Psalm 124 durch Dr. Justus Jonas (1493—1555), erschienen im Erfurter Enchiridion 1524, welches nach einer Vermuthung Wackernagels eben durch ihn besorgt sein könnte. (Lieder Luthers S. 82.)

Spangenberg sagt in seiner Cithara Lutheri: „Dr. Jonas hat zeitlich diesen Psalm gestellet. Und hat der theure Mann Lutherus denselben ihm so wohl gefallen lassen, daß er ihn selbst corrigiret und für allen andern zurecht nach seinen Liedern in seinen lieben Gesangbüchlein hat setzen lassen. Ist ein recht schöner ausbündiger Psalm von vielen reichen Lehren." Die Zusammenstellung mit Luthers Lied: „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit" mag uns jedoch beides zeigen: die rednerische Gewalt des Mannes, von welchem Melanchthon sagte: „Er ist ein Orator; der kann die Worte des Textes herrlich aussprechen und zu Markte richten", und den Mangel an kräftiger Kürze. Man vergleiche in diesem Stück das Futurum: „Er wird ihr Strick zerreißen gar" bei Jonas und das selige Perfektum: „Strick ist entzwei" bei Luther.

Das Lied wurde ein Spiegel des Lebensgangs dieses treuen Freundes Luthers. Schon 1521 hörte er Klänge, wie die seines Liedes, aus Huttens Mund, der ihm nach Worms schrieb: „Auch du, mein Jonas, bist dem Zeugen des Evangeliums in den Garten gefolgt. — Sei nur unerschrocken: Gott wird dich gegen die Ränke der Feinde schützen!" Später, als er nach Halle gieng 1541 und dort dem Evangelium die Stätte mit gewaltigem Worte bereitete, schrieb ihm Mykonius: „Der Herr hat dich mitten in das Lager seiner allergrimmigsten Feinde gesandt. Fahret fort, die Kriege des Herrn zu führen!" Unzähligemal hat das Wort auf ihn selbst Anwendung gefunden: „Aufsperren sie den Rachen weit und wöllen uns verschlingen"; aber auch das andere: „Lob und Dank sei Gott allezeit, es wird ihn'n nicht gelingen!"

Der Schluß von V. 1: „So ist's mit uns verloren —" klingt uns volltönend wider in Luthers mächtigstem Liede: „wir sind gar bald verloren."

V. 2 ist unsern Vätern besonders tief in die Seele gedrungen, und oft haben sie unter den Gerichten Gottes daran erinnert:

> Was Menschen Kraft und Witz anfäht,
> soll uns billig nicht schrecken.
> Er sitzet an der höchsten Stätt,
> der wird ihrn Rath aufdecken.
> Wenn sie's aufs klügest greifen an,
> so geht doch Gott ein ander Bahn:
> es steht in seinen Händen.

V. 4 ist ebenso oft in den Betrachtungen und Klagen der Alten zu finden. Aber nicht nur bei Angriffen der römischen Feinde, wo man des Jesuitennamens und der Gegenreformation überhaupt gedenken möchte, sondern in Anwendung auf das Heuchelwesen auch in der evangelischen Christenheit seufzen sie oft:

> Ach Gott, der theure Name dein
> muß ihrer Schalkheit Deckel sein:
> du wirst einmal aufwachen!

V. 6 hat sich bei einer christlichen Frau, welcher mehrere Kinder nach einander gestorben waren, und die nun auch ihren lieben Ehemann zu Grabe geleiten sollte, zu besonderem Troste angelegt. Sie trat in die Prozession und fieng an, laut zu singen:

> Ach, Herr Gott, wie reich tröstest du,
> die gänzlich sind verlassen.
> Der Gnaden Thür steht nimmer zu;
> Vernunft kann das nicht fassen.
> Sie spricht: es ist nun alls verlorn!
> da doch das Kreuz hat neu geborn,
> die deiner Hilf erwarten.

Dem Liede sind zwei Melodieen beigegeben; die eine b b g b d̄ c̄ c̄ b erscheint erstmals im Nürnberger Enchiridion 1525, auch im Klugschen G. von 1529; die andere ē ē d̄ d̄ a c̄ c̄ a findet sich ebenfalls bei Klug und Bapst.

50. O Herre Gott, dein göttlich Wort.

Ein Lied ohne Namen, erschienen im Erfurter Enchiridion 1527. Serpilius will das Original desselben eingesehen haben; es trug die Chiffre: A. H. Z. W. Bis jetzt hat sich diese Decke nicht lüften lassen. Olearius hat seinerzeit aus einer Andeutung Spangenbergs schließen wollen, daß Paul Speratus der Verfasser sei, was am Inhalt des Lieds keinen Widerspruch hätte. Allein jene Inschrift spricht dagegen.

Es ist ein kräftiges Reformationslied, welches auch in späteren Zeiten seine Kraft geltend gemacht hat. — Die Gemeinde Efferding in Oberöstreich war die erste, deren evangelischem Gottesdienst Tobias Kießling nach dem Erscheinen des Toleranzedikts anwohnen konnte. Die künftige Kirche mitten im Waldthal hatte noch kein Dach, das ganze Gebäude zeugte ebenso von der Armut wie von der Willigkeit der Erbauer, es regnete eben in Strömen; dennoch war der innere

Raum voll von andächtigen Zuhörern. Gleich der Gesang lautete so harmonisch — denn die Andacht gibt erst der Stimme die Lieblichkeit —, daß schon dadurch der eifrige Gönner der Gläubigen Östreichs ganz gerührt wurde. Da sang aber auch mancher mit rechtem Dank gegen Gott aus dem Liede „O Herre Gott, dein göttlich Wort ist lang verdunkelt blieben“ die Stelle: „Deß dankn wir dir mit Fleiß, daß wir erlebet han die Stunde!“ Darauf trat der älteste Vorsteher der Gemeinde hervor, las nach den Gebeten eine treffende Predigt von Heinrich Müller, und endlich sangen sie: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ Der Regen hatte indessen aufgehört, und der Himmel blickte in das arme Kirchlein auf lauter fröhliche Gesichter, aus denen der noch schönere Himmel der Andacht strahlte. (Basler Samml. 1826.)

V. 4 lautet:

Willt du nu sein
gut Christen sein,
so mußt du erstlich glauben.
Setz dein Vertrau;
darauf fest bau
Hoffnung und Lieb im Glauben.

Allein durch Christ
zu aller Frist
dein Nächsten lieb, daneben
Das Gwissen frei,
rein Herz dabei,
das kein Kreatur kann geben.

Hiezu bemerkt Schamelius: „Das ganze wahre Christenthum in Einem Verse.“

Johannes Hoffmann (1644—1718), Conrektor von Frankenhausen, hatte sich mit Beziehung auf seinen Namen, dem er als Mann von lebendiger Christenhoffnung in allwege Ehre gemacht hatte, als Leichentext den letzten Vers erwählt:

Herr, ich hoff je,
du werdest die
in keiner Noth verlassen,
Die dein Wort recht
als treue Knecht
in Herzn und Glauben fassen;

Gibst ihnn bereit
die Seligkeit
und läßst sie nicht verderben.
O Herr, durch dich,
bitt ich, laß mich
fröhlich und willig sterben!

Die Melodie $\bar{c}$ $\bar{c}$ a g g $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\bar{e}$ erscheint zuerst im Erfurter Enchiridion 1527, dann im Klugschen Gesangbuch 1529, ist erst 1575 zu einem reicheren Satz verwendet von Anton Scandelli, und 1597 von Johann Eccard und Seth Calvisius in vier- und fünfstimmigem Satz harmonisch entwickelt. „Die heitere frische Weise trägt durch ihren rhythmischen Wechsel ganz das Gepräge des Volksmäßigen, und da sie ihrem Lied ausschließend eigen geblieben ist, muß sie sofort allgemeinen Anklang gefunden haben.“ (Winterfeld I, 213.) Über ihr Verhältniß zu „Nun lob, mein Seel“ siehe die Ausführung dort.

51. Ein feste Burg ist unser Gott.

Von Dr. Martin Luther. Erschien zuerst im Klugschen Gesangbuch 1529 mit der Überschrift: „Der XXXXVI. Psalm. Deus noster refugium et virtus“, sowie in einem Augsburger Druck „Form und

ordnung Geystlicher Gesang vnd Psalmen 1529", dann im „Luther-Codex vom Jahr 1530", weiterhin in drei Gesangbüchern, Rostock, Erfurt und Nürnberg 1531 (vgl. Otto Kade, Dresden 1871).

Daß man diesen Heldengesang der Reformation bald ins Jahr 1521 zum Reichstag von Worms, bald ins Jahr 1530 zum Reichstag von Augsburg ordnete, ist bekannt. Er gehört ins Jahr 1529 zum Reichstag von Speyer. Wie mächtig der Beschluß desselben den Reformator angeregt habe, ist leicht zu denken. Lauter noch, als die Fürsten mit ihrer Protestation am 20. April 1529, legte Luther mit diesem Lied vor allem deutschen Volk Verwahrung ein gegen die Hinderung des Evangeliums. Und wenn von jenem Tage zu Speyer die Evangelischen den Namen „Protestanten" erhalten haben, so hat Luther nach Wackernagels treffender Ausführung mit diesem Lied „für alle Zeiten, auch für die unsrige, dem Irrwahn allen Grund genommen, als sei das Wesen der evangelischen Kirche die Protestation. Sein Lied fügt den Ausdruck dessen hinzu, was der Kirche in solchen Anfechtungen ziemt, ihr Auge auf zu den Bergen zu heben, von welchen ihr Hilfe kommt."

Zu dem Liede hat Luther gleichzeitig auch die Weise c c c g a c h a g erfunden. Zwar das Zeugniß von Johannes Sleidanus in den Commentarien, Buch 16, Straßburg 1550, ist nicht durchschlagend. Es heißt dort allerdings: Psalmum hunc ad tempus illud, moeroris et angustiae plenum, accommodans, ut dixi, quum sermone populari vertisset, inflexa nonnihil sententia, numeros etiam addidit et modulos, argumento valde convenientes et ad excitandum animum idoneos. Allein unmittelbar zuvor hat er über den Zeitpunkt der Abfassung des Lieds gesagt: Cum a Clemente Caesare inauguratus Vindelicorum Augustae conventus ageret, horrenda quaedam videbatur imminere tempestas. Ipse autem et amicos privatim et publice consolabatur omnes, et psalmum XXXXVI huc accomodans: firma nobis est, inquit, arx et propugnaculum etc. Diese Angabe ist nun als unrichtig erwiesen, und es bürgt uns niemand dafür, daß die Angabe in Bezug auf die Melodie auf festeren Gründen ruhe. Sleidanus schöpfte nicht aus den unmittelbarsten Quellen. — Von katholischer Seite ist in der That der Versuch gemacht worden, dieselbe Luthern abzusprechen. Sie sei genommen von dem katholischen Hymnus an den Aposteltagen: Exsultet cölum laudibus. Allein diese Behauptung ruht auf oberflächlicher Vergleichung (Winterfeld I, 148). Dagegen sind die inneren Gründe für Luthers Eigenthum ganz überwältigend. Denn Lied und Weise sind wie aus Einem Guß. „Die Weise, sagt Winterfeld, ist ein Werk der edelsten Begeisterung, der kühnsten, gläubigsten Zuversicht, wie das Lied selber, und mit ihm so fest verwachsen, daß sie nur mit ihm zugleich entstanden sein kann." Und nach einer Vergleichung der andern Luthern zugeschriebenen Weisen fährt er fort: „Einmal nur, soviel wir wissen, aus tiefer heiliger Begeisterung sein eigenstes Wesen in das Wort, in den Ton ergießend, es in seiner ganzen Fülle ausstrahlend, gelang ihm Lied und Weise von der frischesten, nicht wieder erreichten Kraft, und

beides wird unter uns nur mit seinem Namen aufhören können fortzuleben." (I, 162.)

Wie unser Lied aus Luthers Geist geflossen, mögen einige Parallelen erweisen. Die treffendste ist das Gebet Luthers zu Worms am 17. April 1521, ehe er vor die Reichsversammlung trat. Es lautet also: „Allmächtiger, ewiger Gott, wie ist es nur ein Ding um die Welt, wie sperret sie den Leuten die Mäuler auf, wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen zu Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach, und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen. Wie ziehet sie so bald die Hand ab und schnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Hölle zu, da die Gottlosen hingehören, und siehet nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ists mit mir aus; die Glocke ist schon gegossen und das Urtheil gefället (V. 2). Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, du mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit; thue du es, du mußt es thun, du alleine! Ist es doch nicht mein, sondern deine Sache; habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch auch wohl gute geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist! Stehe mir bei, du treuer, ewiger Gott; ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket alles, was fleischlich ist und nach Fleisch schmeckt. O Gott, o Gott! hörest du nicht, mein Gott? bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgest dich allein. Hast du mich dazu erwählet, ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß, ei, so walte es Gott; denn ich mein Lebelang nie wider solche große Herren gedacht zu sein, hab mir es auch nicht vorgenommen. Ei Gott, so stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes (V. 1). Herr, wo bleibest du? Du, mein Gott, wo bist du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und dein, darum will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen! Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre (V. 3), und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist; und ist auch nur um den Leib zu thun, die Seele ist dein und gehöret dir zu und bleibet auch bei dir ewig (V. 4). Amen. Gott helfe mir. Amen."

Ebenso lautet der Bericht seines Famulus, Veit Dietrich, des nachmaligen Predigers an der Sebalduskirche in Nürnberg, über Luther während seines Aufenthaltes auf dem Schloß zu Coburg zur Zeit des Augsburger Reichstags 1530. Dieser schrieb an Melanchthon: „Ich kann mich nicht sattsam verwundern über dieses

Mannes treffliche Beständigkeit, heiteren Muth, Glauben und Hoffnung in so trauriger Zeit. Er nähret dieselben aber auch ohn Unterlaß durch eine sorgfältige Betrachtung des göttlichen Worts. Es vergehet kein Tag, daß er nicht zum wenigsten drei Stunden, so zum Studieren am bequemsten, aufs Gebet verwendete. Einmal glückte es mir, daß ich ihn hörete beten. Guter Gott, welch ein Glaube war in seinen Worten! Mit solcher Ehrfurcht betete er, daß man sah, er redete mit Gott, und doch wieder mit solchem Glauben und solcher Hoffnung, daß es schien, als rede er mit einem Vater und Freund. ‚Ich weiß, sagte er, daß du unser Gott und Vater bist. Ich bin darum gewiß, du wirst die Verfolger deiner Kinder zu Schanden machen. Thust du es nicht, so ist die Fahr dein so gut als unser. Ist doch der ganze Handel dein eigen; sind wir doch nur gezwungen gewesen, ihn anzugreifen; du magst ihn also schützen.‘ So hörte ich ihn mit heller Stimme beten, da ich von ferne stand. Auch in mir brannte das Herz mit großem Eifer, als er so vertraulich, so ernst und andächtig mit Gott redete und unterm Gebet also auf die Verheißungen in den Psalmen drang, als der gewiß war, daß das geschehen werde, was er bat. Darum zweifle ich nicht, es werde sein Gebet eine große Hilfe thun in der verzweifelt bösen Sache dieses Reichstags.“

Das ist die rechte Zeichnung des Mannes, der dies Lied gedichtet und von dem Cyriakus Spangenberg in seiner Cithara Lutheri 1569 bezeugt: „Wenn ich Dr. M. Luther vor 23 Jahren zu Wittenberg etwa entgegensah, da dünket mich gleich, als sähe ich also ein groß, gewaltig, wohlgerüstet Streitschiff, das unter die Feinde auf dem ungestümen Meer getrost hineinsetzet.“

Gehen wir nun auf das Lied selbst näher ein, so ist es nach unserer Überzeugung vor allem musterhaft in der Verknüpfung der alt- und neutestamentlichen Gedanken. So müssen Psalmen für die Kirche umgeschmolzen werden. Es ist allerdings der kräftigsten Psalmen einer, auf den es sich lehnt, aber über die Kinder Korahs ist noch ein Stärkerer gekommen: der heißt Jesus Christ, und mit ihm sein Knecht Luther. Gabriel Wimmer nennt das Lied „der evangelischen Kirche Schutz und Trutz.“ — In V. 1 stellt der Sänger unsre feste Burg und ihren Belagerer hin: Gott, den Helfer, und den alt bösen Feind; dort die Kraft des Himmels für die Kirche, hier der listige Anlauf gegen sie. — V. 2. Wir sind nichts, aber unser Bundesgenosse ist alles: Jesus Christus unsere Zuversicht, der starke Gott. — Darum, V. 3, keine Furcht vor dem höllischen Heer, denn Christus sagt: der Fürst dieser Welt ist gerichtet! „Ein Wörtlein kann ihn fällen“; wie David den Goliath mit Einem Stein erlegte, so muß der böse Feind einem einzigen Glaubenswort erliegen. — Und so haben wir, V. 4, guten Muth auf dem guten Grund. Was bleibt, ist doch größer, denn was weicht: der Herr und sein Reich bleiben ewiglich. — Koch entwickelt die Verse so: V. 1 die angefochtene Burg, V. 2 die Vertheidigung der Burg, V. 3 der freudige Muth und V. 4 der fromme Entschluß der Burgbewohner. — — Doch keine Inhaltsangabe kann uns seinen

Gehalt entwickeln: quot verba tot pondera. Es ist ein Meisterlied für alle Zeiten, und als solches in der Kirche von allen Seiten erprobt. Die Segensspuren des Lieds sind unerschöpflich; was wir geben, wird einen Einblick gewähren.

Wir begleiten zuerst das Ganze des Lieds durch die Jahrhunderte der evangelischen Kirche. — Luther hat die Frucht nach Pauli Regel 2 Tim. 2, 6 am ersten genossen. Wenigstens bezeugt Dr. Selneccer, daß er zu Coburg auf der Feste diesen Psalm während des Reichstags 1530 täglich gesungen habe, mit der Laute am Fenster stehend und zum Himmel aufblickend. — Gar schnell, als wären die Engel Gottes selber Boten gelaufen, verbreitete das Lied sich in Deutschland und aller Orten, wo Anhänger der reinen evangelischen Lehre wohnten. Bereits im Jahr 1532 stimmte die Gemeinde zu Schweinfurt in Franken dasselbe wider den Willen ihres Pfarrers in der Kirche an, und die Kinder sangen es des Nachts auf der Gasse, worauf bald die Reformation daselbst erfolgte. (Seckendorf, Historia Lutheranismi.)

Hundert Jahre hernach, 17. Sept. 1631, griff der edle Schwedenkönig Gustav Adolph, am Morgen der Schlacht bei Leipzig, da er Tilly gegenüberstand, nach dieser Wehr und Waffe. Vor dem Beginn der Schlacht ließ er sein ganzes Heer dies Lied anstimmen, und als ihm Gott zum Siege verholfen und er den Feind allenthalben fliehen sah, warf er sich mitten unter den Todten und Verwundeten auf seine Kniee, dankte Gott und rief: „Das Feld muß er behalten.“ Gott war und blieb auch in allem seine Burg; nichts that er ohne ihn, und auf den Fahnen seines Heeres stand mit goldenen Buchstaben: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Röm. 8, 31.“

Wiederum hundert Jahre später, im Frühjahr 1732, wurde dies Lied den Salzburger Emigranten, welche durch den Erzbischof Leopold Anton v. Firmian vertrieben waren, zum Trost. Als dieselben nach Darmstadt kamen, wurden sie von einer zahllosen Volksmenge empfangen. Man erquickte die Wanderer zuvor in der Allee zu Bessingen mit Brot und Wein; dann aber giengs in die Stadtkirche, während sie dieses Lied als ihren Wanderpaß sangen und alles Volk mit einstimmte. Hernach wurde ihnen eine schöne, bewegliche Trostrede gehalten über die dritte Epistel Johannis, und sie zogen ihres Weges weiter, indem sie sangen:

Gott ruft uns aus dem Vaterhaus,
in fremde Land zu gehen;
So ziehen wir im Glauben aus
und lassen alles stehen.
  Wir wandern mit getrostem Muth,
besprechen gar nicht Fleisch und Blut,
wie schwer 's ihm mag geschehen.

Kaum zuvor, im Jahr 1723, war zu Kunewalde in Mähren eine Erweckung entstanden, und die Erweckten versammelten sich an einem Sonntage in großer Anzahl in dem Hause des Wagners David Nitschmann zur Erbauung. Als nun eben dessen Sohn

Melchior, ein junger, kräftiger Zeuge der Wahrheit, ihnen eine Rede aus dem lautern Evangelium hielt, trat unvermuthet der Gerichtsverwalter mitten in die Versammlung herein und nahm alle ihre Bücher hinweg. Da fangen die Brüder einmüthig und freudig zu singen an: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ — und wie gejagt eilt der Mann mit seiner Beute, ohne ein Wort zu sagen, zum Haus hinaus. Des andern Tages aber wurden zwanzig Hausväter ins Gefängniß geworfen, aus dem sie später theils entflohen, theils nach harten Leiden zur Auswanderung freigelassen wurden, — es sind jene mährischen Brüder, die Herrnhut gründen halfen.

Selbst in Frankreich war Luthers Gesang das tägliche Stärkungslied der Hugenotten in jenen blutigen Kriegen und Verfolgungen, die zwischen 1560 und 1572 über sie kamen. Sogar, als man sie mit Feuer und Schwert hinrichtete, starben sie freudig mit diesem Gesang, ohne ihren Glauben zu verleugnen. In Folge davon sind in neuester Zeit durch Meyerbeers Oper: „Die Hugenotten“ die Töne von „Ein feste Burg ist unser Gott“ auf die Opernbühne gekommen. Damals aber war es der gewaltigste Ernst in den großen Nöthen, von welchen die Treuen betroffen waren.

Ja bis auf den Dom von St. Peter zu Rom hat sich unser Lied geschwungen. Als der jugendliche Missionar Albrecht Friedrich Woltersdorf in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf seinen Reisen für Israels Bekehrung nach Rom gekommen war und die Kuppel der Peterskirche erstiegen hatte, konnte er sichs nicht versagen, von der höchsten Höhe herab seinen evangelischen Glauben in den Dom hineinzurufen. Er stimmte Luthers Lied an, und seine Begleiter sangen es mit ihm hinaus, allen Feinden zum Trutz.

Auch in die Heidenwelt ist es gedrungen. Im Jahre 1852 berichtete auf dem Jahresfeste der Basler Missionsgesellschaft der Inspektor Josenhans, nach Vollendung seiner Visitationsreise auf der ganzen indischen Mission, Folgendes: „Ein Dorf in Malabar ist ganz bekehrt, Amtscharkandy; die ganze Gemeinde kam mir singend entgegen.“ Von einem andern Dorfe schreibt er: „Unvergeßlich bleibt es mir, wie die Katechistenschüler mir zum Abschiede anstimmten: ‚Ein feste Burg ist unser Gott!‘ Den Eindruck kann ich nicht beschreiben, den es macht, wenn man so eine Heidengemeinde vor sich knieen sieht. Obgleich ich ihre Sprache nicht verstand, so habe ich doch lebendigen Segen in den Kirchen und Schulen empfangen; ich habe es ihren Gesichtern abgelesen, ihren Thränen abgesehen, daß der Geist des Herrn unter ihnen ist.“

Auf der Westküste Afrikas erklingt das Lutherlied von vielen Lippen. Auf der Station Akropong wurden vor etlichen Jahren die Christen von den Heiden hart bedrängt. Man stieß Drohungen gegen sie aus, ließ sie kein Wasser holen, und es schien zu Thätlichkeiten gegen die Christen zu kommen. Da versammelte sich eine Anzahl Schulknaben in der Schule und sang aus freien Stücken das Lied in ihrem Dialekte „Yen Nyame ne abankese“; und sie durften erfahren, daß Gott ihr Schutz blieb in den Gefahren. Der

Ausbruch der Feindschaft wurde verhindert. (Greiner, Schulliederschatz.)

Auch jeder einzelne Vers hat seine Segensgeschichte aufzuweisen, besonders der erste und der letzte.

V. 1 hat den Alten den Reim gegeben:

Ein feste Burg ist unser Gott,
half vor Alters, hilft noch aus Noth.

Backius erzählt in seinem Commentar zu Psalm 46: „Ein vornehmer katholischer Graf, der 1547 mit Karl V. nach Deutschland kam, hörte einst den lutherischen Psalmen singen: ‚Ein feste Burg ist unser Gott.‘ Da rief er: ‚Ich will helfen diese Burg zerschießen oder will nicht leben.‘ Aber er ist am dritten Tag hernach plötzlich erkrankt und hat ein erschreckliches Ende genommen.“ — Besser hielt es mit dem Lied Kurfürst Friedrich III., der fromme Pfalzgraf. Als dieser gefragt wurde, warum er keine Festungen in seinem Land anlege, antwortete er: „Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffe; so haben wir auch getreue Unterthanen, und im Fall der Noth eine Anzahl von Kriegsleuten, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch und fürnemlich mit dem Gebet unsern Feinden widerstehen können.“ — Denselben Sinn bewährte ein schlichter Soldat aus dem Dörflein Adolzfurt in Hohenlohe. Als die Württemberger 1866 in den Mainfeldzug ausgerückt waren, übersandte ihm jemand einen Brief, welcher, als Amulet unter der Montur getragen, vor den Kugeln schützen sollte. Er aber schrieb: „Den Brief schicke ich hiemit wieder zurück mit dem Bemerken, daß schon das Tragen solcher schuldloser Papierchen einen Grad von Angst beweist, wie sie der Soldat nicht haben darf; und: ‚Ein feste Burg ist unser Gott!‘ Dieser läßt sich aber nicht aufs Papier schreiben, noch viel weniger in Leinwand nähen. Sein Schalten ist frei und offen.“ (Meine „Gedenkblätter“ I, 64.)

Daß Gott uns hilft aus aller Noth, zeigen zwei Fälle aus neuerer Zeit. — Es war am 10. November 1857. Ein Lehrer in Oderberg hatte sichs zur jährlichen Gewohnheit gemacht, in der Zeit vom 31. Okt. bis zum 10. Nov. seinen Schülern die Reformationsgeschichte zu erzählen und mit dem Lutherlied diese Arbeit festlich abzuschließen. Es war ein freundlicher Herbsttag, und durch die geöffneten Fenster drangen die Klänge: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ auf den Marktplatz hinüber. Kaum aber waren sie verklungen, so riefen die Kinder: Es klopft jemand an der Thüre! Ein alter Mann in einem abgetragenen grünlichen Rock trat herein und sagte, sein weißes Haupt entblößend: „Ich danke Ihnen für die Herzenserquickung, die Sie mir durch das schöne Lied bereitet haben!“ Auf die Frage, warum es ihn so erbaut hätte, sagte er: „Wie sollte dieses Lied mich nicht gestärkt haben, ist doch der liebe Gott auch meine feste Burg gewesen, habe ich doch im Gefängniß mich oft mit den schönen Worten getröstet: ‚Er hilft uns frei aus aller Noth, die uns jetzt hat betroffen!‘ und er hat mich auch endlich frei gemacht.“ — Aus seiner Erzählung ergab sich, daß er,

wegen Mords verurtheilt, achtzehn Jahre in Naugard gesessen war, bis endlich ein angesehener Gutsbesitzer auf seinem Todtenbette seine Schuld bekannt und damit ihm die Freiheit verschafft habe. Obwohl erst 48 Jahr alt, hatte er das Aussehen eines sechzigjährigen Greisen und stand nun verlassen in der Welt. Auf dem Wege, Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen von Preußen ein Gnadengesuch zu überreichen, habe er die lieblichen Töne vernommen. — Tief ergriffen von dieser Erzählung stimmten nun die achtzig Kinder den ganzen Choral nochmals an, und er selbst brach beim letzten Vers in lautes Weinen aus, besonders bei den Worten: „Nehm'n sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib: laß fahren dahin!" (Sonntagsblatt für Rheinland und Westfalen.)

In der furchtbaren Sturmflut, welche das Gestade der Ostsee 12.—14. Nov. 1872 verheerte, saß auf Klein-Zicker in Mönchgut, der südlichen Spitze von Rügen, ein Vater mit seiner Familie auf dem vom Sturm abgedeckten Hausboden. Welch bange Stunden waren das! Menschliche Hilfe war nicht zu hoffen, denn die Fischerboote waren verschwunden, und jeder, der noch lebte, hatte nur an sich zu denken. Die Gefahr kam immer näher, der Untergang in den tosenden Wasserwogen stand allen lebendig vor Augen. Da zuletzt noch, mitten in den großen Nöthen, den sichern Tod vor Augen, fieng die Familie im gläubigen Gottvertrauen an zu singen: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen." — Und siehe da, zur selben Stunde — es war zwischen 10 und 11 Uhr — kam die Hilfe von oben. Die Flut stieg nicht höher, bald fielen die Gewässer; und froh und dankbar, wie einst Noah am Fenster seines Kastens stand, priesen sie, die dem Tode schon ganz nahe gewesen, die gnädige Hilfe des Herrn. War ja doch in Erfüllung gegangen, was sie so eben gesungen hatten: „Er hilft uns frei aus aller Noth, die uns jetzt hat betroffen."

V. 2 illustrirt uns recht das Wort: „Wenn du mich demüthigst, machst du mich groß!" — Als Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg beim Tode von Dr. Egidius Hunnius 1603 seinen Hofprediger Dr. Heilbrunner fragte, warum denn Gott einen solchen kräftigen Streiter mitten in der Hitze des Kampfes weggenommen habe, antwortete dieser: „Gnädiger Herr! Gott will uns damit zeigen, daß wir nicht auf unsre Stärke und Weisheit bauen sollen, wie denn auch der selige Lutherus sagt: ‚Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren.' Wir Menschen klagen freilich, wann ein auserwähltes Rüstzeug Gottes zu einer Zeit ins Grab sinkt, wo alle Hoffnung auf dasselbe gestützt ist. Allein Gott hat noch immer der Menschen Klagen und Zagen zu Schanden gemacht." (Wildt, Heilbrunner. 84.)

V. 3 erscheint als Höhepunkt des Lieds und athmet denselben Sinn, mit welchem Luther bei seiner Reise nach Worms den abrathenden Freunden, die Spalatin ihm geschickt, zugerufen hatte: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, dennoch wollt ich hinein!" — Aus Kindermund wurde das Wort den reformatorischen Freunden Luthers selbst zum Trost.

Melanchthon, Jonas und Creutziger zogen nach Luthers Tod 1547, als Wittenberg dem Feind übergeben und sie in die Verbannung geschickt waren, sehr betrübt in Weimar ein. Da hörten sie ein Mädchen dieses Lied singen, und als sie an die Worte kam: „Und wenn die Welt voll Teufel wär", da wurde es ihnen zu einem großen Trost. Melanchthon aber sprach zu der Sängerin: „Singe, liebes Töchterlein, singe; du weißst nicht, was für große Leute du jetzo tröstest."

In V. 4 tritt zunächst hervor: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" — Ernst Moriz Arndt sagt in seinen „Erinnerungen" (1840, S. 358), wo er von den Jesuiten redet: „Läßt uns Gott nur die einzige Bibel, so werden wir uns, wenn je einmal eine Verirrung und Verdunkelung eintritt, immer wieder zu Licht und Wahrheit durchkämpfen und die flatternden Straußenfedern und die ganze Hohenpriesterschaft Roms dazu als eine leichte Last abschütteln, indem wir singen: ‚Das Wort sie sollen lassen stahn.' Ja das Wort sollen sie uns Deutschen lassen stehen! Das Christenthum und Evangelium wird wohl bleiben in seiner unvergänglichen Schönheit und Wahrheit und wachsen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber eine herrschsüchtige Priesterschaft wird mit der Macht dieser Welt, die allerdings von dieser Welt, aber darum noch nicht vom Teufel ist, d. h. mit dem Staat immer zusammenstoßen, weil sie begehrt, was er begehren muß und sie nicht begehren soll." — — Ein spanischer Bibelbote hatte in der Mancha eine Bibel an einen Krämer verkauft, und der Priester, der es erfuhr, hatte geboten, sie zu verbrennen. Allein der Krämer verwendete die Blätter der zerrissenen Bibel, seine Waaren drein einzuwickeln; und siehe da, bald kommt einer der Kunden nach dem andern und fragt, ob er nicht noch mehr solcher Blätter oder gar das Buch habe, aus welchem die Blätter stammen. Der Krämer antwortet einfach: „Ich habe das Buch dem lahmen Ketzer, der vor einigen Tagen hier war, abgekauft, und der Priester hat es mir zerrissen, weil es dem Heil meiner Seele schaden würde, es zu lesen." Nach wenigen Tagen kommt der Bibelbote wieder durch's Dorf; und wie ist er erstaunt, als die ganze Einwohnerschaft ihn freudig umringt und in weniger als zwei Stunden ihm für vierzehn Gulden Bibeln und Testamente abkauft. Als er aber den Grund erfuhr, hat er Gott gelobt in seinem Herzen und fröhlich gesprochen: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben!"

Sodann erglänzt als zweites Wort: „Laß fahren dahin!" — Es war im Jahr 1547, daß Wolfgang, Fürst von Anhalt, dessen Name unter der Augsburger Confession prangt, vom Kaiser Karl V. in die Acht erklärt und sein Land einem spanischen Günstling geschenkt wurde. Als nun der Achtbrief angelangt war, setzte er sich auf seinem Schlosse zu Bernburg zu Pferde, ritt durch die bestürzte Stadt und sang zum Abschied auf dem Marktplatz noch mit heller Stimme: „Ein feste Burg" und mit besonderem Nachdruck die vier letzten Zeilen des letzten Verses: „Nehm'n sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib." Nachher verbarg er sich längere Zeit in

Müllerstracht in der Mühle zu Körau, bis er 1552 durch den Passauer Frieden wieder in den Besitz seines Landes eingesetzt wurde. Er hatte nun das Wort gehalten, das er auf dem Augsburger Reichstag 1530 gesprochen hatte: „Ich habe guten Freunden und Herren zu Gefallen manchen schönen Ritt gethan. Warum sollte ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser, Jesu Christo, zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln und mit Dransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in das himmlische Leben eilen?"

Tobias Kießling erzählt, er habe es in der Zeit vor dem Erscheinen des Toleranzedikts Kaiser Josephs 1781 oft mit angesehen und gehört, wie man z. B. in Linz evangelische Männer und Weiber herbeigeschleppt und auf Schiffe gepackt habe, um sie in die untersten Gegenden Ungarns und Siebenbürgens zu führen. Die kleinen Kinder habe man von der Brust und aus den Armen der Mütter gerissen, damit ihre Seelen gerettet und nicht samt denen der Eltern als Ketzer verdammt würden, wobei man es den Müttern frei stellte, ob sie bei ihren Kindern bleiben und dem herrschenden katholischen Glauben folgen, oder von ihnen für diese ganze Lebenszeit scheiden wollten. Die Mütter weinten bitterlich am Halse der Kinder, blickten dann nach oben, wanden sich los, eilten zu dem Haufen der andern Glaubenskämpfer, die sich in die Verbannung abführen ließen, und sangen herzerschütternd: „Nehm'n sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin!" (Schubert, Altes und Neues. 2.) — Das entspricht jenem Verleugnungssinn, welchen der gefangene Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen bewies, als man ihm in Folge seiner Weigerung, das Interim anzunehmen, seine Haft schärfte und seinen bisherigen Hofprediger entließ. Er trug alles geduldig. Ruhig sah er zu, wie man ihm alle seine Bücher, selbst die Bibel, fortnahm. Er sagte: „Nehmen sie mir gleich meine Bücher, so sollen sie mir doch das, was ich draus gelernt, Jesum Christum, nicht aus dem Herzen reißen!" (Fliedner, Buch der Märtyrer. III.)

Der letzte Klang unsers Lieds ist: „Das Reich muß uns doch bleiben." Das wußte derselbe Kurfürst wohl zu verwenden. Als Kaiser Karl V. 1548 die evangelischen Prediger zu Augsburg ihrer Dienste entließ, weil sie das Interim nicht annehmen wollten und insbesondere der tapfere Theolog Wolfgang Musculus daselbst heftig dagegen gepredigt hatte, kamen sie zu dem Kurfürsten, welcher sich damals als Gefangener in Augsburg aufhielt, und berichteten ihm beim Abschied, daß sie nicht allein ihres Dienstes entsetzt seien, sondern Kaiserliche Majestät ihnen auch das Römische Reich verboten hätten. Auf dies fieng der Kurfürst an zu weinen, daß ihm die Thränen über die Backen zur Erde floßen, stand auf, gieng ans Fenster, wandte sich aber bald wieder zu ihnen und sagte: „Hat euch denn der Kaiser das ganze Römische Reich verboten?" — „Ja!" — Dann fragte er: „Hat euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?" — „Nein!" — „Ei, fuhr er fort, so hat es noch keine Noth: ‚das Reich und der Himmel muß uns doch bleiben.‘ So wird Gott auch ein Land finden, daß ihr sein Wort könnt predigen."

Ließ drauf seine Satteltasche tragen und sprach: „Darinnen ist alles, was ich auf Erden habe; daraus will ich euch einen Zehrpfennig verehren, den theilet unter eure Brüder und Kreuzgesellen. Wiewohl ich auch ein armer gefangener Fürst bin, so wird mir doch wohl Gott was wieder bescheren." (Ph. Nicolai's Freudenspiegel des ewigen Lebens. 1599.)

Die Melodie, welche mit dem Lied 1529 hervortritt, hat eine ungewöhnliche Zahl von Bearbeitungen gefunden; so z. B. von Hans Kugelmann (1540), Georg Rhaw (1544), welcher die Melodie in den Baß gelegt hat, ohne Zweifel in dem Sinn, daß die kühne, männliche, heldenmäßige Gesinnung des Liedes der feste Grund sei, auf dem die gute Sache der Evangelischen beruhe (v. Winterfeld I, 189); sodann Martin Agricola (1544), Lukas Osiander (1586), Johann Eccard und Seth Calvisius (1597), welch letzterer sagt, es sei unter vielen andern aus der freudigen Melodey des schönen Psalms „Ein feste Burg" zu vernehmen, daß der heilige Geist ihr Direktor und Werkmeister gewesen; weiterhin Gese (1601), Hans Leo Haßler (1608), Mich. Prätorius (1609), Mich. Altenburg (1621), Joh. Crüger (1657), Seb. Bach (1717), welcher darüber eine herrliche Cantate schuf, bei der er nach seiner Art noch andere auf den Inhalt eines jeden Verses bezügliche Tonsätze eingewoben hat.

Die gewaltigen Klänge der Lutherweise sind in allerlei Mund und Instrumenten geschichtlich bedeutsam geworden.

In Orgeltönen erklang sie unter den Händen eines uralten Mannes im dreißigjährigen Kriege. Als dazumal 1627 Tilly über die Elbe in Holstein eindrang, zwangen die Kroaten den Organisten Johann Jüngling zu Bovenau, welcher zu Wittenberg einige Jahre Hausgenosse Luthers gewesen war, im 105. Jahre seines Alters auf der Orgel zu spielen. Aus Eifer für seinen ehemaligen Lehrer wählte er das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott." Da rissen die Unmenschen ihn von seinem Sitze, schleppten ihn an den Haaren durch die Kirche und ermordeten ihn mit ihren Säbeln vor dem Altar.

Besseren Ausgang nahmen diese Töne aus Thürmersmund zur selben Zeit. Udalricus Gast, der vierzig Jahre lang Schuldiener in dem fränkischen Städtlein Sommerhausen gewesen war, erzählt: „Es war im leidigen dreißigjährigen Krieg, daß am 8. Sept. 1634 die Reiter des Grafen Piccolomini das ganze Städtlein ausgeplündert und die Leute greulich mißhandelt hatten. Kaum waren die fort, so kam die Nachricht, daß in kurzem Kaiser Ferdinandus an der Spitze seiner Armee hier durchkomme; und weil man sich dann nichts Besseres, sondern nur noch Schlimmeres versah, so beschlossen die meisten, zu flüchten, die einen über den Main in den Gäu, die andern in die Gegend von Kitzingen. Vor dem untern Thor trennten wir uns darum in zwei Haufen. Als wir nun rechts wandten und ich das Wehklagen der Leute hörte, von denen einige ihre Kinder, andere ihre Kranken trugen, so fiel mir David ein, wie er auf der Flucht vor seinem Sohne Absalom mit seinem Volke den Ölberg hinanzog und weinte; und als plötzlich ein kleines Getümmel entstand und die Hintersten auf die Vordersten drängten, weil einer

auf den Altenberg gestiegen war und das kaiserliche Kriegsvolk bereits von Ochsenfurt heranziehen sah, zog ich meinen Psalter aus der Tasche und betete laut dem Volke aus dem 27. Psalm vor. Es ward eine große Stille unter dem Haufen bei solchem Gebet und alle hörten andächtig zu, manche auch kehrten sich um beim vierten Verse dieses Psalmgebets und schauten nach dem Gotteshause, in dem sie getauft und zum Nachtmahle gegangen waren, und befahlen es in den Schutz des Allmächtigen. Als aber der Thürmer anhub zu singen den vierten Vers aus dem Liede: ‚Ein feste Burg', da stimmte alles Volk vom Gipfel bis zum Fuß des Berges mit lauter Stimme ein, daß mancher, dem der Abschied sauer geworden, sich wunderbar und wie von Gott selbst gestärkt und getröstet fühlte, und unter uns nun große Freudigkeit bei diesem Liede ward. Der Amtskeller aber trat zu mir und sagte, während ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen, er habe nicht gemeint, daß Singen und Beten die Menschen also trösten könne im Unglück, worauf ich erwiderte, darum sende es eben der Herr, daß man singen und beten könne."

Noch eins aus jenen Zeiten. Ein schwedischer Trompeter hatte in einem Treffen wider die Kaiserlichen dem Fähndrich, der vom Pferde sank, die Fahne abgenommen und war damit durch die feindlichen Haufen davongejagt. Aufs heftigste von den nachsetzenden Kaiserlichen verfolgt, kommt er auf der Flucht eine Anhöhe hinan, auf welcher ihm mit einemmale der Weg abgeschnitten ist. Hinter der Anhöhe nemlich fließt ein stark angeschwollener Waldstrom, gegen welchen der Hügel eine steile Wand bildet, die man nicht hinabklettern kann; die Feinde wissen das und kommen mit höhnendem Triumphgeschrei von allen Seiten herzu. Da ruft der Trompeter kurz besonnen: „Hilf mir, mein Gott!" spornt sein Pferd zum Sprunge aus der Höhe herab mitten hinein in den Waldstrom und arbeitet sich unverletzt mit demselben hindurch an das jenseitige Ufer. Die Feinde stehen starr vor Staunen und senden ihm ihre Schüsse und Verwünschungen aus der Höhe nach; denn seinen Sprung will ihm keiner nachthun. Der Schwede aber, als er das jenseitige Ufer hinangekommen, wendet sein Pferd, schwenkt mit der einen Hand die gerettete Fahne, mit der andern setzt er die Trompete an den Mund und schmettert ihnen laut, daß der Wald und das Ufer erklingt, hinüber die Weise des Liedes: „Ein feste Burg ist unser Gott."

Auch im jüngsten Krieg 1870 haben unsre Musiker gerne sich an Luthers Töne gehalten. — Beim Ausbruch des Kriegs waren in einem großen Saale einer deutschen Stadt wohl an 3000 Menschen in einem Concert, das für vaterländische Zwecke gegeben ward. Es wurden patriotische Weisen gespielt, und die Zuhörer stimmten begeistert ein. Schon einigemal hatte sich in den Pausen der Ruf hören lassen: Pariser Einzugsmarsch! Gegen das Ende nahm das Rufen zu, ja einer gieng zum Direktor und bat in aller Namen um diesen „Marsch". Der Kapellmeister nickt. Alles ist gespannt, wie er den Taktstock erhebt und aufschlägt. Voll setzen die Musiker ein und — feierlich braust der Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott"

durch den Saal. Tiefe Stille. Mitzusingen hat keiner gewagt, aber eine Thräne stand in manchem Auge. Es war wohl keiner, der's nicht mit dem wackeren Tonmeister gefühlt hätte: das ist der rechte Einzugsmarsch nach Paris! (Meine Gedenkblätter III, 150.)

Als das Reformationsfest 1870 kam, befand sich eine Abtheilung preußischer Landwehr in Epernay, der bekannten Stadt der Champagne. Man requirirte einen stattlichen Keller zur Feier. Das sind hohe gewölbte Räume über der Erde, in der Größe einer einfachen Dorfkirche und mit Emporen versehen. Durch den Dienst der Diakonissen war ein freundlicher Altar hergerichtet, auf demselben das Kruzifix, vor demselben Trommeln und Fahne, ringsum die Soldaten. Der Prediger schreibt: „Es war ein ergreifendes Gefühl, als die Hornisten mitten im katholischen Frankreich, dessen Boden das Blut so vieler Tausende von Märtyrern des Evangeliums getrunken, das alte Kampfes- und Siegeslied unsrer Kirche ‚Ein feste Burg ist unser Gott' bliesen, und wir alle unter dem frischen Eindruck der am Tag zuvor eingetroffenen Siegesnachricht von der Kapitulation der Festung Metz einstimmten. Ich wählte Luthers Wort zu Worms: ‚Hie stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen.' zum Thema meiner Rede. Es war eine schöne Feier. Das Reformationsfest im Champagnerkeller zu Epernay wird mir und vielen eine bleibende Erinnerung sein." (Gedenkblätter I, 131.)

52. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.

Von Luther frei gedichtet im Jahr 1541 als ein Lied von drei Versen mit der Überschrift: „Ein kinderlied, zu singen über die zween erzfeinde Christi und seiner heiligen kirchen, den Pabst und den Türken." In seiner „Vermanung zum Gebet wider den Türken" nimmt er bereits darauf Bezug. Denn, nachdem er angeführt, was in diesem Gebetsgottesdienst die Chorknaben allein singen sollen, fährt er fort: „Darauff mag der Leie singen, Erhalt vns HERR bei deinem wort, Verleihe vns Frieden, Oder das Deutsche Vater vnser." Der älteste Druck des Lieds ist ein fliegendes Blatt „Wittenberg 1542"; sodann erscheint es im Klugschen G. 1543 und in dem Bapstschen 1545.

Gabriel Wimmer sagt, Luther habe dies Lied „ein Kinderlied" betitelt, um anzuzeigen, daß dasselbe auch die kleinen Kinder singen sollten, als durch deren lallendes Geschrei Christus seine Feinde schlagen und zerstören wolle, daher auch mehrere evangelische Christen gerathen haben, es mit den Kindern fleißig zu singen. — Den einfachen Gedankengang desselben zeichnet Selneccer, wenn er darauf hinweist, daß in diesem Lied die drei ersten Bitten des Vaterunsers fein ordentlich begriffen seien: V. 1 bitte man zu Gott dem Vater um die wahre und rechtschaffene Lehre, V. 2 zu Gott dem Sohne für das Reich und die Macht Christi, V. 3 zu Gott dem heiligen Geist für die Einigkeit der Frommen in diesem Leben, bis sie zu der ewigen Eintracht gelangen werden.

Bald fügte der treue und streitbare Genosse Luthers, Justus

Jonas, nach dem Zeugniß von Cyriacus Spangenberg (Cith. Luth. III) dem Liede zwei Verse an:

> Ir anschlag, HERR, zu nichten mach,
> laß sie treffen die böse Sach,
> Vnd stürtz sie in die gruben ein,
> die sie machen den Christen dein.
>
> So werden sie erkennen doch,
> das du, vnser Gott, lebest noch,
> Vnd hilffst gewaltig deiner Schar,
> die sich auff dich verlesset gar.

Sie erscheinen von Melanchthons Hand in einem Exemplar des Klugschen Gesangbuchs 1543 eingeschrieben; gedruckt mit den drei ersten Versen zusammen auf dem letzten Blatt einer alten poetischen Schrift: „Radtschlag des allerheyligsten Vaters Bapst Pauli des Dritten, Mit dem Collegio Cardinalium gehalten, wie das angesetzte Concilium zu Trient fürzunehmen sey. Anno 1545." (Wackernagel, Luthers Lieder S. 168). Woraus sich ergäbe, daß auch diese beiden Verse in unmittelbarer Beziehung auf das im Dezember 1545 eröffnete Tridentiner Concil hinzugefügt wären. Daß unter jenem Drucke steht: LVTHERVS DIXIT hat wohl nur für den Hauptheil des Lieds seine Bedeutung.

Ein weiterer Vers wurde aus besonderer Veranlassung an vierter Stelle eingeschoben. Als nemlich Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, den schweren Schlag in der Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547 erlitten hatte und der Gefangene des Kaisers Karl V. geworden war, ließ seine tiefgebeugte Gemahlin Sibylla während der ganzen Gefangenschaft ihres Mannes in der Schloßkirche zu Weimar alle Wochen dreimal das Lied Luthers singen und den drei Versen einen vierten anfügen:

> Ach Herr, laß dir befohlen sein
> unsern Landesfürsten, den Diener dein,
> Im festen Glauben ihn erhalt
> und rett ihn aus der Feinde Gwalt.

Als dann Gott ihr 1552 den Gemahl wieder zugeführt hatte, sang sie voll Freuden:

> Wir danken dir, du treuer Gott,
> daß du unsers Landesfürsten Noth
> Gewendet hast so gnädiglich;
> regier ihn fortan seliglich!

Ja zum bleibenden Gedächtniß und beständigen Gebrauch in der Kirche wurde die erste Strophe in die allgemeine Fassung gebracht, wie wir sie jetzt noch haben und wie sie sich zum erstenmal findet in einer kleinen Schrift: „Ettliche Christliche Frag, vnd Antwort, gestelt zu einem eingang in den Catechismus. Getruckt zu Straßburg am Kornmarckt bey Chr. Müller. 1565."

Ein Jahr darauf begegnet man endlich auch der Schlußstrophe: „Und werden wir, die Kinder dein" in der Schrift: „Geystliche Kriegßrüstung, Wider den Turcken. Das ist: Gebett, Psalmen vnd

Christliche Gesäng, zu Gott dem allmechtigen vmb Victorj vnd Sieg, wider des Christlichen Namens Erbfeind, den Turcken. Allen Christen vnnd frommen Haußvättern, so man die Turckenglock leuttet, vnd sonst, zu gebrauchen. Straßburg 1566."

In diesem vollen Umfang mit sieben Strophen nahm das Lied sodann das Straßburger G. 1569 und das große Frankfurter 1569 auf. (Wackernagel S. 169.) — Es besteht demnach das so gestaltete Lied aus zwei Theilen, dem trinitarisch gefaßten und in sich abgerundeten Gebetlein des Reformators für die Kirche V. 1—3, und der fast ebenbürtigen Variation der Reformationsgemeinde V. 4—6, wo V. 4 dem ersten (Erhalt im Glauben!), V. 5 dem zweiten Vers (Beweis dein Macht!) entspricht, während dem Vers 6: „So werden sie erkennen doch" der Schlußvers 7: „Und werden wir, die Kinder dein" gegenübergestellt ist: im Herzen der Feinde die Erkenntniß „Gott lebe noch"; im Munde der Gotteskinder das Lob des dreieinigen Gottes.

Das Lied hat von Anfang großes Aufsehen erregt, besonders bei den Katholiken, welchen sowohl das Gebet wider den Papst, als auch die Zusammenstellung mit dem Türken sehr zuwider sein mußte. Im Besitz von Dr. Gefflen zu Hamburg befindet sich ein merkwürdiger Holzschnitt, wahrscheinlich aus der Schule von Lucas Cranach, eine Illustration von „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort." Auf dem Bild erblickt man zwei Gruppen, links den Kurfürsten Johann Friedrich, den Großmüthigen, der betend zu Gott emporschaut, wohin er von Luther gewiesen wird. Hinter dem Kurfürsten steht Landgraf Philipp von Hessen, dann Spalatin, Melanchthon und — Johann Huß. Rechts sieht man eine Gruppe von Frauen, unter welchen die Gemahlin des Kurfürsten, Sibylla von Cleve. Bei den Frauen knieen zwei Kinder und beten mit. In der Höhe aber erblickt man eine sinnbildliche Darstellung der heiligen Dreieinigkeit. Von dort aus fährt das Verderben herab auf den Papst, den Türken und auf die ganze Clerisei. Unter dem Bild befindet sich das Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" zugleich mit den beiden Versen, die nicht von Luther herrühren. (Fliegende Blätter vom Rauhen Haus 1858.) — So hatten denn besonders die unter katholischer Herrschaft stehenden evangelischen Gemeinden um des Liedes willen viel Anfechtung zu erdulden. Schon in der Zeit des Interims wurde es 16. Dez. 1548 in Straßburg bei Leibesstrafe zu singen verboten, ebenso bei hoher Strafe 1662 im Fürstenthum Öls, 1713 in ganz Schlesien, obgleich die Freiheit des Glaubens im Religionsfrieden höchst feierlich versichert worden war. Backius erzählt von einem bayrischen Herzog, daß er einsmals zu seinen Hofleuten ohne Scheu gesagt: „fressens, saufens, hurens, bubens, werdens nur nicht Lutherisch und singens nur nicht das gottschändige Lied: ‚Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.'" Die Katholiken machten eine Parodie darauf: „Erhalt uns, Herr, bei deiner Wurst, sechs Maas die löschen einem den Durst." Doch setzte es das geistliche Ministerium zu Regensburg, obgleich es in bayrischen Händen war, nach vielen Verhandlungen endlich 1703 durch, daß es wenigstens am

Reformationsfest gesungen werden durfte. In Magdeburg aber gieng es über diesem Liede den Schulkindern gar übel. Als Tilly diese Stadt am 20. Mai 1631 mit Sturm erobert, richteten seine Krieger ein schreckliches Blutbad unter den Einwohnern an und hausten aufs greulichste, so daß alle Straßen mit zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt waren. Während dieser Schreckensauftritte zogen die Schulkinder in Ordnung über den Markt her und sangen dieses Lied. Darüber ergrimmt ließ der grausame Feldherr sie alle, wie einst Herodes die kleinen Bethlehemiten, durch die Croaten niedersäbeln oder aufspießen und in die Flammen werfen, wiewohl — nach Pfefferkorns Zeugniß, der dies in seiner Thüringischen Historie erzählt — sich selbst zur größten Kränkung; indem er solchen Kindermord hernach nicht allein bereuet, sondern auch nach dieser That gar kein Glück mehr gehabt.

Wie das Lied für die Katholiken ein wahres Noli me tangere war, trat bald nachher in harmloser Weise in folgender Geschichte hervor. — Die Bürger von Eisfeld hatten noch mehrere Jahre nach dem dreißigjährigen Krieg heftige Feindschaft mit dem Kloster Banz wegen zweier wohltönender Glocken ihrer Stadtkirche: des Banzer und der Messe. Ein schwedischer Oberst hatte diese beiden Glocken aus Banz abgeführt und dem Städtchen verkauft; und zweimal, als katholische Völker in Eisfeld lagen, waren die Mönche mit Wagen und Seilen hingezogen, ihre Glocken wieder zu holen. Aber das erstemal bekamen die Mönche mit einem gewissenhaften Croaten der Einquartirung Händel, weil sie eine Thurmuhr obenein mitnehmen wollten. Der Croat drang mit dem Säbel auf die frommen Männer ein und lief mit seinen Kameraden auf den Thurm. Da läuteten sie so heftig, daß die Mönche auf das Herabnehmen der Glocken verzichteten und die Thurmuhr entführten. Das zweitemal gieng's ihnen nicht besser; endlich nach dem Frieden wurde ihnen als Ersatz eine andere kleine angeboten. Als sie aber auf dieser den Spruch sahen: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!" giengen sie kopfschüttelnd wieder nach Hause. Endlich verglich Herzog Ernst der Fromme die Sache, nahm als Dank die kleine Glocke für sich selbst und hängte sie in Gotha auf dem Friedenstein auf. (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. III.)

In Bezug auf das andere, „des Türken Mord", berichtet uns Thomas Schmidt in seinen „Memorabilia" eine Sage, welche nicht ohne Interesse ist. „Es ist ein allgemeines Geschrei, daß der türkische Kaiser seine Gelehrten soll zusammengefordert haben und sie gefraget, ob er auch werde Glück haben wider die Christen. Sollen sie geantwortet haben: zu Felde, da er gegen sie mit seinem Volk als Mensch wider Menschen streiten würde, würde er Glück haben; aber es wären noch viel junge Kinderlein in Deutschland, die stets zwitscherten: ‚Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord!' Die würden ihn ohne alle Wehr und Waffen schlagen und zurücktreiben." Dazu fügt er bei: „Das Geschrei sei wahr oder nicht, so wissen wir Christen doch, daß es so ist und geschehen muß."

Man änderte deßhalb mit der Zeit in den evangelischen Landesgesangbüchern aus diplomatischen Gründen die Worte: „des Papsts und Türken Mord“ um in: „aller Feinde Mord.“ Ehedem war man nicht so rücksichtsvoll. Als im Jahr 1558 sich der Gesandte des Königs von Spanien am Hofe des Herzogs Ernst von Braunschweig in Geschäften aufhielt und öfters die Kirche zu besuchen hatte, in der dieses Lied manchmal gesungen wurde, beschwerte er sich darüber beim Herzog. Dieser aber erwiderte ihm: „Mein Prediger ist nicht darauf berufen, daß ich ihm sage, was er predigen und singen solle; sondern dazu ist er berufen, daß er an Gottes Statt aus seinem Wort mir und allen den Meinen sagen soll, was wir glauben und thun sollen, daß wir selig werden. Ihn sollen wir hören und ihm folgen als Gott und Christo selber. Darum weiß ich ihm dies Lied zu singen nicht zu verbieten; wollt Ihrs nicht hören, so bleibet aus der Kirche oder ziehet heim.“

Noch in den letzten Jahrzehnten wurden die ursprünglichen Worte mit aller Entschiedenheit reklamirt, besonders von Wackernagel, welcher die Mitwirkung bei dem Eisenacher Gesangbuch besonders aus dem Grunde versagte, weil man auf die Änderung eingieng: „und steure deiner Feinde Mord.“ Doch hat auch er in seinem „Kleinen Gesangbuch 1860“ die Änderung: „Steur des Feindes Trug und Mord, die Jesum Christum deinen Sohn wollten stürzen von seinem Thron.“ Er rechtfertigt das mit den Worten: „Die ursprüngliche Lesart ist so berechtigt und nothwendig als möglich bis auf den heutigen Tag, und dennoch in öffentlichen Gesangbüchern wegen der Vermischtheit unserer Staats- und Kirchenverhältnisse nicht mehr oder noch nicht wieder zulässig.“ In der That läßt sich kein genügender Grund einsehen, von dem markigen Gedanken Luthers abzugehen, und wir stimmen Stip (Beleuchtung der Gesangbuchsverbesserung 1842) vollkommen bei: „Es ist ein Bekenntnißlied der evangelischen Kirche, von ihr gesungen und gebetet in den schwersten Zeiten, aufgegeben oder wenigstens verallgemeinert in den leichtesten und gefahrlosesten.“ — Unsre Alten wußten, was sie daran hatten. Lange Zeit hielt man es dadurch in Ehren, daß man an die Glocken schlug, damit es Morgens und Abends von dem Volke sollte gesungen werden. Fast in allen alten Kirchenordnungen war es nächst dem Lied „Verleih uns Frieden gnädiglich“ vorgeschrieben zum Singen beim Läuten, Stundenschlagen, in der Vesper, bei der Predigt und dergleichen. In der Ulmer Kirchenordnung 1747 ist es als Mittagsgebet vorgeschrieben.

Es gab Zeiten in der evangelischen Kirche, wo das Lied zum Bußspiegel verwendet wurde. Während Nicolaus Selneccer (Psalter Davids, Nürnberg 1566) das Lutherlied zu dreimal vier Gebetsstrophen erweiterte und mit dem Seufzer abschloß: „Behüt vns, Herr, für falscher Lehr, fürs Türcken, Bapsts vnnd Schwermer mehr!“ hat Cyriakus Spangenberg (2, 261) in seinem Exilio 1574 ein Flugblatt ausgehen lassen, wo er dasselbe Lied in dem Sinn umschreibt, zu erklären, wer der Papst und Türk sei, damit man dieselben nicht allein zu Rom und Constantinopel suche.

In treffender Weise verbindet im folgenden Jahrhundert Heinrich Müller die bekannten Worte Luthers in seiner „Vermahnung an die Rathsherrn aller Städte in Deutschland“ 1524 (Jen. A. 2, 456 f.) mit Luthers Lied zu ernster Warnung, indem er sagt: „‚Lieben Deutschen! Kaufft, weil der marckt für der Thür ist. Gottes wort vnd gnade ist ein farender Platzregen, der nicht wider kompt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewest; aber hin ist hin: sie haben nu nichts. Paulus bracht jn in Griechenland, hin ist auch hin: nu haben sie den Türcken. Rom und Latinisch land hat jn auch gehabt, hin ist hin: sie haben nu den Bapst. Vnd ir Deutschen dürft nicht denken, daß ir jn ewig haben werdet. Denn der Vndank vnd verachtung wird jn nicht lassen bleiben. Darump greifft zu vnd halt zu, wer greiffen vnd halten kan. Faule Hende müssen ein böses jar haben.‘ — Hört nicht auf zu seufzen, ihr deutschen Christen: ‚Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!‘ Besser nie geboren, als Gottes Wort verloren. Ach Herr, gib ein sehendes Aug und ein hörendes Ohr um Jesu willen! Amen.“

Im achtzehnten Jahrhundert aber sagt Schamelius in seinem Liedercommentar 1724: „Singst du ‚Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort‘, so fragt sichs wohl: Hast du es denn auch? Ja. In der Kirche, im Buche, aber wohl nicht im Herzen. Gut, daß es in der Kirche, auf der Kanzel schallet; Gott erhalte es! Allein das Herz muß es auch besitzen, dahin gehöret es. Noch mehr: soll Gott sein Wort erhalten, so müssen wir auch fein viel darauf halten. — Und singst du: ‚Gib deim Volk Einen Sinn auf Erd!‘ Ach, wer weiß noch recht, was geistliche Gemeinschaft sei? Wie kalt ist alles, wie verwirret! O daß mit Lutheri Tod Concordia nicht gestorben wäre, wir hätten güldene Christen in unsern eisernen Zeiten!“

Vers 1 hat für mancherlei Gebete den Anklang gegeben. Kurfürstin Anna von Brandenburg, Gemahlin von Johann Sigismund († 1625), hatte (Kirchner, die Kurfürstinnen des Hauses Brandenburg 2, 140) das Gebetlein:

Erhalt dein Kirch in diesem Land;
dein Nam überall werd bekannt.
Herr Christ, bleib du das Fundament,
erhalt treue Lehrer bis ans End!

Vers 4 klingt in folgender Inschrift an einem Bauernhaus in Westfalen anno 1607 nach:

Ach Gott, laß dir befolen sein
das Haus undt alles was darein;
Beware etz für Kriech undt Brandt
Undt segne etz mit deiner Handt!

Vers 6 hat sich bald nach seiner Entstehung im Leben seines Verfassers, Justus Jonas, bewährt. Als nemlich nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg Karl V. die Stadt Halle besetzte, wo Jonas als Superintendent lebte, wollte ihn ein katholischer Hauptmann, der besonders dazu gedungen war, ermorden. Dem aber rührte Gott das Herz, daß er ihm nicht nur kein Leid thun konnte,

sondern ihn dazu noch warnte, sich zu verbergen oder zu fliehen, damit nicht ein Anderer ihn umbrächte. So erfuhr er herrlich, daß Gott „hilft gewaltig seiner Schar, die sich auf ihn verlässet gar."

Der Trost des Ganzen erwies sich in allen Jahrhunderten. — Nicht leicht wird es irgendwo mit tieferer Bewegung gesungen worden sein, als zu Reichenberg in Böhmen 1624. Hier hatte der dreiundachtzigjährige Knecht Gottes, Andreas Heisch, nun schon ins 53. Jahr sein Predigtamt verwaltet. Da wurden auf einmal alle evangelischen Prediger des Landes verwiesen, und er mußte Kirche und Pfarrhaus einem römischen Meßpriester abtreten, während mit allen Glocken geläutet wurde und die Katholiken eine feierliche Prozession hielten. Zitternd wankte der gebeugte Greis, auf seinen Wanderstab gestützt, zum Thor hinaus. Aber er sollte nicht allein seines Weges ziehen; mehr als zweitausend Menschen gaben ihm das Geleite unter Weinen und Wehklagen bis auf die Hunnersdorfer Höhe. Dort standen sie stille, und nachdem er noch eine bewegliche Abschiedsrede über Apostelgesch. 20, 17—38 an sie gehalten und mit ihnen gebetet hatte, stimmten sie alle dieses Lied an unter großem Schluchzen, das oft den Gesang ersticken zu wollen schien, und sind also von einander geschieden. (Burks Pastoraltheologie. 1.)

Im stillen Kämmerlein trat die Kraft unseres Lieds hervor bei Dr. Jakob Weller, dem treuen Beichtvater und Oberhofprediger des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen (1646—1664). Derselbe war seinem Fürsten, welcher bei manchen edlen Seiten seines Wesens dem Laster der Trunkenheit nach der Art seiner Zeit huldigte, manchesmal unerschrocken entgegengetreten. Insbesondere kam er eines Tages mit seinem Anstellungsdekret, durch welches er verpflichtet war, für die Seelen des Fürsten und seiner Angehörigen zu wachen und nichts zu ihrer Seligkeit zu unterlassen, vor den Kurfürsten und erreichte, trotz der Ungunst der Hofleute, mit Berufung auf Ezechiel 3, 33 f. so viel, daß der Kurfürst das Zutrinken an seinem Hoflager abstellte. Als nun dieser treue Knecht des Herrn 1664 auf dem Sterbebette lag, nahm er Abschied von seinen Amtsgenossen, denen er erklärte, daß er bei der Lehre, so er aus Gottes Wort öffentlich getrieben, verharren wolle bis an sein selig Ende und mit derselben mit Freuden vor dem Richterstuhl Jesu Christi erscheinen; er habe seine Seele der ganzen heiligen Dreifaltigkeit anbefohlen und wolle im wahren Glauben an Jesum Christum also selig abscheiden. Kurz vor seinem Ende aber ließ er die Seinigen noch knieend vor seinem Bette die gewöhnliche Betstunde verrichten, sagte dann: „Ich werde nun wohl sanft schlafen bis an den jüngsten Tag, aber wie wird es der armen Kirche ergehen?" fieng nun das Lied an: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort! und sang es mit denselben ganz hinaus, worauf Gott seine Seele unter dem Gebet: „Herr Jesu, dir leb ich, dir sterb ich!" aus dieser Welt abforderte und in sein ewiges Ehren- und Freudenreich aufnahm. (Gleichs Annales ecclesiastici. 1730.)

Auch in die Unruhen des deutschen Kriegs 1870 tönte unser Lied versöhnend hinein. — Als am vierten September die stolze

Hauptstadt der Franzosen die Kunde von der Niederlage bei Sedan erhalten hatte, versammelte sich Nachmittags ein Häuflein Deutscher zum Gebet in der Kirche Redemption; beim Herausgehen empfieng sie der Ruf: Es lebe die Republik! Ein unheimlicher Klang lag in den sinnlosen Wuth- und Freudetönen des bis in die späte Nacht durch die Straßen strömenden Pöbels. Am folgenden Tag machte sich die Volkswuth über die Bilder des Kaisers her, die mit kindischer Lust vernichtet wurden. Als sich eben der Schwarm der Massen verlaufen hatte, tönte gar hell und rein das Glöcklein der Kirche von Billettes durch die kühlende Abendluft und rief, wie üblich am ersten Montag des Monats, die Gemeindeglieder zur Missionsstunde. Es war ein erhebender Eindruck, den jetzt eben nach jenem Höllenspektakel der einfache Gesang eines deutschen Chorals machte. Man sang: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort! Ein Gebet um Frieden auf Erden und um Erhaltung des Friedens mit Gott machte den Schluß der Abendandacht. Es war die letzte, welche von Deutschen in Paris 1870 gehalten wurde. (Gedenkblätter 2, 105 f.)

Die Melodie: e g e d c g fis e erscheint schon im Klugschen G. 1543 und ist, wie mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen wird, aus den lateinischen Kirchengesängen: Sit laus honos et gloria und Veni redemptor gentium entstanden, welchen Luther bloß eine volksgemäßere Gestalt gegeben hat. Die böhmischen Brüder haben in ihrem G. 1566 dieselbe Melodie für „Sei Lob, Ehr, Preis und Herrlichkeit“ und für „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ vorgezeichnet. Sie hat zugleich die nächste Verwandtschaft mit der Melodie: „Verleih uns Frieden gnädiglich.“ — Besonders interessant ist, daß Balthasar Resinarius unser Lied mit einem Tonsatz geschmückt hat (1544 in Rhaws 123 Gesängen). Ist schon seine Behandlung von Werth, in welcher er bei der ersten Strophe dem Tenor, bei der zweiten dem Discant, bei der dritten dem Baß die Melodieführung zutheilt und das Ganze mit dem Lied „Verleih uns Frieden gnädiglich“ abschließt, so ist der andere Umstand für die Reformationszeit charakteristisch, daß dieser katholische Bischof zu Leipa in Böhmen ein Lied verherrlichen konnte, das ein Wahrzeichen protestantischen Glaubens gewesen ist. Der Ursprung unserer Melodie aus der alten Kirche und der böhmische Boden des Setzers mögen an dieser Unbefangenheit ihren Antheil gehabt haben.

53. Verzage nicht, o Häuflein klein.

Von Johann Michael Altenburg, Pfarrer in Großsommerda bei Erfurt (1584—1640), gedichtet und zuerst erschienen auf einem Einzeldruck 1632 mit dem Titel: „Königlicher Schwanengesang“, sodann in dem von Jeremias Weber, Diakonus an St. Nikolai zu Leipzig, 1638 herausgegebenen G., mit der Aufschrift: „Herzfreudiges Trostliedlein auf das von der evangelischen Armee in der Schlacht von Leipzig am 17. Sept. 1631 geführte Kriegslosungswort: ‚Gott mit uns!‘ gestellet von M. Jo. A., Pfarrherren zu großen Sömmern in Düringen.“

Altenburg, ein in Poesie, Musik und Theologie wohl bewanderter Mann, hatte unter den Nöthen des Kriegs außerordentlich viel zu tragen und mußte sich 1631 von Sommerda nach Erfurt flüchten. Darum war ihm der Sieg der evangelischen Waffen bei Leipzig 7/17. Sept. ein wahrer Freudenstrahl, und seine Seele fühlte sich durch die Losung des Schwedenkönigs „Gott mit uns!" an jenem Tage mächtig gehoben. Dies gab denn Anlaß zu dem vorliegenden Liede, welches sofort dem evangelischen Heere zur Stärkung werden konnte. Altenburg vergleicht darin die evangelische Kirche mit der „kleinen Herde", und spricht ihr gegen den Trotz der Feinde Muth zu: es wird nicht lange währen V. 1. — Er weist sodann V. 2 auf den Herrn im Himmel als den Richter aller Welt. Der „wird durch einen Gideon, den er wohl kennt, dir helfen schon." Es scheint, daß man damals von Gustav Adolf gern unter dem Namen Gideon redete. In dem Augsburger Dankliedlein beim Einzug Gustav Adolfs in Augsburg, April 1632, findet sich die Stelle: „Gedeon von Mitternacht hat die neue Freude bracht; Der mein Augsburg machte frei 2c." — Darum erhebt sich nun auch V. 3 Gustav Adolfs Feldgeschrei in Verbindung mit Jesu Verheißung: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."

Kurz und gut, stramm und muthig tritt dieses Lied ein, und es ist kein Wunder, wenn die Bezeichnung „Gustav Adolfs Feldliedlein" auf die Meinung geführt hat, als wäre der Schwedenkönig wenigstens durch seinen Hofprediger Fabricius der Urheber des Lieds selbst. Mohnike in seinen „hymnologischen Forschungen, Stralsund 1832" beruft sich hiefür auf Simon Wolimhaus in der Schrift: „Zwölf Lutherische Kirchen. Stockholm 1655", wo es heiße: „Vor dieser Schlacht (bei Lützen) sangen Ihre Majestät diesen Schwanengesang, wie auch seine eigene Prophezeiung von seiner hohen Person, welches Dr. Fabricius, sein Beichtvater, aus Ihrer Majestät Munde selbst concipirt, und lauten also: Verzage nicht, o Häuflein klein! Welches auch also geschehen, quia vita et morte triumphavit." Allein abgesehen von den oben angeführten äußeren Gründen spricht hiegegen auch der Inhalt des zweiten Verses, indem nicht anzunehmen ist, daß der Schwedenkönig sich selbst als „Gideon" bezeichnet haben würde.

Muß darum auch dem Lied die Bezeichnung Albert Knapps als „kleine Feder aus dem Adlersgefieder Gustav Adolfs" entzogen werden, so bleibt ihm desto gewisser die ursprüngliche Benennung als sein Schwanengesang. Es war am Morgen des 6/16. Nov. 1632, daß die katholische Armee unter Wallenstein und die evangelische unter Gustav Adolf bei Lützen einander schlagfertig gegenüberstanden. Als die Morgenröthe graute, ließ Gustav Adolf seinen Hofprediger Fabricius rufen und ihn, wie auch bei allen andern Regimentern jeden Feldprediger, eine Betstunde halten. Bei dieser Betstunde sang nun das ganze Heer des frommen Königs Feldliedlein: „Verzage nicht, o Häuflein klein." Er selbst lag dabei auf seinen Knieen und betete inbrünstig. Mittlerweile war ein tiefer Nebel gefallen, der das verhängnißvolle Gefild bedeckte, so daß man nichts unter-

scheiden konnte. Nachdem nun das Heer in Schlachtordnung gestellt war, gab er zum Losungswort der Schlacht das Wort: „Gott mit uns", bestieg sein Pferd, zog sein Schwert, und ritt die Linien des Heeres entlang, die Krieger zum Kampf zu ermuntern. Zuvor aber ließ er mit Pauken und Trompeten die Liedweisen: „Ein feste Burg" und „Es wollt uns Gott genädig sein" spielen, und die Krieger alle stimmten mit Einem Munde ein. Nun fieng der Nebel zu sinken an und die Sonne blickte durch. Jetzt rief er nach einem kurzen Gebet: „Nun wollen wir dran, das walte der liebe Gott!" und bald darauf überlaut: „Jesu, Jesu, Jesu, hilf mir heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!" Dann sprengte er voran dem Feind entgegen, bloß mit einem ledernen Koller gekleidet. „Gott ist mein Harnisch!" hatte er zu dem Diener gesagt, der ihm die Rüstung anlegen wollte. Die Schlacht war heiß und blutig. Gegen elf Uhr des Mittags traf ihn die tödtliche Kugel, und er sank sterbend vom Pferde mit den Worten: „Mein Gott, mein Gott!" Bis die Dämmerung einbrach, tobte und wankte die Schlacht. Endlich aber hatte das evangelische Häuflein den Sieg erlangt, wie sie es prophetisch in der Morgendämmerung gesungen hatten. Wenige Tage vor seinem Ende hatte der König, als sie ihm bei seinem Einzug in Naumburg fast abgöttische Verehrung erwiesen, zu seinem Hofprediger Fabricius gesagt: „Ich sehe wohl, Gott wird entweder mich durch einen zeitlichen Tod wegnehmen oder der Armee ein Unglück begegnen lassen; denn die Menschen verlassen Gott, werden sicher und setzen ihr Vertrauen auf mich und vergessen des Gebets."

Dieser Vorgang der glänzendsten Verwendung des Lieds, in welchem Altenburg so ganz und gar den rechten Ton angeschlagen hatte, war nun Schuld, daß der Name Gustav Adolfs den des eigentlichen Verfassers eine Weile verdeckte; aber auch der Grund, daß es fernerhin im Gedächtniß des evangelischen Volkes blieb.

Caspar Wezel erzählt, ein Mann, Namens Peter Streng, habe oft gesagt, dieses Lied sei ihm lieber als das schönste und größte Haus in Coburg, und es habe ihm in seiner armen Jugend manches Stück Brot verschafft. So gern und begierig hörte man es in Deutschland singen. — Dem edlen Dichter Rudolf Weckherlin mögen die Anfangsworte desselben vorgeschwebt haben, als er in einem Gedicht auf Gustav Adolfs Tod die Worte sang:

Hat schon dein Herkules, Gustav der Groß', mit Muth
Sich durch der Riesen Heer den Göttern zugeschlagen,
So fürcht, o frommer Hauf, du doch nicht ihre Wuth.

In neuerer Zeit aber hat das Gedächtniß des Königs und seines Feld- und Schwanenlieds Gustav Schwab, der edle schwäbische Dichter, auf sinnige Weise in einem Gedicht aufgefrischt, das er beim Gustav-Adolf-Vereinsfeste zu Stuttgart Sept. 1845 vorgetragen hat. Die vier letzten Strophen desselben lauten also:

Zum allerfrömmsten Werk begleitet uns dein Geist:
Dem Docht, der einsam glimmt, Öl zu der Flamme spenden,
Dem Glauben Hütten bau'n, dem Glauben Lehrer senden,
Den Frieden bringen, den des Meisters Mund verheißt.

In Gottes Namen dran! so riefst du vor dem Tod,
Und dreimal ließest du den heil'gen Namen hören,
Den Namen unsres Herrn, der in viel tausend Chören
Durch Erd und Himmel schallt, ein Trost für jede Noth.

In Jesu Namen dran, — an's Werk der Einigkeit!
Du willst der Führer sein — ein jeder wird es kennen,
Du willst der Führer sein — man braucht dich nicht zu nennen,
Du ziehest vor uns her im schlichten Reiterkleid.

Der Schatten winkt, entschwebt, und Nacht bedeckt den Stein;
Doch draußen ist es Tag, und wehen die Standarten.
Hinaus, wo Brüder uns in Drang und Noth erwarten!
Und unser Feldgeschrei? „Verzag nicht, Häuflein klein!"

Einem anderen Helden der evangelischen Kirche, einem Streiter mit dem Schwert des Geistes, Philipp Jakob Spener, war dieses Lied so lieb, daß er es mit den Seinigen jeden Sonntag nach der Mittagsmahlzeit sang. — In neuerer Zeit wird es häufig als Schluß von Gustav-Adolf-Vereinsstunden gesungen. Und wiewohl die von Anfang an dem Liede zugeschriebene Melodie „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn" e e e h a h g fis zu demselben wohl stimmt, so kann sich doch der Verfasser nichts Prächtigeres denken, als wenn eine solche Stunde mit dem Schwanengesang des Königs in jener Schweizerweise f d f b a b $\bar{c}$ $\bar{d}$ schließt, welche sich in Württemberg für das Lied „Geh aus, mein Herz!" eingebürgert hat und von welcher Palmer versichert, die Gesichter der Kinder sehen zweimal fröhlicher aus, so oft sie dieselbe anstimmen dürfen. Obwohl man ihr den Arienursprung anfühlt, so geben doch ihre Töne dem Liede gerade jenen frischen Ton, wie er für ein Feldlied zu wünschen ist.

54. Fahre fort, fahre fort.

Von Johann Eusebius Schmidt (1669—1745), Pastor in Siebeleben bei Gotha, gedichtet und 1704 im Freylinghausenschen Gesangbuch veröffentlicht mit der Überschrift: „Von der Geduld und Beständigkeit."

Das Lied athmet ganz den innigen glühenden Geist des Franckeschen Pietismus, es ist ein Widerhall der biblischen Vorlesungen von A. H. Francke, und man spürt an ihm den Sinn seines Verfassers:

Ich bin ein Bürger und Pilgrim zugleich
und walle nach jenem verheißenen Reich.

Als Ermunterungslied an das neutestamentliche Zion, welches sofort mit seiner Melodie: c d g a h $\bar{c}$, einer Weise voll Kraft und Feuer, hervorgetreten ist, schließt es sich aufs innigste in seinen sieben Versen an die sieben Sendschreiben der Offenbarung Johannis an. Man vergleiche V. 1 „laß die erste Liebe nicht!" mit Offenb. 2, 4; V. 2 „sei bis in den Tod getreu!" mit 2, 10; V. 3 „nimm nicht an den Stuhl des Drachen!" mit 2, 13; V. 4 „laß nur deinen Stern dich leiten!" mit 2, 28; V. 5 „sei nicht

wie die andern todt!“ mit 3, 1; V. 6 „Zion, brich herfür in Kraft!“ mit 3, 8; und V. 7 „laß dich ja nicht laulich finden!“ mit 3, 16.

Was aber auf das gesamte Zion geht, gilt auch der einzelnen Seele, und wie darum dies Lied für die Kirche oft genug zur Mahnung wird, hat es auch im kleinen schon seine Kraft nicht verfehlt. — Aus dem württembergischen Franken kam ein junges Mädchen nach England und verheirathete sich daselbst. Als sie nach Jahren wieder einmal in das Dorf ihrer Heimat kam, hatte jedermann eine Freude über die geistige Reife, zu der sie gekommen war. Am wohlsten that es ihr, als sie zur Kirche gehen durfte, nachdem sie Jahr aus Jahr ein keine deutsche Predigt gehört hatte. Man sang das Lied: „Fahre fort, fahre fort!“ Als die Gemeinde aber an den dritten Vers kam, fieng sie an zu weinen und war während des ganzen Gottesdiensts tief ergriffen. Von jemand hernach befragt, warum sie so betrübt worden sei, erzählte sie, an dieser Stätte hätte einst ihre beste Kamerädin bei der Confirmation jenen Vers als Denkspruch empfangen; sie habe ihn aber nicht befolgt, sei gefallen und im Wochenbette gestorben. Der Vers aber heißt:

Folge nicht, folge nicht,
Zion, folge nicht der Welt!

IX. Gottesdienst.

55. Christ unser Herr zum Jordan kam.

Von Dr. Martin Luther 1541 gedichtet und erschienen auf zwei Einzeldrucken, von welchen der eine, noch in der Meusebachschen Sammlung vorhanden, die Überschrift gibt: „Eyn schönn Lied von vnser heiligenn Tauff, Darin fein kurtz gefasset, Was sie sey? Wer sie gestifftet habe? Was sie nutze?“ Der andere wird von Wackernagel auf Grund des Lübecker Enchiridion 1556 vermuthet, welches jedenfalls dem Lied die Jahreszahl 1541 zutheilt.

Das Lied ist von Luther als ein Lehrlied im Anschluß an Matthäi 3, 13—17., das Taufevangelium, verfaßt, welches nach der Wittenberger Kirchenordnung am Sonntag nach dem Neujahr erklärt werden sollte. Doch hat er hiemit Matth. 28 und Marci 16 verbunden. Zunächst gibt V. 1 die historische Einführung der Taufe am Jordan und V. 2 die dogmatische Fixirung des Sakraments. Dann folgt eine anschauliche Deutung der Taufe Christi auf unsre Taufe, so daß V. 3 die Erklärung: das ist mein lieber Sohn! und V. 4 die Gegenwart der heiligen Dreieinigkeit am Jordan auch auf unser Sakrament anzuwenden ist. Weiterhin schließt sich an der Nutzen der Taufe nach Marci 16 in V. 5 und 6, und endlich gibt V. 7 die vollste Darstellung des Taufgeheimnisses, das dem Glauben zum Segen wird.

Die Grundgedanken des Lieds treten uns bei Luther in Lehr und Leben gar oft entgegen. — Er sagt (Walchsche Ausgabe 7, 1655): „Daß wir aber solches durch den Glauben empfinden und fühlen, da muß der heilige Geist mit seinem Feuer uns erleuchten und anzünden. Weil nun solches alles geschieht bei diesem Sakrament der heiligen Taufe, soll man's billig nicht ansehen, wie's die Kuh ansiehet, daß es Wasser und naß ist, sondern daß es eitel Blut des Sohnes Gottes und eitel Feuer des heiligen Geistes ist, darinnen der Sohn durch sein Blut heiliget, der Geist durch sein Feuer badet, der Vater durch sein Licht und Glanz lebendig machet, also daß sie alle drei persönlich gegenwärtig und zugleich einerlei göttlich Werk ausrichten und alle ihre Kraft in der Taufe ausschütten." — Und wiederum wird erzählt: „Luther fragte einmal seine Ehefrau, ob sie auch glaubte, daß sie heilig wäre. Da verwunderte sie sich und sprach: ‚Wie kann ich heilig sein, bin ich doch eine große Sünderin?‘ Darauf sagte Dr. Martinus: ‚Sehet nur da den päpstlichen Greuel, wie er die Herzen verwundet, also daß sie nichts mehr sehen können, denn nur die äußerliche persönliche Frömmigkeit und Heiligkeit, so ein Mensch selber vor sich thut.‘ Und er wandte sich zu ihr und sprach: ‚Glaubest du, daß du getauft und eine Christin bist, so mußst du auch glauben, daß du heilig bist. Denn die heilige Taufe hat solche Kraft, daß sie die Sünden ändert und verwandelt, nicht daß sie nicht mehr vorhanden wären und nicht gefühlet würden, sondern daß sie nicht verdammen. Der Taufe Wirkung, Macht und Kraft ist so groß, daß sie alle Anfechtungen aufhebt und wegnimmt.‘" (Luthers Tischreden. Walchsche Ausgabe. 22, 848.)

Bei Vers 6 erzählt Avenarius in seinem Liederkatechismus: „Ein Bürger von Meinungen, der vorher lüderlich und gottlos gelebt, hörte 1684 bei der Taufe seines Kindes in der Kirche die Worte singen:

> Wer nicht gläubt dieser großen Gnad,
> der bleibt in seinen Sunden
> Und ist verdammt zum ewigen Tod
> tief in der Höllen Grunde.

Da war es nicht anders, als ob er von einem heftigen Donnerknall erschreckt würde, so daß er zitterte und bebte und nicht wußte, wie ihm geschah. Zu Haus war er ganz in sich gekehrt und betrübt, statt sich mit der Taufgesellschaft zu unterhalten. Er gieng öfters von seinen Gästen weg, nahm sein Gesangbuch und las diesen Vers immer wieder durch. Als er nun die Gefahr sah, darin er steckte, nahm er sich vor, von seinem wilden, wüsten Leben abzustehen, erzählte dies seinem Beichtvater und fieng auch in der That ein neues Leben an, worauf er nach etlichen Jahren selig verschieden ist."

Auf den letzten Vers findet am meisten Anwendung, was Cyriakus Spangenberg vom Ganzen sagt, es sei eine kleine Taufpostille. Darum wird dieser Vers oft auch allein in die Gesangbücher aufgenommen und zum Beginn des Sakraments gesungen. Er lautet:

Das Aug allein das Wasser sieht,
wie Menschen Wasser gießen:
Der Glaub im Geist die Kraft versteht
des Blutes Jesu Christi,
Und ist vor ihm ein rothe Flut,
von Christus Blut gefärbet,
die allen Schaden heilen thut,
von Adam her geerbet,
auch von uns selbst begangen.

Daß sich hierin die ganze lutherische Fassung des Sakraments zusammendrängt, beweist die Bemerkung von Jeremias Weber in seinem Leipziger Gesangbuch, daß zwei calvinische Gesangbücher in Zeile 7 das Wörtlein „die" in „das" verändert haben. Er sagt, es sei geschehen, weil „sie die Kraft der Taufe leugnen und nicht zulassen, daß wir dadurch wiedergeboren werden. Ziehen also in dem Wort ‚das' alles auf Christi Blut und reißen Tauf und Blut von einander. Siehe, so viel liegt an einem kleinen Wörtchen!" (Schamelius, Liedercommentar.) Gründlicher und über das Maß hinausgehend, aber auch für die Gemeinde bräuchlicher ist der Vers umgestaltet worden in der Lesart des Württemb. Gesangbuchs:

Mehr sieht das Aug im Taufen nicht,
als bloßes Wasser gießen;
Der Glaube sieht durch höhres Licht
das Blut des Bundes fließen.
O heilige, o theure Flut,
wasch unser krank Gewissen;
o Geist, durchs Wasser und durchs Blut
laß auf uns Gnade fließen
und mach uns rein von Sünden!

Die Melodie aus D moll: d f g a g $\bar{c}$ h a, dorischer Tonart mit Schluß in der äolischen, ist dem weltlichen Volksgesang entlehnt und findet sich zuerst in Walthers Chorgesangbüchlein 1524 auf das Lied: „Es wollt uns Gott genädig sein." Von diesem hernach weggedrängt (S. 114) erscheint sie 1543 im Klugschen Gesangbuch in Verbindung mit unsrem Lied. Sie ist aber zu demselben wie gemacht. Schon Cyriakus Spangenberg sagt in der Cithara Lutheri: „Ich schweig jetzt der schönen Melodey und Weise, die dieser Psalm hat, so gar gravitätisch und artlich gestellet, daß gleich die Noten mit ihrem Ton wie in einer Aktion augenscheinlich zeigen, als würde in unserer Gegenwart gehandelt, davon wir singen. Und wenn dann irgend ein Gnadenwörtlein kommt, hat es eine sonderlich tröstliche Resonanz, damit gleich der Geist in uns erwecket und getröstet wird." — Aber auch Winterfeld (I, 44 f.) erklärt: „Sie mochte durch ihren eigenthümlichen Ernst und ihre letzte nach einem vollen Schluß in der Grundtonart wieder über dieselbe hinausgehende Zeile für Luther ein Antrieb sein, ihr sein Katechismuslied von der Taufe anzupassen, in welchem jede letzte Zeile seiner sieben Strophen mit besonderem Nachdruck eine Lehre, einen Aufruf, eine Verheißung einprägt. So erscheint sie dem Liede nunmehr völlig verwachsen und wie mit ihm unmittelbar entstanden."

56. Laß mich dein sein und bleiben.

Von Dr. Nicolaus Selneccer (1530—1592), dem vielgeübten Jünger der Reformationszeit, als sein tägliches Gebetlein gedichtet und erschienen in „Passio. Das Leiden vnd Sterben vnsers Herrn Jesu Christi. Durch Nic. Selneccerum. Heinrichstadt bei Wolfenbüttel 1572", hernach in „Christliche Psalmen, Lieder und Kirchengesenge. Durch D. Nic. Selneccerum. Leipzig 1587."

Der Hymnologe Caspar Wetzel behauptet, er habe den Vers als Schluß zu dem Kohlrosschen Gesange gedichtet: „Ich dank dir, lieber Herre!" Ist er mit demselben oftmals gesungen worden, so hat er doch seinen Werth auch als einzelnstehender Vers am Schlusse vieler Gottesdienste bewiesen. Er lautet:

> Laß mich dein sein und bleiben,
> du treuer Gott und Herr;
> Von dir laß mich nicht treiben,
> halt mich bei deiner Lehr.
> Herr, laß mich nur nicht wanken,
> gib mir Beständigkeit;
> dafür will ich dir danken
> in alle Ewigkeit!

Dies „Gebetlein" sammelt Selneccers Glaubensgeist wie seine tausendfältige Anfechtung für das Evangelium in einen kleinen Brennpunkt, und darum ist es ein Kleinod der zum Gottesdienst versammelten Kirche geblieben. — Der Schluß „in alle Ewigkeit" erinnert an die schöne Stelle in der Vorrede zu den Psalmen 1572: „Wissen wir doch, daß unser Harmonie Gott angenehm ist und wir mit allen Engeln und Seligen Gott in Ewigkeit loben und ihm singen und danken werden, wie denn unsre jetzige christliche Musika auf Erden anders nichts ist, denn ein Vorschmack und Vorlauf des ewigen Lebens; da wir allhier nur intoniren und Antiphonas anstimmen, bis wir durch den zeitlichen Tod Introitus und Sequenz und im ewigen Leben das rechte Completorium und Hymnos singen werden in alle Ewigkeit."

Als Christian Scriver, der edle Lehrer unserer Kirche, 1693 auf seinem Sterbebette lag, fragte ihn seine Gattin am Tag vor seinem Tode, ob er denn auch Jesum noch im Herzen habe, und er antwortete mit deutlicher Stimme: Ach ja, ich schmecke und sehe, wie freundlich der Herr ist! Als ihm aber am Anbruch des folgenden Tags die Seinen das Gebet aus dem Arndtschen Paradiesgärtlein „Vom seligen Ende" beteten, jauchzte er auf einmal: „ich bin froh!" und schloß mit dem Gebetlein: „Laß mich dein sein und bleiben, du treuer Gott und Herr!" In kurzem war er entschlafen.

Es ist dem Verfasser eine schöne Erinnerung, wie einst ein altes Weiblein auf ihrem Sterbebette, nachdem eine tiefgreifende Unterredung vorausgegangen war und sie nach derselben das heilige Abendmahl mit bußfertigem Herzen empfangen hatte, die ganze Feier abschloß mit dem Gebetlein: „Laß mich dein sein und bleiben!"

Selneccer war in der Musik tüchtig bewandert, wie er denn sagte: „Ein gut Melodey und schöner Text erfrischet Leib und Seel!"

und hat in Leipzig den Thomaschor begründet, welcher noch heute blüht. So hat er denn auch seinem Gebetlein eine Melodie in vierstimmigem Satz gegeben. Doch konnte sie sich nicht im kirchlichen Gebrauch erhalten, und so singt man gewöhnlich das Lied nach: „Herzlich thut mich verlangen."

57. Ach bleib mit deiner Gnade.

Von Dr. Josua Stegmann (1588—1632), Professor der Theologie an der Universität Rinteln in Thüringen, erschienen in: „Ernewerte Hertzen-seufzer, darinnen Zeitgebetlein uff die bevorstehenden betrübte Kriegs-, Theurung- und Sterbezeiten gerichtet. Lüneburg 1630", als ein einem Gebet „um Benedeiung und Erhaltung des lieben Predigtamtes" angehängter Schlußreim. Hier betet er unter anderem: „Herr Jesu, du Doktor mit der gelehrten Zungen, du Lehrer der Wahrheit! . . . siehe an unsere Noth, und hilf uns, unser Elend, und errett' uns. Deine Kirche stehet wüste, die Engel des Friedens weinen bitterlich, die Mundboten des Heils gehen traurig, die Wächter deines Volks rufen erbärmlich, daß deine Kirch zum Bett der Drachen und dein Erbe zur Weiden der Straußen gemacht wird. Die Feinde deiner Kirchen fahren daher gewaltiglich, die falschen Lehrer verführen unzählich; ihr Mund redet Lügen, ihre Zunge dräuet Verderben. Für solchen Seelenverderbern behüt uns gnädiglich; schneide ab die Zunge, die wider dich krieget, daß wir uns nicht bewegen lassen von dem rechten Sinn, sondern festhalten ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann, ob dem Wort, das unsere Seelen selig machet!"

Diesem innigen Seufzer entspricht unser Lied in seinen ebenso einfachen als tiefgreifenden Gebetsworten. Es hat zu seinem Grundton das Wort der beiden Jünger zu Emmaus: „Herr, bleibe bei uns!" V. 1 legt diese Bitte einfach dem Herrn Jesu vor. V. 2—6 entwickelt sie im einzelnen. Bleibe bei uns mit deinem Wort als unser Erlöser V. 2, mit dem Glanz deines Geistes als sicher führende Wahrheit V. 3, mit deinem Segen als reicher Herr der Kraft V. 4, mit deinem Schutz als Kraftheld im Kampfe V. 5, mit deiner Treue als Fels in der Stunde der Noth V. 6. — Für die letzte Noth ist zum Abschluß in unsrem Jahrhundert V. 7 hinzugedichtet worden:

Ach bleib mit deinem Frieden
bei uns auch noch im Tod,
Und sprich uns zu, den Müden:
ihr seid versöhnt mit Gott!

V. 1 ist ein tiefgegriffener Seufzer in der Noth gegen den bösen Feind. — Der Dichter bot ihn seinen Amtsbrüdern dar, damit sie dadurch zu herzgründlicher Andacht und eifriger Übung des lieben Gebets in den betrübten Zeiten Anlaß hätten und im Heiligthum des Herrn bei den „täglichen Betmessen" wohlklingende Glöcklein wären. Hatte er ja doch in den letzten zehn Jahren seiner Wallfahrt durch tiefe Wasser zu gehen, und mit ihm sein ganzes Volk. Abgesehen von den Kriegsnöthen gewöhnlicher Art, dem Leben auf

der Flucht vor dem Kriegsvolk, Hunger und Kummer, brach ihm zuletzt der Hohn seiner Feinde, der Mönche, das Herz in der Hälfte seiner Tage (3, 129 ff.). — So ist denn sein Seufzer oft genug in Nothzeiten erschollen. Der bekannte Stadtpfarrer Pregizer zu Haiterbach auf dem württembergischen Schwarzwald ließ es am Ende des vorigen Jahrhunderts fast regelmäßig bei den Betstunden singen, die er während der größten Kriegsnoth alle Morgen unter großem Zudrang Einheimischer und Auswärtiger hielt.

V. 2 ist bei dem feierlichen Anfang des Norddeutschen Reichstags erschollen, als am 19. Juli 1870 der König seine Getreuen beim Beginn des Kriegs mit Frankreich um sich sammelte. Damals scharte sich eine ungeheure Menge in dem Dom zu Berlin, und während zum Beginn des Gottesdienstes die Gemeinde sang: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen!“ schloß die kräftige Predigt des Generalsuperintendenten Hoffmann über das Psalmwort: „Mit Gott wollen wir Thaten thun!“ ab mit dem flehenden Gesange:

Ach bleib mit deinem Worte
bei uns, Erlöser werth,
Daß uns beid hier und dorte
sei Güt und Heil beschert!

V. 3 ist besonders schwungvoll. Pulverdampf war ja in jenen Zeiten genug zu schauen, aber wenig Sonnenglanz des Lebens und Friedens; Schanzen warf man viele auf, die nichts halfen, aber die Schanze der Wahrheit ist das einzig Feste. — Ein Mann, welcher überaus strebsam und ein Liebhaber guter Schriften war, ohne daß er in der Bibel selbst sich heimisch gemacht hätte, kam in ein Haus, wo er eine Bibel antraf, in welche die Frau des Hauses eingeschrieben hatte: „31. Mai. Die Bibel das dreißigstemal durch Gottes und seines heiligen Geistes Gnade durchgelesen“; und dabei den Zusatz: „Herr, erhalte in mir die Liebe zu deinem Worte, das meinem Munde süßer ist, denn Honig und Honigseim!

Ach bleib mit deinem Glanze
bei uns, du werthes Licht;
Dein' Wahrheit uns umschanze,
damit wir irren nicht!“

Durch das Lesen dieser Linien wurde er tief erschüttert, und schaffte sich sofort eine Bibel an, die er von da an täglich gebrauchte und die ihm noch mehr das wurde, was ihm zuvor Arndts „Wahres Christenthum“ gewesen, sein Seelenschatz. Er las jetzt jedesmal vor dem Essen sein Kapitel; denn er sagte, erst dann könne ihm und seinem Weib das Essen schmecken und erst dann könne er beten: „Wir danken Gott für seine Gaben — Er woll uns speisen mit seinem heiligen göttlichen Wort, auf daß wir satt werden hier und dort.“ (Basler Sammlungen. 1808.)

V. 5. Schutz und Schirm suchten manche in Zeiten der Belagerung in unsrem Lied. So schreibt Max Reichardt zu Straßburg im August 1870: „Sonntag ists gewesen heute, gepredigt habe ich auch; aber keine Glocke hat uns mehr zusammengerufen,

kein Gotteshaus hat uns mehr in seine Räume aufgenommen, kein Orgelton hat uns mehr durch die Hallen gebraust. Unsre Kirche ist ein ‚Kripplein‘ unter der Erde gewesen, ein Gewölbe im protestantischen Gymnasium, das Flüchtlinge, Abgebrannte, Kranke, Alte und Kinder aufgenommen hat; mehr denn zweihundert an der Zahl. Die Glocke, die uns zusammentrieb, war das unaufhörliche Krachen der Granaten und Bomben, die über uns und um uns her flogen; und nur leise hat aus schluchzendem Herzen der Choral geklungen:

Ach bleib mit deinem Schutze
bei uns, du starker Held,
Daß uns der Feind nicht trutze
noch fäll die böse Welt!“

V. 6 erinnert uns an jenes schöne Wort, das die Nürnberger Gesandten 1530 vom Reichstag zu Augsburg nach Hause schrieben: „Gott wolle nunmehr Beständigkeit verleihen!“ — Sehr tief quoll dieser Vers aus dem Herzen von Missionar Kühne nach vierjähriger Gefangenschaft zu Kumassi im Land Asante am Ende des Jahres 1873: „So hat uns der Herr gnädig durch ein schweres Jahr hindurchgeholfen. ‚Ach bleib mit deiner Treue . . . hilf uns aus aller Noth!‘“

V. 7. Den Schlußaccord mag uns die Erfahrung des geistreichen und tief gebeugten Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen illustriren. Er wünschte bei seiner letzten Krankheit anfangs sehnlich seines Leibes Genesung und hoffte eine Erhörung, wie einst Hiskia. Auf Stunden der Freudigkeit folgten wieder Stunden der Klage; doch war es kein trotziges und kein verzagtes Klagen. Besonders tröstlich war ihm das Wort: „Laß dir an meiner Gnade genügen!“ und sein Lieblingslied in dieser Zeit wurde das Lied: „Ach bleib mit deiner Gnade!“ welches ihm die Königin an jedem Abend vorlesen mußte. Auch in der letzten dunkelsten Zeit seines Leidens, wo ein Theil seiner Glieder gelähmt und der Gebrauch der Sprache unmöglich geworden war, erbaute er sich noch am Worte des Herrn und hob seine beiden Hände weinend auf zu seinem Gott, bis es ihm nach dem Worte gieng: „Und sprich uns zu, den Müden: ihr seid versöhnt mit Gott!“ (Heinrich, Liedersegen. 1864.)

Melodie: Christus, der ist mein Leben.

Wie Lied und Weise eine schöne Wirkung als Abendsegen erzielten, tritt uns in folgender Erzählung vor die Seele. Als im J. 1815 Paris zum zweitenmal von den Verbündeten eingenommen war und die siegreichen Heere in die Heimat zurückmarschirten, kam ein russischer Oberst zu einer Familie ins Quartier. Das war ein lieber, freundlicher Mann. Er hatte die Brust voll blanker Ordensbänder, aber die schönsten Orden waren doch seine beiden treuen Augen; die hatte sein rechter Kaiser, unser Herr im Himmel, ihm aus Gnaden verliehen. Und mit diesen Augen sprach er viel mehr, als mit dem Munde. Wie man nun am zweiten Tage zu Mittag gegessen und er ein wenig ausgeruht hatte, was solch einem Kriegsmann selten genug kommt, rief er den Hausherrn in seine Stube herein. Er öffnete einen

Koffer und brachte ein schönes Kästchen heraus. In dem aber lag ein Buch, in blauen Sammt gebunden und mit silbernen Figuren kostbar verziert. Er schlägt es auf, zeigt es ihm und spricht: „Das is Bibel — das ich alle Tag les.“ Der Hausherr sah hinein, es war eine russische Bibel. Der Russe wollte jetzt mit ihm davon reden, aber fand die deutschen Worte nicht; bloß an seinen Augen konnte man merken, daß er von der Herrlichkeit und dem Trost des Evangeliums reden wollte. Abends sitzen sie abermals beisammen, und weil die Musik eine Sprache ist, die der Russe und der Deutsche und jedermann versteht, der ein menschlich Herz in seiner Brust trägt, so setzt sich der Herr des Hauses an's Clavier und spielt ihm etwas, wie es ihm in den Sinn kommt. Der Oberst hört eine Weile zu und spricht dann: „Du, spiel sick so, wie thun die Leut, wenn sie beten zu Gott in der Kirk!“ Drauf merkt der Spielende, daß er einen Choral hören will, und fängt einen solchen an. Der Oberst geht still in die Nebenstube, läßt aber die Thür ein wenig offen, daß er alles hören kann, und der Andere spielt seinen Choral weiter. Wie derselbe zu Ende ist und drinnen alles still bleibt, schaut er hinein. Siehe, da liegt der alte Kriegsmann auf den Knieen, hat das Gesicht auf seine gefalteten Hände gedrückt und betet. Dem Hausherrn fährt ein Schauer durch seine Seele, er kehrt um und stimmt das Lied an: „Ach bleib mit deiner Gnade.“ Wie er das zu Ende gesungen, kommt der Oberst herein. „Nun ick dank!“ sagt er, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und spricht: „Jesus Christ mit dir!“ drückt ihm die Hand, schaut ihn an und sagt: „Gott segne!“ Sie sagen sich gute Nacht. — Ist das nicht eine schöne Abendstunde gewesen? (Christlicher Hausfreund.)

58. Herr Jesu Christ, dich zu uns wend.

Von Herzog Wilhelm II. zu Sachsen-Weimar (1598—1662), einem der tapfersten evangelischen Glaubens- und Kriegshelden im dreißigjährigen Krieg (3, 110 ff.), gedichtet und zuerst gedruckt in Niedlings Altenburgischem Handbüchlein 1638, unter der Überschrift: „Frommer Christen Herzensseufzerlein um Gnade und Beistand des heiligen Geistes bei dem Gottesdienst vor den Predigten.“

Das Lied, von welchem Blumberg (Zwickauisches Gesangbuch 1710) berichtet, daß es der Herzog gedichtet habe, als er durch den Blick des leidenden Heilands auf einem Kruzifix tief gerührt worden sei, ist ein lieblicher Psalm zum Anfang des Gottesdienstes, ebenso innig und herzlich wie klar und einfach, so daß es sich bald den Gemeinden fast unentbehrlich machte. Nachdem es lange zuvor schon vor dem Vaterunser auf der Kanzel gesungen worden war, wurde es 1678 durch ein förmliches Mandat des Kurfürsten Johann Georg II. in den gesamten kursächsischen Landen zum „Kanzellied an allen Sonn- und kleinern Festtagen“ bestimmt, und demzufolge auch sonst fast überall unmittelbar vor der Predigt gebraucht. So ist es auch in dem Gottesdienstformular der Stuttgarter Hofkirche, welches am 13. Juni 1714 zur Nachachtung fürs ganze Württemberger Land

publicirt worden ist, angeordnet. Neben diesem Lied wurden zu genanntem Zweck meist auch die Lieder: „Liebster Jesu, wir sind hier“ oder „Nun bitten wir den heiligen Geist“ gebraucht.

Das siebenjährige Töchterlein des Todtengräbers Hoppe in Cammin hatte der Herr im März 1855 auf sein Todtenbettlein gelegt. Als das Kind selbst fühlte, daß es von hinnen gehen solle, betete es mit vernehmlicher Stimme den Vers:

Thu auf den Mund zum Lobe dein,
bereit das Herz zur Andacht fein;
Den Glauben mehr, stärk den Verstand,
daß uns dein Nam werd wohl bekannt!

Nach einiger Zeit betete sie dieselben Worte und fiel in einen sanften Schlummer. Plötzlich schlug sie die Augen auf und rief: „Siehst du nicht, Mutter, da kommt er ja schon; sieh doch, der liebe Heiland mit allen seinen Engeln!“ Dann streckte sie die Hände aus, rief alle Anwesenden mit Namen und küßte jeden Einzelnen zum Abschied. Zuletzt nach allen rief sie die Mutter noch einmal zu sich und sprach zu ihr mit bereits gebrochener Stimme:

Thu auf den Mund zum Lobe dein —,
bereit — das Herz — zur Andacht fein!

Mutter, den Vers laß ich dir zurück, den Vers mußst du oft beten; darnach mußst du thun, dann kommst du auch hin, wo ich hingehe! Darauf streckte sie ihre Hände mit verklärtem Angesicht nach oben: „Nun gehe ich — zu meinem Heiland!“ Jetzt brachen ihre Augen, und nach dreistündigem, zuerst schwerem, dann immer leiser werdendem Athmen war sie heimgegangen. Am 9. März legte sie ihr Vater ins Grab. (Heinrich, Liedersegen. 1864.)

Auf merkwürdige Weise trat einmal gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der dritte Vers der Gemeinde zu Hirschberg in Schlesien in den dicht gefüllten Hallen der großen Kirche daselbst entgegen. Es war der elfte Sonntag nach Trinitatis. Nach dem Eingang hatte der Prediger unser Lied als Kanzellied angegeben, ehe er in seiner Predigt von der Majestät des unerforschlichen Gottes reden wollte. Ganz schlicht und einfach begann der Organist Gottlob Kühn mit seinen Orgeltönen den Gesang zu führen. Als aber die Gemeinde die Worte gesungen hatte: „Bis wir singen mit Gottes Heer“, ließ er mit einemmal die Orgel verstummen, und eine plötzliche und tiefe Stille herrschte in der ganzen Kirche. Da regten sich die vier goldenen Engel, hoch zu beiden Seiten des Orgelwerkes; es murmelte der Donner der Pauken ganz allein, ohne Begleitung, wie aus dem fernsten Dunkel der Wohnung des Allmächtigen, und — verstummte dann wieder. Nun aber ließ der Organist mit einemmal die vollen Register samt dem Glockenspiele tönen zum Gesang der Worte: „Heilig, heilig ist Gott der Herr!“ Hernach tönte das Glockenspiel noch fort und verlor sich erst allmählich wie in die weiten Räume des Himmels hinein. Alle Herzen waren dadurch im Innersten ergriffen. (Heinrich, Erzählungen. 1849.)

Die Melodie g h $\overline{\text{d}}$ h a h $\overline{\text{cis}}$ $\overline{\text{d}}$ steht erstmals im Gothaer Cantional, zweite Ausgabe 1651, mit der Angabe Incerti, so daß also ihr Sänger unbekannt geblieben ist.

59. Schmücke dich, o liebe Seele.

Von Johann Franck, dem tiefpoetischen und gottesfürchtigen Rechtsanwalt und späteren Bürgermeister zu Guben in der Niederlausitz (1618—77), samt der Melodie erschienen in Crügers „Geistlichen Kirchenmelodieen, Berlin 1649."

Es ist das salbungsvollste aller Abendmahlslieder, dessen Gedankengang kurz sich also darstellt. Der Ausgangspunkt ist die Ermunterung des Sängers an seine Seele: Schicke dich, zu empfangen deinen Herrn! V. 1, und: Wie soll ich dich empfangen? V. 2. Im Mahl des Neuen Bundes ist er dein Bräutigam vom Himmel, du die Braut im heiligen Schmuck. — Der Inhalt des Lieds aber ist ein Gespräch der Braut mit dem Bräutigam über das hohe Gut des Sakraments. Die Braut bewundert den hohen Werth der heiligen Gabe V. 3, erzählt ihr Liebesverlangen nach des Bräutigams Gaben V. 4, rühmt das tiefe Geheimniß V. 5 und Wunder des Sakraments V. 6. — Von den Wundern göttlicher Liebe hingenommen, fällt sie nieder und betet an. Es verlangt sie, die volle Gabe des Herrn, der ihr Ein und Alles ist, würdig zu genießen V. 7; sie preist die im Abendmahl sich uns darstellende Liebeshingabe Jesu bis in den Tod V. 8, und sie bittet, vom Abendmahlstisch der Erde einst zum himmlischen erhoben zu werden V. 9. — Es ist wohl keine Frage, daß einzelne besonders innige Stellen in ihrem sprachlichen Ausdruck für das Kirchengesangbuch eine Änderung erleiden müssen. So in V. 2 der schöne, aber mißdeutbare Schluß: „Komm, mein Liebster, laß dich küssen, laß mich deiner nicht mehr missen!" wo die einfache Änderung mir am meisten einleuchtet: „Komm, mein Heil, laß dich umfassen, von dir will ich nicht mehr lassen!" — Sodann mag das „Wittern" in V. 5 kecklich auf die Seite gethan werden. Die Lesart: „Heilge Lust und tiefes Bangen nimmt mein Herze jetzt gefangen", ist wohl zu billigen. — Dagegen scheint es doch schwieriger, auch den volltönenden Schluß von V. 3 abzuthun: „Weil in allen Bergwerksgründen kein solch Kleinod ist zu finden, das die blutgefüllten Schalen und dies Manna kann bezahlen." Warum diese Worte nach Wackernagels Ausspruch „dem heiligen Gral nicht ähnlich lauten" dürfen, ist doch nicht so einleuchtend; die Stelle selbst aber hochpoetisch.

Die Weise, welche Johann Crüger dem Lied Francke's mit auf den Weg gegeben: a g f g a c b a, ist demselben überaus angemessen. Von Winterfeld sagt von ihr, es spiegele sich die innige Sehnsucht nach lebendiger Einigung mit dem Heilande darin ab; und schon ein alter Musikus gab nach Avenarius Bericht folgendes Urtheil über sie: „Wenn die Engel im Himmel eine zu diesem Gesang wohl anständige Melodie hätten sollen vorsingen, so würden sie keine bessere haben erdichten können, als diejenige gerathen, die

zu diesem Lied eigentlich gehöret." Keyser, G. Fr. Händel, Telemann und Bach haben sie in ihren Tonwerken aufgenommen, vielfach mit dem Vers: „Ach, wie hungert mein Gemüthe."

Das Lied ist bald nach seinem Erscheinen in kürzester Zeit fast allenthalben öffentlich eingeführt worden. Selbst die bekehrten Malabaren singen es in ihrer Zunge bei ihren heiligen Liebesmahlen. — Avenarius, Prediger in Schmalkalden, erzählt in seinem Liederkatechismus 1714, es sei in seiner Gemeinde ein frommer und begüterter Bürger gewesen, der eine so große Liebe zu diesem geistreichen Liede getragen, daß er, so oft er zum heiligen Mahl gieng, dem Cantor Geld zu einer Maß Wein schickte, damit er ihm ja solches unter der Communion singen möge. — In Sachsen-Meiningen hieß es zu derselben Zeit „das Fürstenlied", denn der Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen ließ es sich jedesmal zum heiligen Abendmahl singen und sang es mit ganz besonderer Seelenvergnügung. Der Hofbediente, der es beim Cantor bestellte, sagte nur: „Des Herzogs Lied soll gesungen werden." — Jetzt noch ist dasselbe in vielen Gemeinden das stehende Abendmahlslied, dessen Weise während der Feier selbst seine ganze Innigkeit den Communikanten auf die Seele legt.

Am meisten Eindruck machte wohl immer nächst dem wahrhaft prächtigen ersten Vers die Stelle: Ach, wie hungert mein Gemüthe! — Eine evangelische Gräfin kam zu Anfang des 18. Jahrhunderts im Östreichischen auf einer Reise nach Wien zu einer ganz besondern Abendmahlsfeier. Da fand sie nemlich in dem Dorfwirthshaus, in welchem sie unterwegs übernachten mußte, Bauersleute an einem Tisch versammelt, um, wie sie öfters thaten, bei einer auf den Tisch gestellten Kanne Bier christliche, erbauliche Gespräche zu führen und das Abendmahl gemeinschaftlich zu genießen. Die Kanne sollte sie sicher stellen, als wären sie bloß des Trunkes halber beisammen; denn es war ihnen strenge verwehrt, nach Christi Einsetzung das Abendmahl zu feiern und das Evangelium frei zu gebrauchen. Als nun die Gräfin ihr Vorhaben erkundet hatte, ließ sie ihnen durch den Wirth den Wunsch ausdrücken, ihrer Andachtsfeier auch beizuwohnen, indem sie sich als evangelische Glaubensgenossin zu erkennen gab, und setzte sich dann mitten unter sie. Da sang denn nun dieses Häuflein Communikanten von seltener Art mit tiefster Herzensbewegung und Vergießung vieler Thränen den Vers, in dem es heißt: „Ach, wie pfleg ich oft mit Thränen mich nach dieser Kost zu sehnen!" (Sammlung auserlesener Materien zum Bau des Reichs Gottes. 9.)

Eine Frau, welche von Halle in Sachsen mit ihrem Mann nach Amerika ausgewandert war, mußte es erleben, daß ihr Mann zu den Separatisten sich hielt und seine späteren Kinder nicht taufen, auch seine Frau mit den älteren nicht zum Abendmahl gehen ließ. Sie wurde von einem Schlagfluß getroffen, und so konnte sie auch das gepredigte Wort nicht mehr hören. Je länger je mehr regte sich bei ihr eine Sehnsucht nach Wort und Sakrament, allein bei dem Manne war kein Verständniß dafür. Als sie aber von einer

schweren Krankheit überfallen wurde und nun merkte, daß es zum Sterben gehe, konnte sie sich nicht mehr länger halten, sondern brach in Anwesenheit ihres Mannes und ihrer Kinder in die Worte aus: „Jetzt hab ich lange genug Hunger und Durst nach dem heiligen Abendmahl gelitten. Seit achtzehn Jahren seufze ich darnach; bei mir heißt es recht, wie im Liede: ‚Ach wie hungert mein Gemüthe, Menschenfreund, nach deiner Güte!‘ Ach, thut doch Barmherzigkeit an mir und helft mir, daß ich noch vor meinem Ende dieses Mahles theilhaftig werde!“ — Jetzt riefen sie den Pastor Mühlenberg, und als er kam, erquickte sich die todesmatte Frau herzlich an seinem Wort und genoß mit inbrünstiger Andacht das ersehnte Mahl. Bald durfte sie heimgehen; die Eindrücke aber in jener Stunde waren der Antrieb für ihren Mann, sich der Kirche wieder anzuschließen und als lebendiges Glied der Gemeinde Germantown sich zu bewähren. (Christenbote 1864.)

Den innigsten Gebetston athmet Vers 7: „Jesu, meines Lebens Sonne!“ Dieser und der Schlußvers stellen das Sakrament als die höchste Stufe eines Mahls auf Erden dar; und wenn es am Schluß heißt: „Daß ich auch, wie jetzt auf Erden, mög dein Gast im Himmel werden!“ ähnlich wie beim gewöhnlichen Essen: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!“ so hat man im Württembergischen den Abgesang des siebenten Verses: „Laß mich würdiglich genießen dieser deiner Himmelsspeise mir zum Heil und dir zum Preise!“ zu einem Tischgebete verwendet: „Jesu, segne diese Speise uns zur Kraft und dir zum Preise!“ Ein neuer Beweis von der durchschlagenden Kraft dieses Liedes.

60. Liebster Jesu, wir sind hier, dich und dein Wort.

Von Tobias Clausnitzer (1618—84) als Oberpfarrer zu Weyden in der Oberpfalz gedichtet und zuerst gedruckt im Altdorfer Gesangbuch 1671 und im Nürnberger 1677.

Wimmer nennt dieses „Kanzellied“: „Rede mit Gott, ehe er mit uns redet“ oder: „Seufzer vor der Predigt.“ Der Gedankengang ist: V. 1. Wie in Cornelii Haus sind wir versammelt, zu hören Gottes Wort, und wir bitten um den rechten Herzenszug nach oben. Schamelius: „Was ist der Zug des Vaters? Wenn man durchs Wort gerühret wird, daß man aufmerket und sich mit seiner Herzensandacht in Himmel schwinget. Sursum! Hoheslied 1, 4. Betest du auch unter der Predigt, daß dich Gott denselben erfahren lasse?“ — V. 2. Wir bedürfen der Erleuchtung deines Geistes, denn ohne dich können wir nichts thun; und was unsere Vernunft betrifft, so ist sie, wie Claudius so schön sagt, ein „Strahl Gottes, aber das radikale Böse hat ihr die himmelblauen Augen verderbt.“ — Darum V. 3: du Licht vom Licht, öffne Herzen, Mund und Ohren! Denn „Herzen und Ohren lassen sich nicht trennen. Das Wort Gottes ist kein Schall und Hall, der in der Luft zerfähret!“ Schamelius. Also rufen wir: O Herr, hilf; o Herr, laß wohl gelingen!

Ein Bürger zu Zwickau kniete, so oft dieses Lied beim öffentlichen Gottesdienst angestimmt wurde, nieder, und sang solches recht andächtig mit. Als er von seinem Nachbar befragt wurde, warum er solches thue, gab er zur Antwort: „Mein Freund! Ich habe viel hundert Predigten gehört, aber ohne alle Frucht und Nutzen, anjetzo aber gehen mir die Augen auf, daß ich sehe, woran es mir gefehlet, nemlich an Andacht und Eifer. Damit nun alle irdischen Gedanken von mir weichen, bitte ich Gott fußfällig und demüthig, daß er mein Herz in dieser Stunde zu sich ziehe und ich also nicht ein bloßer Hörer, sondern auch ein Thäter seines Wortes werden möge, worauf ich auch bisher eine selige Veränderung an meinem Herzen gespüret." (Seiffart an Avenarius. 1704.)

Die Melodie: h g a $\bar{d}$ $\bar{c}$ h a g a, stammt aus Johann Rudolf Ahle's „Neuen geistlichen, auff die Sonntage durchs gantze Jahr gerichteten Andachten" 1664 und war ursprünglich für das Lied von Franz Burmeister aus Lüneburg auf den 3. Advent bestimmt:

Ja, er ist's, das Heil der Welt;
ja, er ist's, dem nichts zu gleichen,
Der sich prächtig eingestellt
durch verheißne Wunderzeichen:
Blinde sehen, Lahme gehen,
Todte sieht man auferstehen!

Im Altdorfer Gesangbuch 1671 entlehnte man diese Melodie für unser Lied und dadurch fand sie allgemeinen Eingang in den Kirchengesang, da dasselbe als Predigtlied schnell beliebt wurde. So erscheint sie in J. D. Meiers geistlicher Seelenfreud, Ulm 1692. Weil die Weise in ihrer ursprünglichen Gestalt für den Gemeindegesang nicht ganz brauchbar ist, erfuhr sie verschiedene Umgestaltungen. Im Hohenlohe'schen ist eine andere Weise gebräuchlich: b f g $\overline{es}$ $\bar{c}$ b a b, von Schulmeister Beuerlein in Kirchberg an der Jaxt.

61. Nun gottlob! es ist vollbracht.

Von Diakonus Hartmann Schenk zu Ostheim vor der Röhn in Sachsen-Weimar-Eisenach (1634—81), veröffentlicht in seiner „Güldenen Betkunst. Nürnberg, 1677." 2. Auflage 1680.

Das Lied ist ein vortreffliches Gegenstück zu Clausnitzers „Liebster Jesu, wir sind hier." V. 1 Dank für die empfangene Seelenspeise, welche im gottesdienstlichen Singen und Beten, Lehren und Hören uns zu Theil geworden; V. 2 Entschluß, freudig und fein in Gottes Wegen zu wandeln, unter den Eindrücken des Geistes; V. 3 Bitte um den göttlichen Segen für den Ausgang aus der Kirche und den Eingang zu Hause, für den Ausgang aus der Zeit und den Eingang ins Himmelreich.

Unbegreiflich ist es, daß man an dem Anfang dieses kindlichen Gebetslieds schon Anstoß genommen hat. So schreibt Franz Beyschlag 1855 bei einem Badeaufenthalt, er habe in einem Nassauer Gesangbuch zu Weilbach geblättert und, komisch genug, dort ein

Lied zum Ausgang des Gottesdienstes gefunden, welches beginne: „Nun gottlob! es ist vollbracht — der Gottesdienst ist aus!“ Man denke dabei an die Langeweile, welche die Gemeinde ausgestanden habe. — Das mag wohl ein Gedanke sein, der sich nach einer unerbaulichen Predigt einmischt; aber Schenks Lied hat mit seinem freudigen Rückblick auf eine gesegnete Stunde im Gottesdienst und mit seinem kindlichen Ausdrucke das nicht verschuldet.

Am meisten hat der dritte Vers sich der Haus- und Kirchengemeinde ans Herz gelegt. Unzähligemal beten unsre Kinder den Vers auf ihren Gängen zur Schule oder zum Beschluß derselben vor dem Heimgang. — Wilhelm Hoffmann († 1873 als Generalsuperintendent der Kurmark) erzählt: „Da ich am 23. Oktober 1823 als ein achtzehnjähriges Bürschlein zum Thore von Tübingen einfuhr, um die Studien dort zu beginnen, sagte ich zum Herrn in brünstigem Flehen: ‚Meinen Eingang segne du, meinen Ausgang gleichermaßen!‘ Und Er hat überschwenglich gethan über Bitten und Verstehen. Ihm sei Lob und Preis!“

Als das erste Armeekorps 1870 im Begriffe stand, die französische Grenze zu überschreiten, wurde durch Militäroberpfarrer Jahr aus Königsberg noch eine kurze Andacht gehalten. Er berichtet hierüber: „Ich kann nicht beschreiben, welch tiefernste Stimmung auf der ganzen Versammlung ruhte, und wie ergreifend es für uns alle war, als wir nach dem Genuß des Leibes und Blutes unseres Heilandes im abendlichen Dunkel den Vers sangen:

Unsern Ausgang segne Gott,
unsern Eingang gleichermaßen;
Segne unser täglich Brot,
segne unser Thun und Lassen;
  Segne uns mit selgem Sterben
  und mach uns zu Himmelserben!

Die verschiedensten Gedanken giengen mir durch den Sinn. In der Schulpforte sangen wir seinerzeit diesen Vers an dem fröhlichsten Tage des Jahrs, am Abend vor dem Beginn der Ferien. Da legten wir allen Nachdruck auf die ersten beiden Zeilen, denn der Ausgang war aus den kalten strengen Klostermauern und der Eingang in das liebe freundliche Vaterhaus. Hier war es umgekehrt. Aus der friedlichen Heimat gieng es in die rauhe Fremde, und unwillkürlich legte das Herz allen Nachdruck auf die letzten beiden Zeilen: ‚Segne uns mit selgem Sterben und mach uns zu Himmelserben!‘ Denn wer wußte damals, wie nahe sein Ende?“ (Meine Gedenkblätter 3, 113 f.)

Diese beiden Zeilen waren auch ganz aus des Dichters Herzen geflossen. Er hatte nach den Anfangsbuchstaben seines Namens den Wahlspruch: Mea Haereditas Servator, und deutsch:

Weil du mein Erbtheil, Jesu Christ,
im Leben und im Sterben bist,
So geb ich dir in deine Hände
mein Seel an meinem letzten Ende.

Melodie: Liebster Jesu, wir sind hier.

62. Herr, dein Wort die edle Gabe.

Eine kleine, aber köstliche Perle aus den Liedern des Grafen Nik. L. v. Zinzendorf (1700—1760), zuerst veröffentlicht in den „letzten Reden unseres Herrn und Heilandes vor seinem Kreuzestode, 14.—17. Kap. Johannis. 1725.“ Von hier kam das Lied in sein Londoner G. 1753 und zuletzt in das Brüder-G. 1778.

Wie das Lied das Wort Jesu „Heilige sie in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit!“ ausbreitet, so legt es in der Kürze den ganzen Sinn des Grafen dar.

V. 1 beschreibt Zinzendorfs Bibelfreude. Er kannte die Bibel von Jugend an und hatte sie so lieb, daß sie nie von seinem Munde kam. Er las sie bis zu seinem Erblassen ohne Aufhören; als gereifter Mann las er sogar einmal drei bis vier Jahre lang kein anderes Buch, als die Bibel. Dazu lebte in ihm ein fester, kindlicher Sinn, zu glauben alle dem, was geschrieben stehet. „Es war ihm, sagt Spangenberg, viel wichtiger, ein Prediger des Evangeliums zu sein, als die größten Ehrenstellen in der Welt zu bekleiden. Darum achtete er die Schmach Christi höher, als alle Standesvorzüge, und freute sich, wenn er um Jesu willen zu leiden gewürdiget war. Aus eben dieser Quelle floß sein unermüdeter Fleiß im Dienste des Heilands und seine oftmalige Bekümmerniß über einigem Zurückbleiben, nicht weniger sein unaufhörliches Sehnen nach dem vertraulichen Umgang mit ihm.“ Darum opferte er auch gern allen weltlichen Glanz, legte seinen Grafentitel ab, verwandte sein großes Vermögen für eine auf das Wort Gottes zu gründende Gemeinde und für dessen Verbreitung unter den Heiden, und ward der göttlichen Weisheit zu lieb, die er aus dem Wort Gottes gelernt, ein Thor vor der Welt. Darum hatte er endlich, seinem eigenen Bekenntniß gemäß, an eigener Habe viele Jahre lang für sich nie hundert Thaler beisammen.

Seine Gemeinde suchte er allein auf den Grund der Apostel und Propheten zu erbauen und bereitete dreißig Jahre hindurch alle göttlichen Wahrheiten nach biblischer Methode für das Herz. Er ließ auch auf der Brüdersynode zu Marienborn im Dezember 1740 folgende Sätze feststellen: „Die Schrift bleibt immer das große Orakel, von dem die letzte Decision dependiret. — Wer der Bibel aus Vernünftelei nicht glaubt, der hat den heiligen Geist nicht. — Wir müssen keine der unsern, auch der besten Schriften, der Bibel gleich setzen. — Die heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments sind so absolut göttliche Werke, daß alles für einen Menschen, der selig werden will, so hinlänglich und vollkommen darin zu finden ist, daß man bis auf die Zukunft Christi nichts mehr braucht, und daß nichts mehr und anders festgestellt werden kann und darf.“

So konnte er mit ganzer Seele beten: „Dieses Gold erhalte mir!“ Wenn später hieraus in geläufigerem Ausdruck die Bitte gemacht wurde: „Diesen Schatz erhalte mir!“ so stimmt das trefflich zu des ehrwürdigen Christian Scrivers Erzählung: „Als ich meine

erste Bibel, welche mir meine in ihrem Jesu selige Mutter gekauft hat, mit Freuden zu meinem Rektor brachte, schlug er dieselbe in ein Papier ein und schrieb darauf: ‚Der beste Schatz auf Erden.‘ Welches ich zwar zu der Zeit nicht verstand, nun aber lerne ichs von Tag zu Tag mehr und mehr verstehen.“

Diesen ersten Vers reichte einst ein evangelischer Reisender 1798 einem Franziskanermönch geschrieben zum Lesen dar. Er wurde dadurch tief gerührt und beschloß bei sich selbst, auch andere damit zu erquicken und deßhalb den Vers drucken zu lassen. Nun bestand sein ganzes bares Vermögen bloß in zwei Gulden, welche er zu einem Hemd geschenkt bekommen hatte, um es einst auf seinem Krankenbette mit seiner Kutte vertauschen zu können. Diese gab er jetzt willig bis auf den letzten Kreuzer dran, um den Druck bestreiten zu können, und hielt sich für dieses große Opfer reich bezahlt, wenn er dadurch zum Heil seiner Brüder etwas beitragen und sie mit diesem köstlichen Vers erquicken und zum Wandel nach des Herrn Wort stärken könne. „Auch unter Katholiken hat Er sein Feuer und Herd.“ (Basler Samml. 1798.)

V. 2 beschreibt Zinzendorfs Bibelleben. Da er 1719 als neunzehnjähriger Jüngling eine Reise durch Holland und Frankreich machte, geschah es, daß er in der Gallerie zu Düsseldorf am Rhein ein Gemälde sah, auf welchem der mit Dornen gekrönte Heiland abgebildet war; unten aber standen die Worte: Hoc feci pro te, quid facis pro me? „Das that ich für dich, was thust du für mich?“ Der Eindruck, den dies auf seine junge Seele machte, war groß. „Ich fühlte, schrieb er nachher darüber, daß ich hierauf nicht viel würde antworten können, und bat meinen Heiland, mich in die Gemeinschaft seiner Leiden mit Gewalt zu reißen, wenn mein Sinn nicht hinein wollte.“ Von da an blieb der Grundton seines ganzen Lebens: „Laß mich eifrig sein beflissen, dir zu dienen früh und spat!“ Früh und spät diente er nun seinem Herrn, unermüdlich vom Morgen bis zum Abend, in nie erlöschendem Feuer von der Jugendzeit bis zum späten Alter. Aus der Liebe zu Jesu entstand in ihm, wie er selbst bekennt, von seiner Jugend an jenes Feuer in seinem Gebein, Jesu ewige Gottheit zu predigen, nur ihm zu leben, ihm zu dienen und ihn auf alle Weise zu verherrlichen.

Melodie: Werde munter, mein Gemüthe.

63. Hallelujah, schöner Morgen.

Von Jonathan Krause (1701—62), Pfarrer zu Liegnitz in Schlesien, erschienen in der zweiten Auflage seiner Evangelien- und Epistellieder „Gnade und Wahrheit Gottes in Christo Jesu. Lauban 1739.“

Es enthält in Schmolcke'schen Fußstapfen einen frischen Preis des Sonntagmorgens und des Sonntagsegens.

Den Schluß des vierten Verses „Da hat wohl die Morgenstund edeln Schatz und Gold im Mund“ mag Heinrich Müller in seinen „Erquickstunden“ ausführen: „Morgenstund Gold im Mund!

So hätte es die Welt gern. Wenns alle Morgen Gold regnete, würde mancher früh auf sein und sammeln. Aber was ist dir gedient mit vielem Golde? Die Zeit bringts, die Zeit nimmts. Sprich: ‚Morgenstunde Gott im Munde!‘ Das lautet besser. Früh denkt Gott an mich und läßt alle Morgen eine neue Güte über mich aufgehen. Früh denke ich an Gott und bringe ihm alle Morgen neue Farren meiner Lippen. Kommt dann kein Gold, so hab ich Gott; und hab ich Gott, so hats nicht Noth.“

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen pflegte zu sagen: „Der Sonntag macht die Woche, und wollte ich nicht zur Kirche gehen, so würde mir auch die festliche, sonntägliche Stimmung, mithin das Beste des ganzen Tages, fehlen. Darum wohnte er den sonntäglichen Gottesdiensten mit seiner Familie regelmäßig bei und wußte alles, was davon hätte abhalten können, zu entfernen; tadelte auch die Kirchenscheue, namentlich in der Klasse der Beamten, nachdrücklich und nannte das Vorgeben des Mangels an dazu erforderlicher Zeit eine miserable Entschuldigung. „Die Zeit, die man in der Kirche zu seiner Erbauung zubringt, sagte er öfters, ist nicht verloren; dadurch erquickt und gestärkt, läßt es sich vielmehr hernach nur um so leichter und besser arbeiten.“ (Eylert, Charakterzüge.)

Im häuslichen Kreise lehren in manchen Familien die Mütter ihre Kinder gerne den fünften Vers beten:

> Wie soll ich mich heute schmücken,
> daß ich Gott gefallen mag?
> Jesus wird die Kleider schicken,
> die ich ihm zu Ehren trag:
> Sein Blut und Gerechtigkeit
> ist das schönste Sonntagskleid.

In eine eigenthümliche Beleuchtung aber tritt das ganze Lied „Hallelujah, schöner Morgen“, wenn wir es nicht im Sonnenschein des Friedens und der Familie, sondern im Wetterschein des Kriegs widerhallen hören. — Ein württ. Feldprediger beschreibt im Stuttg. Ev. Sonntagsblatt einen Sonntag vor Paris aus dem Anfang der Belagerungszeit im September 1870: „Wir lagen vor Paris. Die verlassenen Dörfer zeigen ein Bild der widerlichsten Unordnung. Aber unsre Schwaben haben die Straßen sauber und nett gemacht, denn es ist Sonnabend. Jetzt sitzen sie behaglich vor den Thüren und rauchen ihre Cigarre. Wie ich da in der Dämmerstunde durch die Straßen wandle, ist mir, als wäre ich in der heimischen Pfarrei. Stiller Friede liegt überall, das schwäbische Geplauder dreht sich um die Heimat, und es fehlt zum Glück nur das Gejohle, das um diese Zeit vielfach in unsern Dörfern aus den Wirthshäusern dringt und das wir so wohl missen können. — Früh am andern Morgen hört man von allen Seiten die Musik, die zum Gottesdienst im freien Felde ruft. Da klang von Villiers herüber das herrliche Lied: Herr, dir ist niemand zu vergleichen; dort schallt von Chennevières: Ein feste Burg! In Champs blasen sie: Befiehl du deine Wege; in Noisiel stimmen die sanglustigen Fünfer: Gott ist getreu! an. Die Feldprediger reden über das Sonntags-

evangelium; statt der Glocken brummen die Geschütze von den nahen Forts: ein Bild des blutigsten Ernstes, aber auch ein Bild des Friedens und froher frommer Zuversicht." — Das ist Sonntagsfreude.

Melodie: Gott des Himmels und der Erden, oder: O Jerusalem, du schöne.

X. Der Jahre Lauf.

64. Verleih uns Frieden gnädiglich.

Die durch Luther (1483—1546) verdeutschte und im Josef Klugschen Gesangbuch 1529 erstmals gedruckte Antiphona pro pace: Da pacem, Domine, in diebus nostris .. Alleluia. Quia non est alius qui pugnet pro nobis, nisi tu Deus noster .. Alleluia. Da nobis pacem temporis, pacem pectoris, pacem aeternitatis. — Diese gregorianische, aus dem sechsten oder siebten Jahrhundert stammende Antiphone, welche der Vorsänger gewöhnlich vor dem Psalmengesang der Gemeinde anstimmte, ruht auf den königlichen Gebetsworten Hiskia's 2 Könige 20, 19. und Josaphats 2 Chron. 20, 12. 15. und ist von Luther 1527 in Prosa gegeben, 1529 in Versform veröffentlicht worden. — Die folgenden lutherischen Gesangbücher fügen noch folgendes Gebet an:

Gott, gib frid in deinem lande,
glück vnd heil zu allem stande.

HErr Gott himelischer Vater, der du heiligen mut, guten Rat, vnd recht wercke schaffest, Gib deinen dienern frid, welchen die welt nicht kan geben, Auff das vnser hertz an deinen Geboten hange, vnd wir vnser zeit, durch deinen schutz, stil vnd sicher fürn feinden leben, Durch Jesum Christ deinen Son, vnsern HErrn. Amen.

Eine Ergänzung unsers Verses auf Grund dieses Gebetleins gab Michael Weymmar Augsburg 1532, welche wir nach Wackernagel (Luthers Lieder 159) mittheilen:

Wann der du hailgen muet vnd rath
auch rechte werck erschaffen thuest,
Gib vns, das hertz auß deiner gut
an deinem hailgen wort allain
mit festem glauben hangen thue.

Vnd das wir alle gesündigt han,
das wölst du vnns nit messen zue,
Sonder nach deiner barmhertzigkait
den zorn von vns wenden
vmb Jesus Christus willen.

Das bitt wir alle sampt zue gleych,
auff das wir zue vnser zeyt
Durch deinen schutz vnnd milte hand
vor feynden still vnnd sicher
in deinem lobe leben thuen.

Eine ähnliche Bearbeitung im Züricher Gesangbuch 1570 stammt von Johann Kohlros; eine anders geartete Ergänzung finden wir im Schlesischen Singebüchlein von Valentin Triller 1555, und die ständige Begleiterin des Verses in den Gesangbüchern auf dem Schriftgrund von 1 Tim. 2, 1. 2. finden wir in Johann Walthers „Christlich Kinderlied Dr. M. Lutheri: Erhalt uns, Herr. 1566.“ Der Vers lautet:

Gib unserm Fürsten und aller Oberkeit
Fried und gut Regiment,
Daß wir unter ihnen
Ein genüglich und stilles Leben führen mögen
In aller Gottseligkeit
Und Ehrbarkeit. Amen.

Das Gebetlein ist zu allen Zeiten in gesegnetem Gebrauch gestanden. Man schlug ehemals dreimal des Tages an die Glocken, daß dieser Gesang vom Volke Morgens, Mittags und Abends sollte gesungen werden, und nannte dies bloß das Pacem läuten. In Magdeburg, Borna, Schneeberg mußten jeden Sonntag nach der Predigt drei Knaben die Worte: „Verleih uns Frieden gnädiglich“ mit lauter Stimme, vor dem Altar auf den Knieen liegend, intoniren und dabei die Gesichter tief bis auf den Boden des Altars beugen, worauf die Gemeinde antwortete: „Herr Gott, zu unsren Zeiten.“

Die Sänger der Kirche machten sich besonders in den Kriegszeiten daran und nützten die Gedanken aus. Johann Heermann goß es so um:

Gib Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten;
es ist kein andrer nicht, der für uns kann streiten
Und von uns nehm weg die schwere Kriegesnoth,
denn einig und allein, du unser Herr und Gott!

Johann Michael Moscherosch erweiterte den Luthervers zu acht Strophen.

Seiffart im Mel melicum 1703 erzählt: Als Luther sich mit seinen Widersachern allzu heftig zankte, schrieb ihm Fürst Georg von Anhalt und vermahnete ihn zu einer gelindern Schreibart. Darauf sagte Luther: Fürst Georg ist frömmer, denn ich; wo der nicht in Himmel kommt, werde ich wohl haußen bleiben. Ich weiß, daß es Seine Fürstliche Gnaden christlich wohl und gut meinen. So will ich mich auch nicht dünken lassen, daß ich allein den heiligen Geist habe, und will meine scharfe Feder bei meinem Schreibzeug legen und beten helfen: Da pacem domine in diebus nostris. „Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten!“

Eine Bergmannsfrau in Freiberg hatte einen bösen Mann. Als er einsmals schlechte Gesellen zu sich geladen hatte, schlug er sie in ihrer Gegenwart und befahl ihr, sie solle zu den Schlägen singen. Das arme Weib hub an: „Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten!“ So daß selbst dem Bösewicht und seinen Gesellen die Augen übergiengen. (Caspari, Geistliches und Weltliches 532.)

Die Melodie: a a a g a c h a, die unübertrefflich den Ton glaubensfester Bitte in ernsten Zeiten hält, ist eine Umbildung aus dem alten lateinischen Choralgesang und steht als solche bei Klug 1543 in schwarzen Choralnoten. Sie ist aus dem gemeinsamen Stamm entsprungen, von welchem sich auch „Nun komm, der Heiden Heiland" und „Erhalt uns, Herr" abgezweigt haben. Für die prosaische Übersetzung der Antiphone: „O Herr Gott, gib uns dein'n Fried" bietet das Erfurter Enchiridion 1527 eine alte Choralmelodie, welche mit der unseres deutschen Liedes nichts gemein hat. Unsere Melodie erscheint zuerst im Klugschen Gesangbuch 1529, sodann im neuentdeckten „Luthercodex vom Jahr 1530" (herausgegeben von Kade 1871), weiterhin im Klugschen Gesangbuch 1535.

65. Wenn wir in höchsten Nöthen sein.

Von Dr. Paulus Eber, Professor in Wittenberg (1511—69), erschienen in „Naw Betbüchlein. Dresden 1566", sodann in „Geistlich Zeughauß von Tribauer. Wittenberg 1567." (Wackernagel, Kirchenlied I, 467. 471.)

Es liegt dem ganzen tiefergreifenden Liedlein Josaphats Gebet 2 Chronika 20 zu Grund. Sodann aber hat Eber ein kleines lateinisches Lied seines früheren Lehrers Joachim Camerarius, der ihn 1525—1532 zu Nürnberg in den Sprachen unterrichtet hatte, im Auge gehabt. Es sind drei Disticha, welche also lauten:

In tenebris nostrae et densa caligine mentis
cum nihil est toto pectore consilii,
Turbati erigimus, deus, ad te lumina cordis
nostra tuamque fides solius orat opem.
Tu rege consiliis actus, pater optime, nostros,
nostrum opus ut laudi serviat omne tuae.

Obwohl das Lied erst viel später erscheint und gerade auch die Zeit von 1566 das zartbesaitete Herz Ebers bekümmerte, versetzen wir uns doch am liebsten mit demselben in die Jahre 1546 und 1547, in welchen sich auch Melanchthon an den Versen von Camerarius aufgerichtet hat. Das waren Tage der Noth, in welchen die Gebetsgedanken mächtig emporsteigen mußten. Damals predigte und betete Ebers Genosse Bugenhagen mit unerschrockenem Muthe zu Wittenberg. Und als nun am Himmelfahrtstage 1547 der gefangene Kurfürst Johann Friedrich die Wittenberger auffordern ließ, die Stadt dem Kaiser Karl V. zu übergeben, die Bürger aber nicht wußten, wozu sie sich entschließen sollten, ließ Bugenhagen zur Kirche läuten, um bei einem Besseren, denn er sei, Rath zu suchen. Da betete er nun inmitten des Volkes: „Weil wir in dieser Noth nicht wissen, was wir thun sollen, so haben wir allein das noch übrig, lieber himmlischer Vater, daß wir unsre Augen aufschlagen zu dir. Alles, darauf sich Menschen verlassen, haben wir reichlich gehabt; wir sind aber dadurch verdorben; und daß wir gar keinen Trost in keiner Kreatur oder Menschenwerk haben sollten, hast du uns auch genommen unsern lieben Herrn

und Kurfürsten. So danken wir nun, lieber Vater, deiner Gnade, daß du uns mit dieser väterlichen Strafe dahin gedrungen hast, daß wir uns allein verlassen auf deine Barmherzigkeit in Christo Jesu, wie du von uns forderst im ersten Gebote. Da hast du nun, was du von uns haben willst; halte mit Gnaden Haus gegen deine armen Kinder und sei mit deinem heiligen Geiste bei unsrem Kurfürsten und bei uns, daß du guten Rath gebest, damit wir errettet werden!" — Alles Volk, Jung und Alt, betete auf den Knieen mit ihm; und etliche auch gelehrte Leute, da sie aus der Kirche giengen, sprachen: „Nun kann unsre Sache nicht böse werden!" Auf wiederholten Rath des Kurfürsten wurde die Stadt dem Kaiser übergeben und von diesem gnädig behandelt. Ja, Bugenhagen durfte mitten unter seinen Feinden das Evangelium predigen mit allem Freimuthe. (Fliedner, Buch der Märtyrer. III.)

Hier haben wir eine treffende historische Illustration unsers Lieds, welchem Schamelius die Überschrift gibt: „Die Kreuzträger vor der Gnadenthür mit dem ganzen Chor", und von welchem Sixt gar schön sagt: „Hier haben wir beides, einen angstvollen Ruf aus der Tiefe und ein glaubensvolles Lied im höhern Chor, vor uns. Wir hören hier den Psalm einer Seele, welche mitten in ihrer Trübsal und Beklommenheit sich bewußt wird, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat. Deßhalb ist dieses Lied unsern frommen Vätern so theuer gewesen; denn viele Tausende, welche längst schon in ihren Kammern ruhen, haben sich damit in ihren Anfechtungen aufgerichtet."

Es war am 21. Februar 1639, daß der schwedische Oberstlieutenant v. Dörfling von den Bewohnern des Städtleins Eulenburg bei Leipzig die Summe von 30,000 Thalern unter heftigen Drohungen zu erpressen suchte. Da wagte der Archidiakonus des Städtleins, Martin Rinkart, der Dichter von „Nun danket alle Gott", eine Fürbitte und gieng hinaus ins feindliche Lager zu Dörfling. Allein vergebens. Da er nun mit der abschlägigen Antwort zurückkehrte, sprach er zu der ängstlich harrenden Bürgerschaft: „Kommt, meine lieben Beichtkinder, wir haben bei den Menschen kein Gehör noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden." Sofort ließ er zur Betstunde läuten und in derselben dieses Lied anstimmen. Knieend sprach er das Vaterunser nebst mehreren anderen Gebeten. Als der schwedische Befehlshaber das erfuhr, machte es auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er seine Forderung auf 8000 Thaler herabstimmte, und als die Eulenburger auch das nicht aufzutreiben im Stande waren, begnügte er sich einstweilen mit 4000 Gulden, an welcher Summe er nach einer abermals versuchten Fürbitte Rinkarts, des glaubigen mit Sieg gekrönten Beters, 2000 Gulden nachließ.

Ähnlich gieng es im dreißigjährigen Krieg auch in der Stadt Pegau. Diese hatte der kursächsische Oberst v. Gersdorf im Jahr 1642 besetzt und machte von da aus Leipzig viel zu schaffen. Daher setzte sich im Dezember 1644 das schwedische Heer unter General Torstenson in Bewegung und begann die Stadt Pegau zu

belagern. Da alle Aufforderungen zur Übergabe unbeachtet blieben, ließ er Feuergranaten in die Stadt werfen und bald schlug die Flamme an mehreren Orten in die Höhe. Ein Kugelregen hinderte die unglücklichen Einwohner am Löschen und an der Rettung ihrer Habe. Trostlosigkeit und Verzagtheit bemächtigten sich aller Gemüther; die Weiber und Kinder liefen heulend auf den Straßen umher und rannten oft dem Tode, dem sie entgehen wollten, in die Arme. Bis auf das Kloster, die Kirche und einige Hütten lag in der Stadt alles in Asche, und die armen Einwohner mußten die kalten Dezembernächte unter freiem Himmel zubringen. Da sandte Gersdorf endlich Boten, um wegen der Übergabe zu unterhandeln. Aber bei Torstenson war die Zeit der Gnade vorüber. Der Rath machte sich in seiner Amtstracht auf und bat um Schonung: Torstenson hatte keine Ohren mehr für das Flehen. Da wagte es der wackere Superintendent Samuel Lange, noch den letzten Versuch zu machen. Mit zwölf weißgekleideten Knaben gieng er in seiner Amtstracht hinaus. Die Schweden hielten den Zug nicht auf; bis zum Zelte des feindlichen Generals, der eben einen Hauptsturm verabredet, dringt das Häuflein vor. Auf einen Wink Lange's knieten jetzt die Knaben nieder und sangen in tiefer Bewegung das Lied: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein.“ Kaum hatte hierauf Lange seine Fürsprache vorgetragen, so fiel ihm der schwedische Feldherr um den Hals; denn er und Lange waren Studiengenossen gewesen, und Lange hatte sich in diesen Jugendzeiten Torstensons liebreich angenommen. Alsbald befahl er, daß Lebensmittel in die Stadt geschafft werden sollen, und ließ seine Leute als Freunde einziehen. Dann trat Lange auf einen erhöhten Platz und sprach ein herzliches Dankgebet, worauf er die Bürger ermahnte, diese Gnade des Herrn nicht zu vergessen und ihm nicht nur mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen und Leben zu danken. Zum ewigen Andenken an diese Begebenheit beschloß die Stadt, mit dem Liede: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein“ jeden Sonntag den Nachmittagsgottesdienst anzufangen, und so geschieht es noch bis auf den heutigen Tag. (Br. Lindner, Nik. Brenner und die Belagerung von Leipzig 1642. Stuttgart 1842.)

Nach dem Bericht von Ernst Georg Schulin, welcher sich sechs Jahre auf der hohen Schule zu Straßburg aufgehalten, wurde dieses Lied in der Nacht des 16. September 1681 durch Stadttrompeter vom Münsterthurm zu Straßburg geblasen, als die Franzosen diese Vormauer Deutschlands mit Sturm einnahmen.

Besonders denkwürdig war das Abblasen dieses Lieds vom Thurm der Stadt Alt-Brandenburg in der Mark. Der Thurm der Katharinenkirche daselbst hatte nemlich bei einem gewaltigen Sturme und damit verbundenem Erdbeben 1580 bedeutende Risse bekommen. Als nun zwei Jahre hernach der Thurm deutlich drei Zoll vom Kirchengiebel abwich, so mußte man seinen Einsturz befürchten und beschloß daher, die Glocken niederzulassen. Der Stadtpfeifer, Meister Martin Nering, verließ am 29. März 1582 mit Weib und Kind den Thurm und übergab die Nachtwache seinen drei Gesellen, An-

tonius Stortewein, Andreas Drichel und Georg Wulf. Der erstgenannte unter denselben blies um neun Uhr Abends den Gesang vom Thurme ab: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein“ und um drei Uhr Morgens: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält.“ Gleich darnach gieng er wieder zu seinen zwei Genossen ins Bette, denn sie lagen auf dem obersten Boden unter dem Dache auf der Höhe des Thurmes. Kaum war Stortewein ins Bette zurückgekehrt, als alle drei hörten, daß der Boden unter ihnen krachte, und mit einemmale schoß der ganze Thurm theils nach der Kirche, theils nach dem Kirchhof zu. Mit dem obersten Boden stürzten auch die drei Jünglinge auf ihrem Lager nieder und fielen unversehrt mit Stroh und Betten auf den Kalk- und Schutthaufen. Und wie sich der ältere aufgemacht und davongelaufen, hat der mittlere zu ihm gesagt: „Liege stille, wo willst du hin? Wir liegen noch auf dem Dache!“ Er meinte nicht anders, als sie wären auf das Kirchdach gefallen. Fischer aber, die in derselben Nacht zwei und drei Meilen weit auf der Havel gewesen, versicherten, kurz vor Tage eine dreifache Kerze oder Fackel in den Lüften lichterloh brennend gesehen zu haben, welche man dann im Volke für die drei Engel gehalten, die den Jünglingen zu Hilfe gesendet wurden. (Ernstens Bilder-Hauß. 3.)

Als einst in der Barfüßerkirche zu Erfurt einem Theil der Kirchendecke durch einen Blitzstrahl der Einsturz drohte, flüchteten sich fünfzig Leute zum Altar und sangen das Lied: Wenn wir in höchsten Nöthen sein. Worauf sie unversehrt blieben, obgleich der Einsturz erfolgte. — Anders gieng es zu Haberschlacht im württembergischen Zabergäu. Daselbst wurde 11. Juli 1753 Vormittags 10—11 Uhr Pfarrer Immanuel Fr. Jenisch, da er eben die Betstunde verrichtete und den 91. Psalm vorlas, den er um des Wetters willen außer der Ordnung ausersehen und zu welchem er dies Lied hatte singen lassen, auf der Kanzel vom Blitzstrahl gerührt und gab auf der Stelle seinen Geist auf, seines Alters 46 Jahre. (Hartmanns ev. Kirchen- und Schulblatt. 1853.)

Ein Executor, welcher einst einem armen Bürgersmann auspfänden sollte, fand denselben, als er in dessen Stube trat, umringt von seinen Kindern, wie sie auf den Knieen liegend unser Lied anstimmten. Durch diesen Anblick, noch mehr aber durch diesen Gesang, wurde er so erweicht, daß er sogleich dem armen Bürger seinen Rock gab, damit er ihn verkaufe und seine Schuld bezahle. Olearius, der das in seinem „Lieder-Schatz“ erzählt, setzt hinzu: „Ist wohl eine seltene Barmherzigkeit gewesen. Bei Gott hingegen ist unfehlbare Gnade und Hilfe zu hoffen, wenn wir anders bußfertig und recht andächtig dieses Lied gebrauchen.“

Die Melodie: g g a h a c h a g, ist eine ursprünglich calvinische Weise, die sich zuerst in La forme de prières 1542 (2, 8 ff.) findet. Hier steht sie als Melodie einer Marot'schen Umschreibung der zehn Gebote: Lève le coeur, ouvre l'aureille („während des Abendmahls zu singen“), welche in der Lobwasser'schen Übersetzung: „Erheb dein Herz, thu auf dein Ohren“ heißt. Zu dem 140. Psalm:

O Dieu, donne moi délivrance, der noch nicht in jenem Psalter steht, wurde sie erst 1565 von Goudimel verwendet. Der deutsche Text dieses Psalms heißt: „Errett mich, o mein lieber Herre.“ Auf Ebers Lied wurde sie mit einer einzigen Abänderung zum erstenmal angewandt in Elers Cantica sacra 1588, nachdem zuvor dieses Lied längere Zeit ohne Melodie erschienen war. 1610 lieferte Johann Stobäus einen fünfstimmigen Tonsatz dazu, und im Juli 1750 hat Sebastian Bach in seinen letzten Tagen noch einen Tonsatz dazu gefertigt, den er seinem Schwiegersohn Altnikol, Organisten in Naumburg, in die Feder sagte. Winterfeld bemerkt hiezu: „Wie sehr er seiner Kunst noch während jener Leidenstage mächtig gewesen, zeigt dieser Satz aufs deutlichste. Seine fromm ergebene Stimmung leuchtet klar und erhebend daraus hervor. Er weihte an der Schwelle seines Lebens seinem Schöpfer mit der Gabe, die er ihm verdankte, durch die sein innerstes Wesen mehr als durch Worte zu offenbaren ihm vergönnt war, das willige Opfer eines demüthigen, zerschlagenen, aber auch reinen und festen Herzens, und als ein solches Opfer, als die letzte schaffende That seines fruchtbaren Lebens steht dieser Satz mit Recht als Anhang an seinem letzten unvollendet gebliebenen Werke.“ (3, 269.)

66. Nimm von uns, Herr, du treuer Gott.

Von Martin Moller (1547—1606) als Pfarrer zu Sprottau bei Görlitz gedichtet, findet sich zuerst in Mollers „Meditationes sanctorum patrum. Görlitz 1584“, unter den „täglichen Gebeten“ mit der Überschrift: „Ein schön täglich Gebet auf allerlei Noth aus dem Carmine G. Thimäi: Auffer immensam. 1. Petr. 5. Alle ewre sorgen werfet auf ihn, denn er sorget für euch.“

Dieses lateinische Gebet, welches von Georg Klee, genannt Thymus (1548 Rektor zu Zittau, gestorben 1561 zu Wittenberg), den Namen hat, vielleicht auch ein altes lateinisches, von Klee nebst andern Hymnen für seine Schüler bloß aufgesuchtes, jedenfalls von Melanchthon corrigirtes Lied und 1541 erschienen ist, beginnt:

Aufer immensam, Deus, aufer iram
et cruentatum cohibe flagellum,
Nec scelus nostrum properes ad aequam
pendere lancem.

Dr. Wernsdorff zu Wittenberg erklärte: „Das Lied ist es wahrhaftig werth, daß man es zum stehenden Anfang des Gottesdienstes macht, was, so viel ich weiß, in manchen Kirchen geschieht.“

Es gehört, wie das vorige Lied, in die Gattung der evangelischen Litaneien, Betlieder bei Landplagen, und ist in diesem Sinne viel gebraucht worden. — Der erste Vers lautet:

Nimm von uns, Herr, du treuer Gott,
die schwere Straf und große Ruth' (Noth),
Die wir mit Sünden ohne Zahl
verdienet haben allzumal.
Behüt für Krieg und theurer Zeit,
für Seuchen, Feu'r und großem Leid!

Zu Nebra, einem thüringischen Städtlein, hat es sich 1703 begeben, daß, als ein Töpfer ein Kindtaufmahl gehalten und dabei ein schweres Gewitter entstanden, der Pfarrer des Ortes dieses Lied anstimmen ließ. Als sie nun auf die Worte kamen: „verdienet haben allzumal" ist der anwesende Stadt- und Landrichter, Christoph Preussen, der mit einem Gast bei dem Mahl gewesen, von einem harten Donnerschlag dergestalt gerührt worden, daß er alsobald auf die Erde gesunken und todt blieb. (Avenarius, Liederkatechismus. 1714.)

Vers 5, ein tiefes Sündenbekenntniß, lautet:

> Die Sünd hat uns verderbet sehr,
> der Teufel plagt uns noch viel mehr,
> Die Welt und unser Fleisch und Blut
> uns allezeit verführen thut.
> Solch Elend kennst du, Herr, allein:
> ach laß es dir zu Herzen gehn!

Hier bemerkt Schamelius zu dem Wörtlein „allezeit": „Könnte wohl ‚oftmals' heißen. Man muß dies dem Autori zu gut halten und den Text der Beharrlichkeit der Gläubigen nicht entgegensetzen. Denn was wär' das für ein Christenthum, in Einem Tage sich bald den heiligen Geist treiben, bald den bösen Geist wechselsweise sich verführen lassen? Liefe wider gratiam confirmantem 1 Petr. 1, 5. Phrases poëticae sind nicht gleich propheticae. Gilt also denen, die nicht wachen und verführet werden; Fromme werden immer versuchet, aber sie lassen sich nicht überwinden."

Am kräftigsten erscheint Vers 6:

> Gedenk an deins Sohns bittern Tod,
> sieh an sein heilig Wunden roth!
> Die sind ja für die ganze Welt
> die Zahlung und das Lösegeld.
> Deß trösten wir uns allezeit
> und hoffen auf Barmherzigkeit.

Damit hat Dr. Hartmann zu Rothenburg an der Tauber Anfangs des vorigen Jahrhunderts ein schwer angefochtenes Weib, welches jämmerlich klagte, wie sie unbeschreibliche Noth, Angst und Anfechtung hätte, weil sie wider den heiligen Geist gesündigt, Christum verleugnet und lästerliche Gedanken wider ihn gehabt habe, von aller Angst und Anfechtung befreit. Er rieth ihr nemlich, dieses Lied zu singen, mit ihm in die Kirche zu gehen und da zu appelliren an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes in V. 2 und 3 und an die Wunden Christi in V. 6. Nach dem Gottesdienst kommt sie freudig zu ihm gelaufen und ruft: „Es hat geholfen, es hat geholfen, unsere Appellation!" „Nun wohlan, so wird Gott weiter helfen!" war darauf die tröstlich ermunternde Antwort des Seelsorgers. (Seiffarts Singularia evangelica. 1714.)

Melodie: Vater unser im Himmelreich.

67. Hilf, Herr Jesu, laß gelingen.

Von Johann Rist (1607—67) gedichtet und veröffentlicht in „Himmlische Lieder, drittes Zehn. Lüneburg 1642." unter der

Überschrift: „Gottseliger Anfang des neuen Jahrs in und mit dem allersüßesten Namen Jesu."

Eines der wenigen Neujahrslieder der Kirche; es ist in den letzten beiden Jahrhunderten an die Stelle des wohlgemeinten, aber in der Form ungelenkeren Lieds von Paul Eber „Helft mir Gottes Güte preisen" getreten. — Schamelius hat für die sechzehn Verse desselben eine originelle Eintheilung, man möchte sagen, nach dem Gerhardtischen Wort: „Den Anfang, Mittel und Ende, ach Herr, zum Besten wende!" Er überschreibt V. 1—7 mit dem Wörtlein: „Anfang"; V. 8—15 mit dem Wörtlein: „Mitte" und V. 16 mit dem Worte: „Ende". — Das Thema ist: O Herr, hilf; o Herr, laß wohlgelingen! V. 1. — Was ich thun soll im neuen Jahr, meine Vorsätze vor der Thüre des Jahres, sagt mir V. 2—7. Denken, Reden und Wirken mögen unter Gottes Beistand auf seines Namens Ehre sich richten V. 2—4; Dank und Bitte soll ihm geweiht sein und wohlgefallen V. 5—7. — Was Gott mir geben soll, meine Anliegen für den Lauf des Jahres, sagt mir V. 8—15. Gib mir Gnade für die Sünde V. 8, Trost für alle Noth V. 9, Heil für den Sündenschaden, den du bei den größten Sündern wegnehmen und um Jesu willen tilgen kannst V. 10—12, und Kraft zur Gottseligkeit, daß Jesus mein A und O bleibe V. 13—15. — Der Schluß blickt auf das Ende des Jahres und der ganzen Zeit hinaus: laß auch das wohl gelingen! V. 16.

Eine Anzahl frommer Hüttenbewohner eines Dorfes der Grafschaft Ravensberg in Westfalen war in einem Hause zusammengekommen, um mit Gesang und Gebet den Übergang aus dem alten ins neue Jahr zu feiern. Das ließ eine Gesellschaft junger Bursche, die ihren Sylvester in anderer Weise zu feiern pflegten, nicht ruhen; sie hatten vielmehr dem Sauhirten, der zugleich Nachtwächter war und oft des Nachts wie bei Tage die Säue von den Straßen treiben mußte, eine volle Flasche Wein versprochen, wenn er um Mitternacht hingehe, sein Horn durch das Fenster jenes Hauses strecke und so mitten in das Gebet hineinblase. Dieser, gewohnt, manches um eines guten Trunkes willen zu thun, hatte dienstfertig den Auftrag übernommen und gieng um Mitternacht hin. An dem Hause angekommen, hört er, wie eben in feierlichem Tone der Gesang beginnt:

Hilf, Herr Jesu, laß gelingen,
hilf, das neue Jahr geht an!

Siehe, da wird es dem Wächter auf einmal ganz eigen zu Muthe. Als der Gesang zu Ende war und das Gebet begann, hört er auch zu, und hört vor allen Dingen ein Dankgebet, herzlich und warm für alle Wohlthaten, womit Gott der Herr die Seinen im alten Jahr gesegnet, dann die Bitte und Fürbitte für alle Menschen, für die Könige und Obrigkeiten, auch für den lieben alten Pfarrer, für alle Bekehrte und Unbekehrte in der Gemeinde, auch insonderheit für die Nothleidenden und Kranken, und namentlich für die Annaliese, des Hirten und Nachtwächters krankes Weib. Da hielt es der Hirte nicht länger mehr vor dem Fenster aus, sondern gieng hinein

zu der Versammlung, die betend auf ihren Knieen lag, und sank auch hin und schluchzte und weinte viel Thränen, an denen die Engel im Himmel ihre Freude hatten. Denn die Neujahrsnacht ist dem Nachtwächter zur Weihnacht geworden und die himmlischen Heerscharen sangen aufs neue: „Ehre sei Gott, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ (Josephsohn, Brosamen.)

Die Melodie: g g d̄ d̄ c̄ b a a, ist von Rist's Lieblingsdichter Johann Schop, dem Hamburger Violinisten und Tonmeister, mit dem Liede selbst 1642 veröffentlicht worden und hat sich im Lauf der Zeiten bewährt. Johann Sebastian Bach hat neben die Schop'sche Weise eine eigene gestellt, indem er die Neujahrscantate: „Fallt mit Danken, fallt mit Loben“ in den 15. Vers unseres Lieds ausmünden ließ, welcher in der That die kirchliche Neujahrslosung besonders schön vertritt:

Jesus richte mein Beginnen,
Jesus bleibe stets bei mir;
Jesus zähme mir die Sinnen,
Jesus sei nur mein Begier;
Jesus sei mir in Gedanken,
Jesus lasse nie mich wanken!

68. Nun danket alle Gott.

Von Martin Rinkart (1586—1649), Prediger zu Eilenburg in Sachsen, gedichtet wahrscheinlich 1644, als man dem Ende der Kriegsnoth schon freudig entgegensah. — Martyni Laguna besaß nemlich ein zum Druck eingerichtetes, 1644 vollendetes, ziemlich starkes Manuscript in Quart von Rinkarts eigener Hand unter dem Titel: „Mathematischer Gedenkrink, darinnen der alt und neuen Welt siebenmal siebenfache Himmel- und Erden-circel den Hohen und Niedrigen in der Welt zum heiligen und heilwertigen Wunderbuche, den Gelehrten und Ungelehrten zum bequemen und angenehmen Stammbuche, dem gemeinen Bieder- und Jeder-mann zum täglichen und behaglichen Zuchtbuche und allen gottseligen Christen zur immerwährenden und nimmer fehlenden Lust- und Laß-tafel. In Kupfer zu setzen.“ Auf dem mit Gold verzierten Deckel stand die Jahreszahl 1644. Diesen astronomischen Circel hatte Rinkart mit zahlreichen deutschen und lateinischen Gedichten ausgestattet, und bei dem „Gesammt-Planetencircel“ findet sich ein Neujahr-, Monate-, Wochen- und Tage-Segen vor, unter welchem dieses Lied mit allen drei Strophen sich befindet. — Es erscheint sodann in Johann Crügers Praxis pietatis melica 1648 mit der Melodie; in Rinkarts Jesus-Hertzbüchlein, 2. Auflage. Leipzig 1663.

Das Lied weist deutlich auf den Friedensschluß des dreißigjährigen Kriegs hin, für den Rinkart um so herzlicher danken konnte, als er und seine Gemeinde schwere Drangsale während dieses Kriegs durchzumachen hatte. Er erwies sich in seiner Amtszeit 1617—1649 als einen Engel des Trosts für seine Gemeinde. In der Pestilenz 1637 pflegte er die Sterbenden, ohne daß ihm ein Finger weh ge-

than hätte; in der Theurung 1638 versorgte er die Hungernden, ohne den eigenen Mangel zu spüren; in der Plünderung durch Feindesscharen 1639 beschützte er mit Gebet und Fürbitte seine Stadt, ohne mehr zu ernten als bittern Undank. (3, 86 ff.) Darum begrüßte er das erste Morgenroth des Friedens im Winter 1643 auf 1644 mit seinem Jubellaut: Nun danket alle Gott! — Er legte hiebei fast wortgetreu jene Stelle Sirach 50, 24—26 zu Grund, welche Paulus Gerhardt in seiner behaglicheren Weise ausgeführt hat in: „Nun danket all und bringet Ehr", und welcher Rinkart nur die alte Doxologie: „Ehre sei dem Vater —" hinzufügte. So ergibt sich kurz und schlagend ein Lied, in welchem Dank V. 1, Bitte V. 2, Lob und Preis V. 3 vereinigt ist. Über denselben Text, der als ein Stern erster Größe in den Apokryphen anzusehen ist, haben sodann die schwedischen Feldprediger am Neujahrstag 1649 bei der von der schwedischen Garnison veranstalteten Friedensfestfeier zu Leipzig gepredigt.

Die Melodie d d d e e d athmet ganz den Geist des Liedes: feurigen Dank und fromme Bitte; aus dem frischen und heitern Fortschritt derselben leuchtet „ein allzeit fröhlich Herz und edler Friede" hervor. In dem Gotha'schen Cantionale 1646 steht eine verwandte Melodie zu einer abweichenden Textfassung, mit dem Beisatz: Melodia Lucae Maurentii. Es ist dies der Kapellmeister Marenzo, welcher zu Coccaglio in Brescia geboren, 1581 Kapellmeister zu Rom wurde und dort am 22. August 1598 starb. Er hieß nur „der göttliche Componist". Dr. Mohnike vermuthet nun in seinen „hymnologischen Forschungen 1830", daß Rinkart, der ein großer Kenner und Freund der Musik war, diese Weise des Marenzo bei der seinigen zu Grund gelegt und so überarbeitet habe, wie wir sie jetzt noch haben. Allein es ist Thatsache, daß Joh. Crüger 1648 und in seinen „Geistlichen Kirchenmelodieen, Berlin 1649", die jetzt bekannte Weise erstmals mittheilt, und dieselbe auch im Runge'schen Gesangbuch 1653 mit „J. C." bezeichnet vorkommt. Die jetzige Gestalt stammt also von Crüger. Die Urmelodie, welche in L. Plato's Lebensbeschreibung Rinkarts abgedruckt ist, steht in den „Motetti a 4 voci, Lib. I. Stampati in Venetia per Mess. Vincenti alla Pigna. 1588." Die Melodie liegt dabei im Tenor.

Das Lied ist zum echten deutschen Volkslied geworden, während das „Herr Gott, dich loben wir" für den künstlichen Chorgesang aufbehalten blieb. Kein Lied ist so oft aus dem Munde des Volks als Weihegesang fast jeder bedeutenderen Festlichkeit erschollen, und keines ertönt auch jetzt noch so oft bei Dank- und Freudenfesten in der Gemeinde und in der Familie, in der Kirche und im Hause, als dieses hochgefeierte Lied.

Im Schoß der Familie hat es seine Geltung. Die Gattin Wilhelm Löhe's, Helene, hielt den zweiten Vers für ihren Lieblingsvers und erbat ihn sich zur Weihe ihrer Vermählung. — Zum Preise des rettenden Gottes wurde es angestimmt zu Brezenacker bei Winnenden. Dort lag seit Oktober 1849 die ledige Christine Schwarz unter den heftigsten Krämpfen darnieder, in Folge derer

allmählich der rechte und linke Arm und Fuß gelähmt und der Kiefer so steif wurde, daß man ihr den Mund oft mit einem Werkzeug öffnen mußte, um ihr nur ein wenig Speise beizubringen. Bald konnte sie weder Speise noch Trank mehr bei sich behalten, und zuletzt stieg die Noth so hoch, daß auch das Genick steif wurde, womit sie sich der Wärterin noch einigermaßen hatte verständlich machen können. Im Februar 1852 ließen sich sogar Zeichen der Verwesung an Händen und Füßen wahrnehmen. Doch dies alles ließ Gott also kommen, auf daß seine Herrlichkeit an ihr offenbar würde. Am 26. Februar hatte die Wärterin noch einen Freund zu ihr ins Zimmer geführt, damit er sie noch einmal sehe, ehe sie heimgehe, und der hatte auch das Zimmer wieder verlassen, nicht anders wähnend, als daß ihr Ende ganz nahe sei. Schweigend in Erwartung ihres baldigen Todes saß die Wärterin allein vor dem Krankenbette. Da fieng nach einiger Zeit mit einemmal die Stumme zu reden an: „Katharina, ich kann wieder reden! Der Herr hat Großes an mir gethan; die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend!“ Alsbald rief die Wärterin, nachdem sie sich von ihrem Schreck, unter dem sie fast zu Boden gesunken war, wieder erholt hatte, die Leute im Hause herbei, und alle staunten über das Wunder der Allmacht und Güte Gottes, das an diesem Weibe geschehen. „Wie meine Noth aufs Höchste gestiegen war, so erzählte sie hernach selbst, betete ich zu meinem Heilande: ‚Du siehst meine große Noth, ich kann nicht mehr fordern, was ich bedarf; wenn man mich fragt, kann ich nicht mehr antworten, kann nicht einmal mehr winken. Du aber bist noch eben so mächtig, wie damals, da du auf Erden wandeltest. O, wenn es dein Wille ist, so gib mir die Sprache wieder!‘ Ich glaubte, daß er es thun würde, und es ist geschehen.“ — „Darum laßt uns ihm nun auch ein Danklied mit einander singen!“ so fuhr sie weiter zu reden fort; und fröhlich stimmten sie mit einander an: „Nun danket alle Gott!“ Im Verlauf des Tages konnte sie Speise zu sich nehmen, und ihr Glaube ward so gestärkt, daß sie sagte: „Der Herr wird mir auch meine Glieder wieder lebendig machen.“ Und siehe, am 4. März, Nachmittags zwei Uhr, hörte man sie sagen: „ich kann meinen Zeigefinger wieder regen an der linken Hand“ und eine Viertelstunde nachher: „ich kann alle Finger bewegen!“ Fast von Viertelstunde zu Viertelstunde kehrte in ein Glied ums andere Bewegung und Kräftigung zurück, so daß sie einmal übers andere ausrief: „O, was thut der Herr an mir!“ Am 5. März begehrte sie, auf ihre Füße gestellt zu werden, und wie sie stand, sprach sie: „Das walte Gott, der Herr!“ und konnte durchs Zimmer gehen. Nach wenigen Wochen zeigte sich ihre Genesung andauernd. So sehnlich sie vorher ihr nahes Ende wünschte, so dankbar ward sie jetzt ihrem Gott und Heilande, daß er zur Verherrlichung seines Namens und zur Glaubensstärkung aller Hilfsbedürftigen es anders gefügt habe; und ihre Bitte gieng dahin, daß er ihr beistehen wolle, ihre Gnadenzeit zum Heil ihrer Seele und ihr ganzes noch hinterstelliges Leben nach allen seinen Verrichtungen und Kräften zu einem rechten „Nun danket

alle Gott" im Geist und in der Wahrheit zu weihen. (Christenbote von Burk. Stuttgart 1852.)

Aber auch selbst im Angesichte des Todes und Grabes wurde das Lied von glaubigen, gottergebenen Seelen angestimmt. So rief die Witwe des Grafen Anton zu Leiningen-Westerburg, geborene Gräfin von Wittgenstein-Vallendar, als sie 1745 von hohen und vornehmen Personen auf ihrem Sterbebett umgeben war und diese ihr freundliches Aussehen rühmten, mit froher Stimme aus: „Ich habs Ursach, Gott thut große Dinge an uns allen; aber ich bin zu schwach, lobet ihr und singet: ‚Nun danket alle Gott.'" Als das geschehen war, schied sie mit Fried und Freud von dannen. (Bündlein der Lebendigen von Bürkmann. 1748.)

Der russische Pastor Rosenstrauch zu Charkow erzählt in den „Erfahrungen eines evangelischen Seelsorgers an Sterbebetten", wie am Grabe einer jungen Frau, die mit ihrem Manne in aller Gottesfurcht und Liebe zusammengelebt hatte und bald nach der Geburt ihres ersten Kindes starb, der trauernde Gatte ihn gefragt habe: „Herr Pastor, dürfen wir: ‚Nun danket alle Gott!' singen?" „Ja wohl!" habe er erwidert und selbst das Lied angestimmt. „Wer aus der Ferne uns gesehen und gehöret hat, mußte uns für glückliche, selige Menschen halten. So sterben, so trauern Glaubige. Die Seelen des Gatten und der Angehörigen waren angefüllt mit Dank, Lob und süßen Gefühlen über alle die Gnadenbeweise, die der Herr an dem Sterbebette dieser Frau erzeigt hatte." (Dorpat'sche evangelische Blätter. 1833.)

Bei Erntefeiern erschallen diese Klänge; so im Hannöverschen Wendlande bei Salzwedel, wo die Bauern unter Trompetenschall das „Nun danket alle Gott" singen. — Dem entspricht der bekannte schöne Augenblick in August Gottlieb Spangenbergs Lebensabend. Dieser ehrwürdige Bischof der Brüdergemeinde ließ sich, schon reif zur Todessichel, als ein achtundachtzigjähriger Greis, da er vor körperlichen Leiden Tag und Nacht auf einem Stuhle sitzend zubringen mußte, an einem schönen Augustmorgen 1792, wenige Wochen vor seinem Tode, auf seinem Stuhl auf das herrschaftliche Weizenfeld zu Berthelsdorf unter die Menge der Schnitter hinführen. Nachdem sie sich in einem Kreis um ihn aufgestellt hatten, hielt er eine herzliche Anrede an sie, erzählte ihnen, wie er ehedem in Nordamerika mit seinen Brüdern die Feldfrüchte unter frohem Jubelgesang eingesammelt habe, und ermunterte sie, Gott für den reichen Erntesegen zu danken und ihre Arbeit getreulich zu verrichten. Nach dieser Rede stimmte er mit ihnen das Lied an: „Nun danket alle Gott!" ließ Speise und Trank unter sie vertheilen und gab ihnen zuletzt seinen Segen, so daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnten. Er aber kehrte, in seinem Gott vergnügt, in die Krankenstube zurück, die er nun nicht mehr verlassen konnte und von der er bald zur himmlischen Ernte abberufen ward. (Spangenbergs Leben von Jeremias Risler. 1794.)

Vielen in Württemberg steht es in gerührtem Andenken, mit welch festlichen, heiligen Gefühlen dieses Lied am 28. Juli 1817

auf dem alten Schloßplatz zu Stuttgart gesungen ward, als nach der schweren theuren Zeit der erste Roggenwagen unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Geleite von 1800 Schulkindern, mit Blumen bekränzt, von der Geistlichkeit und dem Magistrat vor versammeltem Volke begrüßt wurde; und wie am 28. September 1841 dasselbe Lied auf dem neuen Schloßplatz erscholl, als König Wilhelm „der Vielgeliebte“ zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung von seinem Volke in festlichem Schmuck empfangen wurde.

Am 1. August 1834 sollte die vom englischen Parlament beschlossene Freilassung der 800,000 Negersklaven in den westindischen Kolonieen in Vollzug gesetzt werden. Da wurden auf der Insel Antigua, wo sich unter 50,000 Einwohnern nicht weniger als 30,000 Sklaven befanden, an welchen die Missionäre mit großem Segen gearbeitet hatten, zu St. John die Neger schon des Abends zuvor um neun Uhr zu einer Predigt versammelt, die über die Worte gehalten wurde: Ihr seid nicht euer selbst, denn ihr seid theuer erkauft! Gegen Mitternacht ermahnte sie der Prediger, niederzuknieen und in stillem Dankgebete die Freiheit von Gott hinzunehmen. Alle knieten nieder; und Herzen und Hände erhoben sich gen Himmel. Als nun die Uhr zwölf schlug, brach alles in Thränen aus, und stimmte mit bebenden Lippen in den Lobgesang ein: „Nun danket alle Gott!“ Ein in diesem Augenblick daher rollender Donner begleitete auf majestätische Weise ihren Gesang.

In die Geschichte des deutschen Volks hat das Lied oft herrlich eingegriffen. Den dreißigjährigen Krieg hat es nur im Stillen abgeschlossen; bei dem im ganzen sächsischen Lande am 22. Juli 1650 gefeierten Friedensdankfest, wozu in der kurfürstlichen Verordnung auch die Lieder vorgeschrieben waren, wurde es nicht gesungen, wahrscheinlich, weil es noch nicht in öffentlichen Gesangbüchern heimisch geworden war.

Dagegen im siebenjährigen Krieg trat es desto schöner hervor. Als Friedrich der Große am 5. Dezember 1757 in der Schlacht bei Leuthen einen glorreichen Sieg über die dreimal stärkern Oestreicher errungen hatte (vgl. O Gott, du frommer Gott), brach er noch an demselben Abend nach Lissa auf mit einem kleinen Trupp Husaren, um dem fliehenden Feind zu folgen. Sein ermüdetes Heer aber ließ er noch einige Zeit auf dem Schlachtfelde stehen. Hier sanken viele der braven, tapfern Kriegsleute, von Hunger, Frost und Mattigkeit überwältigt, auf den feuchten Boden hin; ringsum stöhnten Verwundete; bei jedem Schritte stieß man auf Leichen; die Dunkelheit der Nacht machte alles noch schauerlicher. In dieser düsteren Umgebung fieng auf einmal ein Soldat an, laut und langsam zu singen: „Nun danket alle Gott!“ Von denselben Gefühlen ergriffen, fielen die Musikanten mit den Instrumenten ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das kräftige Loblied mit. Selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Luft mit ihrem Ächzen und Stöhnen erfüllt hatten, vergaßen so lang ihre Schmerzen und stimmten auch mit ein. Es war einer der feierlichsten Augenblicke. Mit neuem Muth belebt, verließen die frommen Streiter

ihre Siegesgefilde und zogen noch an demselben Abend ihrem königlichen Führer nach gen Lissa, als sie von dorther Kanonenschüsse hörten. Welch ein Gefühl mußte da durch jedes Herz gehen! Zum Andenken daran hat hernach bei der am 31. Mai 1850 stattgehabten feierlichen Enthüllung von Friedrichs des Großen Standbild zu Berlin die ganze versammelte Menge dieses Lied in Gegenwart des Königs gesungen.

Als freilich 1815 am Abend des 18. Juni nach der siegreichen Schlacht bei Waterloo ein Soldat — der alte Blücher — ebenfalls ein Danklied anstimmen wollte, da giengs nicht, weil kein gemeinsames Lied da war. Die Verwässerung der Kernlieder unserer Kirche und die Mißhandlung ihrer Weisen war dem Rationalismus aufs beste gelungen. Doch fehlte unser Lied auch damals nicht ganz. Es war im Jahr 1813, als sich York zu dauerndem Ruhm seines Namens den Übergang über die Elbe bei Wartenburg erzwang, daß sich die Franzosen lange auf dem Kirchhof daselbst vertheidigten. Endlich wurden sie von der preußischen Landwehr vertrieben. Der Pastor sah, daß die Landwehrmänner in die Kirche eindrangen. Besorgt, sie möchte geplündert werden, eilt er zu dem kommandirenden Offizier, dem Prinzen von Mecklenburg, der ihm gleich dahin folgte. Sie treten ein und finden — die siegreichen Krieger auf den Knieen im Dankgebet. Ein feierliches „Nun danket alle Gott!“ aber nicht das Geschrei beutelustiger Soldaten, schallte in der Kirche ihnen entgegen. (Baur, Geschichtsbilder aus den Befreiungskriegen. II.)

In seiner vollen Herrlichkeit als deutsches Christenlied hat unser Gesang sich im deutsch-französischen Krieg 1870—71 entfaltet. Hüben und drüben, im deutschen Land und auf dem welschen Schlachtfeld, hieß es hundert-, ja tausendfältig immer wieder: „Wem soll der erste Dank erschallen?“ und alles Volk sagte: „Nun danket alle Gott!“ Hiefür nur einige Fälle.

Am Abend des 6. August 1870, als von den deutschen Soldaten der zweite große Sieg über die Franzosen samt ihren Turkos und Zuaven bei Wörth errungen war, wurde dieser Choral von mehr als 500 Instrumenten gespielt. Gewaltig und wohlthuend zugleich erklangen die Töne des Danklieds über das Schlachtfeld hin. — Den Widerhall von Wörth finden wir an demselben Abend in Karlsruhe. In später Abendstunde drang das Gerücht von der neuen glänzenden Waffenthat des kronprinzlichen Heeres über den Rhein herüber. Der Tag war still verlaufen; ohne bestimmtere Nachricht war man in banger Erwartung geblieben, und, während man deutlich den Kanonendonner des Tags von Weißenburg gehört hatte, verkündete kein Anzeichen den heißen Kampf bei Wörth. Da, Abends um sieben Uhr, trifft ein Telegramm ein: „Siegreiche Schlacht bei Wörth. Mac Mahon durch den größeren Theil meiner Armee vollständig geschlagen. Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen.“ Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde „Unseres Fritz“ durch die Stadt. In Scharen drängte sich die Bevölkerung, zum Strom anschwellend, dem Schlosse zu. In endlosem Hurrah machte sich die Begeisterung

Luft, die mächtig alle Herzen durchzog. Da, auf einmal lautlose Stille! Großherzog Friedrich, an der Seite seiner edlen Gemahlin, stieg herab zum Portal und bestätigte der Menge, was man kaum glauben konnte. Und als nun das laute Hurrah und Hoch endlich verstummte, da erhob der Fürst seine Stimme: „Laßt uns vor allem dem Allerhöchsten unsern Dank bringen und anstimmen: ‚Nun danket alle Gott!‘“ Und alles Volk stimmte ein, und die ergreifenden Töne des herrlichen Danklieds wogten mit gewaltiger Macht durch die stille, dunkle Nacht hin über den weiten Platz. Ein Erzähler fügt hinzu: „Ich vermochte nicht recht mitzusingen; die tiefe Bewegung erstickte mir die Stimme.“ Nachher sangen sie die „Wacht am Rhein“ und die badische Hymne. Noch spät in die Nacht klang es durch die hellen, mit Fahnen gezierten Straßen:

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Noch eins. Es war am Tag nach der Schlacht bei Gravelotte, da lagerten Abends die preußischen Garden um das Dorf St. Marie aux Chênes. Überall flammten die Feuer; die einen sammelten Holz, die andern Stroh zum Lager; wieder andere Wasser, um Reis, Kartoffeln oder Kaffee zu kochen. Da rollt einer ein Faß Wein herzu, das in einer Scheune vergessen geblieben war; er war aber eigentlich auf die Strohjagd ausgegangen. Zwei andere, die herumgezogen waren, um Eier und anderes zu finden, bringen etliche fünfzig Franzosen als lästige Beute daher. — Plötzlich ertönt ein Zeichen durch das Lager, und der Lärm verstummt augenblicklich. Es ist der stille Augenblick zum allgemeinen Gebet; und gewiß wird in wenig Kirchen mit solcher Inbrunst gebetet, wie da. Dann aber beginnt die volle Regimentsmusik den Choral: „Nun danket alle Gott!“ Alle Kehlen und alle Herzen singen mit in der stillen Nacht, und weithin ziehen deutsche Klänge über die fremde Erde. — Es gibt große Eindrücke, denen sich so leicht kein Gemüth entziehen kann; so der erste Anblick des Meeres, die Stille über den Gletschern der Alpen, der Fall des Niagara. Ergreifender aber kann keiner gedacht werden, als das Gebet von Tausenden, die einem vielfachen Tod entgangen sind und sich in dem Ausdruck eines einzigen Dankgebets sammeln, von Tausenden, die man in der Nacht nicht sieht, deren vereinigte Stimmen aber durch die Dunkelheit für den Hörer eine gewaltigere Vorstellung von der großen Menge geben, als es der Anblick derselben am hellen Tageslichte thun könnte. — Und wie der Gesang verhallte, war manches Auge feucht; die Geschäfte wurden stille verrichtet. Es mußte erst ein kleiner Übergang sich finden, bis die frohen Klänge der „Wacht am Rhein“ ertönen konnten. Und dann, ja freilich dann:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

(Meine Gedenkblätter II, 131 f. I, 124 f.)

69. Nun laßt uns gehn und treten.

Von Paulus Gerhardt (1607—76) gedichtet, als er noch Hauslehrer in der Familie Barthold zu Berlin war, und erschienen in dem Rungeschen Gesangbuch von Crüger 1653. Daß es noch in die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs fällt, springt bei V. 3 und 10 in die Augen. Es ist dem Lutherschen „Verleih uns Frieden gnädiglich!“ ähnlich, wenn Gerhardt betet:

> Schleuß zu die Jammerpforten
> und laß an allen Orten
> Auf so viel Blutvergießen
> die Friedensströme fließen!

Der Gedankengang ist, wie bei allen Gerhardtischen Liedern, klar: Singen und Beten V. 1, Singen und Danken V. 2—7, Beten und Bitten V. 8—15.

Im ersten Theil des Lieds sind von jeher V. 4 und 5 als besonders innig erschienen und von der Gemeinde empfunden worden. — Sie haben neuestens im württembergischen Remsthal eine ergreifende Auslegung erfahren. — Es war an einem Feiertag in schöner Frühlingszeit, daß ein Eisenbahnzug im Remsthal dahinfuhr. Plötzlich ertönte der schrille Ton der Lokomotive, und der Zug hält mitten im Feld. Es muß ein Unglück drohen, die Leute springen aus den Wagen, theils um sich zu retten, theils um nach der Ursache des Nothsignals zu forschen. Da — wie alles in Aufregung durch einander läuft, kommt unter dem nahen Bahndamm ein anderer Zug hervor, ein Taufzug, der vom Filial über die Bahn hinüber zur Kirche des Mutterorts ziehen will. Es war ein schöner festlicher Zug: der Vater mit seinem zwölfjährigen Töchterlein, welches das Kindlein zur Kirche bringen darf; das großelterliche Paar und die beiden Gevattern: man sieht ihnen die festliche Freude in den Gesichtern an. Unwillkürlich richten sich die Augen der Fahrgäste im Eisenbahnwagen auf den Taufzug; wie ein Gruß aus einer höheren Welt wirkt es besänftigend auf die Hast und Unruhe der Reisenden. Der Zug setzte sich bald wieder in Bewegung, es war kein Unglück geschehen. Aber drinnen im Wagen sprach ein ehrwürdiger Mann mit seelenvollem Tone die Verse:

> Denn wie von treuen Müttern
> in schweren Ungewittern
> Die Kindlein hier auf Erden
> mit Fleiß bewahret werden:
>
> Also auch und nichts minder
> läßt Gott ihm seine Kinder,
> Wenn Noth und Trübsal blitzen,
> in seinem Schoße sitzen!

Alle waren andächtig geworden über den köstlichen Worten, und der Nebensitzer jenes Mannes sagte: „Gott sei Dank, das war ein glücklicher Zusammenstoß; wir wollen ihn im Gedächtniß behalten!“ (Stuttg. Evang. Sonntagsblatt 1875.)

Dieselben Verse sind dem Verfasser in einem Marktflecken des württembergischen Frankenlands eindringlich zu Herzen gegangen. Da war es an einem sonnenhellen Sommermorgen, daß ich eine Kinderschar in der Schule diese Verse fröhlich wiederholen hörte: „Also auch und nichts minder“ und denken mußte: Ach, welch ein Säemann ist doch dieser Gerhardt gewesen! Die Kindlein lernen schon mit frohen Tönen in seiner Sprache die edelsten Schriftgedanken und Lebenswahrheiten, und erst die Kranken vollends laben sich an seinen Worten wie an den süßesten Erquickungsmitteln. Hätt' er hundert Predigtbücher geschrieben, er hätte keinen solchen Einfluß auf die Nachwelt geübt, wie mit fünf seiner Lieder. Da erkennt man erst recht, was heilige Poesie ist und wie sie eine Gabe darstellt, die vom göttlichen Ebenbild schöpferisch widerstrahlt!

Über den zweiten Theil sagt Bilhuber in seinem Liederschatz 1734: „Das ist ein rechter herzlich schöner Neujahrswunsch. Es ist darin nichts vergessen, was ein Christ für den andern zu Gott beten und ihm, in was Nöthen und Anliegen er sich befinden kann, Gutes von demselben wünschen mag. Möchten daher so manche, statt ihrer meist leeren und unnützen Neujahrscomplimenten, diese kräftige Wunsch- und Gebetsworte daheim in ihrem Kämmerlein mit ernstlichem Singen und Flehen gen Himmel schicken, es würde mehr Segen und wahren Nutzen nach sich ziehen und auf die Christenheit kommen, als von ihren leeren und eitlen Wünschen nicht zu hoffen ist.“

Johann Sebastian Bach wurde im Alter blind. Da kam ein alter Freund, Pastor Deyling, am 1. Januar 1750 zu ihm und fragte ihn, wie es ihm ergienge. Er antwortete: „Ich habe das neue Jahr mit Gottes Hilfe ganz gut angetreten; doch wird es wohl mein letztes sein. Als ich diesen Morgen mit meiner Familie Paulus Gerhardts Lied sang: ‚Nun laßt uns gehn und treten!‘ kamen wir zu dem Verse:

Sei der Verlassnen Vater,
der Irrenden Berather,
Der Unversorgten Gabe,
der Armen Gut und Habe!

Da trat mit einemmale der Gedanke in meine Seele: das werden bald deine Kinder allein beten müssen! Unaufhörlich klang es in meiner Seele nach: ‚Sei der Verlassnen Vater!‘ Doch ich weiß, daß Gott auch ein Vater meiner Kinder und der Berather meines Weibes sein wird.“ Deyling tröstete ihn mit der Aussicht, Gott könnte ihm durch ärztliche Hilfe auch das Augenlicht wieder schenken; allein Ende Juli gieng der berühmte Tonmeister aus der Zeit der Noth gänzlich hinüber ins Land des Lichts. (Nach Greiner, Schulliederschatz.)

Melodie: Nun laßt uns Gott den Herren.

70. Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit.

Von August Hermann Franke (1663—1722) am 27. Sept. 1691 gedichtet. Der geisterfüllte junge Mann hatte als Diakonus zu Erfurt

durch seine Predigten und sein gottseliges Wirken unter Protestanten und Katholiken große Bewegung hervorgebracht, weil er auf Änderung des Herzens drang und die Leute aus dem geistlichen Schlummer rief; wurde aber als Irrlehrer und Sektenstifter ohne Vernehmung auf die ungerechteste Weise 1691 seines Amtes entlassen und innerhalb 48 Stunden der Stadt verwiesen. Unterwegs, da er „in Empfindung des überschwenglichen Trostes des heiligen Geistes“ zu seiner Mutter nach Gotha zog, dichtete er unser Lied über seinen Gedenkspruch: Quocunque die ante aeternitatem uno stamus pede. („jeden Tag stehen wir mit Einem Fuße vor der Ewigkeit.“) Gedruckt erschien es dann zum erstenmal in Francke's „Schriftmäßiger Anweisung zum Beten. Halle 1694.“

Die Grundlage des Lieds ist das von Johann Valentin Andreä 1636 gedichtete: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vorbei.“ Der Bibelgrund liegt wesentlich in dem paulinischen Worte: „Wir sind getrost allezeit und wissen, daß, dieweil wir im Leibe wohnen, so wallen wir dem Herrn; denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Wir sind aber getrost und haben vielmehr Lust, außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn“ (2 Kor. 5, 6 ff.), und in dem johanneischen: „Der Geist und die Braut sprechen: komm! Und wer es höret, der spreche: komm! Und wen da dürstet, der komme; und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst. — Es spricht, der solches zeuget: Ja ich komme bald. Amen. — Ja, komm, Herr Jesu!“ Offenb. 22, 17. 20. — Den Sinn aber, welcher durchs Ganze zieht, drückt er an einem andern Orte (Lectiones paraeneticae 3, 35. 36.) so aus: „Frühe, wenn ich aufstehe, halte ich mir vor, daß nun alle meine vorigen Tage schon in die Ewigkeit zurückgetreten sind und daß ich also derselben jetzt zu vergessen habe, daß ich aber mit diesem Tage nun einen recht neuen Anfang machen müsse, um ihn als den ersten und letzten zuzubringen: als den ersten, damit eine recht neue, gründende Kraft in mir sei, in welcher das Werk des Herrn von statten gehe; als den letzten, daß mirs vorkomme, als wenn darnach keine Zeit mehr übrig sei, das nachzuholen, was ich an diesem Tage versäumen würde.“

Francke durfte zu seinen Lebzeiten noch erfahren, welchen Segen er mit diesem Liede an manchen Seelen gestiftet. So beschreibt er selbst in einer Leichenpredigt, die er 1721 der gottseligen Jungfrau Dorothea Margareta, Tochter des Geheimenraths Günther v. Griesheim am Sachsen-Zeitz'schen Hofe, hielt, wie dieselbe in der Hoffnung, nun von ihrem Seelenbräutigam heimgeholt zu werden, dieses Lied mit wahrer Herzensfreude gesprochen, und als sie an den zweiten Vers: „Ich zähle Stunden, Tag und Jahr“ kam, mit freudigen Gebärden gerufen habe: „Nein, Jahre hoffe ich nicht mehr zu zählen!“ — Ähnliches berichtet er von einer andern, gar frommen, gottinnigen Jungfrau, Sibylle Eleonore, Tochter des württembergischen Kriegsraths und Oberstwachtmeisters Benedikt Brummer von Bährenfeldt, welcher er am 15. August 1702 die Leichenpredigt hielt. (Francke's Gedächtniß- und Leichenpredigten. 1723.)

Vers 9 „Drum preis ich dich in Dankbarkeit“ bewegte an dem letzten Tag des Jahres 1820 das Herz des Dekan Zeller in Herrenberg, dessen letzte Zeilen auf Erden an eine Freundin gerichtet waren und so lauteten: „Wir preisen Gott aus Dankbarkeit, daß sich das Jahr so gut geendet. Wer sollte sich einem so holdseligen Vater nicht ferner anvertrauen? Und wenn auch die Hände lässig sind und unsre Kniee wanken, so dürfen wir doch sagen: ‚Herr, führ mich hurtig weiter fort, bis ich gelange an die Pfort Jerusalems dort oben!‘“

Überaus ermunternd wirkt V. 11, dessen Anfang: „Geh, Seele, frisch im Glauben dran!“ wie ein Kommandowort klingt, und dessen Schluß uns an die Aufschrift des Halleschen Waisenhauses erinnert: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler.“ — Als Herr von Seidlitz, ein Anhänger Zinzendorfs, von seiner östreichischen Obrigkeit wegen des evangelischen Glaubens vor Gericht gezogen werden sollte und er am 9. Juli 1739 nach Jauer vorgefordert wurde, tröstete ihn die Losung des Tags:

> Geh, Seele, frisch im Glauben dran
> und sei nur unerschrocken;
> Laß dich nicht von der rechten Bahn
> die Lust der Welt ablocken!

Er gieng hin und wurde nach einem scharfen fünfstündigen Examen ins Gefängniß geworfen, aus welchem er erst anderthalb Jahre nachher durch den Einmarsch Friedrichs II. in Schlesien 1740 befreit wurde. Auf seinem Gute, das auch unter preußische Oberhoheit kam, begründete er die Gemeinde Gnadenfrei. (Christenbote 1840.)

Der letzte Vers: „O Jesu, meine Seele ist zu dir schon aufgeflogen!“ erinnert in seinem Schluß an jenes Wort Jakob Böhms: „Wem Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit.“ — Superintendent Bauder in Sulz, welcher als junger Vikar dem edlen Steinhofer in Weinsberg († 1761) zur Seite stand, bezeugte oft, es sei ihm in jenem Hause zu Muthe gewesen, wie nirgends in der Welt. Besonders habe er, als Steinhofer in den letzten Jahren die Auslegung des ersten Briefs Johannis bearbeitete, eine Salbung und himmlische Klarheit in seinem ganzen Wesen gefühlt, die er nie vergessen und noch weniger schildern könne. Es sei bei ihm das Wort Francke's wahr geworden:

> Fahr hin, was heißet Stund und Zeit;
> ich bin schon in der Ewigkeit,
> weil ich in Jesu lebe!

Das bestätigte sich in Steinhofers letzten Krankheitswochen. Wie Francke singt: „O Jesu, meine Seele ist zu dir schon aufgeflogen!“ so sagte er einmal: „Ich lag gestern sehr schwach da und war nahe am Tod. Wenn ich das Urtheil meines Sterbens gehabt hätte, so wär ich fürwahr mit Freuden aufgeflogen. Es hat bei mir schon von lange her alles seine ausgemachten Gründe und Richtigkeit.“

Und wie es im Liede heißt: „Ich bin schon in der Ewigkeit!“ so ließ er sich noch vernehmen: „Saget mir nichts mehr vom Aufkommen. Ich bin schon ganz in der Ewigkeit.“ — Darum verordnete er auch, daß man neben dem Lied: O wie selig sind die Seelen! das Franckesche singe: Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit.

Stadtpfarrer Härlin von Weilheim, welcher in seiner Knabenzeit dem seligen Prälaten Bengel das Wort Ewigkeit auf der Stirne las, rüstete sich 1817 zum Sterben. Es waren denkwürdige Aussprüche, mit welchen er seinen Todesgang schmückte: „Ein Christ stirbt nicht. Wer der Sonne entgegengeht, sieht den Schatten hinter sich nicht. — Das Sterben eines Christen ist ein Hochzeitsleben. Man zieht sich eben geschwinde anders an im Grabe und kommt dann schön geschmückt hervor. — Komm bald, Herr Jesu, komm! ‚Meine Seele ist zu dir schon aufgeflogen!‘ — Wie gut läßt sichs doch nach der Arbeit ruhn, wie wohl wirds thun!“ Am 23. Februar 1818 entschlief er. (Christenbote 1834.)

Francke selbst ließ sich zwei Tage vor seinem Ende, 6. Juni 1727, sein Lied vorlesen und betete dann: „Mein getreuer Jesu, ich habe mich dir ergeben mit Leib und Seele; dabei bleibts!“ — Und als der edle Gottesmann nun wirklich zur Ewigkeit eingieng, sang man gerade an demselben Tage, da er zu Halle starb — 8. Juni 1727 — in der Singstunde zu Herrnhut dieses Lied voll tiefgefühlter Sehnsucht nach der Ewigkeit.

Freylinghausen hat dem Lied die Weise vorgesetzt: „Meins Herzens Jesu, meine Lust.“ Diese Melodie: f b c d g c b a, ist dem Peter Sohr zuzuschreiben, der 1668 eine neue Ausgabe von Crügers Praxis pietatis melica zum Theil mit eigenen Melodieen besorgte. Hier und in seinem „musikalischen Vorschmack“ 1683 erscheint sie mit Sohrs Namenszeichen zu dem Abendmahlsliede Rists 1654: „Du Lebensbrot, Herr Jesu Christ!“ — Sonst singt man das Lied nach: „Herr, wie du willst.“

XI. Morgenlieder.

---

71. Aus meines Herzens Grunde.

Gewöhnlich dem Johannes Mathesius, Pfarrer zu Joachimsthal (1504—65), zugeschrieben. Es liegt aber auf der Herkunft völliges Dunkel. In den Schriften von Mathesius findet es sich nicht; es erscheint erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts anonym: zuerst im hochdeutschen „New Christlich Psalmbuch, Gryphißwalt 1592“, wo aber die Fassung auf eine längere Vorgeschichte hinweist,. vgl. Mützel, Geistliche Lieder 2, 463 ff., wo sich acht verschiedene Fassungen finden. In einem Hamburger Gesangbuch von 1607 hat Rambach den Namen „Georg Nigidius“ gefunden, und erst Prätorius gibt in dem Register der Musae Sioniae 1610 Johannes

Mathesius als Verfasser an. Diese Lesart fand nunmehr im siebzehnten Jahrhundert allgemeine Zustimmung.

Ein ähnliches Loos hatte die Melodie: g g d h a g fis g a. Dieselbe wurde dem Cantor von Joachimsthal, Nicolaus Herman, als selbstverständlich zugeschrieben; allein auch sie findet sich nicht in den Werken von Herman. Während früher als die älteste Quelle für diese Weise „Gesius Gesangbuch, Frankfurt 1601" galt, hat Dr. Faißt sie schon im Eislebener Gesangbuch 1598, sowie in Wolders „Katechismus Gesangbüchlein, Hamburg 1595", gefunden. Hier aber steht sie über dem Waltherschen Sommerlied: „Herzlich thut mich erfreuen", freilich nicht ohne bedeutende Abweichungen, aber doch in einer Art, die es wahrscheinlich macht, daß sie dem Original am nächsten steht und die verschiedenen Fassungen der Melodie: „Aus meines Herzens Grunde" durch Vereinfachung und Umbildung jenes Originals entstanden sind; woran sich die weitere Vermuthung reiht, daß die Melodie ursprünglich einem weltlichen Lied zugehöre. Während nun die ältesten Quellen die Weise bald im geraden, bald im Trippeltakt geben, wurde der letztere bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts vorherrschend und eignet sich auch allein vollkommen zu dem frischen und fröhlichen Charakter der beiden Lieder, denen sie beigesellt ist, dem Gesang einer munteren Lerche am Sommermorgen gleich.

Das frische Morgenlied theilt Schamelius ein in Danksagung, Bitte, Fürbitte und Gebet, welche Eintheilung man sich wohl gefallen lassen kann. V. 1 und 2 sind Danksagung; V. 3 enthält die Bitte um leibliche Hut und Wacht, V. 4 die Fürbitte für die Unsern, V. 5 die Bitte um geistlichen Schutz und Schirm, und in V. 6 und 7 läuft das Gebet fröhlich und munter aus.

Der erste Vers war das tägliche Morgenlied Gustav Adolfs, „des Schwedenkönigs Leibstück", welches er oft vom ganzen Heer zur Morgenandacht anstimmen ließ. Am 7. Dezember 1631 unternahm er bei Oppenheim den Übergang über den Rhein, um das starkbefestigte Mainz auf dem linken Rheinufer anzugreifen. Unter dem Gesang des Liedes: „Aus meines Herzens Grunde" zog sein Heer im Angesichte des Feindes hinüber. Noch siebzig Jahre hernach bezeichnete die Stelle ein auf hoher Säule sitzender gothischer Löwe mit dem Helme auf dem Haupte, Blick und Schwert nach dem westlichen Ufer gewendet.

Dr. Martin Zacharias Cramer erfuhr die Kraft des sechsten Verses in folgendem Falle. Nicht lange vor seinem Hingang besprach er sich mit einem Freunde über eine wichtige Angelegenheit, in welcher er fremden Rathes bedurfte. Er bekam auch einen Vorschlag, wie man die Sache angreifen könnte, damit sie wohl gelinge. Anfangs hörte er das aufmerksam an, bald darauf aber sagte er: „Nein, so treffen wir's nicht; das sind menschliche Anschläge. Damit muß ich unterliegen und erfahren, daß nichts draus wird:

Gott will ich lassen rathen,
der alle Ding vermag.

Er gsegne meine Thaten,
mein Vornehmen und Sach.
Denn ich ihm heimgestellt
mein Leib, mein Seel, mein Leben
und was er mir sonst geben:
Er mach's, wie's ihm gefällt!"

Was geschieht? Er greift nach seiner Gewohnheit zur Bibel, und da fügt sich's gleich, daß ihm die Historia von Abraham unter die Hände kommt, der ein schweres Anliegen hatte, als ihm Gott seinen Sohn zu schlachten gebot; hernach aber durfte er Gottes besondere Providenz und Führung erkennen, welcher zu seinem Besten alles so wunderlich ausgeführet, daß er jene Stätte, da solches vorgegangen, zu guter Erinnerung hieß: „Der Herr siehet." Das liest er und findet dabei Lutheri Randglosse: „Gott sorget für alles und wachet." Er tröstet sich dessen und nach wenigen Tagen erfährt er, daß das die Stunde, ja fast der Augenblick gewesen, da seine Angelegenheit höchst erwünscht entschieden worden war. „Ei, spricht er, das ist ein Spruch, der mich fortan, Zeit meines Lebens, in guten und bösen Tagen regieren soll. Ich will ihn auch einmal zu meinem Leichentext wählen." (Serpilius, Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs 1710 nach Carpzow.)

In einer Strafanstalt hatte eine Verbrecherin lange Zeit jeder christlichen Einwirkung ihr Herz verschlossen. Eines Tags aber übte sie mit andern Gefangenen unter Aufsicht des Lehrers unser Lied ein. Da entquoll plötzlich ihren Augen ein Thränenstrom, und eine tiefe Rührung bewegte während des Unterrichts ihre Gesichtszüge. Am Schlusse desselben gestand sie, ihr Vater, der aus Gram über sie gestorben sei, habe sie dieses Lied singen gelehrt. Die Reue, welche nun ihr Herz erfaßt hatte, führte sie zur entschiedenen Bekehrung. (Nach Heinrich, Erzählungen. 1847.)

In der That wird dieses Lied schon oft so vererbt worden sein. Der Verfasser dies erinnert sich mit herzlicher Freude und Dankbarkeit eines seligen Vaters, von welchem das Wort Heinrich Müllers galt: „Immer fröhlich! ist mein Symbolum", wie er oftmals in der Morgenfrühe an seine Arbeit gieng mit diesem frischen Gesang. Es kann auch nicht leicht ein passenderer Übergang zum Tagewerk sich finden, als unser letzter Vers:

Darauf so sprech ich Amen
und zweifle nicht daran,
Gott wird es alls zusammen
ihm wohlgefallen lan;
Und streck nun aus mein Hand,
greif an das Werk mit Freuden,
dazu mich Gott hat b'scheiden
in meim Beruf und Stand.

72. Wach auf, mein Herz, und singe.

Dieses kindlich schöne, liebliche Morgenlied von Paulus Gerhardt ist eines von seinen frühesten Liedern, die schon in der Praxis

pietatis melica von Joh. Crüger, 3. Aufl. 1648, und sodann in dessen „Geistlichen Kirchenmelodieen“ 1649 gedruckt stehen und von ihm also in der Zeit gedichtet sind, da er noch ohne öffentliches Amt in Berlin lebte. Es erscheint sodann bereits im „Newen preußischen Gesangbuch, Königsberg 1650.“

Zu Lübben kann es also nicht verfaßt sein. — Es geht darüber im Mund des Volkes folgende Sage. Zu Lübben, wo Gerhardt vom Jahr 1669 bis an sein seliges Ende 1676 als Archidiakonus stand, saßen im Magistrate viele rohe Leute, die ihn mit den unbilligsten Nachreden beleidigten, also daß er viele trübe Tage hatte. Er hat daselbst den Teufel, die falsche Welt und viele Religionsfeinde beständig auf dem Hals gehabt, mit welchen er zur Rechten und zur Linken um sich schlagen und Tag und Nacht streiten müssen. Darüber wurde er nun oft von großer Seelenangst und Schwermuth befallen, die er nicht besser zu überwältigen wußte, als daß er in der Kirche vor dem Bilde des Gekreuzigten auf dem Altar sich niederwarf und betete. Also hat er lange gar fleißig gebetet, so aufrichtig, wie einer, der mit seinem Vater redet. Nachdem er nun auch einmal wieder eine bange Nacht hindurch, im Altare knieend, solchen heißen Kampf mit dem Fürsten der Finsterniß gekämpfet hatte, dichtete er dieses Lied, in dem er also singt:

Heint, als die dunkeln Schatten
mich ganz umgeben hatten,
Hat Satan mein begehret,
Gott aber hat's verwehret.

Ja, Vater, als er suchte,
daß er mich fressen möchte,
War ich in deinem Schoße,
dein Flügel mich beschlosse.

Du sprachst: Mein Kind, nun liege,
trotz dem, der dich betrüge;
Schlaf wohl, laß dir nicht grauen,
du sollst die Sonne schauen!

Aber Gerhardt war sein Leben lang, wie die Unterschrift seines Bildes in der Kirche zu Lübben besagte, theologus in cribro Satanae versatus, ein im Siebe des Satans gewürfelter Gottesgelehrter. Und während ihm zu Lübben kein Liedeston mehr entquoll, klangen seine Erstlingslaute wohl desto mehr bei ihm an, und unter ihnen dies Lied. — Der Gedankengang ist überaus einfach. Wach auf, mein Herz! wie die Psalmensänger sich zum Lobe Gottes ermuntern V. 1. — Dankender Rückblick auf „Heint“, das ist heute Nacht, und die Bewahrung vor dem bösen Feinde V. 2—5; bittender Ausblick: mein Gebet müsse vor dir taugen V. 6. 7.; gib mir Schutz V. 8, Gedeihen V. 9 und das Geleite bis zum schönsten Ziele V. 10. — Hiebei dürfte zu bemerken sein, daß Vers 3: „Ja, Vater, als er suchte“ in seinem Ausdruck so viel Ungelenkes in sich schließt und in seinem Inhalt von V. 2 so genugsam ergänzt wird, daß er ohne Schaden in vielen Gesangbüchern weggeblieben ist.

Das Lied, welches Schamelius ein „geistliches Morgenopfer“ nennt, hat sich schnell durch Deutschland und die ganze evangelische Kirche verbreitet. Wir lesen an einem Orte: „Ein rechtschaffenes Christenherz sollte, sobald es vom Schlaf erwacht, seinem Gott zu Ehren anfangen zu erklingen und zu singen: ‚Wach auf, mein Herz, und singe!‘ und also der von sich selbst aufspielenden

Harfe Davids gleich sein, von der die Rabbinen dichteten, es habe der König David seine Harfe und Psalter allezeit vor seinem Bett hangend gehabt; wenn nun früh am Morgen der Nordwind gewehet und die Saiten der Harfe berühret, habe sie die schönsten Morgenlieder gespielet, worauf sich David ermuntert und seiner lieblich spielenden Harfe zugerufen habe: ‚Wache auf, meine Ehre; wache auf, Psalter und Harfe!‘ Ps. 57, 9.

Den ersten Vers wissen wir in kein besseres Licht zu stellen, als der alte Wandsbecker Bote, Matthias Claudius, in seinem schönen Worte, überschrieben: „Im Junius.“ Da sagt er: „Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön, wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget. So'n heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart bereift. Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter und der Vogel singt und die Saat schießt Ähren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel und der fruchtbare Regen rauscht herab:

> Wach auf, mein Herz, und singe
> dem Schöpfer aller Dinge!

'S ist, als ob Er vorüber wandle und die Natur habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleid und frohlocke!“ (Werke I.)

Zum Vers 4 sagt Scriver in seiner „Herrlichkeit und Seligkeit“: Seelenfriede ist, wenn der Herr Jesus den Teufel und seine Schrecken verjagt und sich der armen Seele mit seiner Liebe und Güte offenbart und spricht: Friede sei mit dir! Alsdann fällt die Seele dem Herrn Jesu um den Hals, drückt ihn an ihr Herz und ergetzt sich an seiner Liebe. Dann ist sie gleich einem Wandersmann, welcher sich unter einem schattigen Baum setzet und mit dessen Früchten sich labet, oder einem Kinde, welches an seiner Mutter Brust sanft und ruhig einschläft. Da ruhet das Küchlein unter den Flügeln seiner Henne; da ist die Braut bei ihrem Liebsten, sie hört nicht mehr das Wetter des göttlichen Zorns, den Fluch des Gesetzes, das Brüllen der höllischen Wölfe. Ich weiß die Seele in diesem Zustande nicht besser abzubilden, als daß ich sie male in dem Schoß des Herrn Jesu, unter einem schattigen Baume schlafend und einen Engel dabei stehend, der die Fliegen abwehrt. Der Herr aber spricht zu ihr:

> Nun schlaf, mein Kind, und liege,
> trotz dem, der dich betrüge;
> Schlaf wohl, laß dir nicht grauen,
> du sollst die Sonne schauen!

Auch in anderer Weise ist dies Wort schon verwendet worden. Dr. G. H. von Schubert, welcher den edlen Theodor Körner, den früh gefallenen Dichter von Leyer und Schwert, in seinem Aufblühen gekannt hatte, schreibt: „Mehrere Jahre nachher stand ich an seinem Grabe unter der alten Eiche bei Wöbbelin in Meklen-

burg. Ihm und der echt deutschen Gesinnung, welche nur das Eine und Rechte will, kann man überall, auch wo sie im Kampfe unterliegt, die Worte zurufen: ‚Schlaf wohl, laß dir nicht grauen, du sollst die Sonne schauen!‘“ (Schubert, Selbstbiographie. II.)

Vers 5 enthält in der Schlußzeile: „DeIn SChVtz hat MICh VerneVet“ die Jahrszahl 1717. Es findet sich daher diese Strophe auf mehreren Denkmünzen, welche in Sachsen zum Gedächtniß des zweiten Reformationsjubiläums geschlagen wurden; — eine Losung, welche die evangelische Kirche zu allen Zeiten vor Gott erheben darf. (Langbecker, Gerhardts Leben und Lieder. 1841.)

Vers 8 ist besonders oft gebraucht. Johannes Heermann sagt ähnlich: „Anfang, Mittel und das End geb ich Gott in seine Händ, der kann mir in allen Sachen einen guten Ausschlag machen.“ — Als der Morgen des 16. Oktober 1813 hereinbrach, ließ General York mit seinen Offizieren das Glas erklingen unter dem schönen Spruch:

Den Anfang, Mitt'l und Ende,
ach Herr, zum Besten wende!

Darauf schlugen sie die Schlacht bei Leipzig und erfochten mit Gottes Hilfe den glorreichsten Sieg. — Auch Brautleuten ist dies Gebet an ihrem Hochzeittage anzurathen. So gebrauchte es der fromme, vielbekannte Waisenhauslehrer Israel Hartmann zu Ludwigsburg, da er als Schulmeister von Roswaag 1751 Hochzeit machte, wobei er denn auf Grund der damals gewöhnlichen Sitte in Württemberg, daß der Schulmeister jedem Brautpaar in einer besonderen Rede einen Glückwunsch ablegte, sich selbst und seiner Braut vor den versammelten Hochzeitgästen in jenem Sinne die Rede hielt.

Der zehnte Vers endlich hat eine reiche Segensgeschichte. Daraus nur drei Züge.

Israel Hartmann betete diesen Vers an seinem Confirmationstag 1739 zu Plieningen auf den Fildern, wo sein Vater Richter und Wirth war, mit besonderem Ernst und Inbrunst, also daß er darnach selbst gestand: „Ich empfand, was ich noch nie so empfunden hatte, und entschloß mich, allem abzusagen, was mich bisher von dem Guten abzog. O, wie wohl wurde jetzt meinem Herzen!“

1796 starb im Dorfe Aigen in Oberöstreich ein evangelischer Christ, das Vorbild seiner Gemeinde und ein lebendiger Zeuge von der göttlichen Kraft des Evangeliums, Johannes Weiß, seines Handwerks ein Schneider. Der wurde gerade zwei Jahre vor seinem seligen Heimgang in der Nacht plötzlich von einem Schlag am linken Arm getroffen, der ihn zu aller Handarbeit unfähig machte. Als er am Morgen erwachte und nichts von Leben mehr an diesem Arme spürte, durchdrang ihn anfänglich ein großer Schrecken; sein Weib, seine drei Kinder, sein armes, schlechtes Hüttlein fielen ihm zentnerschwer aufs Herz, und ein finsterer Unglaube wollte sich der Seele bemächtigen. Da mußte er den ganzen Tag über weinen, und weinte so lange, bis ihm mit einemmale der schöne Vers in den Sinn kam:

Mit Segen mich beschütte;
mein Herz sei deine Hütte,
Dein Wort sei meine Speise,
bis ich gen Himmel reise!

Dieses Wort fiel als ein erheiternder Lichtstrahl in seine Dunkelheit. Nun konnte er wieder an Gottes sorgende Vatergüte glauben und bekam Muth, auch diese schwere Leidensprobe mit Demuth, Gelassenheit und kindlicher Zuversicht zu übernehmen. Das Wort der Verheißung Hebr. 13, 5 und Jesaj. 41, 10 wurde ihm dadurch kräftig, und es wurde ihm wieder so leicht und wohl, als hätte er die ganze Versorgung für sich und die Seinen schon in seinem Hüttlein beisammen. Wirklich beschüttete ihn nun auch der Herr mit seinem Segen, daß er's täglich erfahren durfte, wie treu der Herr sei. Seine Freunde eilten ihm zu Hilfe, manche sparten an ihrer Kost etwas ab und brachten es dem bedürftigen Freunde, so daß er nachher voll Freude sagen konnte: „Jetzt erkenne ich erst recht die Macht und Liebe Gottes; denn ich habe für mein Weib und meine Kinder mehr, als ich in gesunden Tagen hatte." In seiner letzten Nacht, da es gerade zwei Jahre war, daß ihn der Schlag getroffen, fiel ihm der schöne Vers wieder ein, der ihn damals so getröstet und auf Gott vertrauen gelehrt, und von Herzen dankbar für die große Belohnung, die dieses Vertrauen hatte, schickte er sich an, „gen Himmel zu reisen". (Basler Sammlungen 1797 und 1819.)

Elisabet Barbara, die treue Hausfrau des seligen Prälaten Johann Andreas Hochstetter zu Bebenhausen, die seine Jugendtage mit ihm theilte, da er noch Diakonus zu Tübingen war, betete im Sommer 1663 dieses Lied als Morgengebet. Als sie eben die Worte des letzten Verses aussprach, wurde das in der Schlußzeile enthaltene Gebet, noch ehe sie es ganz ausgesprochen hatte, auf liebliche Weise erhört. Wie schon zuvor Gottes Wort ihr bester Trost und ihre Speise gewesen war, so verschied sie nun mit dem Zeugniß davon im Munde plötzlich und sanft, von einem Schlagfluß getroffen. (Schubert, Altes und Neues. IV.)

Melodie: Nun laßt uns Gott den Herren.

73. Die güldne Sonne voll Freud und Wonne.

Von Paulus Gerhardt (1607—76), erstmals erschienen in: „Johann Georg Ebeling, Pauli Gerhardi geistliche Andachten 1666", drittes Dutzend, sodann in Praxis pietatis melica 1672.

Ein Prachtlied unseres Liedesmeisters, gülden, wie die Sonne aufgehet in ihrer Pracht, voll Schwungs und seligen Friedens in dem Herrn, voll sprühender Gottesgedanken. Von Ebeling überschrieben: „Morgensegen", entfaltet es alle Gedanken eines Morgengebetes. Zuerst gibt es dem Sinneneindruck einen feinen Ausdruck: das Auge wird zum Licht, zum Himmel, zur Stätte der ewigen Güter gezogen V. 1. 2. Dahin soll unser Dank aufsteigen, wie ein süßer Weihrauch V. 3, denn in Gott ruhen wir getrost und wohlbesorgt Abends und Morgens, ob wir uns niederlegen oder auf-

stehen V. 4. — Darum steigen zu ihm unsre Bitten empor. Laß meinen Beruf glücklich ergehen V. 5, doch ohne Neid gegen den Nächsten V. 6; denn das menschliche Wesen ist nichtig V. 7, aber das göttliche Wesen und Walten bleibt feste und segensvoll V. 8. — Vergib mir meine Sünden und segne mich aus Gnaden V. 9, es sei im Glück, daß es mich zur Quelle des Glücks ziehe V. 10, oder im Unglück, daß ich der weisen Vatergüte versichert bleibe V. 11. — Hat es im Eingang geheißen: himmelan! so heißt es am Schluß: dort hinaus! Vom Jammer der Zeit schaue ich hinaus auf den güldnen Morgen der Ewigkeit und Freude V. 12.

Die Melodie: c c d c b a c b g a g f, ist von Ebeling, Cantor an der St. Nicolaikirche in Berlin und Nachfolger Johann Crügers, welcher dem Diakonus seiner Kirche, Gerhardt, seine ganze Sangeskunst weihte. Die Weise, 1666 mit dem Lied erschienen, ist demselben vollkommen entsprechend; ihr lebhafter Gang bestimmt sie, wie das Lied, zu welchem sie gehört, naturgemäß für die Hausgemeinde.

Doch hat sie den Verfasser dieser Schrift einmal auch in der Kirche herzlich erquickt. Es war an einem Ostermontag, daß über das Evangelium von der Magdalena an Jesu Grab und von des Herrn Frage gepredigt wurde: Weib, was weinest du? Es wurde dort ausgeführt, daß es bei Gotteskindern immerzu heiße: „Den Abend lang währet das Weinen", und dieses Weinen wolle oft fast zu lange werden; doch komme die Stunde gewiß, wo auch das andere Wort zutreffe: „aber des Morgens die Freude." Der Prediger schloß mit dem letzten Vers unseres Lieds: „Kreuz und Elende, das nimmt ein Ende." Das Gebet und der Schlußgesang der Gemeinde folgte. Da, als die Pause des stillen Gebets vorüber war und die Leute zur Kirche hinauszogen, ließ der Cantor als ein wohlklingendes Echo auf seiner Orgel des alten Ebelings Töne erschallen, und es tönte in den Herzen mächtig fort: „Nach Meeres Brausen und Windes Sausen leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht."

74. Gott des Himmels und der Erden.

Von Heinrich Alberti (1604—51), dem Königsberger Dichter und Sänger, erschienen im fünften Theil seiner „Arien" 1643.

Von diesem „Morgengesang", welchem Schamelius die Überschrift gegeben: „Die auf das innere Christenthum geführte Morgenstunde", bezeugt Dr. Cosack in Königsberg (Piper, Ev. Kalender 1861): „Seit zweihundert Jahren mag wohl schwerlich auch nur ein einziger Tag die Erde gegrüßt haben, dem nicht hin und her in deutschen Landen mit Alberti's Lied begegnet worden wäre. Schwerlich hält, was Verbreitung und innern Werth betrifft, wenn Einfachheit und Innigkeit, Glaubensreinheit und Angemessenheit für jede Lebenslage entscheiden, ein anderes Morgenlied mit diesem die Vergleichung aus. Ohne Untersuchung darf man wohl versichern, daß es in keinem evangelischen Gesangbuch seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts fehlt."

Eine schöne Morgenstunde weihte unser Lied in folgendem Falle. In einem Stranddorfe spielten zwei Geschwister am Mühlenbach, ein Knabe von vier und ein Mädchen von fünf Jahren; sie setzten sich zuletzt in ein Brühfaß, das, um ausgelaugt zu werden, am Wasser stand. Durch die Bewegung der Kinder aber begann das Faß zu treiben und wurde sanft den Bach hinuntergeflößt, der in den Garde'schen See mündet. Die Kinder waren verschwunden und wurden erst am Abend vermißt. Die Eltern suchten überall und hielten sie für verunglückt. Aber in der Frühe des andern Tags sahen die Fischer mitten auf dem See ein neues Brühfaß treiben und fanden in demselben zu ihrer Überraschung die zwei Kinder schlafend. Wären sie wach gewesen, so hätten sie sich in ihrer Angst in dem unsichern Schifflein hin und her bewegt und das Faß wäre sofort umgeschlagen. So aber waren sie durch die sanfte Bewegung im Bache in Schlaf gewiegt und behalten worden. An diesem Morgen sangen die Kinder in der Schule:

Gott, ich danke dir von Herzen,
daß du mich in dieser Nacht
Vor Gefahr, Angst, Noth und Schmerzen
hast behütet und bewacht,
Daß des bösen Feindes List
mein nicht mächtig worden ist.

Die Mutter aber saß mit ihren Kindern auf dem Schoß unter den Schülern, und als man den Sturm auf dem Meere gelesen und besprochen und endlich das Lied angestimmt hatte: Nun danket alle Gott! da hörte man sie zuerst helle mitsingen, hernach fieng sie an zu weinen und mit ihr die Kinder, so daß man nur mit Mühe den dritten Vers zu Ende brachte. (Josephsohn, Brosamen. 2.)

Selbst eine unnöthige, aber in ihrem Theil schöne Variante dieses Verses hat ihre Kraft erwiesen. Es heißt nemlich im Württemb. Gesangbuch: „Ach, bei aller meiner Schuld trägst du mich mit Vaterhuld." — Darüber wird Folgendes erzählt. Der in Württemberg in gutem Andenken stehende Staatsrath Dr. v. Ludwig, welcher in der Zeit seines Lebens den Kranken vom Niedrigsten bis zum König manches gute Rezept verschrieben hat, aber das beste Rezept in der Stiftung eines Krankenhauses zu Stuttgart hinterließ, bezeugte auf seinem Todtenbette im Dezember 1865, daß er das Lied: „Gott des Himmels und der Erden", welches ihn seine Mutter gelehrt, oft Morgens gebetet habe; wenigstens die beiden ersten Verse, wenn das Geschäft nicht mehr Zeit gewährte. Diese habe er auf seinen Gängen oft wiederholt und besonders haben ihm die Worte einen tiefen Eindruck gegeben: „Ach, bei aller meiner Schuld trägst du mich mit Vaterhuld!"

Christian Scriver erzählt in seinem „Siech- und Siegesbette, 2.": „Zu Hamburg hatte ein begüterter Jude im Jahr 1685 einen christlichen Schneidergesellen im Hause, der ihm einige Kleider verfertigen mußte. Als nun dieser Mensch seine bekannten christlichen Lieder zu singen pflegte, that der Herr des Juden Tochter das Herz auf, daß sie darauf Acht hatte, was gesungen ward. Wie nun der Schneider-

geselle einsmals: ‚Gott des Himmels und der Erden!‘ sang und auf den dritten Vers kam:

Laß die Nacht auch meiner Sünden
jetzt mit dieser Nacht vergehn;
O Herr Jesu, laß mich finden
deine Wunden offen stehn,
Da alleine Hilf und Rath
ist für meine Missethat!

wurde die Jüdin dermaßen gerührt, daß sie ein herzliches Verlangen empfand, diesen Jesum und seine Wunden recht zu erkennen. Darum sie den Sänger bat, er möchte sie zu einem christlichen Lehrer führen, der sie in Erkenntniß des Herrn Jesu unterrichten könnte. Welches geschah, also, daß sie den Heiland der Welt lebendig erkannte und durch die heilige Taufe der christlichen Gemeinde einverleibet worden, trotz aller Bemühungen ihres Vaters und ihres ganzen Geschlechtes. — Sehet, wie es dem Geist des Herrn, dem himmlischen und ewigen Winde, der da bläset, wo und wann er will, gefallen hat, die todten Wasserwellen durch geistliche, liebliche Lieder zu erregen und zu bewegen und lebendig zu machen!“

Vom fünften Verse sagt Cosack: „Für Unzählige wird der Vers:

Führe mich, o Herr, und leite
meinen Gang nach deinem Wort;
Sei und bleibe du auch heute
mein Beschützer und mein Hort:
Nirgends als bei dir allein
kann ich recht bewahret sein.

ihr erstes Morgengebetlein bilden, noch aus der Kinderstube stammend und festgehalten bis in die Mannesjahre und ins höchste Alter.“ In der That, wir kennen Kinder, die mit diesen Lauten täglich den Morgen beginnen, Bräute, welche den wichtigsten Schritt ihres Lebens mit diesem Verse geheiligt haben, und Männer, welche sich zu ernsten und entscheidenden Gängen mit diesem Gebete wappnen konnten.

Lieblich ist auch der letzte Vers: „Deinen Engel zu mir sende!“ welcher mit einer Hinweisung auf den Lebensabend schließt: „Der auch endlich mich zur Ruh trage nach dem Himmel zu.“

Die Melodie: g a h d g fis e d ist von dem Sänger selbst erfunden. Er hat sie ursprünglich in B Dur: b c d f es d b a g f im dreitheiligen Takt gegeben. Im geraden klingt sie gar zu steif und verliert großentheils ihren ursprünglichen freundlichen Charakter. Schon Mattheson sagt in seiner „Ehrenpforte“, die Melodie dieses Liedes sei ursprünglich viel manierlicher und nicht so schlecht eingerichtet, als wir sie jetzo in den Kirchen zu singen pflegen. Johann Crüger, der 1653 das Lied noch mit der unveränderten Weise des Alberti gab, theilt in der Ausgabe seiner Praxis pietatis melica 1666 eine eigene Weise: d d a a c c h a mit, die sich aber nicht einmal in Berlin erhalten hat.

75. Mein erst Gefühl sei Preis und Dank.

Aus Christian Fürchtegott Gellerts (1715—69) „geistlichen Oden und Liedern" 1757 mit dem Titel: „Morgengesang" — ein schönes, liebliches Lied.

Die Anfangsworte hatte Gellert ursprünglich so gefaßt: „Mein erst Geschäft sei Preis und Dank." Als aber ein gemeiner Mann den Ausdruck „Geschäft" nicht verstanden hatte, so strich er das Wort sogleich aus und setzte dafür: „Gefühl". (Richters biographisches Lexikon. 1804.)

Lavater erfreute sich daran am Morgen nach seinem Hochzeittage, den 4. Juni 1766, in Gräfensee. Er sagt darüber: „Ich erwachte des Morgens um halb fünf Uhr sehr ruhig und vergnügt an Leib und Seele. Die aufgehende Sonne strahlte mir zu meinem unaussprechlich sanften Vergnügen in die Augen und in die Seele. Da betete ich das Lied: ‚Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!' mit ganz neuen Empfindungen und Gedanken."

Zwei Kinder, welche die Kleinkinderschule besuchten, sangen zu Hause dieses Lied. Die Mutter hörte zu. Sie hatte es als Kind einst auch gelernt, aber seitdem vergessen und nicht wieder gesungen; denn sie war abgekommen von dem Leben in Gott und hatte zu demselben schon lange nicht mehr gebetet noch ihm gedanket. Dieses Lied aber aus dem Mund der Unmündigen weckte sie auf, wie aus einem tiefen Traum. Sie weinte bitterlich und lernte wieder beten und danken. (Heinrich, Erzählungen über evang. Kirchenlieder. 1846.)

Melodie: „Ich dank dir schon durch deinen Sohn", f f f b g a h c, ist ungewissen Ursprungs, indem Michael Prätorius sie zwar 1610 in seinen „Musae Sioniae 8. Theil" zu seinem eigenen Liede gibt, aber sich wohl als Verfasser des Lieds, dagegen nicht als Sänger seiner Weise bezeichnet. — Knecht, Musikdirektor in Biberach, hat im Württemb. Choralbuch 1799 eine liebliche Arie für das Lied Gellerts selbst geschaffen: c f e d d c a a g b b a.

XII. Abendlieder.

76. Christe, du bist der helle Tag.

Von Erasmus Alberus (1500—1553), erschienen in der Rigaischen Kirchenordnung 1537, jedoch sehr abweichend; in der jetzigen Form in: „Morgengeseng für die Kinder", nach Wackernagel um 1555. Eine Bearbeitung des alten Hymnus aus dem siebenten Jahrhundert:

Christe, qui lux es et dies
Noctis tenebras detegis
Lucisque lumen crederis,
Lumen beatum praedicans:

Precamur, sancte domine,
Defende nos in hac nocte,
Sit nobis in te requies,
Quietam noctem tribue.

Ne gravis somnus irruat,
Nec hostis nos surripiat,
Nec caro illi consentiens
Nos tibi reos statuat.

Oculi somnum capiant,
Cor ad te semper vigilet;
Dextera tua protegat
Famulos, qui te diligunt.

Defensor noster adspice,
Insidiantes reprime,
Guberna tuos famulos,
Quos sanguine mercatus es.

Memento nostri, domine,
In gravi isto corpore;
Qui es defensor animae,
Adesto nobis, domine.

Unter den vielen Übersetzungen des Lieds hat neben dem „Christ, der du bist Tag und Licht" von Musculus 1527 und „Hinunter ist der Sonnenschein" von Herman 1560 die Verdeutschung Albers sich der Gemeinde besonders empfohlen.

Bei Vers 4 erzählt Scriver (Siech- und Siegesbette 2), daß ein Betrunkener mit seinen Kameraden auf unzüchtigen Wegen dahingegangen. Da hörte er einen Hausvater dies Lied singen und besonders unsern Vers:

Wir bitten dich, Herr Jesu Christ,
behüt uns für des Teufels List,
Der stets nach unsrer Seele tracht,
daß er an uns hab keine Macht.

Das machte auf ihn solchen Eindruck, daß er in Thränen ausbrach und nicht nur für seine Person von dem Gang des Verderbens abstand, sondern auch seine Genossen davon zurückführte.

Wenn bei dem lateinischen Vers 5: Defensor noster, adspice bemerkt wird, daß er oft als besonderes Gebetlein gesungen wurde, so ist dies bei seiner Übersetzung in V. 6. 7. nicht weniger der Fall. Das geläufigste Abendgebetlein im Württemberger Lande zu der Betglocke ist seit alten Tagen bis auf diese Stunde in vielen Familien eine Verbindung von „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ!" und diesen Versen:

Befiehl dem Engel, daß er komm
und uns bewach, dein Eigenthum;
Gib uns die lieben Wächter zu,
daß wir für'm Satan haben Ruh.

So schlafen wir im Namen dein,
dieweil die Engel bei uns sein;
Du heilige Dreifaltigkeit,
wir loben dich in Ewigkeit.

In der That ein herzinniger Abschluß des Tagewerks in Gottes Namen und „bedeckt mit seinem Segen!"

Die Melodie: g g b g f g a b a g oder g g b a g b c d stammt aus derselben Zeit wie der lateinische Hymnus.

77. Werde munter, mein Gemüthe.

Aus dem „Dritten Zehn der himmlischen Lieder" Joh. Rists (1607—67), Lüneburg 1642, mit der Überschrift: „christliches Abendlied, sich dem Schutz des Allerhöchsten zu befehlen."

Dieses Lied ist, wenn auch nach Rists Gewohnheit etwas gedehnt und darum in den meisten Gesangbüchern gekürzt, ein kräftiges Gebet in der Abendstunde. V. 1—3 Ermunterung der Seele zum Lobe Gottes, V. 4—6 Bitte um Vergebung, V. 7—9 um die Gnadengemeinschaft Gottes, und V. 10—12 um Schutz und Wacht.

V. 6 ist in der Kirche gar oft gebetet worden, nicht bloß in Abendstunden, sondern im Rückblick auf ganze Lebensläufe. — Johann Georg, Herzog zu Mecklenburg, lag im Jahre 1675 zu Mirow auf dem Sterbebette. Wie der fromme und gottesfürchtige Fürst dabei viele christliche Reden führte, und man ihm nach gesprochener Absolution den Vers vorbetete, sagte er: „Lasset mich den schönen Vers allein beten!" Mit festgefalteten Händen, gen Himmel gerichteten Augen und vielen Thränen hub er an:

> Bin ich gleich von dir gewichen,
> stell ich mich doch wieder ein;
> Hat uns doch dein Sohn verglichen
> durch sein Angst und Todespein.
> Ich verleugne nicht die Schuld;
> aber deine Gnad und Huld
> ist viel größer, als die Sünde,
> die ich stets in mir befinde!

Als er hierauf das heilige Abendmahl empfangen, sprach er zu seinem Beichtvater: „Da ich noch ein Knabe war, lernte ich meinen Katechismus; den habe ich noch nicht vergessen, und in demselben diese Worte: ‚Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit!' Nun habe ich Vergebung der Sünden empfangen, darum habe ich auch Leben und Seligkeit, und darauf will ich selig sterben!" was er denn auch nach wenigen Stunden erreichte. (Crusii Templum Hon.)

Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, welcher eine Zeit lang vom evangelischen Glauben abgefallen und zur katholischen Kirche übergetreten, am 15. Oktober 1718 jedoch wieder in den Schoß der evangelischen Kirche zurückgekehrt war, betete vor seinem Ende am 15. November desselben Jahrs diesen Vers in seinem Gemach zu Weyda überaus andächtig und mit großem Seufzen. (Gerber, Historie der Wiedergeborenen. I.)

Aber auch Verbrecher, welche dem strafenden Arm der Obrigkeit anheimgefallen waren, haben in die Worte dieses Verses ihre Buße niedergelegt. So wird von einem berüchtigten Gauner aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Andreas Rooß von Runzhausen im hessischen Amt Blankenstein, erzählt, er habe, als die Versuche zur Bekehrung, die Pfarrer Heinrich Daniel Müller zu Gießen vor seiner Hinrichtung im Gefängniß an ihm betrieb, endlich anschlugen, seinem gebeugten, reumüthigen Herzen mit diesem Vers zuerst Luft gemacht. (J. J. Moser, monatliche Beiträge 1752. 9.)

Bei Vers 9 bemerkt Scriver („Gotthold" 386): „Von einem heidnischen Philosophen wird berichtet, daß er sich mit Singen und Saitenspiel zu sanftem Schlaf und süßen Träumen bereitet habe. Der Christen Musik ist ihr andächtiges Gebet und Abendgesang nebst

herzlicher Betrachtung heiliger und göttlicher Dinge; wo dies in Acht genommen wird, da muß der Schlaf nicht allein geheiligt, sondern auch gesegnet und süß sein. Herr Jesu!

Wenn meine Augen schon sich schließen
und ermüdet schlafen ein,
Soll mein Herz dennoch geflissen
und auf dich gerichtet sein.
Meiner Seele mit Begier
träume stets, o Gott, von dir,
daß sie fest an dir bekleibe
und auch schlafend dein verbleibe!"

Schamelius setzt noch hinzu: „O süßer Traum, wem von Gott träumet! 1 Mos. 26, 12." Und einen schönen Nachhall jener Bitte finde ich in dem Zinzendorfischen Lied „Vor Seinen Augen schweben", wo es heißt:

Wenn dann der Tag vollendet,
so legt man sich zur Ruh;
Von Christo unverwendet,
thut man die Augen zu —
Und wünschet auch den Träumen,
wenns ja geträumt soll sein,
nichts Andres einzuräumen,
als Jesu Wundenschein.

V. 10: „Laß mich diese Nacht empfinden!" und V. 11: „Ach bewahre mich vor Schrecken!" sind dem Dichter, wie manches seiner Lieder, „recht durchs liebe Kreuz ausgepreßt" worden; er wußte wohl, warum er so betete, denn er erzählt selbst, daß zu seiner Zeit Krieg, Hunger und Pestilenz grausam grassiret haben, und daß ihm zu Zeiten die Kriegsgurgeln alles weggenommen haben.

Den letzten Vers hat eine adeliche Dame in Schlesien, wie Blumberg berichtet, mit den Ihrigen allezeit auf den Knieen gesungen. Und auch heute noch gibt es Familien, in welchen das Abendgebet mit diesem treffenden Seufzer zum Abschluß gebracht wird.

Die Melodie: h c d d c h a a, im Original von munterem, frischem Ausdruck, nun aber durch den choralmäßigen Zuschnitt ziemlich lahm und monoton, ist von Johann Schop, dem Hamburger Tonmeister, dem „Dritten Zehn der himmlischen Lieder" Rists 1642 beigegeben. Johann Crüger hat sie bereits 1653 in seine „Geistlichen Lieder und Psalmen" aufgenommen, und Johann Sebastian Bach hat sie, unter Zugrundlegung des 6. Verses als Textes, mit einem reichen Tonschmuck in seine große Passionsmusik verwoben, da wo die Worte des Evangeliums über Petrus recitirt sind: „und gieng hinaus und weinte bitterlich."

78. Nun ruhen alle Wälder.

Von Paulus Gerhardt (1607—1676), erschienen in „Johann Crüger Praxis pietatis melica 1648"; so daß es falsche Überlieferung ist, wenn gesagt wurde, die Melodie des alten Liedes: O Welt, ich

muß dich lassen! welche zu Mittenwalde Abends vom Thurme herab auf zwei Trompeten geblasen wurde, habe ihn zu unsrem Liede veranlaßt. Gerhardt kam erst 1651 als Propst nach Mittenwalde. Daß er aber an jener Weise eine besondere Freude hatte, haben wir bei „O Welt, sieh hier dein Leben" gesehen und finden dieselbe nun hier wieder; vergleiche das Lied: O Welt, ich muß dich lassen.

Dieses Lied ist ein Kleinod der lutherischen Kirche. Bunsen nennt es „Gebet eines Kindes Gottes, das treu des Tages Last und Hitze getragen und sich nun in der Stille der sternerleuchteten Nacht anvertraut, die es umgibt, und der Ruhe, die es erwartet; das, indem es sich vom Sichtbaren zu dem Gedanken des nie untergehenden Lichtes, des Lebens in Gott und der ewigen Ruhe erhebt, die Gott den Seinen bereitet hat, sich und seine Lieben getrost in die Arme seines schützenden Heilandes legt." — Der Gedankengang im Geiste des Sängers ist: Ruhe der Natur, aber Leben der Seele in Gott V. 1. — Was sagt von der Natur die Seele? Die Sonne ist dahin, die Sonne meines Herzens bleibt V. 2 (Maleachi 4, 2); wie die Sternlein leuchten, also auch ich in meines Vaters Reich V. 3 (Daniel 12, 3). — Woran erinnert mich die Natur meines Leibes? Der Leib legt die Kleider ab, Christus wird mich kleiden in Herrlichkeit V. 4 (Jes. 61, 10); die Glieder freuen sich der Ruhe, das Herz hofft die Feier von aller Arbeit V. 5 (Offenb. 14, 13); die Glieder bedürfen der Ruhe im Bette, sie werden dieselbe endlich finden im Grabe V. 6 (Jes. 57, 2). — Jetzt folgt das Abendgebet auf die Abendgedanken: Leib und Seele schlummert; Wächter Israels, schlummre nicht! V. 7 (Psalm 121, 4). Der böse Feind lauert; Jesu, mein Heiland, schütze! V. 8 (Matthäi 23, 37). — Ein Blick noch hinüber auf die Meinen: Gott behüt euch durch seiner Engel Schar! V. 9 (Psalm 91, 10 f.) — — Mit sinnigem Geist ist in jedem Vers Sinnliches und Geistiges, Irdisches und Himmlisches einander gegenübergestellt; und das Geistige und Himmlische, zu dem der Sänger vom Anschauen des Irdischen immer wieder hinübergeleitet wird, findet stets seinen Ruhe- und Haltpunkt in einem biblischen Wort und Gedanken.

Schnell hat sich darum das Lied im evangelischen Volke verbreitet und wurde fast in allen Häusern der guten alten Zeit als Abendsegen gebetet. „Seit seinem Erscheinen, sagt Bunsen in der evang. Kirchenzeitung 1830, ist dieses Lied eines der beliebtesten und bekanntesten Lieder christlicher Andacht in ganz Deutschland geworden; in einem wahrhaft kindlichen Volksgeist gefühlt und gedacht, vereinigt es mit seltener, ungekünstelter Einfachheit des Ausdrucks eine Erhabenheit der Gedanken, eine Tiefe christlicher Erkenntniß, einen Reiz der Poesie, daß es für diese Gattung von Liedern als ein ewiges Muster gelten muß. Wer in den Gegenden Deutschlands gelebt hat, wo die Gesänge der lutherischen Kirche sich noch im Munde des Volks erhalten haben, der weiß, wie dieses süße Lied oft auf besternter Flur von den heimkehrenden Land- und Bergleuten gesungen wird, und wie es Abends in den friedlichen Stuben und von den Thürmen durch die nächtliche Stille erschallt."

Und dennoch war es seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hundert Jahre lang ein Zeichen, dem aufs heftigste widersprochen ward. Friedrich der Große, König von Preußen, hatte sich in seinem durch Streitigkeiten über Einführung eines neuen Gesangbuchs veranlaßten Cabinetsbefehl 1781 dahin ausgesprochen: „Ein jeder kann mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angehet, so stehet einem jeden frei, zu singen: ‚Nun ruhen alle Wälder‘ oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet.“ Durch dieses unkönigliche Witzwort war das Lied in Mißkredit gebracht, und mit dem Absterben des lebendigen Geistes und kirchlichen Sinnes in der evangelischen Kirche wurde das alte Lieblingslied des frommen deutschen Volkes zur Zielscheibe des Spottes und Witzes gemacht. „Die Gebildeten, sagt Bunsen am angeführten Orte, rümpften die Nase über Vieh, Schafe und andere gemeine Ausdrücke, und die Geistreichsten bemerkten, daß die erste Strophe reiner Unsinn sei. Wie können, sagten sie, die todten Wälder ruhen, die nie wachen? Wie kann man in unsern aufgeklärten Zeiten jetzt noch singen: ‚Es schläft die ganze Welt‘, wenn man weiß, daß gerade, während wir uns schlafen legen, unsere Gegenfüßler wach werden, also höchstens die halbe Welt schläft und auch von dieser nur ein Theil, weder die wachhabenden Soldaten, noch Kranke, die an Schlaflosigkeit leiden?“

Solche Dinge können aber wahrlich nur den stören, der überhaupt die dichterische Sprache nicht versteht. „Die ganze Welt, bemerkt mit Recht schon der alte Schamelius, das ist der ganze Theil, derjenige Horizont, von welchem sich jetzo die Sonne geschieden hat und da ich singe.“ Das Ruhen und Schlafen der Wälder und Felder hingegen, so wie „das Vieh“ findet man bei dem gepriesenen Virgil gar schön und herrlich, während man es bei Gerhardt für abgeschmackt hält. Und doch hatte Gerhardt hier die Stelle in Virgils Aeneis 4, 522—528 im Auge:

> Nox erat, et placidum carpebant fessa soporem
> Corpora per terras, silvaeque et saeva quierant
> Aequora; quum medio volvuntur sidera lapsu,
> Quum tacet omnis ager, pecudes, pictaeque volucres,
> Quaeque lacus late liquidos, quaeque aspera dumis
> Rura tenent, somno positae sub nocte silenti:
> Lenibant curas et corda oblita laborum.

> Nacht wars, und es genoß holdseligen Schlummer, ermüdet,
> Alles, was lebt auf Erden; die Wälder und wilden Gewässer
> Ruheten; jetzt da mitten im Lauf hinrollen die Sterne,
> Da rings schweigen die Felder, das Vieh und buntes Gevögel,
> Das hier prächtige Seen weithin, dort rauhes Gestrüppe
> Eingenommen, vom Schlafe gewiegt in nächtlicher Stille:
> Sorglos labeten alle das Herz, vergessend der Arbeit.

Es ist nicht der Mühe werth, die Märtyrergeschichte unseres Lieds im einzelnen zu verfolgen. Gott sei Dank, daß auch der welt-

liche Geschmack in Sachen der Poesie unserem Liede wieder Gerechtigkeit angedeihen läßt, und daß unseren Gemeinden der köstliche Wohllaut des Gerhardtischen Abendlieds wieder überall unverstümmelt zu Theil geworden ist.

Wackernagel erzählt, daß Schillers Mutter mit den Liedern Gerhardts das jugendliche Gemüth ihres Sohnes nährte, und daß derselbe demzufolge besonders das Lied „Nun ruhen alle Wälder" liebgewann. (Gerhardts Lieder, Vorrede.)

Zum 1. und 7. Vers und dem ganzen Liede mag folgende Erzählung eine Illustration geben.

Mitten im Kinzigthale, bei der ehemals freien Stadt Gelnhausen und am Saume des uralten Reichsforstes, genannt der Büdinger Wald, erhebt sich ein hoher, zum größten Theile mit Weinpflanzungen bedeckter Berg, der eine stattliche Kirche mit den Wohnungen für Pfarrer und Küster trägt. Man nennt den Ort nur „auf dem Berge", und die Kirche ist der Mittelpunkt eines weitläufigen Kirchspiels, welches aus sechs Dörfern besteht, die zum Theil im Waldgebirge zerstreut liegen. Da war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im Monat April ein recht stürmischer Abend mit Regen und Schnee; der Sturm heulte um die Kirche und rüttelte an Läden und Thüren des Pfarrhauses. Drinnen aber saß der Pfarrherr am eichenen Tische bei Weib und Kindern und las den Abendsegen; darauf sangen sie das Lied: „Nun ruhen alle Wälder." Aber horch, mitten in den Gesang und Sturm hinein krachte es draußen vor dem Fenster, und es war den Leuten drinnen, als hörten sie einen schweren Fall und dann wieder Fußtritte von Menschen. Der Pfarrherr sprang auf und zündete schnell eine bereit stehende Laterne an. Vorsichtig öffnete er den wohlverwahrten Fensterladen und leuchtete hinaus; da sah er denn, daß eine Planke im Zaune um das Gärtlein vor dem Hause zerbrochen war und im nassen Boden sich Fußtapfen zeigten. Sonst konnte er vor dem rasenden Sturm und Regen nichts sehen und hören. Er schloß den Laden und sagte: „Behüt uns Gott, ihr Lieben! Das war ein unheimlich Ding; wir werden wohl diese Nacht einen schlimmen Besuch erhalten!" — Den Pfarrleuten war dieses zu jener Zeit, wo sich gar vieles Raubgesindel und Gaunervolk in der Gegend umhertrieb, nichts Neues, und sie machten sich ruhig auf alles gefaßt. Fenster und Thüren am Hause wurden wohl verwahrt und Hunde losgelassen im Hofe. Der Hausvater mit dem ältesten Sohne und seinem Knechte rüstete seine Gewehre, die er unter den Gefahren des einsamen Ortes nothgedrungen handhaben gelernt hatte. „Geht nun zu Bett, sagte er zu den Seinen, der Herr wird Wache halten!" Das hatten sie oft schon erfahren, und so giengen sie getrost zur Ruhe. Aber die gerüsteten Männer wachten die ganze Nacht vergeblich, es kam nichts. Am folgenden Abend brauste wieder Sturm um das Haus; die Männer giengen früh zu Bette, theils um sich von der letzten Nachtunruhe zu erholen, theils um gegen Mitternacht hin wieder bei der Hand zu sein. Denn gerade für diese Nacht waren sie am meisten besorgt. — Die Mitter-

nacht kam und der Sturm legte sich. Alles schlief im Hause; nur die Mutter wachte an der Wiege ihres jüngsten Söhnleins, welcher ein gar arger Schreihals war und nicht zur Ruhe kommen wollte. Um den Vater nicht zu stören, gieng sie mit ihm in ein Nebenzimmer, wo sie ihn hin- und hertrug. Da hörte sie unten ein Lärmen, unterdrücktes Knurren der Hunde und Flistern von Menschen. Vor dem Fenster des obersten Stockwerkes, wo sie sich befand, hörte sie das Pochen einer angelegten Leiter. Schnell weckte sie die Männer, und diese waren sogleich mit den geladenen Gewehren bei der Hand. Als der Pfarrer ans Fenster trat, sah er einen Haufen Menschen im Hofe, eine Leiter an die Wand gelehnt und oben darauf einen wilden Kerl stehend. — „Wer da?“ rief der Pfarrer. Keine Antwort. „Wer da? noch einmal!“ Da brüllte aus dem Haufen einer: „Der Teufel ist da und will Pfaffen stehlen!“ Jetzt schoß der Pfarrer und der Mann stürzte von der Leiter. Weiter gabs nun Schuß auf Schuß, bis der Haufe über die Hofmauer und den Kirchhof mit gräßlichem Fluchen und Heulen auseinanderstob. Später, als alles ruhig war, giengen die Männer aus dem Hause in den Hof und fanden da die beiden großen Hunde sterbend liegen, weil sie vergiftete Wurst gefressen hatten. Am Morgen konnten sie die Blutspuren bis in den nahen Wald verfolgen. — Einige Wochen nach diesem nächtlichen Vorfall kam früh Morgens ein Mann zu dem Pfarrer; der sah gar unheimlich aus, war aber doch im Hause bekannt. Es war ein Korbmacher, den man nur den Mahnenhannes nannte. Der trat zum Pfarrer in seine Studirstube und grüßte ihn freundlich, fast ehrerbietig. Hierauf sagte er: „Herr Pfarrer, ich war neulich in der Nacht an Eurem Fenster und hab spionirt. Da habt Ihr mit Euern Leuten ein Lied gesungen. So was hab ich noch nicht gehört; es ist mir durchs Herz gegangen. Ich bitt Euch, sagt mir noch einmal das Lied.“ Pfarrer: „Das war unser Abendsegen, den wir alle Tage singen. Ich wills Euch gerne noch einmal sagen.“ Der Pfarrer sagte ihm das ganze schöne Lied mit möglichstem Nachdrucke vor, und erfuhr auch, daß der nächtliche Überfall von dem Korbmacher und der in dem nahen Walde liegenden Bande ausgeführt war, und daß der Geschossene wieder geheilt sei. Bald kam der Mensch wieder und sagte: „Wir müssen fort aus der Gegend und dürfen nicht wieder kommen. Da wollt ich Euch aber noch einmal sehen und Euch bitten, mir das Lied aufzuschreiben, das Ihr mir neulich gesagt habt.“ Der Pfarrer schrieb ihm das Lied auf und sprach mit ihm noch mancherlei aus Gottes Wort bis um Mitternacht. Der Räuber gieng hinaus in die dunkle Nacht, aber ein Fünklein des Lichtes war in seine Seele gefallen; und war gleich dasselbe nicht mächtig genug, ihn ganz seinem unstäten Leben zu entziehen, so begieng er doch, wie die noch vorhandenen Aktenstücke ausweisen, von da an keine absonderlichen Verbrechen mehr. Als er aber zwei Jahre später auf der Münzplatte im Spessart wegen früher verübter Mordthaten mit dem Strange gerichtet wurde, da verlangte er ausdrücklich, daß die Schuljugend ihm auf seinem Todesgange das vom Bergpfarrer

erhaltene Lied vorsingen solle. (Evang. Liedersegen zum pfälzischen Gesangbuch. 1861.)

V. 5 und 6 haben in folgenden Fällen ihre unmittelbarste Anwendung gefunden. — Als der treue Pfarrer Fricker in Dettingen bei Urach auf seinem Todtenbette lag, betete man ihm in der letzten Nacht den fünften Vers:

> Das Haupt, die Füß und Hände
> sind froh, daß nun zum Ende
> die Arbeit kommen sei.
> Herz, freu dich, du sollst werden
> vom Elend dieser Erden
> und von der Sünden Arbeit frei!

Und als man ihn fragte, ob es ihm auch nach diesen Worten gehe, antwortete er: „Ja; ‚man muß hier stets auf Schlangen gehn, die ihren Gift in unsre Fersen bringen!‘“ Womit der Sterbende ein Zeugniß gab von dem seligen Tausch, den ein Kind Gottes in seinem Tode machen darf. (Christenbote 1833.)

Im Dezember 1716 kam der Archidiakonus Gabriel Rehfeld in Oschatz einsmals krank aus dem Beichtstuhl nach Haus. Die plötzlich überhandnehmende Schwäche gab ihm bald zu erkennen, daß der Herr ihn heimholen werde, und er legte sich zu Bette mit den Worten des sechsten Verses:

> Nun geht, ihr matten Glieder,
> geht hin und legt euch nieder,
> der Betten ihr begehrt.
> Es kommen Stund und Zeiten,
> da man euch wird bereiten
> zur Ruh ein Bettlein in der Erd!

Nach wenig Tagen wurde das an ihm erfüllt und er durfte eingehen zu seines Herrn Freude. (Frenkels Dypticha Ossit.)

Ein ganzer Kranz von Erzählungen legt sich um den achten Vers her, welcher mit seiner schriftgemäßen Herzlichkeit und hochpoetischen Kindlichkeit in den verschiedensten Lagen Anwendung findet. Wie mancher Christenseele, Kindern zumeist, aber auch Gotteskindern überhaupt, dient der Vers als letztes Abendgebet! Oftmals ist er zum letzten Erdengebete geworden; ja in manchen Gegenden Deutschlands beschließt man mit ihm die Taufe der lieben Kleinen, um sie dem Schutz ihres Herrn Jesu zu befehlen.

In der evangelischen Schule zu Kischinew in Südrußland, welche auch von manchen israelitischen Kindern besucht wird, fragte Pastor Gurland 1868 die Schüler nach Morgen- und Abendgebeten, übergieng aber absichtlich zwei jüdische Mädchen. Da erhob sich das zehnjährige und fragte: „Darf ich auch mein Gebet hersagen?“ und als er es bejahte, betete sie mit freudestrahlendem Gesicht voll herzlicher Andacht das heilige Vaterunser bis zu Ende. Und wo hast du denn das gelernt? fragte er. Das hab ich in der Schule gelernt, sagte sie; denn zu Hause darf ichs nicht lernen in der Gegenwart der Mutter. Die jüngere Schwester aber, ein achtjäh-

riges Kind, sagte: ich kann auch ein hübsches Abendgebet. Laß es hören! erwiderte er. Da fieng es an:

> Breit aus die Flügel beide,
> o Jesu, meine Freude,
> und nimm dein Kichlein ein!
> Will Satan mich verschlingen,
> so laß die Engel singen:
> dies Kind soll unverletzet sein!

Und auf die Frage, ob sie denn auch ein Kichlein Jesu sei, antwortete sie mit Thränen in den Augen: Das weiß ich nicht, möchts aber sein! (Stuttg. Ev. Sonntagsblatt. 1869.)

Ein fünfjähriges Töchterlein wurde von der Mutter zu Bette gebracht, und das Kind betete diesen Vers noch vor dem Einschlafen. Als das geschehen, fragte das Kind, was denn die letzten Worte bedeuten: „will Satan mich verschlingen?“ Die Mutter erklärte es ihm noch und legte sich dann auch schlafen. Eine Stunde vor Mitternacht, als alle im ersten Schlafe lagen, fiel ein großes Stück von der Zimmerdecke dicht neben des Kindes Bette herab. Die Eltern eilten bestürzt herzu, nach den Kindern zu sehen; die aber schliefen ruhig fort und waren alle unversehrt. Voll Danks gegen Gott konnte nun die Mutter am andern Morgen zu ihrem Töchterlein sagen: „Siehst du nun wohl, wie der liebe Heiland dein Gebet erhört und zu seinen lieben Engeln gesagt hat: ‚dies Kind soll unverletzet sein?‘“ (Heinrich, Erzählungen. 1846.)

Am 14. September 1796 kamen schwere Schreckensstunden über das hessische Städtchen Lisberg, das auf einer der waldigen Vorhöhen des Vogelsbergs liegt. Nachts zwischen neun und zehn Uhr rückten nemlich 500 Mann Fußvolk von der vor Erzherzog Karl auf der Flucht begriffenen französischen Armee racheschnaubend in das Städtlein ein, erschossen den alten ehrwürdigen Pfarrer des Orts, Philipp Jakob Koch, der um Gnade bittend ihnen entgegengezogen war, und zündeten, nachdem sie mehrere Stunden lang gemordet, zerstört, geraubt und geschändet hatten, die Stadt an allen Ecken an, daß allein 58 Wohngebäude bis auf den Grund niederbrannten. Draußen aber vor dem Städtlein stand etwas abseits am Abhang des Berges ein Häuschen, und in dem saß eine Mutter am Krankenbett ihres Kindes. Aus Furcht, das Leben ihres Lieblings zu gefährden, wollte sie an dem rauhen Septembertag mit demselben nicht in den Wald flüchten, wie die meisten Einwohner thaten. Als nun aber das Schießen und Morden im Orte begann und der Rauch von den angezündeten Häusern vom Berge herab über das Thal zog, ward es dem armen verlassenen Weibe zum Sterben angst; sie verriegelte die Thür des Häuschens und warf sich betend neben der Wiege des Kindes nieder. So lag sie eine Zeit lang, zitternd auf das Wuthgeschrei der Soldaten und auf das Wehegeschrei der Mißhandelten horchend, als auch an ihre Thüre mit einem Gewehrkolben gestoßen wurde. Diese, alt und gebrechlich, wie sie war, fuhr schnell auf, und mit gefälltem Bajonette stürzte

ein Franzose wüthend auf das erschrockene Weib zu. Blaß wie der Tod, legte die erschrockene Mutter ihre Hände über das Kind und mit der Stimme der Verzweiflung betete sie: „Breit aus die Flügel beide — — dies Kind soll unverletzet sein.“ Da senkte plötzlich der wilde Soldat die Todeswaffe, trat zur Wiege und legte seine rauhe Hand sanft auf des Kindes Haupt; seine Lippen bewegten sich wie zum Gebete, und dicke Thränentropfen fielen über sein bärtiges Angesicht. Dann reichte er der Mutter die Hand und gieng schweigend davon. Als aber die Frau nach einiger Zeit von den Knieen sich erhob und durch das kleine Fensterchen hinaussah, siehe, da stand der Franzose, das Gewehr im Arm, unter einem Birnbaum der Hausthüre gegenüber, als stünde er Wache, allen Schimpf und Schaden von dem Hause seines Schutzes fern zu halten. Erst als der ganze Soldatentrupp mit Beute beladen abzog, verließ er seinen Posten mit einem größern Schatz im Herzen, als seine Kameraden in ihren Säcken. (Glaubrecht, Erzählungen aus dem Hessenlande, Frankfurt 1853.)

Dr. Heinrich Pipping, Oberhofprediger in Dresden, ein Nikodemus und heimlicher Jünger Speners, schickte sich am 22. April 1722 mit unserem Vers zur Todesruhe. Mehreremale nach einander betete er die flehenden Worte; da vergieng ihm Verstand und Empfindung, und die Flügel des Herrn breiteten sich auf seinen sterbenden Knecht. (Gleich, Annales. 1730.)

Der achte und neunte Vers treten uns noch besonders ansprechend entgegen in den Gedanken der Herzogin Henriette von Orleans. Sie hielt auf unser Lied gar viel. Auf einer Reise mit ihrem Gemahl, da sie ihren Erstgeborenen verlassen mußte, schreibt sie ihrer Mutter, Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg: Wenn nur dem Kleinen nichts geschieht! Das hält mein armes Herz immer in Aufregung, und ich kann es nur stillen durch das Gebet: „Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude, und nimm dein Kichlein ein! Will Satan es verschlingen, so laß die Engel singen: dies Kind soll unverletzet sein!“ Und das betest du mit mir für ihn, nicht wahr, meine theure Mama? — — — Schon zuvor hatte sie an dem Besuch derselben in Paris und dem täglichen Beisammensein eine solche Freude, daß sie an einem Abend noch ein Brieflein an sie schrieb: „Noch einen herzlichen Gute-Nacht-Wunsch, meine theure liebe Mama! Leider schriftlich, da du nicht mehr kommen konntest. Da wir auch unsre Abendlektüre nicht mehr halten können, so schreibe ich dir einen Vers her:

Auch euch, ihr meine Lieben,
soll heute nicht betrüben
ein Unfall noch Gefahr!
Gott laß euch selig schlafen,
stell euch die goldnen Waffen
ums Bett und seiner Engel Schar!

Und wünsche, daß du morgen früh und recht wohl erwachest. — Dein Kind.“ (Schubert, Erinnerungen. 1859.)

Ein Nachhall des Gerhardtsliedes ist es wohl, wenn wir von Max von Schenkendorf in einem der schönsten Lieder, das je in einem Lager gedichtet wurde, lesen: „So ruht, ihr müden Glieder, vielleicht zum letztenmal; Wie bald, so sinkt ihr nieder, verletzt von Blei und Stahl!“ Und zuletzt noch eine köstliche Ausdehmung der Liebesgedanken im letzten Verse:

Auch du im Lager drüben
magst ruhig schlafen, Feind,
Wir ha'n mit Schuß und Hieben
es ehrlich stets gemeint.
Mit Einem aber ringen
wir Morgens wie zur Nacht:
er möcht uns gern verschlingen;
der Löwe brüllt und wacht!

79. Nun sich der Tag geendet hat.

Von Johann Friedrich Hertzog (1647—99), späterem Rechtsgelehrten zu Dresden, gedichtet.

M. A. Poselt bezeugt in dem Lebenslauf von Johann Ernst Hertzog, Pastor zu Zittau, dem Bruder Johann Friedrichs, 1714, daß dieser, ein großer Liebhaber der Musik und besonders des Lautenspiels, eines Abends ums Jahr 1670, als er noch ein Studiosus zu Wittenberg gewesen, dieses Lied gedichtet habe. Die Weise dazu entnahm er nach Gabriel Wimmers Liedererklärung einer weltlichen Arie, welche häufig der Braut zu Ehren bei den Hochzeiten gesungen worden sei, und welche nun Dr. Faißt in Stuttgart als A. Krieger zugehörig in dessen „Neuen Arien. Dresden 1667“, als Ständchen oder „Nachtgesang“ aufgefunden hat. Dieselbe: $\bar{d}$ g a b $\bar{b}$ $\bar{c}$ $\bar{c}$ $\bar{d}$, ist indessen für den kirchlichen Gebrauch vielfältig verändert worden.

Das Lied des wackern Studenten, aus dem ein frommer Jurist geworden ist, fand bald allgemeinen Eingang.

Von Samuel Veiel, einem Doktor der Medizin, wird in seiner zu Ulm 1695 gehaltenen Leichenpredigt bezeugt, daß es sein tägliches Nacht- und Schlaflied gewesen.

Am eindrücklichsten ist vielen V. 6 geworden:

Den setz ich dir zum Bürgen ein,
wenn ich muß vors Gericht;
Ich kann ja nicht verloren sein
in solcher Zuversicht.

Im Blick auf diesen Vers mags geschehen sein, daß, wie Blumberg in seinem Zwickauischen Gesangbuch berichtet, ein Missethäter, welcher hingerichtet werden sollte, um Beschleunigung seines Todes bat, als er dieses Lied in der Nachbarschaft singen hörte.

Die beiden letzten kräftigen Verse:

Soll diese Nacht die letzte sein
in diesem Jammerthal,
So führ mich, Herr, in Himmel ein
zur auserwählten Schar.

Und also leb und sterb ich dir,
du starker Zebaoth:
Im Tod und Leben hilfst du mir
aus aller Angst und Noth!

wurden dem Herzog Wilhelm Ernst zu Sachsen-Weimar gesungen, als er am 26. August 1726 in die ewige Heimat hinübergieng.

M. Paul Bose, welcher unser Lied „die Stimme der geistlichen Nachtigall“ nennt, hat eine Parodie darauf gedichtet: „Nun sich die Nacht geendet hat, die Finsterniß zertheilt.“ — Eine gar schöne Parallele ist das namenlose Lied: „Nun sich der Tag geendet, mein Herz zu dir sich wendet“, von welchem wir den Schlußvers hier mittheilen:

Ein Tag, der sagts dem andern,
mein Leben sei ein Wandern
zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
mein Herz an dich gewöhne:
mein Heim ist nicht in dieser Zeit!

80. Der lieben Sonne Licht und Pracht.

Von Christian Scriver (1629—93), Pastor zu St. Jakob in Magdeburg; bereits in „Herrlichkeit und Seligkeit“ 1671 erwähnt, also vor dieser Zeit verfaßt, sodann erschienen im Lüneburger Gesangbuch 1686.

Die Entstehung dieses tiefsinnigen Lieds wird also berichtet. In Scrivers Nachbarschaft wurde einmal des Nachts unter einer angenehmen Melodie ein weltliches Lied gesungen. Als er nun im Geist betrübt worden, daß die Annehmlichkeit der Musik so gemißbraucht werde, hat er sich aus einer heiligen Rache gegen solchen Mißbrauch sofort hingesetzt und dieses so angenehme und erbauliche Lied gefertigt, auch das Metrum und die Melodie aus dem angehörten weltlichen Lied beibehalten. Nun soll also diese schöne Abendliedweise fortan gesungen werden, wenn über einen Pilgrim der Tag sich geneiget hat, daß er in Jesu Namen liege und schlafe ganz mit Frieden.

Von dem schönen Lied dieses treuen Lehrers, des Chrysostomus unserer lutherischen Kirche, in welchem die Gedanken des Gerhardtschen Abendlieds nachklingen und kräftig widerhallen, sind die Verse 6—8 von großer Kraft, und unter ihnen besonders V. 8. Scriver sagt darüber in seiner Predigt am Sonntag Rogate 1671: „Wie eine Uhr ihre gewisse Anzahl Schläge thut in einer Stunde und dann die Stunde mit dem Glockenschlag meldet, so hat auch unsre Pulsader nicht allein ihre von Gott bestimmte Zahl, wie vielmal sie in einer Stunde schlagen soll, sondern auch im ganzen Leben; es wird die Zeit endlich kommen, da unser Herz samt den Adern wird erliegen und stille werden. Hiebei fällt mir ein, was jener gute Mann mit Gott bedinget gehabt, daß wann sein Puls schlage, es nach seiner Seele heiligem Verlangen und Vorsatz so viel sein sollte, als wenn die Ader auch eine Stimme hätte und sagte: Heilig,

heilig, heilig ist Gott! Wohin ich auch in meinem Abendliede gezielet, wo das christliche Herz zu Jesu seufzet:

So oft die Nacht mein' Ader schlägt,
soll dich mein Geist umfangen;
So vielmal sich mein Herz bewegt,
soll dies sein mein Verlangen,
Daß ich mit lautem Schall
möcht rufen überall:
Ach Jesu, Jesu, du bist mein,
und ich auch bin und bleibe dein!"

Als der Waisenvater Georg Friedrich Beckh in Stuttgart in seiner Jugend auf Reisen war, kam er in Wien wegen seines Glaubens in einen heftigen Streit mit katholischen Gesellen. Eines Abends gieng er fröhlich nach Haus und zu Bette, das er in einer Bühnekammer mit einem Nebengesellen theilte. Gewöhnlich lag er vorne, diesmal legte er sich nach hinten, weil der andere noch nicht da war. Dabei kam ihn die lebhafte Erinnerung seines Vaters an: „Lieber Sohn, ich bitte dich, versäume doch das Gebet nicht! Befiehl dich jeden Abend, ehe du dich niederlegst, in den Schutz Gottes und bitte ihn um den Schutz seiner heiligen Engel!" Er warf sich auf die Kniee und betete von Herzen das Lied Scrivers, welches er in seiner Kindheit gelernt hatte: „Der lieben Sonne Licht und Pracht hat nun den Tag vollführet!" Er betete es hinaus bis zum letzten Verse:

Nun, matter Leib, gib dich zur Ruh
und schlafe sanft und stille;
Ihr müden Augen schließt euch zu,
denn das ist Gottes Wille.
Schließt aber dies mit ein:
Herr Jesu, ich bin dein!
so wird der Schluß recht wohl gemacht:
nun Jesu, Jesu, gute Nacht!

Bald war er eingeschlafen. Gegen Morgen aber erwachte er an einem durchdringenden Schrei. Sein Kamerad, der neben ihm lag, rief: „O weh, ich bin gestochen, ich muß sterben!" An dem Gepolter des Davoneilenden erwachten die Meistersleute. Da zeigte sich's, daß der Arme tief ins Herz gestochen war; und nach wenigen Stunden starb er. Nur das konnte er noch erzählen, daß der Mörder gerufen: „Ha, Ketzer, da hast du den Lohn für deine Lästerungen!" Der Ermordete war ein Katholik; es war also kein Zweifel, daß der Dolch nicht ihm, sondern dem evangelischen Beckh gegolten. Dieser machte sich bald aus dem Staub, betrachtete aber immer seine Errettung als eine Erhörung seines Abendgebets. (Burk, der Waisenvater Beckh. 1839.)

Diesen letzten Vers sangen sie am Grabe des Rosenbäckers Burger zu Nürnberg, von dessen glaubenskräftigem und tiefgegründetem Christenthum G. H. von Schubert so manches erzählt.

Das Lied ist mit zwei Melodieen geschmückt worden: g d g fis g a h a, welche in Telemanns Choralbuch 1730 sich findet, und f b d c c es d d c b a

im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 (im württemb. Choralbuch 1844: d g h a c h a g).

81. Herr, es ist von meinem Leben.

Gedichtet von Caspar Neumann (1648—1715), Professor zu Breslau, ums Jahr 1700 und mitgetheilt im „Vollkommenen schlesischen Kirchengesangbuch. Breslau 1711"; ein von dem christlichen Volk aller Orten fleißig gebrauchtes Abendlied.

Zu Vers 1 bemerkt Bilhuber: „Ach, daß es nur nicht bei dir und mir so oft heißen möchte: ‚abermal ein Tag hin oder verloren!' Wie jener zwar heidnische, aber in diesem Stück manche Christen beschämende Kaiser, wo er sich des Abends keiner Gutthat zu erinnern wußte, die er jemand erzeigt hätte, mit betrübtem Herzen ausgerufen: Amici, diem perdidimus! (‚wir haben einen Tag verloren, meine Freunde!') so frage auch des Abends dein Gewissen; und ist der Tag dahin, so siehe zu, daß er nicht hin und verloren sei, sondern du denselben in dem Buche Gottes dereinst zum Segen über dich angeschrieben findest."

Seine besondere Geschichte hat der fünfte Vers dieses Liedes. — Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zog eine kleine Gesellschaft von Studenten von Halle aus nach Jena, wo sich noch einige der dortigen Studenten anschlossen, so daß es ihrer acht waren. Von Jena führte sie ihr Weg weiter durch den Thüringer Wald nach Franken. Als sie eines Tags um die Mittagszeit im Begriff waren, noch in den Thüringer Wald einzutreten, wurden sie von dem Wirth, bei dem sie zuletzt übernachteten und bei dem sie der eingetretene Regen den ganzen Vormittag über zurückgehalten hatte, sowie auch von dem gerade anwesenden Stadtschreiber des Oertchens dringend ermahnt, doch lieber vollends den andern Morgen abzuwarten, denn in einem halben Tag könnten sie nur mit Mühe bis in die Mitte des Waldes kommen, in eine Gegend, wo zwar etliche Wirthshäuser sich befänden, die aber sehr verrufen und im Verdachte stünden, daß schon mehrere Mordthaten in ihnen geschehen wären. Die jungen Leute aber, die nach damaliger Sitte mit Seitengewehr versehen waren und dazu einen leichten, guten Muth hatten, lachten der Gefahr und traten dennoch die Reise in den Wald an, indem sie kurzen Abschied von den beiden ängstlichen Männern nahmen, als ob das Raubgesindel sich eher vor ihnen fürchten müßte, als sie sich vor ihm. Als sie nun bis gegen Abend gegangen waren, kamen sie in eine Thalschlucht, in deren Tiefe ein einsames Wirthshaus stand. Dort beschlossen sie, zu übernachten. Als sie aber in das Haus eintraten und die Wirthsleute sie so ganz besonders anblickten, auch der Hund, den einer von ihnen mit sich führte, nicht über die Schwelle wollte, sondern winselnd und scheu vor der Thüre herumlief, faßte sie ein Schauder und sie wurden ziemlich still, bis das Abendessen kam, wo sie unter jugendlichen Gesprächen das Grauen wieder vergaßen. In der Mitte des Zimmers stand eine dicke, hölzerne Säule, welche vom Boden bis zur Decke hinaufragte und diese zu stützen

schien. Um diese Säule herum ordnete jetzt die Hausmagd das Nachtlager von Stroh für die jungen Reisenden, und zwar so, daß die Kopfkissen, die sie auf die Lehnen der umgestürzten Stühle gelegt hatte, gerade an die Säule zu liegen kamen. Die jungen Leute wunderten sich über diese seltsame Einrichtung des Nachtlagers und fragten die Magd nach der Ursache. Diese aber antwortete scherzend, es geschehe, damit die jungen Herren mit Händen und Füßen hübsch weit und bequem auseinander lägen und bei Nacht keinen Streit anfangen könnten. Darob lachten die Jünglinge, und weil sie von dem schlechten Weg ermüdet waren, beschlossen sie, sich zur Ruhe zu legen. Vorher verriegelten sie die Thüre und nahmen ihre guten Waffen zur Hand; allein sie griffen auch noch zu einer andern Waffe, zu der Waffe des Gebets, denn damals schämte man sich noch nicht, weder zu Haus noch auf den Reisen, des lauten, gemeinsamen Gebets am Morgen und bei Tische und des Abends vor dem Schlafengehen; selbst die Fuhrleute jener Zeit legten sich nie schlafen, ohne daß sie zuvor ein Gebet gesprochen hätten. Ueberdies waren aber unter jenen acht Jünglingen einige, welche die Lehren der damaligen Gottesgelehrten in Halle, eines A. H. Francke und seiner Freunde, nicht bloß mit den Ohren, sondern auch mit dem Herzen erfaßt hatten. Die Jünglinge beteten daher mit einander noch das Abendgebet aus Arndts Paradiesgärtlein und dann das kindlich kräftige Lied: „Herr, es ist von meinem Leben.“ Da sie beim Beten dieses Liedes an den Vers kamen:

Steure den gottlosen Leuten,
die im Finstern Böses thun!
Sollte man gleich was bereiten,
uns zu schaden, wenn wir ruhn,
So zerstöre du den Rath
und verhindere die That;
wend auch allen andern Schrecken,
den die Bosheit kann erwecken!

faßte manchen ein Schauer, aber auch ein Gefühl des festen Vertrauens auf Gott. So, mit den Waffen an der Hand und im Herzen, legten sie sich nieder. Aber einen unter ihnen ließ eine unerklärliche Angst nicht schlafen. Ihm gieng es, wie dem Hund, den sie bei sich hatten, welcher durchaus keine Ruhe hatte, sondern immer an der Seite seines Herrn herumlief und winselte. Endlich wurde die Unruhe bei dem jungen Reisenden so groß, daß er eilig vom Lager aufsprang und auch nicht abließ, seine andern Gefährten zu rütteln und zu schütteln, bis er sie endlich zum Aufstehen bewogen hatte. Da saßen sie nun beim Schimmer eines Lichts, das sie wieder angesteckt hatten, schweigend und halb schlafend um den Tisch. Auf einmal geschah ein furchtbarer Schlag. Von der Decke war eine schwere Maschine, die vorher wie ein Kranz die Säule oben umgeben hatte, herabgestürzt und hatte die Lehnen der umgekehrten Stühle, auf denen vorhin die Köpfe der Reisenden ruhten, in Splitter zermalmt. Diese sprangen erschrocken vom Tische auf und stellten sich mit gezückten Degen an die Thüre in Erwartung

dessen, was nun geschehen werde. Wirklich hörten sie alsbald von der Treppe herunter Stimmen und eilige Fußtritte. Der Riegel der Thüre wird von außen zurückgezogen, dieselbe geht auf und der Wirth mit zwei Gesellen tritt ein in der Meinung, hier nur noch Leichname anzutreffen. Die acht Jünglinge aber empfangen die Mörder mit so kräftigen Streichen ihrer Waffen, daß der eine zu Boden sinkt, die zwei andern aber stark verwundet fliehen. Die jungen Kämpfer verrammeln nun die Thüre und erwarten in beständiger Furcht eines neuen und verstärkten Angriffs den Morgen. Bei Tagesanbruch, nachdem die Nacht ohne weitere Schrecken vorübergegangen war, machen sie sich, eng an einander geschlossen und die Waffen in der Rechten, auf den Weg, und die Furcht beflügelt ihre Schritte, so daß sie schon vor zehn Uhr im nächsten Herzoglich Sächsisch-Meiningenschen Orte sind, wo sie den Vorfall den Gerichten anzeigen. So hat das Gebet zum Herrn ihnen geholfen, und der starke Gott, den sie drum anflehten, hat den Rath der Bosheit, der ihnen den Tod bereitet, zerstört und die ruchlose That verhindert. — Solches berichtet Schubert aus dem Munde seines Oheims, der selbst in seiner Jugend einer von diesen acht, von Gott so treulich bewahrten, Studenten gewesen ist. (Altes und Neues. 4, 2.)

Wie dieser Vers einmal einem Mordbrenner und Räuber als ein Hammer, der Felsen zerschmeißet, an das lang verhärtete Herz geschlagen und ihn zu Buße gebracht, zeigt folgender Brief, den derselbe eigenhändig geschrieben hat: „Meine hochgeehrte Herren! Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen und entdecken, auf was Art Kosten (eine Stadt im Herzogthum Posen) dem Raub der Flammen entgangen ist. Ich, Franz Michaels, kam 1807 als kaiserlicher Deserteur nach Kosten, trat bei dem polnischen Regiment von Turnau in Dienste und bekam mein Quartier bei dem Schuhmacher Winkler, welches gute Leute waren, und ich es auch wirklich gut hatte; wurde aber bald von Kameraden verführt, daß ich meinen Wirthsleuten eins und das andre anfieng zu entwenden und verbrauchte das Geld mit meinen Kameraden, die mich immer auf schlechte Wege brachten. Mein Wirth saß alle Abende bei seiner Arbeit und sang fleißig geistliche Lieder, vornemlich jeden Abend den Vers: ‚Steure den gottlosen Leuten‘, welches mich aber damals nicht rührte. Dann kam ich auf den schlechten Gedanken, zu desertiren, hatte aber kein Reisegeld. Da faßte ich den Entschluß, Feuer anzulegen und dabei zu stehlen, und stahl mir von meinen Wirthsleuten vieles; da das Haus zwar nicht abbrannte, aber sie doch vielen Schaden dadurch hatten. Darauf stahl ich dem Major Uminsky mit noch einem Kameraden zwei Pferde und desertirte wieder. Nun war ich ein ganzer Vagabund. Dann bin ich wieder in Dienste gegangen, habe aber nichts Gutes gestiftet durch die ganzen Jahre. 1822 kam ich wieder ins Herzogthum Posen, wo ich wieder zu solchen schlechten Banditen kam. Da bekam ich den Auftrag von einem meiner Kameraden, daß ich diese Stadt (Kosten) in Brand stecken sollte, weil ich da schon bekannt wäre. Ich war auch schon dazu bereit; eine halbe Meile von Kosten, in einem Walde, präparirte ich die Mittel

dazu. Nun kam mir auf einmal des Schuhmachers Lied ein: ‚Steure den gottlosen Leuten‘. Da wachte mir mein Gewissen auf, und ich dachte der vielen Thränen, welche die Leute über mich vergossen haben, auch meine Wirthsleute, zu der Zeit, da der Stall brannte und ihnen so viel gestohlen wurde. Hier schlug ich an meine Brust und sagte: ‚Gott sei mir Sünder gnädig!‘ Da kamen mir alle bösen Thaten vor Augen, die ich begangen hatte. Auf diese Art beschloß ich die grausame That zu unterlassen und nicht mehr solche Grausamkeiten auszuüben, denn vielleicht wäre es mein Kirchhof geworden, da ich auf das Rad oder den Galgen gekommen wäre. Ich warne also einen jeden jungen Menschen, an mir sich ein Beispiel zu nehmen. Hätte ich meinen Wirthsleuten gefolgt, so wäre ich glücklich, jetzt aber bin ich unglücklich. Ich habe schon den vierten Namen, ich kann mich nicht mehr zu Hause trauen, sondern setze meinen Weg nach der Türkei fort; ich danke es Gott tausendmal, und auch dem Schuhmacher, daß ich von der bösen That entwichen bin. Ich bitte also einen wohlweisen Magistrat, das zu publiziren, damit sich ein jeder an so einem Bösewicht spiegeln kann, und jede Eltern ihren Kindern gute Vermahnungen geben, damit sie nicht auf solche Gedanken kommen, als ich. Ich bin eines Kaufmanns Sohn im Östreichischen; ich werde mein Leben in der Türkei endigen.“

Melodie: Werde munter, mein Gemüthe.

82. Ach mein Jesu, sieh ich trete.

Von Levin Johann Schlicht (1681—1723), Lehrer am Franckeschen Pädagogium zu Halle, gedichtet und von Freylinghausen im Gesangbuch 1705 zuerst veröffentlicht.

Der erste Vers hat sich in folgendem Fall, den K. Heinrich in seinen „Erzählungen“ berichtet, bewährt. — Eine fromme Familie pflegte Morgens und Abends in der Hausandacht ein Lied zu singen. Manche Leute im Dorf spöttelten über diesen Gebrauch. Nun gieng eines Abends ein junger Mann an dem Hause vorüber, als die Familie eben sang:

Ach, mein Jesu, sieh ich trete,
da der Tag nunmehr sich neigt
Und die Finsterniß sich zeigt,
hin zu deinem Thron und bete —

Da fuhr die Bosheit in ihn; er nahm einen Stein und warf ihn den Leuten an den Laden mit großem Krachen. Aber nicht lange drauf wurde es laut im Dorf, die Leute liefen zusammen, auch der Vater jenes Hauses fragte nach, was es denn gebe. Da bringen sie einen jungen Mann, der ein Bein gebrochen. Es war der muthwillige Störefried, der nach seinem Wurf schnell davonlaufen wollte und über einen Stein gefallen war. So war es an jenem Abend zum zweischneidigen Schwert geworden, was der alte Schlicht in seinem Liede sagt:

Denn wo du bist Tag und Licht,
schaden uns die Nächte nicht.

Der zweite Vers enthält die denkwürdige Mahnung:

Meine Tage gehn geschwinde
wie ein Pfeil zur Ewigkeit,
Und die allerlängste Zeit
saust vorbei, als wie im Winde;
Fleußt dahin, als wie ein Fluß
mit dem schnellsten Wasserguß.

Diesen Vers erwählte sich daher neben der Stelle Hiob 7, 6 die edle Jungfrau Hedwig Clara Catharina von Isendorf in Bremen zum Leichentext, ehe sie 1718 nach Sibirien abreiste, wohin sie sich gezogen fühlte, um ihren im Jahr 1709 in russische Gefangenschaft gerathenen Vater daselbst zu pflegen und freiwillig das harte Loos mit ihm zu theilen. Sie heirathete auf den Wunsch desselben einen Kapitän von Dyngraf und starb schon nach drei Jahren, noch vor ihrem Vater, am 17. März 1721 in Sibirien. (C. F. v. Wreech, Historie von den schwedischen Kriegsgefangenen. 1725.)

In der That giengen auch des Sängers Tage selbst „wie ein Pfeil zur Ewigkeit"; er starb als Prediger zu Berlin 1723, erst 42 Jahre alt, plötzlich an einem Schlagfluß.

Melodie: Ach was soll ich Sünder machen.

83. Der Mond ist aufgegangen.

Gedichtet von Matthias Claudius (1740—1815) und veröffentlicht in dem von J. H. Voß herausgegebenen Göttinger Musen-Almanach für 1779, später im 4. Theil der „Sämtlichen Werke des Wandsbecker Boten. 1783."

Von Claudius selbst als ein Abendlied im Gerhardtston von „Nun ruhen alle Wälder" bezeichnet, ist dies Lied in der That eine ebenbürtige Tochter des genannten Gesangs. Es konnte ja nicht anders sein, als daß dieser Nachahmungen fand, wie denn Albinus eine gab mit dem Anfang: „Der Tag ist nun vergangen, die güldnen Sterne prangen." Es spiegelt sich aber in unsrem Lied ein selbstständiger Geist.

Als Claudius 1776/77 in Darmstadt Oberlandescommissarius war, fand er den Aufenthalt daselbst anfangs nicht so übel. Ein Tannenwald, welcher westlich die Sandfläche weithin bedeckt, übte seine Anziehungskraft besonders auf ihn aus. Nach Osten aber und Süden steigt die Gegend sanft empor, und herrliche Laubwälder bieten dem Spaziergänger Schatten. Die Überlieferung bezeichnet noch jetzt die Stelle, wo er sein Abendlied gedichtet haben soll. Ein Pfad schlängelt sich neben einer Waldwiese hin, über welche der Blick nach den schönsten Buchenkronen hinüberschweift. Wenn der Abend kommt, entspricht die Landschaft völlig der Schilderung:

Der Wald steht schwarz und schweiget,
und aus den Wiesen steiget
der weiße Nebel wunderbar.

In jedem Falle ist er in diesem Liede als Dichter legitimirt von der Art, wie er einmal sagt: „Dichter sind helle reine Kieselsteine, an

die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen." (Wilhelm Baur, Geschichts- und Lebensbilder. II.)

Zum dritten Verse, in welchem es heißt:

> Seht ihr den Mond dort stehen?
> Er ist nur halb zu sehen,
> und ist doch rund und schön —

vergleiche man, was Claudius an einem Karfreitagmorgen schrieb: „Bin vorige Nacht unterwegen gewesen. Etwas kalt schien der Mond einem auf den Leib; sonst aber war er so hell und schön, daß ich recht meine Freude dran hatte und mich an ihm nicht konnte satt sehen. Heut Nacht vor 1800 Jahren schienst du gewiß nicht so, dacht ich bei mir selbst, denn es war doch wohl nicht möglich, daß Menschen im Angesicht eines so freundlichen, sanften Mondes einem gerechten, unschuldigen Manne Leid thun konnten."

Beim vierten Verse mit seinem aus Prediger Salomo 7, 29 entsprungenen Bekenntnisse:

> Wir stolze Menschenkinder
> sind eitel arme Sünder
> und wissen gar nicht viel —

dürfen wir wohl an das schöne Wort erinnern, das Claudius in „Von und Mit" geschrieben: „Wer die Vernunft kennt, der verachtet sie nicht. Sie ist ein Strahl Gottes, und nur das radikale Böse hat ihr das himmelblaue Auge verderbt. Aber es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas Großes und Ahnungsvolles; sie hat wie der König Lear, auch wenn sie irre redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne." (Werke. 8.)

Beim fünften Verse mit der herzlichen Bitte:

> Gott laß uns dein Heil schauen,
> auf nichts Vergänglichs trauen,
> nicht Eitelkeit uns freun!

vergleichen wir, was Claudius sagt in der Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814: „Ein reines Auge kann die sichtbare Natur nicht ansehen, ohne Gott und den Mittler zu finden und an ihn zu glauben. Ihn predigen Himmel und Erde; und alle Körper und Erscheinungen in der sichtbaren Natur sind Glöcklein am Leibrock, die ihn und seinen Gang verrathen." (Werke. 8.)

Dem schönen Gerhardtischen Wort: „Auch euch, ihr meine Lieben" entsprechend hat Claudius im Abendgesang an seine Brüder gedacht; es liegt im Schluß seine ganze treuherzige Art:

> Verschon uns, Gott, mit Strafen
> und laß uns ruhig schlafen,
> und unsern kranken Nachbar auch.

Kann er doch selbst im Trinkliede der Kranken nicht vergessen: „Stoßt an und sprecht daneben: alle Kranken sollen leben!" geschweige im Gebet vor dem Throne des Erbarmers.

Melodie: O Welt, ich muß dich lassen.

Zweites Buch.

Das christliche Leben.

I. Die Buße.

84. Aus tiefer Noth schrei ich zu dir.

Eine freie Überarbeitung des Psalms 130 „De profundis", von Luther 1524 gedichtet und zum erstenmal gedruckt in Johann Walthers Chorgesangbüchlein 1524. Luther hat aber das Lied in zwei Gestalten ausgehen lassen. Eine ältere mit nur vier Versen stammt schon aus dem Jahr 1523; denn in einem Brief an Spalatin, welcher in den ersten Tagen des Jahrs 1524 geschrieben ist und worin Luther denselben bittet, ihm deutsche Psalmen für das Volk machen zu helfen, sagt Luther ausdrücklich: „‚Aus der Tiefe' ist von mir übersetzt." Dieselbe erschien sofort in dem Nürnberger Achtliederbuch: „Etlich Christlich lider" 1524 und in dem Erfurter Enchiridion von demselben Jahr; allein schon das Walthersche Chorgesangbüchlein von der zweiten Hälfte des Jahrs 1524 gibt das Lied in umgearbeiteter Fassung, und diese jüngere Gestalt des Lieds findet sich von da an in den lutherischen Gesangbüchern, während die reformirten die ältere Gestalt noch lange bewahrten und vielfach auch neben der jüngern aufführten. In den zwei letzten Versen sind beide Gestalten gleich, die zwei ersten lauten in der ältern folgendermaßen:

Aus tiefer not schrei ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein rufen;
Dein gnädig oren ker zu mir
und meiner bitt sie öffen.
Denn so du das willt sehen an,
wie manche sünd ich hab getan,
wer kann, Herr, für dir bleiben?

Es stet bei deiner macht allein,
die sünden zu vergeben,
Daß dich fürcht beide, groß und klein,
auch in dem besten leben.
Darum auf Gott will hoffen ich,
mein Herz auf in soll lassen sich,
ich will seins worts erharren.

Der Gedankengang des Lieds ist vom Psalm vollständig vorgezeichnet. Psalm 130, 1—3 entspricht unsrem V. 1. Aus der Tiefe der Noth wende ich mich zum Ohre des gnadenreichen Gottes, denn Gnade bedarf ich zum Leben. — 130, 4 entspricht unsrem V. 2, welcher den ersten begründet. In Gottes Hand allein liegt die Vergebung, nicht in unsrem Thun, über dem wir nur Gott fürchten müßten. Hieher gehört Luthers Bemerkung in seiner Vorrede zum Babstschen Gesangbuch 1545: „Ym ‚De profundis' sols also stehn: ‚Des mus dich fürchten jederman.' Ist versehen oder ist übermeistert, das fast in Büchern stehet: ‚Des mus sich fürchten jederman.' Vt timearis. Denn es ist Ebreisch geredt, wie Matth. 15, 9 vnd Ps. 14

vnd 53. — Also ist hie auch die meinung: Weil sonst nirgend vergebung der sunden zu finden ist, denn bei dir, So müssen sie wol alle abgötterey faren lassen, vnd thuns gern, das sie sich für dir bucken, tucken, zum creutz kriechen vnd allein dich in ehren halten vnd zu dir zuflucht haben vnd dir dienen, als die deiner gnaden leben vnd nicht irer eigen gerechtigkeit." — Darum V. 3, entsprechend Ps. 130, 5., soll meine Hoffnung auf Gott zielen und auf ihm beruhen, nach seinem heiligen Wort; und das soll nach V. 4, entsprechend Psalm 130, 6. 7., ein unablässiges Warten sein auf Gottes Stunde; denn das Warten und Ringen ist Israels Art. — V. 5 entspricht Psalm 130, 7. 8.: die Gnade überwiegt die Sünde, und die Erlösung steht am Ziele aller Noth.

Die Segensgeschichte unsers Lieds beginnt mit seinem Erscheinen. Am 6. Mai 1524 hat sich nach Vulpius, Historie Magdeburgs 1702, ein alter armer Mann, seines Handwerks ein Tuchmacher, zu Magdeburg bei der Bildsäule des Kaisers Otto auf dem Markt aufgestellt und hat unser Lied (wohl in der älteren Lesart) und einige andere, wie „Es wollt uns Gott genädig sein", feil gehabt und den Leuten vorgesungen. Der Bürgermeister Hans Rubin kommt eben aus der St. Johanniskirche von der Frühmesse, und wie er vorüber geht, fragt er seinen Diener, was das wäre. Der Diener bringt die Nachricht, daß ein loser Bub des Luthers ketzerische Lieder feil hätte und sänge. Darauf läßt er den Mann ins Gefängniß werfen. Das gibt aber in der Stadt einen gewaltigen Rumor. Zweihundert Bürger ziehen aufs Rathhaus und ihr Wortführer, Johann Eckstädt, verlangt die Freigebung des alten Mannes und die Bestrafung des Dieners. Der Bürgermeister gibt nach, und die Gemeinden St. Ulrich und St. Johannes erklären: „Wir wollen unsre Zuflucht nehmen allein zu dem ewigen Herrn und Bischof, Jesus Christus, der mit göttlichem Eide bestätiget ist. Er ist unser Hauptmann und bei ihm wollen wir ritterlich fechten." Und dabei blieb es.

Als Luther 1530 auf der Veste Coburg weilte, war es ihm Nachts viermal wie Fackeln vor den Augen, und es folgte auf solche Gesichte heftiges Kopfweh. In einer Nacht aber sah er drei brennende Fackeln durch das Fenster des Schlafgemachs hereinkommen und fiel schier in Ohnmacht. Sein herbeigerufener Diener träufte ihm Mandel- und Muskatennußöl ins Ohr und rieb ihm die Füße mit gewärmten linnenen Tüchern. Hierauf ließ er sich durch denselben aus dem Galaterbrief vorlesen und schlummerte wieder ein. Die Gefahr gieng vorüber und, aufgewacht, rief er fröhlich: „Kommt, dem Teufel zu Trutz wollen wir den Psalm De profundis auf vier Stimmen singen und Gott damit loben und preisen!" (Delitzsch, Psalmencommentar.) Doch könnte das wohl die Weise Senfls zum lateinischen Psalm sein.

Das Lied wurde bei dem Begräbniß Kurfürst Friedrichs des Weisen 1525 in der Schloßkirche zu Wittenberg gesungen. Luther nahm es als erstes unter die sechs deutschen Begräbnißgesänge auf, die er in seinem Büchlein: „Christliche Geseng, Lateinisch vnd deudsch, zum Begrebniß. Wittenberg 1542." abdrucken ließ. Und als man

nun seinen eigenen entseelten Leib am 20. Februar 1546 von Eisleben nach Wittenberg führte und ihn auf dem Durchweg in Halle Abends 7 Uhr in die Sakristei der Kirche „Unserer lieben Frau" trug, wurde vom Volk, das sich um den Sarg dieses theuren Gottesmannes in großen Scharen drängte, dieses Lied mit kläglich gebrochener Stimme mehr herausgeweint, als gesungen.

Bei der Belagerung Straßburgs durch die Franzosen 1681 stimmte die evangelische Gemeinde das Lied im Münster bei einer Betstunde an, da man in der Noth zu Gott schrie. „Es war denn auch, schreibt Ernst G. Schulin 1687, dies der letzte evangelische Gesang, so in der Münsterkirche zu Straßburg gesungen worden, da wegen der Einnahme dieser Festung durch die Franzosen kein evangelischer Gottesdienst darin mehr verrichtet worden ist."

Zu Vers 1 mag folgende Erzählung sich schicken. — Ums Jahr 1704 lebte in Frankfurt a. M. ein Jude, Namens Mayer. Der gieng eines Tages mit seiner Schwester bei der St. Peterskirche vorüber und hörte das Lied von der versammelten Gemeinde singen. Dadurch wurde er so ergriffen, daß er es nicht unterlassen konnte, sich gegen seine Schwester darüber auszusprechen und ihr sein Gefühl für dieses Lied, das sich nicht unterdrücken lassen wollte, an den Tag zu legen. Obgleich ihn nun seine Schwester deßhalb heftig bestrafte, an solchen Narrenpossen der Gojim keinen Gefallen zu haben, so war doch von da an ein geheimer Drang in seinem Herzen, sich zu bekehren, was auch Gott herrlich hinausführte, so daß er sich taufen ließ. Bei seiner Taufe erhielt er den Namen: Philipp Johann Bleibtreu. (M. Diefenbach in Judaeo convertendo. S. 113.)

Als Fr. Mallet aus Bremen auf einer Schweizerreise 1859 im Neumünster zu Zürich die Taufe angesichts der ganzen Gemeinde vornehmen sah, freute er sich über die Andacht der Gemeinde sehr, weniger über den allzu sparsamen Gebrauch des Wassers bei der Handlung. Man sollte ein etwaiges störendes Schreien nicht so sehr fürchten, meint er, und erzählt: „Ich wohnte einst einer Kindtaufe in Emden bei. Während der Handlung tönte plötzlich ein lauter Kindesschrei durch die Kirche; aber ich muß sagen: er störte mich nicht; im Gegentheil, er drang tief in meine Seele hinein. Es war mir, als hätte das Kind gerufen: ‚Aus tiefer Noth schrei ich zu dir!' und als hätte es eben die Antwort empfangen: ‚Fürchte dich nicht, ich helfe dir!'" (Mallets Leben von Meurer. 1866.)

Zu V. 2 vergleiche man, was in den „Tischreden" erzählt wird: Einmal gefragt, welche Psalmen die allerbesten seien, sagte Luther: Psalmi Paulini; und als seine Tischgenossen in ihn drängten, welche das seien, antwortete er: Psalm 32. 51. 130. 143. Denn sie lehren, daß die Vergebung unsrer Sünden dem glaubigen Menschen widerfahre ohne Gesetz und ohne die Werk, darumb sinds Paulinische Psalmen. Da hat sich niemand eigener Gerechtigkeit zu rühmen, sondern das Wort „daß man dich fürchte" stöbert hinweg eigenes Verdienst, lehret uns das Hütlein für Gott abziehen und bekennen: gratia est, non meritum; remissio, non satisfactio; eitel Vergebung ists, kein Verdienst.

Von dem gottseligen Dr. Hauber, der am Schluß des vorigen Jahrhunderts in Kopenhagen starb, erzählt Büsching, er habe ihn in seiner letzten Krankheit eines Abends ganz betrübt und keinerlei Trostes fähig angetroffen. Darauf, als er Morgens wieder zu ihm gekommen, sei er ganz heiter gewesen und habe ihm eröffnet: „Ich wollte gestern Abend in der Anfechtung vor Gott etwas aufweisen, und fand nichts; endlich aber fiel mir bei meinem Besinnen der Vers: ‚Bei dir gilt nichts, denn Gnad und Gunst‘ ein, und das hat mich wieder zurechtgebracht.“ (Basler Sammlungen. 1800.)

Was in V. 3 Luther gelobt hat: „Darum auf Gott will hoffen ich!“ das hat er zu allen Zeiten wohl gehalten. Als ein Beispiel für viele gelte das Gebet, welches er in der schweren Anfechtung 1527 unter den feurigen Pfeilen des Satans zu Gott richtete: „Mein allerliebster Gott, du bist ja ein Gott der Sünder und Elenden, die ihre Angst, Noth und Jammer fühlen und deiner Gnade Trost und Hilfe herzlich begehren; wie du sprichst: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!‘ Herr, ich komme auf deine Zusage; hilf mir um deiner Gnade und Treue willen. Amen.“ Und wiederum: „O mein lieber Herr Jesu Christe, der du gesprochen hast: ‚Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan!‘ Laut dieser deiner Verheißung, gib mir, Herr, der ich bitte, nicht Gold noch Silber, sondern einen festen Glauben; laß mich finden, der ich suche, nicht Lust oder Freude dieser Welt, sondern Trost und Erquickung durch dein selig heilsam Wort; thue mir auf, der ich anklopfe: nichts begehre ich, das die Welt groß und hoch achtet, denn ich bin sein vor dir nicht ein Haar breit gebessert; sondern deinen heiligen Geist gib mir, der mein Herz erleuchte, mich in meiner Angst und Noth stärke und tröste, in rechtem Glauben und Vertrauen auf deine Gnade erhalte bis an mein Ende. Amen.“

Vers 4 ist ein Machtwort in schweren Nöthen. — Mathesius, der Biograph und Freund Luthers, Pfarrer in Joachimsthal, erzählt folgende Geschichte: Nicht weit von Joachimsthal hörte eine adeliche Frau zur Zeit ihrer schweren Geburt und etliche Tage anhaltenden Noth und Gefahr, da fast alle Anwesenden den Muth fallen ließen, des Abends ein armes Schülerlein vor dem Hause den Vers singen: „Und ob es währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen.“ Solche Stimme ließ Gott der betrübten Frau in ihre Ohren und Herz schallen und wirkte dadurch der heilige Geist, daß sie aus des Knaben Gesang wieder Herz, Muth und Trost faßte und sagte: „Laßt uns nicht verzweifeln noch sorgen! Gott schickt uns sein getauftes Schülerlein zu und vermahnet uns, wir sollen nicht ablassen, auf Gott zu warten, ob er schon jetzt verzieht. Laßt uns noch einmal anklopfen und auf sein Wort, Blut und theuren Eid zu ihm schreien; er wird helfen, das wollen wir in der Kürze erfahren.“ Darauf fielen die Weiber auf ihre Kniee und sprachen ihr Vaterunser in starker Hoffnung und tröstlicher Andacht, und ehe ihr Gebet ganz aus war, half Gott gnädiglich, und

die Mutter ward mit einem gesunden Sohn erfreuet, daß jedermann diesen Nothhelfer lobte und preiste. (Olearius, Liederschatz. 1707.)

Vers 5 ist für drei Fürsten in ihrer letzten Stunde ein Labsal geworden. — Kurfürst Christian von Sachsen, der 1591 das Zeitliche gesegnet, hatte ein groß Wohlgefallen an demselben; sonderlich in seiner Krankheit gebrauchte er ihn oft, und kurz vor seinem Ende noch mußte man ihn dreimal wiederholen. (Thom. Schmidts Hist. et mem. 1707.)

Auch Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen hat dieses Lied, sonderlich den 4. und 5. Vers, zu Hause wie im Feldlager oft gesungen. Als er nun am 8. Oktober 1656 im Sterben lag, erinnerte sich deß sein Oberhofprediger Dr. Weller und betete ihm noch diese zwei Verse. Da betete der sterbende Fürst mit gefalteten Händen dieselben andächtig mit bis auf die Worte: „er ist allein der gute Hirt, der Israel erlösen wird.“ Dann legte er die Hände sanft auseinander und zu den Seiten nieder. Darauf segnete Weller ihn mit dem Kirchensegen zum Tode ein, und alsdann blieb der Odem aus. (Gerber, Historie der Wiedergeborenen. I.)

Als König Friedrich I. von Preußen 1713 auf seinem Todtenbette lag, las der Hofprediger am 23. Februar ihm den 23. Psalm und erinnerte ihn im Anschluß daran an den Seelenhirten, welcher ihn durch das finstere Thal des Todes leiten werde. Mit einem glaubigen Amen versiegelte der König sich diese Zusage und fügte hinzu: „Gott leite mich auch, wenn es ihm gefällt, aus der Zeit in die Ewigkeit. ‚Er ist allein der gute Hirt.‘ Meinen Willen hab ich seinem Willen unterworfen: ‚Was mein Gott will, gescheh allzeit!‘“ Zwei Tage hernach verschied er. (Bormann, die hohenzollerschen Landesfürsten und die Bibel.)

Für unser Lied finden sich hauptsächlich zwei Melodieen. Die eine, phrygischer Tonart: h e h c h g a h, wird gewöhnlich Luther zugeschrieben. Sie erscheint erstmals mit der jüngern Gestalt des Lieds in Walthers Chorgesangbüchlein 1524, und bleibt in allen spätern lutherischen Kirchengesangbüchern ausschließlich diesem Liede. Auch das Gesangbuch der böhmischen Brüder 1531 (Weißes Cantional) hat sie aufgenommen zu dem Lied „für die Gefallenen“, dessen Anfangsworte: „Aus tiefer Noth laßt uns zu Gott“ offenbar an Luthers Lied erinnern. — Die andere, hypojonischer Tonart: g fis g a a g a h, erscheint zum erstenmal in: „Teutsch Kirchenampt mit lobgesengen und gottlichen psalmen. Straßburg 1524“ und stammt von Greitter. Sie verbleibt von da an in den reformirten Gesangbüchern nicht nur der ältern, sondern auch der jüngern Gestalt des Lieds. Auch im Michael Veheschen Gesangbuch 1537 findet sie sich, und das große Gesangbuch der böhmischen Brüder 1566 hat sie für ein über Psalm 42 gedichtetes Lied: „Gleichwie der Hirsch zum Wasser eilt“ aufgenommen. Diese in den oberdeutschen Gebieten verbreitete Weise hat in Norddeutschland sich dem Liede angeschlossen: Herr, wie du willt, so schicks mit mir; wird aber in Württemberg bis auf diesen Tag mit Luthers Liede verbunden.

Winterfeld sagt in seiner Schrift: „Zur Geschichte der heiligen Tonkunst. 1850." über beide Melodieen Folgendes: „Das Psalmlied: ‚Aus tiefer Noth' erhält durch Walther 1524 eine eigene phrygische Weise, die den Ton seiner beiden ersten Strophen, in deren spätern Fassung, allerdings aufs treffendste anschlägt, in der ältern Gestalt aber nur dem der ersten vollkommen genügt. An das Lied in seiner Gesamtheit schließt sich die süddeutsche viel glücklicher an; Ergebung, Zuversicht, Hoffnung sprechen sich auf erhebende Weise in ihr aus. Sie hat auch im Norden, namentlich in Preußen, zum Theil auch der Mark, sich weit verbreitet, und wo man ihr die ernstere phrygische vorzog, hat man mittelbar dennoch ihren Werth dadurch erkannt, daß man sie eigens dem Liede zutheilte: ‚Herr, wie du willt, so schicks mit mir', das gleich in seiner ersten Zeile dasjenige ausspricht, was in ihren Tönen lebt." Die phrygische Melodie hat übrigens doch an und für sich einen großen Werth durch ihren tiefen, heiligen Ernst, in welchem sie mehr den Charakter eines Bußlieds als solchen ausprägt.

Während in unserer Zeit noch vor kurzem die beiden genannten Weisen fast nicht mehr in den Kirchen zu hören waren, sondern die Organisten und Cantoren aus Bequemlichkeit fast alle Lieder von dem Metrum: „Aus tiefer Noth" nach der leichten Melodie: „Mein's Herzens Jesu" spielten und sangen, wurden sie vor Alters so fleißig und eifrig selbst in den Häusern gesungen, daß sogar ein Zeisiglein in seinem Käfig eine dieser Melodieen singen lernte. Dasselbe gehörte einer Wirthin im meißnischen Ober-Erzgebirg auf dem „Ziegenschacht". Als nun eines Tages im deutschen Krieg die Soldaten alles auf dem Ziegenschacht ausplünderten, ward dieses Zeisiglein von seiner Wirthin, die noch zusammenraffte, was sie konnte, um sich damit zu flüchten, in seinem Käfig unter die Bank geworfen und mußte dort ohne Menschenhilfe drei Tage lang Hunger leiden. Nachdem aber die Feinde fort waren und die flüchtige Wirthin wieder in ihr Haus kam, siehe, da fängt das hungrige Zeisiglein unter der Bank seinen Gesang an: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir", welches die Frau so sehr erbarmet, daß ihr die Thränen in die Augen gestiegen. So erzählt Christian Lehmann, Pfarrer zu Scheibenberg, in seinem „historischen Schauplatz des meißnischen Ober-Erzgebirgs. S. 689." Das Zeisiglein möge bequeme Organisten und Cantoren beschämen!

Ein Cantor besseren Schlags, Caspar Hoffmann, treuverdienter Schulmeister in der Fraustadt, ließ sich 1617 auf seinem letzten Krankenlager die sieben Bußpsalmen lesen und singen. Vor allem hat er sich an dem 130. Psalm nicht satt hören können und seiner Wärterin bei Nacht einen Dukaten angeboten, daß sie ihm denselben mit frischer Stimme sollte singen. (Bergmann, trem. mortis horae. I.)

85. Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn.

Wahrscheinlich von Hans Witzstadt aus Wertheim oder Georg Grüenwald, einem Widertäufer (vgl. Wackernagel, Kirchenlied 3, 129);

erschienen auf einem Einzeldruck der Meusebachschen Sammlung „Ain schöns newes Christlichs lyed 1530“; sodann in einer alten Liedersammlung von Ottl, Nürnberg 1534 (vgl. Wackernagel, Bibliographie 129), und dann auf einem Ulmer Einzeldruck bei Hans Varnier 1536, welchen Dr. Veesenmeyer aus Ulm eingesehen hat. Frühe soll es auch in einem Zwickauer Gesangbuch sich befunden haben, was auf Witzstadts Aufenthalt daselbst unter den Widertäufern weisen würde. Luther nahm es in das Babstsche Gesangbuch 1545 auf. — Sonst werden als Dichter des Lieds angegeben Jörg Berkenmeyer zu Ulm (II, 154 f.) und Bartholomäus Ringwaldt, mit dessen Bußmahnungen im „Treuen Eckardt 1588“ es stimmt, der aber kaum geboren war, als es erschien.

Den Inhalt des Lieds, welches im Ulmischen Druck den Titel hat: „Ein schönß Christenlichs liedt aus dem 11. Kapitel Matthei, einem yeglichen Christenmenschen nutzlich zu hören. Im thon: Nun wöll wir's aber heben an“ gibt Preuß so an: „Es wird darinnen gezeiget, daß alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, Verfolgung leiden müssen. Man berührt hierauf die Thorheit der Weltkinder, welche dem wahren Christenthum abgeneigt, weil Bande der Trübsal dasselbe umgeben und sie doch nicht das tägliche Lasterleben wollen fahren lassen, worauf bei fortdauernder Unbußfertigkeit ohne alle Gnade ewige Schmach und Schande unausbleiblich erfolget, es mag der beharrliche und nun dahin fahrende Sünder noch so mächtig, reich, geehrt und gelehrt gewesen sein. Man ertheilt frommen Kreuzträgern endlich diesen herzerquickenden Trost, ihre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffe eine ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit.“

Ein alter tapferer Mann pflegte, wie Valerius Herberger in der „Herzpostille“ berichtet, oft bei diesem Liede seines Vaters zu gedenken, welcher, wenn er diesen Gesang gehört, sich der Thränen nicht habe enthalten können und zu seinen Kindern gesagt habe: „Welche selige Zeit habt ihr doch erlebt; wenn meine Eltern diese Worte vor ihrem Ende gehört hätten, wie wäre ihr Herz so freudig geworden!“

Zu Vers 1: Levinus von der Schulenburg, Domprobst zu Havelberg, welcher am 20. Oktober 1587 seliglich entschlafen, hatte den Spruch: Matth. 11, 29. 30. besonders lieb und ließ sich kurz vor seinem Ende dieses daraus gemachte Lied vorsingen, wobei er besonders den 1. und 2. Vers oft wiederholte und bei seiner letzten Beicht sprach: „Ich verlasse mich auf Christum, der zu mir und allen spricht: ‚Kommet her zu mir alle!‘; da lasse ich mich nicht ausschließen, kehre mich an keine spitzfindigen Lehren von einer besondern Gnadenwahl, ich verlasse mich auf Christum, der wird mich wohl schadlos halten.“ (Otho's evangelischer Krankentrost.)

Zu Vers 2: David Beggerovius, Bürgermeister zu Treptau, ertrug (Bergmann, trem. mortis horae I.) seine große Schwachheit mit beständiger Geduld und nahm dabei diesen Vers zu seinem Stecken und Stab, indem er gar oftmals sprach: „Ich habe einen treuen Gehilfen, Mittler und Fürsprecher an meinem Herrn Christo;

er trägt das schwere Vordertheil des Kreuzes, ich aber trage nur das hintere, leichteste Theil, wie die Kirche zu singen pflegt:

Mein Joch ist süß, meine Bürd ist ring;
wer nach mir trägt in dem Geding,
daß er der Höll entweiche,
Ich will ihm treulich helfen tragn;
mit meiner Hilf wird er erjagn
das ewig Himmelreiche."

Vers 4 ist besonders nachdenklich geredet: „Gern wollt die Welt auch selig sein, wenn nur nicht wär die Schmach und Pein"; Schamelius bemerkt hiezu: „Ein Wille ohne That. Sprichw. 21, 25. Der Faule will essen, aber nicht arbeiten. Beinahe Christen. Apostel-Gesch. 26, 28." Vielfach muß man diese Worte noch heute anwenden.

Zu Vers 7: „Der schaffte dies, der ander das, sein selbst er aber stets vergaß, dieweil er lebt auf Erden", macht Heinrich Schwartz, an Schamelius sich anlehnend, in seinem Memento mori die Bemerkung: „Diese Worte werden oft gesungen, aber wenig bedacht; wiewohl sie werth wären, daß sie die Herren in ihre Wappen, die Soldaten in ihre Fahnen, die Studenten in ihr Stammbuch, die Krämer in ihren Kaufladen, die Handwerksleute in ihre Werkstatt und alle Christen in ihr Herz, wo es möglich wäre, mit goldenen Buchstaben schreiben ließen, damit sie ja keinem aus seinem Gedächtniß kommen, sondern alle Tage als eine Erinnerung, so nöthig als täglich Brot, möchten betrachtet und zu wahrer Gottesfurcht, und sonderlich zu einem seligen Sterbestündlein, wohl und nützlich angewendet werden." Marci 8, 36.

Zu Vers 8 machte Pfarrer Fricker in Dettingen seine Erfahrung. Eines Tags besuchte er einen Kranken, der ihm mit Thränen bekannte, daß er eben sein Leben lang an nichts gedacht habe, als wie er sich und seine Familie in der Welt durchbringen wolle. Hier fand das Wort des siebenten Verses Anwendung:

Der schaffte dies, der andre das,
der armen Seel er ganz vergaß.

Er war aber von so tiefer Reue durchdrungen, daß ihm Fricker geradezu erklärte, er sei ein Kind Gottes. Fricker kam so vergnügt nach Hause, daß seine Frau ihn nach der Ursache fragte und er antwortete: Weil eine Seele gerettet ist, darum bin ich so vergnügt. — Als er dagegen von einem andern leichtsinnigen Mann in Erfahrung brachte, daß er seine Bibel verkauft habe, begab er sich alsbald zu ihm und sprach mit aufgehobenem Finger und ernster Miene die Worte des achten:

Ich sorg fürwahr, die göttlich Gnad,
die er allzeit verspottet hat,
werd schwerlich ob ihm schweben.

Bei Vers 9 ist der Gegensatz ganz ergreifend: „Er muß aus diesem Maien" und „Noch muß er an den Reihen"; das heißt, wie Schamelius erläutert, „in den Chor oder Kreis, der im Tanz geschlossen wird. Es zielt auf die alten Gemälde, die man den Todten-

tanz nennt, da der Tod in einem Reihen der Tanzenden den Vorreihen führt, wie solches zu Braunschweig in der Kirche zu St. Andreä und zu Dresden an Herzog Georgs Schloß, deßgleichen zu Lübeck und Basel zu schauen ist. Sirach 14, 18."

Zu Vers 12: Ein frommer Handwerksgeselle sagte einst zu seinen Zunftgenossen, die ihn spöttlich hielten, zum Trunke nöthigen wollten, und als er sich dessen weigerte, ihn verlachten: „Gedenket doch, was ihr so oft in der Kirche mitgesungen, aber nie zu Herzen genommen habt:

Nicht Übel ihr um Übel gebt,
schaut, daß ihr hie unschuldig lebt,
laßt euch die Welt nur äffen;
Gebt Gott die Rach und alle Ehr,
den engen Steig geht immer her:
Gott wird die Welt fein strafen."

Besonders frisch und köstlich klingt der Schlußvers mit seinem Ja und Amen zu der ernsten Mahnung des körnigen, überaus praktischen Liedes.

Die Melodie: g g g $\bar{d}$ $\bar{c}$ $\bar{d}$ b a ist die uralte Volksweise: „Was wöll wir aber heben an." In dem Ton dieser Volksweise zu singen, ist es nemlich in den ältesten Druckexemplaren des Lieds aufgeführt. Witzstadt hat auf denselben Ton „ein christenlich lied von der Gefärlichkeyt dieser Welt" gesungen: „So wölln wirs aber hebn an, ein newes Lied zu singen."

86. Allein zu dir, Herr Jesu Christ.

Bei diesem Kernlied, welches Wackernagel in einem alten Nürnberger Druck von Georg Wachter gefunden hat, der spätestens in das Jahr 1540 fällt, erhebt sich ein wunderlicher Streit über den Verfasser. Auf der einen Seite berichtet Marx Wagner, daß es von Johannes Schnesing (Chiomusus, Pfarrer in Friemar bei Gotha, † 1567) stamme, wie er es denn auch in seine Kirchenordnung 1542 mit eigener Hand eingeschrieben hatte. (Koch I, 377. vgl. IV, 561.) Auf der andern Seite findet sich in dem durch Conrad Huober (1507—77) zu Straßburg besorgten „Gros Kirchengesangbuch. Straßburg 1560. 1572." die Angabe, daß er der Verfasser sei, während in der Vorrede ausdrücklich erklärt ist, daß niemand dasjenige zugemessen sei, „das nit sein ist." Auf Grund dieses letzteren Zeugnisses schreiben wir es Huober zu; denn Wagners Bericht läßt sich auch auf ein Abschreiben eines fremden Lieds durch Schnesings Hand zurückführen. In einem Gesangbuch erscheint es zuerst in „Eyn schön Geistlick Sangböck. Dorch Chr. Adolphum Nystadensem. Magdeborch 1542."

Der Gedankengang des Lieds, welches überschrieben ist: „Eine gemeine Beicht", ist einfach: Allein zu dir! V. 1, denn es ist sonst kein Helfer. — Mach mich meiner Sünden los! V. 2, denn sie sind eine schwere Last. — Gib mir Barmherzigkeit! V. 3, zum rechten Glauben, zum heiligen Leben und seligen Sterben. — V. 4 Doxologie.

Avenarius erzählt, daß in seiner Gemeinde zwei fromme Herzen das Lied statt der Beichte mit Andacht herzusagen pflegten. Der Höhepunkt des Bekenntnisses der Sünde liegt im zweiten Vers, dessen Gedanken folgende Erzählung erläutern mag. — Johann Jakob Moser, der bekannte Landschaftskonsulent Württembergs, war in der Kirche gewesen und hatte die Predigt über den barmherzigen Samariter gehört. Nachmittags drängte es ihn, sich zu einsamem Gebet zurückzuziehen. Und da geschah ihm, dem nüchternen Mann, ein Wunderbares. In einem Augenblick wurden ihm alle seine Sünden von Jugend auf vor Augen gelegt, und zugleich empfieng er einen durchdringenden Blick in den sündigen Zustand seines ganzen Herzens. Er empfand eine förmliche Anklage über sich und das, was er mit seinen Sünden verdient, und bekannte alles, was ihm vorgehalten wurde, bat aber auch um Gnade um Jesu willen. Auf einmal wars ihm, als träte Jesus heran und bäte für ihn um Gnade. „Und was ich mit Worten davon ausdrücken kann, sagt er, kommt vollkommen mit dem Vers überein:

Mein Sünd sind schwer und übergroß
und reuen mich von Herzen;
Derselben mach mich quitt und los
durch deinen Tod und Schmerzen,
Und zeig mich deinem Vater an,
daß du hast für mich gnug gethan!

Diese von Jesu seinem Vater geschehende Anzeige Seiner für mich geschehenen Genugthuung war mir unaussprechlich lebhaft gegenwärtig in meinem Gemüthe. Und zugleich ergieng in meinem Inwendigen ein Machtwort über mich: Nun ist es Zeit zuzugreifen! 2 Kön. 20. (Christophorus S. 174.)

Ganz besonders haben viele Seelen mit diesem Lied die letzte Absolution vor ihrer zeitlichen Auflösung bei dem Herrn nachgesucht. Serpilius führt in seiner „Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs“ eine große Menge an. Folgende Fälle mögen hiefür genügen.

Valerius Herberger erzählt in seinen Magnalia Dei: „Sigmund von Rechenberg, der edle Rittersmann, hat, als er vermerket, daß Gott mit dem Tod bei ihm anklopfe, diesen Gesang selber mit Freuden angestimmt und sich desselben nicht können satt hören. Wenns stille worden, hat er bald wieder gesagt: ‚Allein zu dir, Herr Jesu Christ!‘ und damit zu verstehen gegeben, er wolle es noch einmal hören. Auch als ihm die Sprache schwer ward, hat er doch immer noch gesagt: ‚All’, all’, all’.‘ Das ist ein tröstlich Freudenexempel; aus diesem seinem ‚Allein‘ und letzten ‚All‘ schließen wir alle, daß er allein bei Jesu Christo bleiben und daß allein Jesus ihn und uns alle am besten und kräftigsten trösten könne. Wer so in Christo stirbt, ist gewiß ein Himmelskind.“ Scriver, da er darauf in einer Predigt Bezug nimmt, setzt hinzu: „O Jesu, würdige mich auch solcher Gnade, daß ich an dir allein, so lang ich lebe, kleben möge wie eine Klette am Kleid!“

Auch ein katholisches Weib hat sich mit diesem Lied in ihrem Todesstündlein getröstet, weil sie es in ihrer Jugend in lutherischen

Kirchen gelernt hatte; welches ihr dann so herzerquickenden Trost gegeben, daß sie wider alle Anfechtungen, Noth und Angst obgesieget und selig entschlafen. „Welcher Mensch, — setzt Dinkel, Generalsuperintendent zu Coburg, hinzu, — welcher Mensch aus Gottes Wort so viel gelernet, daß er sich wider die Sünde also trösten kann, der hat sein Studieren und Kirchengehen wohl angeleget."

Von einer Frau des Hans Jerg von Stockheim erzählt Avenarius, daß sie als Wöchnerin 1665 in große Schwermuth und geistliche Anfechtung gerathen sei, als hätte sie dem Herrn wegen ihres gesund gebornen Söhnleins nicht genug gedankt; darum zürne Gott mit ihr und müsse sie besorgen, er werde sie nicht für sein Kind annehmen. Da hat man ihr unser Lied vorgesprochen und vorgesungen, und sie ist darauf fein stille geworden und seliglich entschlafen.

Im Januar 1705 neigte sich das Leben Philipp Jakob Speners seinem Ende entgegen. Er arbeitete aber noch viel, und als er eben in einem Briefe das Wort „todt" schreiben wollte, überfiel ihn plötzlich mit Steinschmerzen die Todeskrankheit, die er auch sogleich als solche erkannte. Am Abend vor seinem Tode, nachdem er viel von Simeons Friedefahrt geredet hatte, ließ er sich noch das 17. Kapitel des Evangeliums Johannis, das er besonders lieb hatte und über das er nie predigen wollte, weil es ihm für das Maß seines Glaubens zu hoch sei, dreimal vorlesen, dann das Lied: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" vorsingen, und verschied am 5. Februar 1705 in den Armen der Seinigen gar geschwind und sanft, seine Hände in die Arme des himmlischen Vaters befehlend.

Forstmann, Prediger in Solingen, berichtet über den seligen Tod einer gottesfürchtigen Frau, Katharine Engel, daß er sie gefragt habe, zu wem sie sich in ihren Schmerzen wende, und die Antwort bekommen habe: Ich wende mich zum Heilande, und hoffe, der wird mich nicht verlassen! Der Seelsorger bestärkte sie hierin, denn er habe verheißen: „ehe sie rufen, will ich antworten, wenn sie noch reden, will ich hören." Da sagte sie: „Ja,

Allein zu dir, Herr Jesu Christ,
mein Hoffnung steht auf Erden;
Ich weiß, daß du mein Tröster bist,
kein Trost mag mir sonst werden.

O wie nöthig habe ich Ihn!" — Am letzten Tag ihres Lebens fragte er sie: Drücken euch denn eure Sünden nicht mehr? „Nein, sagte sie, der Heiland hat sie weggenommen; daran halte ich mich fest." — Woran haltet ihr fest? — „Meinen Jesum laß ich nicht, der sich selbst für mich gegeben; So erfordert meine Pflicht, klettenweis an ihm zu kleben: Wenn der Lebensfaden bricht, meinen Jesum laß ich nicht!" — Nun wenns so steht, so nehmen wir nicht Abschied; wird werden einander bald wieder sehen! Ihr werdet das Lied bald singen: „Eins hat mich durchgebracht, Lämmlein, daß du bist geschlacht!" und auch wir hoffen, in diesen Lobgesang bald einzustimmen. Nach dem Gebet gieng er mit den Worten: „Laß mirs

nie kommen aus dem Sinn!" welche sie ergänzte: „Wie viel es dich gekostet, daß ich erlöset bin!" In der Nacht entschlief sie 1757. (Christenbote 1842.)

Zu dem Schluß des vierten Verses:

> Und Gott dem heiligen Geiste,
> der uns sein Hilf allzeit leiste,
> damit wir ihm gefällig sein
> hier in der Zeit
> und folgen ihm in Ewigkeit!

bemerkt Schamelius: „Wir wollen alle gerne Gott gefallen, aber nur wenn wir dort in jenem Leben sein. Wo wir uns nicht lassen angelegen sein, ihm schon hier von Herzen zu dienen und gefällig zu werden, wirds dort auch nicht geschehen." Er führt auch die Worte „Herrn Creenius im Leiden Jesu" an: „Ach, das wird wenig bedacht, weil wir gemeiniglich am Ende des Gesangs nicht so andächtig sein, wie im Anfang. Wir denken oft ehe an das Zumachen des Buchs, als an die Worte."

Die Melodie: c g a c e d c h c erscheint gedruckt bei Babst 1545 und ist eine „innige, wahrhaft erhabene Weise"; sie wird häufig wie das Lied Schnesing zugeschrieben. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde sie harmonisch entfaltet von Scandelli, Seth Calvisius, Eccard und Anderen; besonders interessant ist der Satz von Hammerschmidt, welcher das Bibelwort: „Fürchte dich nicht, ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn!" hineinverwoben hat. — Bei Köpphl 1545 und im Straßburger Großen Kirchengesangbuch 1560 steht eine andere Melodie von „Conrad Humbert": d e g fis g e g a h.

87. Aus tiefer Noth laßt uns zu Gott.

Ein schöner und ebenbürtiger Nachklang von Luthers „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" von Michael Weiße († 1534 zu Landskron), Pfarrer zu Fulneck in Mähren, verfaßt und veröffentlicht in „Ein new Gesangbuchlen. 1531." mit der Überschrift: „Für die Gefallenen von der angenommenen Gnad." Die Behandlung der Psalmgedanken ist indessen eine vollständig freie und klingt im dritten Verse auch an das Huberische Lied: „Allein zu dir!" in dessen zweitem Verse treffend an.

Das Lied wurde 1740 zu Perleberg bei der Austheilung des heiligen Abendmahls in der Kirche gesungen, als preußische Werber mit Trommelschlag hereindrangen und mehrere Jünglinge vom Altar weg zur Fahne schleppten, worüber sich Gottfried Arnold, der dort Prediger war, so sehr alterirte, daß er krank wurde und bald darauf starb.

Im Jahr 1824 wurde zu Prag ein Mörder gefänglich eingezogen, welcher neunzig Mordthaten begangen hatte und über die einundneunzigste, die er hatte begehen wollen, folgendes Bekenntniß ablegte: „Einst lauerte ich in einem Busch auf vorbeiziehende

Wandersleute, da kam an meinem Hinterhalt vorbei ein Weib, das einen deutschen Psalm sang. Ich gieng ihr sogleich nach, um sie zu ermorden, doch wollte ich sie erst aussingen lassen. Der Gesang that mir so wohl, daß ich die Frau bat, sie möchte mir doch ein schönes Bußlied vorsingen. Gerne that sie das und stimmte das Bußlied an: ‚Aus tiefer Noth laßt uns zu Gott.‘ Da machte dies Lied mir das Herz so weich, daß nicht nur alle Mordlust aus meinem Herzen verschwand, sondern daß ich auch bitterlich zu weinen anfieng und sagte: ‚O Frau, ihr müßt einen recht treuen Beistand an einem Engel haben. Möchte ich doch auch bei Gott in solchen Gnaden stehen, wie ihr!‘ Das Weib tröstete mich, ich solle an Gottes Gnade und Barmherzigkeit doch ja nicht verzagen, Gott sei ja der gnädige Vater für alle Sünder. Meine Sünde stand mir nun als Greuel vor Augen, und ich fühlte schweres Leid, aber glauben konnte ich noch nicht, und antwortete ihr: ‚Aber bei mir ist alles umsonst. Ich bin verloren und meine Zeit ist bald aus!‘ Darauf ließ ich sie, gieng davon und ward kurz darnach ergriffen.“

Melodie: Aus tiefer Noth schrei ich zu dir.

88. Herr Jesu Christ, du höchstes Gut.

Von Bartholomäus Ringwaldt (1530—98) als Pfarrer zu Langfeld in der Neumark gedichtet und seiner „Christlichen Warnung des Treuen Eckarts. Frankfurt a. d. O. 1588.“ angehängt unter der Überschrift: „Ein fein Lied um Vergebung der Sünden.“

Unter allen Bußliedern trifft dieses am meisten den Volkston. Der bußfertige Sünder tritt vor seinen Herrn Christus, den Brunnquell der Genaden, legt seine Gewissensnöthen, die wie Pfeile sein Herz verwunden, ihm zu Füßen und bittet um Hinwegnahme derselben V. 1. 2. — Er vergleicht die Erinnerung an seine Sündenlast, die als ein Centnerstein das Herz bedrückt, mit dem süßen Evangelium von der Gnade, welches das Seufzen in frohes Singen wandelt V. 3. 4. — Diese Erinnerung macht ihm Muth, nach dem Vorbild von David und Manasse zu seinem Heiland zu nahen V. 5. 6. — Er bittet, wie David: Vergib, vergib! und: Stärke mich durch deinen heiligen Geist zum ewigen Leben! V. 7. 8. — Die Höhepunkte des Lieds sind V. 3 und V. 8; im letzteren verklärt sich das Bußgebet zu einem friedevollen, mit Gnade bethauten Ausblick auf die sündenfreie, selige Ewigkeit. — V. 5 wird zu Zeiten weggelassen und dann beginnt V. 6: „Hierauf so komm ich auch allhie mit dem Manaß geschritten.“

Christian Scriver berichtet in seinem „Verlorenen und wiedergefundenen Schäflein“ von dem besessenen Peter Ott: „Am 22. Juni zu Abend nach der Mahlzeit kam ich zu ihm und fragte ihn nach seinem Zustande, darauf er antwortete: Gott hat mir gute Gedanken gegeben und mein Herz in etwas eröffnet! und anhub zu singen: „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut, du Brunnquell der Genaden.“ Und als er auf die Worte des dritten Verses kam:

Fürwahr, wenn mir das kommet ein,
was ich mein Tag begangen,
So fällt mir auf das Herz ein Stein
und bin mit Furcht umfangen;
Ja, ich weiß weder aus noch ein
und müßte stracks verloren sein,
wenn ich dein Wort nicht hätte.

schoßen ihm die Thränen in die Augen; er schlug an seine Brust, seufzte tief und sagte: ‚Ach freilich, es ist mir, als wenn ein Mühlstein auf dem Herzen läge!‘ Nach ausgesungenem Liede seufzte er öfters: ‚Ach Gott, erbarme dich mein! Eröffne mein Herz! Ach Gott, erweiche und erleuchte mein Herz!‘“

Von diesem Vers bekennt Dr. Heinrich Müller in der „Seelenmusik“ 1659: „Ich empfinde es bei mir selber, wenn ich diese herzbrechenden Worte singe, daß mir ganze Thränenflüsse aus den Augen rinnen.“ — Er war auch auf einem zweijährigen Siechbette das tägliche Gebet des sächsischen Generals Christian Sigismund Plötz, der 1683 gegen die Türken gefochten und im polnisch-schwedischen Krieg in der Ukraine Heldenthaten verrichtet hatte, dabei aber die Soldaten wie seine Kinder hielt. Der hatte, als er zuletzt auf seinem Gut Strohwalde krank darniederlag, recht tief bei sich selbst erkannt, daß, ob er wohl Gottesfurcht allezeit habe seinen Hauptzweck sein lassen, er doch nicht bestehen könne, wenn Gott mit ihm ins Gericht gehen wolle. Darum ward dieses Lied sein Leiblied und darum betete er den dritten Vers allezeit mit der tiefsten Demüthigung seiner Seele vor Gott, bis er am 4. Mai 1715 in wahrem Glauben von der Welt genommen ward zu Gottes Auserwählten. (Gerber, Historie der Wiedergeborenen. I.)

So gewaltig der dritte Vers die Last der Sünde zeichnet, so lieblich der vierte die Lust der Gnade:

Aber dein heilsam Wort, das macht
mit seinem süßen Singen,
Daß mir das Herze wieder lacht
und das beginnt zu springen,
Dieweil es alle Gnad verheißt
denen, die mit zerknirschtem Geist
zu dir, o Jesu, kommen.

Avenarius, Superintendent zu Gotha, rühmt diese Worte als eine wirksame Arznei für betrübte Gewissen. So erzählt er im „Liederkatechismus“, daß er einst als Archidiakonus von Schmalkalden 1705 zu einem melancholischen Menschen berufen worden sei, der sich einbildete, er könne keine Gnade bei Gott haben, weil er wissentlich eine schwere Sünde begangen. „Mit keinerlei Worten, ich mochte brauchen, welche ich wollte, konnte ich ihn zu einem ruhigen Gedanken bringen, bis ich ihm den vierten Vers zu bedenken gab. Da fieng er an, sich freudiger zu bezeugen und zu fragen, ob das wahr sei, was in diesem Liede stehe. Auf die Bestätigung davon sagte er: ‚Nun wohlan! an diese Worte will ich mich halten, und soll sie mir kein Teufel aus dem Herzen reißen!‘

Nach vielen Jahren noch bekannte er mir manchmal, sobald eine Anfechtung in seinem Herzen habe aufsteigen wollen, habe er sich mit diesen Worten wohl zu helfen gewußt. Zuletzt bat er sie sich auch zu seinem Leichentext aus."

Der achte Vers, welcher mit dem Schluß von Bienemanns Lied: „Herr, wie du willt" zusammenklingt und aus Psalm 51, 14 geflossen ist, lautet:

Stärk mich mit deinem Freudengeist,
heil mich mit deinen Wunden;
Wasch mich mit deinem Todesschweiß
in meinen letzten Stunden;
Und nimm mich eins, wenn dirs gefällt,
im rechten Glauben aus der Welt
zu deinen Auserwählten!

Serpilius erzählt, daß seine Großmutter, die Witwe des Superintendenten Balduin zu Regensburg, eine siebenundsiebzigjährige Frau, sich mit diesen Worten frisch und gesund zu Bette gelegt habe. Als aber die Worte: „zu deinen Auserwählten" zu Ende waren, traf sie der Schlag, und sie ist sofort selig verschieden. „O wohl ist hie gewesen, wer so wie Simeon entschläft!"

Dieser Vers war auch die Labung von Johannes Osiander, dem berühmten württembergischen Magister, der nach einander Professor der Theologie zu Tübingen, Oberkriegskommissär, Oberkriegsrath, Kommandant des Schlosses und der Stadt Tübingen, Prälat von Hirsau, Direktor des Konsistoriums und Geheimerrath geworden ist und sich in den Zeiten der französischen Raubkriege 1688 und 1693 als Beschützer und Retter der Stadt Tübingen großen Ruhm erworben hat. Er hatte sich unter anderem in die zur Zerstörung der Stadt und des Schlosses von den Franzosen angelegten und mit Pulver gefüllten unterirdischen Gänge bei Nachtzeit geschlichen und selbst ein Pulverfäßchen nach dem andern herausgetragen. In seinen letzten Lebenszeiten nun wohnte er in dem „Schlößle" vor dem Schmiedthor zu Tübingen, das sein eigen war, und litt viel an Engbrüstigkeit und Herzklopfen. Singen und Beten war jetzt sein Lieblingsgeschäft. An vielen Orten in seinem Garten schrieb er die Worte an: „Jedes Kraut predigt laut vom Herrn und seiner Nähe", oder den Spruch: 1 Mos. 32, 10. In dieser Zeit wurde auch die Meinung, die er von sich hatte und die von jeher nicht hoch gewesen war, immer geringer, ja er hielt sich sogar für ganz verächtlich und strafwürdig, und sagte einigemal, er sei nichts und könne nichts und wisse nichts und habe nichts, als Übertretung, um welcher willen er Strafe in der Ewigkeit verdiene. Darum stand es ihm fest, daß der wahre Christ sich einzig auf das Verdienst seines Erlösers verlassen könne und müsse. Und so betete er dieses schöne Bußlied gar oft und viel, und rief manchesmal unter den Leiden aus: „Fahr hier fort, nur schone dort und laß mich hier wohl büßen!" Als er sein Stündlein näher kommen sah, ließ er sich am 8. Oktober 1724 ins öffentliche Kirchengebet einschließen und bat den Diakonus G. C. Pregizer, er möchte unter Absingung

des letzten Verses unsers Lieds bei seiner Leichenpredigt, für die er 1 Mos. 32, 10 als Text festsetzte, auf die Kanzel gehen. Seine letzten Reden waren voll Dank gegen Gott, voll Bitten und Flehen um Verzeihung wegen der vielen Fehler, so er wissentlich und unwissentlich begangen habe, und voll Vertrauen auf die Gnade Gottes und das Verdienst des Erlösers. So entschlief er dann, seinen Lieblingsvers oft noch betend, sanft und ohne Kampf am 18. Oktober 1724 in einem Alter von 67 Jahren. Diesen Vers aber hatte er darum allezeit so besonders lieb gehabt, weil sein Vater, der Kanzler Johann Adam Osiander († 1697), sich noch in seiner siegenden Todesstunde an den Worten Augustins (Manuale c. 23): Inter brachia Salvatoris, inter vulnera Redemtoris volo vivere, volo mori! („In den Armen des Heilandes, in den Wunden des Erlösers will ich leben, will ich sterben.") ergetzt und mit sterbender Zunge zu seinem Sohn gesagt hatte: „Ich will auf Christi, meines Heilandes, Leiden und Tod leben und sterben!" (Pregizers gottgeheiligte Poesieen. 1724.)

Ein schöner Nachklang des Ringwaldtschen Lieds ist das Abendmahlslied gleichen Anfangs, dessen Verfasser unbekannt ist.

Für unser Lied gilt als Stammmelodie die Weise: g g fis g a b a g 1581, und wird von manchen Ringwaldt selbst zugeschrieben; doch läßt sich nichts Sicheres über ihre Urheberschaft erheben. Bei Michael Prätorius 1610 ist sie dem Lied: „Wenn mein Stündlein" zugeeignet; in Norddeutschland wird sie, wie auch schon in Scheins Cantional 1627, häufig auch: „Herr Jesu Christ, ich weiß gar wohl" genannt. In Königs harmonischem Liederschatz, Frankfurt 1736. stehen acht verschiedene Melodieen, darunter eine von Michael Jakobi und eine von Johann Crüger 1658, die aber nicht lange im kirchlichen Gebrauch waren. Am verbreitetsten ist außer der obigen die Melodie: a g f e a h h a 1593; sodann in einem norddeutschen Choralbuch die phrygische Melodie: fis g a h a g c h; endlich nennen wir die Melodie: g b a g f g f es d bei Michael Prätorius 1609.

89. Ach Gott und Herr, wie groß und schwer.

Von Martin Rutilius (1550—1618), Diakonus zu Weimar, gedichtet am 29. Mai 1604 mit der Überschrift: „Ein Gebet um Vergebung der Sünden und Geduld im Kreuz." Rutilius hat es mit eigener Hand in ein Gebetbuch von Melchior Francke, Bürgermeister zu Weimar, als sein eigenes Lied eingetragen. Hernach erschien es in Melchior Francks „Musikalischem Lustgarten. Nürnberg 1616." samt der Melodie.

Das Lied breitete sich in der Weimarischen Gemeinde und weiterhin schnell aus. Vor allem drang V. 4 und 6 in das Herz und Gewissen des evangelischen Volkes ein. Schon im Jahr 1613 machte der Weimarische Prediger Major bei seiner Gedächtnißpredigt der thüringischen Sündflut den Schluß mit dem vierten Vers dieses Liedes. Derselbe Kollege von Rutilius (1564—1654) hat dann die

weitern Verse 7—10 (jedenfalls V. 7: „Gleichwie sich sein ein Vögelein") hinzugedichtet. Es wird von ihm erzählt, er sei im dreißigjährigen Krieg, als ein kaiserlicher General Jena einnahm, diesem mit Dr. Gerhard entgegengegangen und habe vor demselben einen Fußfall gethan, daß er die Stadt schonen möchte. Als sie aber gleichwohl abgewiesen worden, habe er dem General noch nachgeschrieen: „Herr, wollt Ihr mich nicht hören, so wird mich doch unser Herr Gott hören!" worauf dieser erweicht worden sei und die Stadt mit der Plünderung verschont habe.

Gabriel Wimmer berichtet von einem Schönbergischen Beamten zu Glaucha, es sei ihm einmal im Traum vorgekommen, als ob er vor Christi Richterstuhl stünde und ein schweres Urtheil der Verdammniß über sich anhören sollte, worüber er in entsetzliche Angst gerieth. In solcher Angst fiel dem Mann der dritte Vers ein:

Zu dir flieh ich, verstoß mich nicht,
wie ichs wohl hab verdienet;
Ach Gott, zürn nicht, geh nicht in's G'richt,
dein Sohn hat mich versühnet!

Diese Worte betete er auch im Schlaf, so daß seine Frau es hörte und er selbst darüber erwachte. Von der Zeit an habe er dieses Lied fleißig gebetet und jenen Vers zu seinem Leichentext erwählt.

Die Gedanken des vierten Verses stammen aus dem Lateinischen: hic ure, hic seca etc. Johann Heermann sagt einmal:

Ach steupe hie, mein Gott, und schone dorten mein,
hier ists ein Liebesstreich, dort würd's ein Zornstreich sein!

Ein wohlhabender Bauer, Johann Schubart in Steen bei Zwickau, verlor in einer Nacht durch Brand sein Hab und Gut. Hiedurch fast in Verzweiflung gesetzt, kommt zu ihm der Prediger des Dorfes, Martius, um ihn mit Gottes Wort zu trösten. Da jedoch die Trostgründe an dem Herzen des Unglücklichen nicht haften wollten, so warf sich der fromme Seelsorger mit demselben auf die Kniee und rief überlaut: „Nun du lieber Gott:

Soll's ja so sein, daß Straf und Pein
auf Sünde folgen müssen,
So fahr hie fort und schone dort
und laß mich ja jetzt büßen!"

Ein schwer vom Podagra Geplagter gebrauchte auf Anrathen seines Predigers den 4. und 6. Vers zu einem Pflaster, seine Schmerzen zu lindern, ob ihn gleich seine Frau und Geschwister darüber oft verhöhnten. Je grausamer die Schmerzen tobten, je mehr schrie er: „Soll's ja so sein" und betete weiter:

Handel mit mir, wie's wohlgefällt dir,
durch dein Gnad will ichs leiden;
Laß mich nur nicht dort ewiglich
von dir sein abgescheiden!

und allezeit wurde er dadurch im Herzen kräftig gestärkt und getröstet. (Avenarius, Liederkatechismus. 1714.)

Wie der große Kurfürst von Brandenburg sich an dem siebenten Vers: „Gleich wie sich fein ein Vögelein" erbaute, ist schon auf Seite 70 berichtet worden. — Der letzte Vers aber hat sich an der Frau des Pastors Paul Krebel zu Lauterbach bei Annaberg bewährt. Sie hatte nach schweren und langwierigen Anfechtungen, eben da sie am betrübtesten und ängstlichsten lebte und viel Arzneimittel umsonst angewendet hatte, einen Traum, in dem es ihr vorkam, als ob sie vom Kirchthurm des nahen Marienberg dieses Lied abblasen und zugleich absingen hörete. Als sie nun fleißig darauf Acht hatte, so hörte sie aus dem Schlußvers des Major'schen Zusatzes dessen Schlußworte im Reime wiederholen: „Zweifel auch nicht, zweifel auch nicht, weil Christus spricht: Wer glaubt, wird selig. Amen." Und von der Zeit an ist sie von ihrer Schwermuth befreit gewesen.

Für unser Lied findet sich zuerst in Jeeps „geistlichen Psalmen und Kirchengesängen. Nürnberg 1607." eine Melodie in phrygischer Tonart. Dann erscheint im „Musikalischen Lustgarten. Nürnberg 1616." die jonische Melodie von Melchior Frank: a c b a. Weiterhin tritt in Scheins Cantional 1627 die dorische hervor: c h a g. Dieselbe trifft den Charakter des Stammlieds trefflich, ist aber in der dorischen Form (C mit der kleinen Terz) so schwierig, daß die Umwandlung derselben bei Vopelius 1682 in C dur (jonisch) allgemeinen Beifall gefunden hat und noch gilt. — Johann Sebastian Bach hat von dieser Variation einen interessanten Gebrauch gemacht. Er legt in einem sehr schönen Satz über unser Lied in die Melodie die jetzt gebräuchliche harte, in die Harmonisirung die frühere weiche Tonfarbe. „Diese doppelte Beziehung hat etwas geheimnißvoll Anziehendes. Die Harmonie drückt die Zerknirschung des Sünders über seiner Sünden Menge aus, in der Melodie tritt die Zuversicht auf den Erlöser tröstend hervor." (v. Winterfeld III, 307.)

90. Wo soll ich fliehen hin.

Von Johann Heermann (1585—1647), Pfarrer zu Köben, veröffentlicht in „Devoti Musica Cordis, Hauß- vnd Hertz-Musica. 1630." mit der Überschrift: „Trostgesänglein, darinnen ein betrübtes Herz alle seine Sünden mit wahrem Glauben auf Christum leget. Aus Taulero."

Er hat mit diesem Liede der Gemeinde Christi wieder einmal recht aus dem Herzen gesungen, weil es aus seiner in den Nöthen erfahrenen Seele geflossen ist. Einzelne Verse sind wahre Trostquellen für Betrübte geworden.

Dahin gehört der erste Vers mit seiner Frage, und dahin auch die Antwort im zweiten Verse. — Im Jahre 1720 wurde von den bedrängten Protestanten in der Pfalz eine Medaille geschlagen, die auf der einen Seite eine Taube zeigte, über dem Weltmeer in der Luft schwebend und geschreckt aus den Wolken mit Blitz und Ungewitter, mit der Überschrift: „Wo soll ich fliehen hin?" Die andere Seite zeigte einen Felsen mitten im Meer, oben auf demselben

den gekreuzigten Heiland und als Antwort auf die vorige Frage die Unterschrift: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ." — Nun wohnte im April 1813 nicht weit von der Grenze des ehemaligen Königreichs Westfalen, einige Meilen von der Elbe, ein Arzt, dessen Gattin von Natur schüchtern und ängstlich war. Da hörte sie eines Tages bei Möckern, etwa drei Meilen von ihr entfernt, die Kanonen. Die Franzosen waren aus Magdeburg in's Preußische eingerückt; man kann sich denken, wie den benachbarten Orten mag zu Muthe gewesen sein. Immer heftiger ward der Kanonendonner. Die Frau des Arztes hatte ihr Bestes zusammengepackt, und beide waren voll banger Erwartung, wie das Treffen sich endigen werde. Um irgend etwas Beruhigendes zu erfahren, eilt der Mann nach der Post, wo von Zeit zu Zeit Staffetten meldeten, wie es bei dem Heere stünde. Hier fand der Arzt obige Denkmünze. Wunderbar gerührt, tauschte er sich dieselbe ein und brachte sie seiner Gattin. Dieser Fund stärkte sie so mächtig, daß sie ruhig und ergebungsvoll ihrem nächsten Schicksal entgegensah.

Heinrich Müller in seinen Erquickstunden stellt die beiden Verse so gegenüber, daß er sagt: „Gott hat zwei Stühle. Der eine heißt Richterstuhl, der andere Gnadenstuhl. Vor dem Richterstuhl wird gehalten das Untergericht, vor dem Gnadenstuhle das Obergericht. Ich appellire vom Untergericht ans Obergericht. Tödtet der Buchstabe, so macht der Geist lebendig; schreckt die Hölle, so tröstet der Himmel."

Ein Chirurgus bezeugte auf seinem Krankenbette den Wunsch, mit seinem Beichtvater zu reden. Als an dessen Stelle ein anderer eintrat und von dem Evangelium im allgemeinen redete, unterbrach er ihn: „Ach wenn Sie wüßten, was ich für ein großer schwerer Sünder bin! Sie würden mir keinen Trost geben!" Aber gerade auf diese Worte hin konnte ihm der Geistliche Trost zusprechen und sein Verlangen nach dem Abendmahl erfüllen. Während er die Geräthe zurüstete, richtet sich der Kranke auf, faltete die Hände und betete:

O Jesu voller Gnad,
auf dein Gebot und Rath
Kommt mein betrübt Gemüthe
zu deiner großen Güte:
  Laß du auf mein Gewissen
ein Gnadentröpflein fließen!

Als er auf die beiden letzten Zeilen kam, heftete sich sein Blick noch fester an den Himmel, er streckte die ringenden Hände noch höher empor und schrie: „Laß doch — ach laß doch auf mein Gewissen ein Gnadentröpflein — nur Ein Tröpflein fließen!" — Sogleich ergriff der Geistliche den Teller mit dem gesegneten Brot, trat zum Bett und sprach: „Nun, mein Lieber, bedarf ich keiner Beicht mehr von Ihnen. Sie haben Sie abgelegt. Nicht ein Tröpflein, einen Reichthum von Gnade wird er auf Ihr Gewissen strömen lassen. Ihre Sünden sind Ihnen vergeben im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen." Er empfieng hierauf

das Mahl des Herrn sehr andächtig und sichtbar getröstet. Während ihm aber der Geistliche noch einigen Zuspruch that, will er aus dem Bette, steigt heraus und wieder herein und als der Geistliche hinzutrat, verschied er. (Basler Sammlungen. 1806.)

Eine besondere Geschichte hat der neunte Vers:

Dein Blut, der edle Saft,
hat solche Stärk und Kraft,
Daß auch ein Tröpflein kleine
die ganze Welt kann reine,
Ja gar aus Teufels Rachen
frei, los und selig machen.

Gegen ihn hat sich eine Reihe kritischer Pfeile des Halbglaubens der Socinianer und Anderer gerichtet, für ihn ist eine Schar Theologen (vgl. Serpilius, Prüfung des Hohenst. Gesangbuchs S. 434 f.) mit Wehr und Waffen eingetreten; und während dieses Kampfs hat sich ein Chor glaubiger Seelen den Vers betend zu nutze gemacht und in dem Gedanken des allgenugsamen Verdienstes Christi Frieden gefunden.

Der elfte und letzte Vers ist eine kräftige Einführung der Glaubensgedanken ins Heiligungsleben:

Führ auch mein Herz und Sinn
durch deinen Geist dahin,
Daß ich mög alles meiden,
was mich und dich kann scheiden,
Und ich an deinem Leibe
ein Gliedmaß ewig bleibe!

Dazu bemerkt Schamelius: Tauleri eigene Worte hiezu lauten also: „Holdseligster Jesu, ich komme zu dir mit herzlicher Begierde, dich zu lieben und alles das, was mich von deiner Liebe abziehen kann, zu meiden, damit ich würdig werden möge, eins mit dir zu sein!“

Melodie: Auf meinen lieben Gott.

91. So wahr ich lebe, spricht dein Gott.

Aus Johann Heermanns „Hauß- vnd Hertzmusica, Breslau 1630.“ mit der Überschrift: „Treue Vermahnung aus dem Augustino, daß man die Buße nicht aufschieben soll.“

Der sechste Vers unseres Lieds hat seine Bewährung erst in neuerer Zeit recht nachdrücklich bekommen. Er heißt:

Heut lebst du, heut bekehre dich;
eh morgen kommt, kanns ändern sich.
Wer heut ist frisch, gesund und roth,
ist morgen krank, ja wohl gar todt.
So du nun stirbest ohne Buß,
dein Leib und Seel dort brennen muß.

Im Sommer 1852 wohnte in Berlin bei einem Schneider ein Referendarius zur Miete, der in seiner Juristerei wohl tüchtig zu Hause sein mochte und das Gerichtsitzen über arme Sünder fleißig übte, daran aber noch nicht dachte, daß er auch ein armes sündiges

Menschenkind sei, dem der Herr gesetzt hat, einmal zu sterben und darnach das Gericht. Von Kirche und Gottes Wort hielt er eben nichts, hatte wohl um beides seit seiner Einsegnung sich gar nicht mehr bekümmert, wie es leider bei manchem von den gelehrten Herren gehen mag, welche einst des Volkes Führer sein sollen. Der Herr aber weiß auch solchen armen Seelen beizukommen; kommen sie nicht zu Gottes Wort, so läßt er sein heiliges Wort zu ihnen kommen, und findet sich kein Pastor, auch etwa kein christlicher Freund, der's ihnen zuträgt, so sucht er sich selbst seine Boten aus; auch Kinder und Schulknaben müssen dem Herrn wohl je zuweilen zu solchem Werke dienen. Der liebe Gott ließ unsern Referendarius einmal still stehen in seinem weltlichen Treiben und Leben, seine Akten und Prozesse bei Seite legen, und aus dem Kaffeehause und der lustigen Gesellschaft daheimbleiben; und der Referendarius mußte gehorchen, mochte er wollen oder nicht. Er wurde krank; ein hitziges Nervenfieber hatte ihn ergriffen und schüttelte seine Glieder, die bald in Frost bebten, bald in Fieberhitze glühten. Sein Arzt, ein junger Freund des Patienten, der's mit Gott und seinem Worte ebenso hielt wie jener, besuchte ihn fleißig und schüttelte endlich bedenklich den Kopf; vom Sterben aber sagte er ihm nichts, noch weniger davon, daß es für ihn Zeit sei, sein Haus zu bestellen. — Da es am Fenster, wo das Krankenbett stand, einen scharfen Windzug gab, so hieß er das Bett wegrücken in die Ecke, dicht an die Thür, wo daneben der Schneider wohnte; dann befahl er den Kranken nicht dem lieben Herrn und seiner Gnade, sondern seinem Schicksal bis auf Wiedersehen. Der liebe Herr ließ sich aber den Kranken befohlen sein. In der Nebenstube hatte der Schneidermeister eben seinen Knaben scharf examinirt, ob er seine Lektion zur Konfirmandenstunde gelernt habe, und da es mit dem aufgegebenen Liede nicht gehen wollte, so wies er ihn an, es zu lernen. Der Bursche mußte mit dem Gesangbuch in die Stubenecke treten, dicht neben der Thür, wo unser Kranker lag, und fieng nun laut an zu lernen: „Heut lebst du, heut bekehre dich, eh morgen kommt, kann's ändern sich.“ Immer und immer wiederholte er dieselben Worte, bis er den Vers endlich im Gedächtnisse hatte. Der Kranke hat alles gehört, und es war ihm tief, tief ins Herz gegangen, was der Herr ihm hatte durch den Schulknaben verkündigen lassen. — Der Doktor kam wieder. „Nun wie geht's, Brüderchen, wie geht's, was machst du?“ redete er ihn an. Der Kranke blickte ihn mit weiten starren Augen an und sprach: „Heut lebst du, heut bekehre dich.“ Der Doktor meinte, er phantasire; — die Kinder dieser Welt belieben es ja überhaupt eine Phantasie und Schwärmerei zu heißen, wenn einer einmal in sich geht und mit Ernst an Gott, Gericht und Ewigkeit denkt. „Nicht doch, nicht doch, fuhr er fort, laß das doch, Brüderchen, ich frage ja nur, wie's dir geht?“ Doch der Kranke hob wieder an: „Heut lebst du, heut bekehre dich.“ Dem Doktor wurde ganz unheimlich, es war ihm, als ob ein Ruf aus einer andern Welt auch an seine Seele gienge; sein Haar sträubte sich, es ließ ihn nicht im Krankenzimmer. Er geht heim, aber das

Wort: „Heut lebst du, heut bekehre dich“ geht mit ihm, er wird's nicht los. Er geht in Gesellschaft, in die Weinstube, an den Spieltisch, er will sich zerstreuen, auf andere Gedanken kommen, aber es geht nicht; überall ruft's ihm zu: „Heut lebst du, heut bekehre dich.“ Der Herr wird ihm zu mächtig; in seiner Seelenangst geht er zum Pastor, erzählt ihm, was ihm begegnet sei, läßt sich demüthig den Gnadenrath Gottes vom Heil der Sünder in Christo auslegen, und Gott, der ihm wunderbar das Herz aufgethan hat, führt auch sein Gnadenwort tief in dasselbe ein; er kann glauben, er wird ein Christ. Auch dem kranken Freunde wird die Gnadenfrist noch verlängert, der Herr läßt ihn genesen an Leib und Seele, und beide, die kurz zuvor saßen, wo die Spötter sitzen, und leichtfertig dem Tode und Gericht entgegenlebten, beide priesen nun den Herrn, ihren gekreuzigten Erlöser, daß er wunderbar sie mit seiner Gnade heimgesucht und zu sich gezogen, und den Mund eines armen Schulknaben gebraucht habe, sie zu erwecken und wie einen Brand aus dem Feuer zu retten.

Melodie: Vater unser im Himmelreich.

92. Ach was soll ich Sünder machen.

Aus des Diakonus Johann Flittner zu Grimmen bei Greifswalde (1618—78) „Himmlischem Lustgärtlein 1661.“ In dem fünften Theile desselben: Suscitabulum musicum oder Musikalisches Weckerlein findet sich dies Lied mit der Überschrift: „Beichtgesang“ und mit dem Beisatz:

Omnia si perdam, Jesum servare studebo.

Soll ich alles Andre missen,
ei so will ich Jesum doch zu behalten sein beflissen!

Es wurde 1677 ins Nürnberger Gesangbuch aufgenommen und hat sich bis heute in seiner Kraft bewährt.

Das verdankt es zu einem Theil seinem kräftigen Inhalt, der aus Flittners persönlichen Leidenserfahrungen geflossen ist und ganz wie Keimann im Liede „Meinen Jesum laß ich nicht!“ an jenes Wort des sterbenden Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen (8. Oktober 1656) sich anlehnt (vgl. das Nähere bei Keimanns Lied). Es treten dem Sänger zuerst seine Sünden entgegen V. 1. 2., sodann seine Nöthen und Trübsale V. 3. 4., hernach die Sterbensstunde V. 5. 6.; aber er hält sich beständig an seinen Jesum und blickt darum getrost hinaus auf die Zukunft der Ewigkeit V. 7.

Zu einem andern Theil verdankt das Lied seinen Eindruck der Melodie: g g a b b c c d b, welche Flittner aus dem weltlichen Volksgesang entlehnt hat. Das Lied, dessen Weise er seinem Liede unterlegte, findet sich in „Enoch Gläser, Schäfers Belustigung. Altorf 1653.“ und heißt: Silvius gieng durch die Matten. Die Melodie erfreute sich mit Recht eines großen Anklangs und wurde lange Zeit dem Zittauer Organisten, Andreas Hammerschmidt, von Winterfeld dem Johann Flittner selbst zugeschrieben.

Schon im Jahr 1677 verordnete Johann Fröschel, Pfarrer zu St. Thomä in der Vorstadt zu Erfurt, bei den Bußpredigten, die er hielt, daß jedesmal nach gehaltener Predigt ein Sänger dies Lied allein absinge, was die Herzen sehr bewegte. — In der That ist es ein herzbewegliches Bekenntniß, was schon V. 1 gibt:

Ach, was soll ich Sünder machen?
ach, was soll ich fangen an?
Mein Gewissen klagt mich an,
es beginnet aufzuwachen.
Dies ist meine Zuversicht:
meinen Jesum laß ich nicht!

Solche Weckrufe thun einzelnen Seelen gar wohl. Gabriel Wimmer sagt darum: „Darin findet mein Herz sein gewisses Labsal, refrigerium." Ein junger Theologe zu Jena gebrauchte es täglich als Morgen- und Abendlied, indem er sagte, er wäre sonst des Tags unglücklich und des Nachts unruhig; er nannte es daher sein Asylum cum auxilio, sein Lied, das ihm eine hilfreiche Zuflucht biete. — Dagegen ein Gottloser vom Adel verbot den Gesang dieses Lieds in seiner Kirche, weil es ihm dabei immer angst und bange werde, daß er nicht wüßte, wo er bleiben sollte. (Wimmer, Liedererklärung III.)

Bei Vers 2 wird uns Folgendes von Seifart in seinen Singularia evangelica erzählt. — Pfarrer Schneider zu Halberstadt besuchte am dritten Sonntag nach Trinitatis einen Goldschmied in seiner Krankheit. Derselbe war zuvor dem Trunke sehr ergeben, darum ermahnte er ihn recht ernstlich zur wahren Buße und gebrauchte dabei die Worte des zweiten Verses:

Zwar es haben meine Sünden
meinen Jesum oft betrübt;
Doch weiß ich, daß er mich liebt,
und er läßt sich gnädig finden.
Drum ob mich mein Sünd anficht:
meinen Jesum laß ich nicht!

Bei diesem Vers wiederholte er absichtlich in der dritten Zeile das Wörtlein Doch! dreimal. Da fängt der Kranke an, so bitterlich zu weinen, daß er sich lange nicht will bedeuten lassen. Auf die Frage des Predigers, was er bei diesen Worten gedacht und empfunden hätte, daß er zu Thränen gerührt worden sei, sagte er, er hätte sich dabei erinnert, wie einst der Superintendent in der Predigt jenes Sonntags gesagt habe, daß die drei Gleichnisse vom verlorenen Schäflein, Groschen und Sohn allen Sündern drei Fenster der Liebe Jesu wären, und diese Worte wären ihm bei jenem „Doch, doch, doch — weiß ich, daß Er mich liebt" eingefallen. Der Kranke genas wieder und hat sich hernach dieses dreifache Doch auch zum Bekenntniß seiner Buße in der Beichte erwählt und dazugefügt: „Mein Sünd mich werden kränken sehr, mein Gwissen wird mich nagen. Denn ihr sind viel wie Sand am Meer, doch, doch will ich nicht verzagen!" Ja als er hernach noch drei Jahr in Gottesfurcht gelebt, hat er in seiner letzten Krankheit auf die Rede des Geist-

lichen von der Verachtung des Zeitlichen aus dem Lied: „Herzlich thut mich verlangen" erwidert:

> Doch, doch, doch ich der keins nicht achte,
> es währt ein kleine Zeit;
> Das himmlisch ich betrachte,
> das bleibt in Ewigkeit.

Sein Leichentext aber war: „Dennoch, dennoch, dennoch bleibe ich stets an dir!" Psalm 73, 23. — Auch Schamelius sagt: „Doch, doch, doch — herzhaftes Glaubenswörtchen! Ach wer's doch mit lauter Freudenthränen tausendmal singen könnte!"

Was der Sänger im dritten Vers sagt:

> Obgleich schweres Kreuz und Leiden,
> so bei Christen oft entsteht,
> Mit mir hart darnieder geht,
> soll michs doch von ihm nicht scheiden.
> Er ist mir in's Herz gericht:
> meinen Jesum laß ich nicht!

hat er zeitlebens wohl zu üben Veranlassung gehabt. Mit seinem Amtsgenossen sich nicht des brüderlichen Verkehrs erfreuend, fiel er in die bittersten Kriegsnöthen. Als 1659 das kaiserlich-brandenburgische Heer in das damals unter schwedischer Herrschaft stehende Pommern einbrach, mußte er sich nach Stralsund flüchten, wo in der unfreiwilligen Muße unser Lied entstanden ist. Auch hernach, als er zurückkehren durfte, blieb er ein, zwar von der Gemeinde geliebter, aber dennoch durch allerlei Ränke (3, 442 f.) geübter Kreuzträger, so daß er im Seufzen über seine Widersacher einmal schrieb: „Gott vocire mich nur von hinnen!" Was mit dem schönen fünften Verse stimmt:

> Sterb ich bald, so komm ich abe
> dieser Welt Beschwerlichkeit,
> Ruhe bis zur vollen Freud
> und weiß, daß im finstern Grabe
> Jesus ist mein helles Licht:
> meinen Jesum laß ich nicht!

93. Gott, der du allen gütig.

Aus Philipp Friedrich Hillers (1699—1769) Paradiesgärtlein 1729 über das zweite Gebet Arndts beim andern Gebot: „um Gottes Gnade und Barmherzigkeit, welche ist das Fundament unseres Gebets"; aufgenommen in's Württembergische Gesangbuch 1741, 1792, 1841. Ein wahrhaft prächtiges Lied dieser Abtheilung, welches wir in der Lesart des Württembergischen Gesangbuchs voraussetzen, und das hier 9 Verse, im Original 16 umfaßt. Seine Art tritt uns sofort im ersten Verse entgegen:

> Gott, der du allen gütig,
> barmherzig, gnädig und langmüthig,
> voll Treue, Huld und Liebe bist!
> Sieh, wie ich meine Sünde
> mit reuendem Gemüth empfinde,
> die groß und viel und greulich ist!

Sieh, wie mich dieses schmerzt!
ich hab versäumt, verscherzt
deine Gnade,
so viel Geduld,
so große Huld,
und zwar aus meiner eigenen Schuld.

Das ist aus tiefer Erfahrung geflossen. Hiller gerieth nemlich in seiner Jugend, da er in der Klosterschule zu Maulbronn war, eine Zeit lang in Leichtsinn und Thorheit, bereute aber bald wieder sein Abweichen vom Herrn und suchte die Gnade Gottes zu ergreifen. Darüber bekennt er in der Zueignung seines Paradiesgärtleins:

Ach aber, ach! mein Herz entzog sich seiner Huld.
Die Jugend riß mich hin, ich häufte Schuld auf Schuld,
Ich überließe mich dem Strom der Ärgernissen;
Doch hast du deine Huld mir niemals ganz entrissen.
Ich wurde angeklagt, ich wurde überzeugt,
Mir wurde bang bei mir, das bange Herz gebeugt,
Ich weinte oftermal, jedoch nur etlich Tage,
Bis daß die Sünde neu an meinem Herzen lage,
Die mich mit Schmeicheln zwang, daß ich mich fallen sah,
Und wußte dennoch nicht, wie mir dabei geschah.
Doch warfst du mich nicht weg. — O nie erhörte Güte
An einem elenden, leichtsinnigen Gemüthe!
O unerforschte Treu, unendliche Geduld!
Du trägest, übersiehst, vergibst, vergißst die Schuld!

Am allermeisten hat sich der letzte Vers an den Herzen bewährt. Er behandelt die Gebetsworte Arndts: „Laß mich deine Gnade leiten und führen, wo ich gehe oder stehe, liege oder sitze, wache oder schlafe, lebe oder sterbe. Laß mir Gutes und Barmherzigkeit nachfolgen in diesem und im ewigen Leben, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen.“ Hiller hat diese Worte so gefaßt:

Ich gehe, wo ich gehe,
ich sitze, liege oder stehe,
ich wache oder schlafe ein,
Ich lebe oder sterbe,
soll die Barmherzigkeit mein Erbe,
das Gute meine Folge sein.
Ich will in dieser Zeit
und in der Ewigkeit
nichts als Gnade!
Mein Herze schließt
in Jesu Christ,
der aller Gnaden Urquell ist.

Der selige Jeremias Flatt, Privatlehrer in Stuttgart, pflegte gar häufig die Worte aus dem letzten Vers im Munde zu führen. Er hatte es nemlich erfahren, daß uns das Wachsen, das Erstarken des innern Menschen, des Menschen der Ewigkeit, nicht durch eigenes Ringen und Bewegen, sondern lauter und allein durch den komme, der für uns gemacht ist zur Gerechtigkeit. Darum vermochte er aber auch so viel, weil er alles durch den that, der ihn mächtig machte, durch Christus, dem er sich in jedem Augenblick ganz, so

wie er eben war, dahingab. Auch jetzt noch reift so manche Ähre in Württemberg der Ernte der seligen Ewigkeit entgegen, zu welcher Flatt das Samenkorn ausgestreut hat. (Ev. Kirchen-Zeitung 1835 — Schubert, Altes und Neues. III.)

Dieselben Worte hat hernach auch dessen Anverwandter, der vieljährige Studienrathsdirektor, Prälat Dr. Carl Christian Flatt in Stuttgart, der ihm am 16. Januar 1822 die Grabrede hielt, am Ziel seines einundsiebenzigjährigen Laufs (1843) mit zitternder Hand noch neben der Bibelstelle Ps. 103, 1—4 auf das Blatt geschrieben, das seine letzten Verfügungen über seine Beerdigung enthielt.

Melodie: Wachet auf, ruft uns die Stimme.

II. Der Friede des Glaubens.

94. Es ist das Heil uns kommen her.

Von Paulus Speratus (1484—1551) im Spätjahr 1523 über Römer 3, 28 gedichtet, als er sich auf der Flucht von Iglau in Wittenberg bei Luther aufhielt, kurz ehe er sein Reformationswerk in Preußen angefangen. Es steht schon nebst zwei andern Liedern des Speratus: „In Gott glaub ich" und „Hilf Gott, wie ist der Menschen Noth" unter den acht Liedern des ersten evangelischen Gesangbuchs, Luthers Enchiridion 1524, wo es den Titel hat: „Ein Lied vom Gesetz und Glauben, gewaltiglich mit göttlicher Schrift verlegt." Es ist dabei jede Zeile mit einem oder mehreren Bibelsprüchen geziert, so daß das Ganze wie ein Perlenkranz aussieht, der das Lied umfaßt, oder als ein Panzer erscheint, der demselben mitgegeben ist zur Vertheidigung gegen alle Angriffe der Feinde der evangelischen Wahrheit. Es erscheint indessen nicht nöthig, jenen Katalog von Zeugnissen der Wahrheit auch hier abzudrucken.

Der Gedankengang ist folgender. Das Ganze enthält einen Ruhm der freien Gnade, die im Glauben empfangen wird. Des Christen Gerechtigkeit gründet sich nicht auf die Werke des Gesetzes, welche nicht behüten vor dem Zorn und dem Tod V. 1, welche nicht können V. 2—4, und doch sollen erfüllt werden V. 5. Sie gründet sich vielmehr aufs Evangelium von Christo, welcher sein Verdienst uns schenkt V. 5 und in den Glauben legt zur Seligkeit V. 6. 7. Das gibt eine Lebensgerechtigkeit, denn der Glaube schafft Liebe V. 8, bringt Trost V. 9, ist reich an Früchten V. 10 und gibt eine schöne Aussicht auf Gottes Stunde V. 11. 12. Um solche Gnade bitten wir, wie der Herr uns lehrt in seinem Gebet: V. 13. 14. — In diesem Gang erscheint unser Lied als das echte Bekenntnißlied der Reformation, als das „poetische Gegenbild der Vorrede Luthers zum Römerbrief", wie Albert Knapp es bezeichnet. — Am schönsten hat nach Serpilius, der eine eigene Schrift über unser Lied

geschrieben hat, Dr. Dannhauer in Straßburg von demselben geredet. Er sagt, es sei ein köstlicher Arzneisaft, aus den bitteren Erfahrungen unter dem Papstthum und aus den süßen Worten Gottes gepreßt; sodann ein Werkzeug der Reformation, das mit gewaltigem Flug viele Seelen gewonnen; weiter ein Dorn in den Augen der Wahrheitsfeinde, das sie jederzeit angefochten und verdreht haben, und endlich ein schönes Weidelied von der güldnen Au, Gott zu Lob, nach der Befreiung aus dem Lande Egypten.

Das Lied gieng wunderbar schnell in die Lande. Zeugniß dafür gibt die bekannte Sage, wovon Hartknoch in seiner „preußischen Kirchenhistorie" erzählt, er habe in seiner Jugend von seinen Präceptoren oft Folgendes gehört: „Es kommt ein Bettler aus Preußen nach Wittenberg und singt dieses Lied vor des Dr. Luthers Thür. Luther hört ihm mit Fleiß zu, bis es der Bettler ausgesungen, dann gibt er dem Bettler zur Gabe einen alten Georgenthaler, das einzige Geldstück, das er bei sich hatte. Dabei spricht er: ‚Komm her, heiliger Georg, der Herr Christus ist da!' und befiehlt ihm, solches noch einmal zu singen. Wie er es verrichtet, fraget ihn Luther, von wannen er komme und wo er dies Lied gelernet? Der Bettler antwortete, er komme aus Preußen, allwo dies Lied in der Kirche oft gesungen würde. Da giengen dem Dr. Luther die Augen für Freuden über, daß Gott diesem Lande so gnädig wäre und selbiges in Erkenntniß seines Wortes so weit hätte kommen lassen." Die Sage ist nicht Geschichte, denn Luther kannte das Lied und den Sänger, ehe Speratus nach Preußen übersiedelte; aber die Sage enthüllt den Sinn der Geschichte: es mag unser Lied an viel hundert Thüren gesungen worden sein. War es doch an vielen Punkten der Wegebereiter der Reformation.

So im Württemberger Lande. Zu Waiblingen bei Stuttgart widerstanden die Priester lange Zeit der Einführung der Reformation, wornach in den Bürgern der Stadt sich ein großes Verlangen regte. Da hielt 1535 der von Schnepf ordinirte Leonhard Werner die erste evangelische Predigt. Als dazu die Gemeinde dieses Lied anstimmte, spieen die Priester und Kapläne aus und verließen voll Ingrimm die Kirche. (Crusius, Annalen 3, 11, 10.) Ebenso soll es auch in dem Städtlein Herrenberg bei Tübingen gegangen sein.

In Magdeburg trieb das Volk durch Anstimmen dieses Liedes die katholischen Meßpriester zur Kirche hinaus, und zu Behnau, einem Dorf in der Niederlausitz bei Sorau, sangen die Bauern dasselbe, bis ihr katholischer Priester Gabelentz in die Kirche kam. Er wurde darüber so zornig, daß er Kirche, Pfarre und Gemeinde verließ, und also einem lutherischen Prediger die Stelle räumte. (Olearius, Liederschatz.)

Als der evangelische Pfarrer Georg Polus in der Domkirche zu Fürstenwalde auf Befehl des anwesenden Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg die erste evangelische Predigt über Ps. 24, 7 hielt, sang die Gemeinde in großer Herzensfreude dasselbe Lied. Die Katholiken waren deßhalb sehr erbost und machten ein Spott-

lied daraus: „Das wahre Heil und aller Trost.“ Sie nannten es nur ein lutherisches Schusterliedlein, wie denn auch der Jesuit Decumanus behauptete, ein Sackpfeifer oder ein Pritzschmeister oder ein Schuster habe es gemacht.

Was aber hier nur im kleinen geschah, erfolgt im Kurfürstenthum Pfalz im großen. Obgleich Kurfürst Friedrich II. selbst im Herzen der evangelischen Lehre nicht abgeneigt war und das Volk laut darnach verlangte, wollte er sie doch aus Furcht vor dem Kaiser nicht einführen und in die Abschaffung der päpstlichen Mißbräuche und Ceremonieen nicht willigen. Da geschahs zu Heidelberg in der Kirche zum Heiligen Geist, daß gerade die Priester eine feierliche lateinische Messe hielten; das anwesende Volk aber begann, aus freien Stücken und wie aus Einem Munde dieses Lied zu singen. Nun sah der Kurfürst, daß es an der Zeit sei, der reinen evangelischen Lehre nicht längeren Einhalt zu thun. Er gestattete die Austheilung des heiligen Abendmahls in beiderlei Gestalt, und damit war der Anfang zur Einführung der Reformation in der Pfalz gemacht. (Seckendorf, Historia Lutheranismi.)

Im Elsaß war es am Samstag, dem 14. Mai 1575, als der Magistrat zu Kolmar erkannte, daß dem Willen der Bürger zur Einführung der Reformation nachgegeben werden müsse. Man beschloß, Tags darauf, am Sonntag Exaudi, der bisherigen Verwirrung in Religionssachen ein Ende zu machen. Auf den Zunftstuben wurde den Bürgern mitgetheilt, daß, weil in Kolmar kein hiezu tüchtiger Prediger zu finden sei, man dem Pfarrer zu Jebsheim, Johannes Cellarius, die erste evangelische Predigt übertragen wolle. Die Bürger waren von dieser angenehmen Kunde so überrascht, daß vielen aus Freude „die Thränen herfürsprungen.“ Über dreitausend Menschen hatten sich andern Tags in der alten Barfüßerkirche versammelt, und mit voller Begeisterung sangen sie als erstes evangelisches Lied unseren Gesang: „Es ist das Heil uns kommen her.“ Der Schwung desselben ergriff die Gemüther so mächtig, als hieß es: heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Ja die Predigt des schlichten Dorfpfarrers blieb den Städtern mit samt dem Lied auch ferner im Gedächtniß, wie es denn im Kirchenbuch zu Jebsheim heißt: „Einführung der evangelischen Religion in die Stadt Kolmar, daher sie singen: ‚das Heil kommt uns von Jebsheim her.‘“ Deß zum Andenken haben sie am Sonntag Exaudi, 9. Mai 1875, das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation zu Kolmar gefeiert und dasselbe mit dem Liede der Väter geweiht: „Es ist das Heil uns kommen her.“

Die Verse 1—5 sind, um die Worte des Liedes zu gebrauchen, „ein Spiegel zart“, in welchem sich ganz wie in Luthers Meisterlied „Nun freut euch, lieben Christen gmein“ das Ringen und Arbeiten des glaubigen Gemüths unter dem gesetzlichen Bann des Papstthums widerspiegelt. So ist es ein Tendenzlied im besten Sinn und wirkt mit Macht für die Freiheit des seligmachenden Glaubens. — Serpilius, Superintendent zu Regensburg, erzählt, daß im Jahr 1710 der Diener einer hohen Herrschaft zu ihm gekommen sei und

ihm berichtet habe, daß er zwar in der evangelischen Kirche geboren und erzogen, aber durch Aussicht auf Beförderung zur katholischen Kirche überzugehen bewogen worden sei. Da hörte er eines Tags, als er in seinen Geschäften an der evangelischen Hauptkirche vorbeigieng, unser ihm wohlbekanntes Lied singen; dabei er denn heimlich seufzte, daß er dergleichen tröstliche Lieder jetzt nicht mehr hören könnte. Zwanzig Wochen hernach begegnete ihm dasselbe abermals. Nun zog es ihn in die Kirche hinein, und er hörte mit Andacht der Predigt zu, nach deren Beendigung er alsbald zu Servilius in die Sakristei gieng, ihm zu sagen, wie dies Lied sein Herz bewegt habe, und ihm zu erklären, daß er nun ferner bei dem evangelischen Glauben bleiben wolle. (Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs S. 404.)

Der sechste Vers gibt nun den klaren und vollen evangelischen Ton. — Von einem Schwärmer zu Hamburg wird erzählt, daß er auf seinem Todtenbette seinem Beichtvater geklagt habe, er habe sich ins gesetzliche Wesen viel zu tief eingelassen und müsse bekennen, daß er von Christo zu weit abgekommen sei. Nunmehr aber soll ihm Christus sein Alles sein, und es solle bei ihm heißen:

Nicht mehr, denn: Lieber Herre mein,
dein Tod wird mir das Leben sein,
du hast für mich bezahlet!

Wenn ein frommer Christ des Glaubens rechte Gestalt wissen will, so findet er sie nahe beisammen; es ist, was wir wiederholen, nichts anderes und „nicht mehr, denn“ das Eine Bekenntniß: „Lieber Herre mein, dein Tod wird mir das Leben sein; du hast für mich bezahlet.“ — Das laßt uns halten. Ein treuer, aber früh vollendeter Prediger schrieb darum diese Worte jedem, der ihn um ein Wort des Andenkens bat, ins Stammbuch.

V. 7 bietet den Trost dieses Glaubens. Zu Grimma besuchte der Superintendent Johann Albert einen gottesfürchtigen Studenten, Georg Franke, auf seinem Sterbebette. Der sagte ihm: „Ich habe viel Lieder und Sprüche gekonnt, aber bisher nicht gewußt, wozu sie mir dienen möchten. Jetzt sucht sie der heilige Geist alle herfür und macht sie in mir lebendig. Dafür ich Gott Lob und Dank sage. Ich will ihm eine volle Ernte bringen; denn ich habe geerntet die Wohlthat göttlichen Wortes, der Absolution, des heiligen Abendmahls, besonders aber der heiligen Taufe, Ergo:

Wer glaubt an mich und wird getauft,
demselben ist der Himmel erkauft,
daß er nicht werd verloren.“

Reichen Trost haben die Verse 11 und 12 den bekümmerten Gemüthern geboten. — In V. 11 ist der Anfang dem Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachsen-Weimar († 7. Juli 1602) trostreich geworden. Derselbe war ein großer Liederfreund und pflegte aus den geistlichen Gesängen seinen Trost besonders dadurch zu ziehen, daß er, wo etwas in der Mehrzahl stand, dasselbe auf sich in der Einzahl deutete. Dieser Fürst tröstete sich nun an seinem Ende der Worte:

Die Hoffnung wart der rechten Zeit,
was Gottes Wort zu sagen.

Der Schluß des Verses aber ward dem edlen Bekenner, Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen, ein Stab auf dem Pfade der Noth. Als derselbe nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 in große Bedrängniß gerathen war, schrieb der fromme Prediger Veit Diterich an St. Sebald zu Nürnberg einen tröstlichen Brief an ihn. Der Kurfürst las den Brief mit vielen Thränen, sagte aber dann, nachdem er ihn gelesen, mit großer Freudigkeit: „Ei, die gewaltige Hand Gottes will nicht allein drücken, sondern auch erhöhen zu seiner Zeit.

Er weiß wohl, wenn's am besten ist,
und braucht an uns kein arge List;
das soll'n wir ihm vertrauen.

Geschieht's nicht hier, so geschehe es ewiglich. Ewige Erhöhung ist die rechte Erhörung unseres Gebets und Seufzens. Wer nur frisch durch die Welt hindurch wäre!" (Selneccer, Vorrede über die Passion.)

Der 12. Vers war Johann Christof von Degenfeld zum Tröster. Dieser edle Herr war die meiste Zeit seines Lebens vielem Kreuz unterworfen, so gar, daß er sich oft vor großen Leibesschmerzen unter die Bank gewunden. Da war es sein einziger Trost, geistliche liebliche Lieder zu hören; und unter ihnen gebrauchte er oftmals zur Erinnerung an die Hilfe seines Herrn die Liedesworte:

Ob sichs anließ, als wollt er nit,
laß dich es nicht erschrecken;
Denn wo er ist am besten mit,
da will ers nit entdecken.

Ähnlich trösteten sich Hans von Lüttichau, Kaspar von Minkwitz, Anna Räwin zu Holzhausen. Und wohl nicht bloß Sterbende, sondern auch viele Andere haben das Kraftwort am Schluß im Herzen behalten:

Sein Wort laß dir gewißer sein;
ob dein Fleisch spräche lauter Nein,
so laß dir doch nicht grauen!

Die beiden letzten Verse, welche das heilige Vaterunser umschreiben, sind viel gebraucht worden. So bei der Krönungsfeier des ersten Königs zu Preußen 1701, wo sie den Beschluß der ganzen Feierlichkeit machten, was für die Worte eines alten Königsberger Hofpredigers besonders passend war. — Dieselben Verse wurden, wie Serpilius bezeugt, im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Östreich, besonders in einigen Flecken nahe bei Wien, wo vordem das Wort Gottes reichlich gewohnt hatte, vom Volk nach dem Ende des römisch-katholischen Gottesdienstes gesungen. Ehrwürdige Reliquien einer besseren Zeit. Serpilius fügt hinzu: „Wenn denn nun noch heute ein Lutheraner unvermuthet in solche Versammlung kommt und diese Worte desto freudiger singt, weil er sie noch als durch Gottes Gnade erhaltene Reliquien ehrt, wundern sich meistens die Anwesenden, daß auch wir ihrem vermeintlichen päpstlichen Lied so gut zustimmen können."

Die Melodie: c c c c es d c b ist wahrscheinlich aus dem Volksgesang des 15. Jahrhunderts entlehnt, weßhalb auch die Papisten beim ersten Bekanntwerden dieses Gesangs 1524 spotteten, „der ihn erfunden, müsse ein Sackpfeifer oder Bänkelsänger gewesen sein.“ In dem (Nürnberger) Gesangbüchlein mit den acht Liedern 1524 ist diese Weise nicht bloß dem Lied: „Es ist das Heil“, sondern auch noch drei andern: „Ach Gott vom Himmel“, „Es spricht der Unweisen Mund wohl“, „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir“ vorgezeichnet. Im Erfurter Enchiridion von 1524 steht sie über dem Lied: „Nun freut euch, liebe“ und über dem Liede des Speratus steht: „auf den Thon, wie man oben singt: Nu frewt euch, liebe.“ Walther aber hat in seinem tonangebenden Choralgesangbüchlein 1524 sie ausschließlich dem Liede des Speratus zugeeignet, wie wir sie dann auch in dem Enchiridion von 1527 bereits demselben zugetheilt finden. — Winterfeld erkennt in der Abstammung der Melodie aus dem Volksgesang ein bedeutsames Zeichen. Wie sich unser Lied mit seinem Schriftpanzer gegen den Vorwurf einer neuen Lehre gewappnet habe, so sei ihm auch eine Weise zugetheilt, die dem Volksmunde nichts Neues geboten, aber dem Liede dafür desto leichteren Eingang verschafft habe. (I, 43 f.)

95. Durch Adams Fall ist ganz verderbt.

Von Lazarus Spengler, dem Nürnberger Rathsschreiber (1479—1534), als ein wahrhaftes Lehr- und Bekenntnißlied des evangelischen Glaubens zu Nürnberg 1524 gedichtet und in Walthers Chorgesangbüchlein 1524 erschienen.

Gabriel Wimmer gibt dem Lied die Überschrift: „Der gefallene und wieder aufgerichtete Mensch“, und theilt demzufolge ein: 1. der Fall V. 1 und 2; 2. des Gefallenen Aufrichtung V. 3—7; 3. des Aufgerichteten Bezeugung V. 8—9. — Vielleicht dürfte man noch erläuternd hinzusetzen: V. 3. 4. des Gefallenen Erlösung; V. 5 als Mittelpunkt des Lieds: der Hort des Erlösten; V. 6. 7. Fall und Aufstehen im Verhalten zu Christo.

Der erste Vers des Lieds hat eine kirchengeschichtliche Bedeutung erlangt. In der Epitome der Formula Concordiä (Artikel I) wird gesagt: „Wir glauben, lehren und bekennen hinwiederum, daß die Erbsünde nicht sei eine schlechte, sondern so tiefe Verderbung menschlicher Natur, daß nichts Gesundes oder unverderbet an Leib und Seele des Menschen, seinen innerlichen und äußerlichen Kräften geblieben, sondern wie die Kirche singt:

Durch Adams Fall ist ganz verderbt
menschlich Natur und Wesen.“

Wobei man sich durch die lateinische Übersetzung:

Lapsus Adae vi pessima
Humana tota massa,
Natura et ipsa essentia
Corrupta, luce cassa etc.

unnöthiger Weise auf die Vermuthung ziehen ließ, als ob unser Lied die Bearbeitung eines alten lateinischen Lieds wäre. — Wie

vielfach indessen jene Fassung angefochten und angegriffen wurde, dies zu erzählen ist hier nicht der Ort. Das Lied steht, wie alle jene Erstlinge der Reformation, mit jeder Zeile auf biblischem Grunde.

Der vierte Vers: „wem wollt vorm Sterben grauen?“ bewährte sich an dem Sänger selbst, welcher in seiner letzten Zeit an Veit Dietrich, seinen Herzensfreund, nach Wittenberg schrieb: „Ich bin fürwahr noch schwach und weiß nicht, wie Gott es mit mir machen will. Allein mir gebührt es, mich meinem getreuen Gott zu unterwerfen, wie ein Thon dem Häfner. Will er, daß ich andern Leuten noch länger nütze und diene, so bin ich bereit; will er, daß dieser alte schartige Krug zu Trümmern gehe, so geschehe sein Gefallen!“

Zu Vers 6 vergleiche man, was Spengler an den Rath zu Memmingen 1530 schreibt: „Was kann euch Rühmlicheres widerfahren, als um eures Seligmachers willen Widerwärtigkeiten zu leiden? Welcher Mensch, welcher Christ und Obrigkeit wollte doch nicht stark, kühn und unerschrocken sein, wenn er Gott vertraut und weiß, daß er ihm auch sein Beschützer, Trost und Hilfe ist, und daß wider sein heiliges Wort keine menschliche Gewalt, ja die Pforten der Hölle nichts vermögen? Es ist fürwahr ein groß Ding, Gott zu bekennen, hinwiederum das erschrecklichste, verdammlichste Werk, Gott und sein Werk zu verleugnen. Werden wir Christum und sein Wort fahren lassen, so verlieren wir gewißlich den Anker, daran wir uns als unser einiges Heil halten und, so wir fallen, wieder hätten aufstehen, auch zu dem sichern Hafen reichen mögen.“

Zu Vers 7 erzählt Avenarius von einem Menschen aus einem reichen, vornehmen Geschlecht, der um seine Mittel kam und unglücklich war in allem, was er anfangen wollte. Dieser Mensch gerieth darüber in solche Traurigkeit, daß er den Gedanken faßte, sich selbst des Morgens mit dem Degen im Bette zu ermorden. Nun fügte es aber Gott, daß seine Schwester, die frühe aufgestanden war und ihren Verrichtungen nachgieng, vor sich her dies Lied im Hause sang. Als sie an seiner Kammerthüre vorbeigieng, sang sie gerade mit fröhlicher Stimme:

Wer hofft in Gott und dem vertraut,
der wird nimmer zu Schanden;
Denn wer auf diesen Felsen baut:
ob ihm gleich geht zu Handen
 Viel Unfalls hie, hab ich doch nie
den Menschen sehen fallen,
der sich verläßt auf Gottes Trost;
Er hilft sein Gläubgen allen.

Da ward dem Bruder, der die Schwester so getrost singen hörte, das Herz für den guten Inhalt des Gesangs aufgethan, und seine ganze Betrübniß entwich. Von Herzen beschämt und voll großer Reue bat er Gott seine Sünde ab, ward von nun an in seinem Herzen getrost und ruhig und erfuhr bald auch den Beistand, den

Gott allen verheißen hat, die sich auf ihn verlassen. Gott ließ ihn wieder zu guten Mitteln gelangen. (Avenarius, Liederkatechismus. 1714.)

Advokat Joh. Fr. Reinhard zu Altenburg († 1652) hatte nach seiner Eltern Tod wenigen und schlechten Vorrath und mehr nicht, als zween Groschen. Als er nun darüber in kümmerliche Gedanken gerieth, wie er sich erhalten wollte, fiel ihm dieser Vers ein, den er mit herzlicher Andacht sang und damals alsbald zu seinem Leichentext erwählte, auch den Trost daraus schöpfte, Gott werde ihn unerachtet seines geringen Vermögens dennoch wohl versorgen. Und solche Hoffnung hat ihn nicht zu Schanden werden lassen. (Scrivers zufällige Andachten.)

Bei Vers 8 ist zu vergleichen, was Spengler weiter an Veit Dietrich schreibt: „Ich bin in des Herrn Zuchtschule gewesen und habe da gelernt, wie süß, wie gütig und voller Barmherzigkeit der Herr ist gegen alle, die ihn mit Vertrauen anrufen, welch hoher Trost, Freude und Erquickung es auch ist, wenn Gott einen Christen in seinem Wort bis auf dies Angststündlein bewahrt. Ich befehle mich nun fürs Weitere der Beschirmung deß, der gesagt hat: ‚Fürchte dich nicht! Die Haare auf deinem Haupte sind gezählet!'"

Bei Walther finden sich für dies Lied zwei Melodieen, eine dorische, die auch von Prätorius aufbewahrt wurde, und eine phrygische, die sonst nicht mehr vorkommt. Eine von diesen zweien mag von Spengler stammen. Auf einem fliegenden, zu Nürnberg im Jahr 1534 gedruckten Blatt ist das Lied aufgeführt mit Verweisung auf die Volksweisen: „Nach Willen dein" oder: „Was wird es doch des Wunders noch." Diese Volksweisen gleichen jedoch keiner jener Melodieen. Eine dorische, in der äolischen Tonart schließend: a a a g a f e d findet sich zuerst im Klugschen Gesangbuch 1535; diese hat sich am weitesten verbreitet und ist noch jetzt gebräuchlich.

96. Wie wohl ist mir, o Freund der Seele.

Aus Wolfgang Christof Deßler's (1660—1722) „Gottgeheiligter Seelenlust unter den Blumen des göttlichen Wortes." Nürnberg 1692. 1. Auflage. Hier ist das Lied der sechsten andächtigen Betrachtung: „Das bußfertige Verlassen und Umfassen" angehängt, welcher ebenso wie dem Liede die Stelle zu Grund gelegt ist Hoheslied 8, 5: „Wer ist die, die herauf fähret von der Wüste und lehnet sich auf ihren Freund?" Es ist darin zuerst die Welt als eine Wüste dargestellt und gezeigt, wie die Seele sie zu verlassen suche, und dann wie sie auf ihren Freund sich lehnend, Jesum umfassend, durch die Welt hindurch und zum Triumph gelangen möge.

Die Entstehung des Lieds fällt in die Zeit, da Deßler als junger Mann in seiner Vaterstadt Nürnberg aus Kränklichkeit vor Anker lag. Er hatte das Goldschmiedehandwerk aufgegeben und sich den Studien in Altdorf zugewendet; aber Mangel an Geld und Gesundheit geboten, auch hierauf zu verzichten. So ernährte er sich denn als Corrector in seiner Vaterstadt, wurde geistlicher Sohn und

poetischer Schüler von Erasmus Francisci und nährte sich in seinen Leiden an dessen Glaubenskraft. Durch seine Sprachenkenntniß förderte er ebenso wie durch seine Lieder die Erbauung des christlichen Volks; und was er hier gesungen, mag ihm selbst in den noch schwereren Leiden, die er später als Conrektor und hernach in seinen letzten fünfunddreißig Krankheitswochen ertragen mußte, zu voller Erquickung gediehen sein.

Am allermeisten klang der erste Vers in den Herzen an:

> Wie wohl ist mir, o Freund der Seele,
> wenn ich in deiner Liebe ruh!
> Ich steige aus der Schwermuthshöhle
> und eile deinen Armen zu.
> Da muß die Nacht des Trauerns scheiden,
> wenn mit so angenehmen Freuden
> die Liebe strahlt aus deiner Brust.
> Hier ist mein Himmel schon auf Erden;
> wer wollte nicht vergnüget werden,
> der in dir suchet Ruh und Lust?

Eine christlich gesinnte Frau fragte eines Tags auf ihrem Lager: „Gibt es ein Lied in meinem Gesangbuch, das anfängt: Wie wohl ist mir, o Freund der Seele?“ Man bejahte ihr dies und fügte hinzu die Frage, ob ihr denn auch wohl sei. Ja, sagte sie, mir ist sehr wohl! Nun lasen sie ihr das Lied. Es entstand darauf eine Stille; dann aber sagte sie: „Herr Jesu, bist du meine Freude? O Ruh, Freude und Friede der Seele; was thust du doch mir großem Sünder zu gut?“ (Basler Sammlungen. 1789.)

Magnus Friedrich Roos sagt 1789 in einem Brief an Gottlieb Christian Storr: „Itzo hat unser Glaube freilich mit den natürlichen Empfindungen zu ringen und muß sich durch manches trübe Gewölk durcharbeiten. Mir selbst gehts oft so, wie die Worte andeuten: ‚Ich steige aus der Schwermuthshöhle und eile deinen Armen zu!‘ Aber auch dieses Aufsteigen geschieht durch Gnade, und diese Gnade reicht der Herr Jesus, der mit unsrer Schwachheit Mitleiden haben will, mit großer Treue dar.“ (Christenbote. 1853.)

Charakteristisch ist der Anfang des zweiten Verses:

> Die Welt mag meine Feindin heißen:
> es sei also; ich trau ihr nicht,
> Wenn sie mir gleich will Lieb erweisen
> bei einem freundlichen Gesicht.

Diese Worte mag Folgendes erläutern. Eines Tags gieng der fromme Prediger Samuel Gilpin durch eine Gasse. Da hörte er einige Leute sagen: „Sehet, da geht ein guter Mann. Wenn der Weg irgend eines Menschen zum Himmel führt, so ist es der seinige.“ Ueber dieser Rede wandelte ihn ein Gefühl von Selbstgefälligkeit an, das mehr und mehr zu Stolz zu werden drohte. Mittlerweile trat er aber in eine andere Straße ein. Da stehen auch Leute, die ihn aufmerksam anschauen. Er macht sich schon wieder auf einen Lobspruch gefaßt; allein statt dessen hört er sagen: „Wenn irgend einer verdient, gehängt zu werden, so ists dieser Mensch da, der alle Leute

verrückt zu machen sucht.“ Hinweg war jetzt alle Selbstgefälligkeit, und er gieng in seiner alten Demuth wieder nach Haus.

Ähnlich charakteristisch lautet der ebenso glaubensvolle, als poetische Schluß von Vers 4:

Ich traue deinen Wunderwegen,
sie enden sich in Lieb und Segen:
genug, wenn ich dich bei mir hab.
Ich weiß, wen du willst ehrbezieren
und über Sonn und Sterne führen,
den führest du zuvor hinab.

Beim fünften Verse erinnert man sich gerne jenes Falls, von welchem Koch (3, 533) erzählt. Deßler befand sich in einem mit einem Springbrunnen gezierten Garten, dessen Besitzer ihn eine Zeit lang allein ließ. Als er nun eintrat und sich entschuldigen wollte, sagte er: „Ich war nicht allein, der Springbrunnen war mein stiller Prediger. Als ich sah, wie das Wasser, so lange der Wind still war, gerade aufstieg, bald aber, als dieser zu wehen anfieng, auf die Seite und gar über den Rand spritzte, so dachte ich: so bin ich auch. Ich stehe aufrecht, so lange die Winde der Trübsal ruhen; wo aber diese einstürmen, werde ich geneigt, und endlich werden sie so lange anhalten, bis sie mich hinaustreiben außer dem Bezirk der Eitelkeit, welche ich durch ein seliges Ende ablegen werde.“ Auf diese Stunde paßte denn sein Wort:

Mein Licht, so will ich auch mit Freuden
aus dieser finstern Wildniß scheiden
zu deiner Ruh der Ewigkeit.

In den eigentlichen Quell dieses Lieds im Hohenliede taucht endlich der letzte Vers wieder ein:

Wie ist mir dann, o Freund der Seelen,
so wohl, wenn ich mich lehn auf dich!
Mich kann Welt, Noth und Tod nicht quälen,
weil du, mein Gott, vergnügest mich.
Laß solche Ruh in dem Gemüthe
nach deiner unumschränkten Güte
des Himmels süßen Vorschmack sein.
Weg, Welt, mit allen Schmeicheleien!
nichts kann, als Jesus, mich erfreuen;
o reicher Trost: mein Freund ist mein!

Als Dr. Johann Jakob Rambach zu Gießen auf seinem Sterbebette lag, hörte er vom nahegelegenen Kirchthurm das Lied blasen: Allein Gott in der Höh sei Ehr. Da begehrte er von seiner Frau, sie möchte hinauf rufen, sie sollen blasen: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seele!“ Als sie ihm aber bedeutete, daß dies nicht angienge, stimmte er in das „Allein Gott in der Höh!“ in aller Schwachheit ein und sang das Lied zu Ende.

Als Dr. Hauber in Kopenhagen, welcher 1765 in die Ewigkeit gieng, sehr matt in seinem Stuhle saß, fragte er seine jüngste Tochter: „Meine Tochter, siehst du, daß ich matt bin?“ Die Tochter antwortete: „Ja, lieber Vater, das sehe ich.“ „Siehst du aber auch,

daß mir bange ist?" sprach er weiter. Sie sagte: „Nein." „Nun, das sage allen meinen Freunden, daß ich mich vor dem Tode gar nicht fürchte." Hierauf bat er seinen Sohn, das Lied auf dem Klavier zu spielen: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seele!" und als er das vernommen, rief er aus: „Schön, o wie schön!" Nun saß er etwas still und betrachtete aufmerksam einen Lichtschirm, auf welchem der Heiland im Ölgarten abgebildet war; und als sein Schwiegersohn ihm einige Sprüche aus den Psalmen Davids zurief, wies er mit dem Finger auf den Lichtschirm und antwortete: „Wer den Herrn Jesum im Herzen hat, darf sich vor dem Tode nicht fürchten." Bald darauf ist er auf seinem Stuhle ohne alle Schmerzen entschlafen.

Endlich war das Lied des alten Nürnbergers das Lieblingslied eines neueren Nürnbergers, des Bäckermeisters Burger in Nürnberg, dessen Leben uns Kanne und Schubert so lieblich beschrieben haben. Er hatte es als Handwerksbursche in Regensburg zuerst singen hören, wobei es ihm so zu Muthe geworden, als spräche es die tiefste, innigste, seligste Bewegung und Gesinnung seiner Seele aus. So gebrauchte er es denn auch fernerhin oftmals, denn es war sein ganzes Begehren geworden, die „Ruhe in der Liebe Gottes" sich zu erbitten.

Dem Liede sind zwei Melodieen beigegeben worden. Die eine: a cis h a h e a d cis h h findet sich im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 und wird Dr. Christian Friedrich Richter in Halle zugeschrieben. Die andere: b g as b es c b as g ist in dem Choralbuch von Johann Friedrich Doles, Musikdirektor zu Leipzig, 1785 erschienen und von da auch in Württembergische Choralbücher aufgenommen, obwohl die erstgenannte Weise den Vorzug verdient.

97. Es glänzet der Christen inwendiges Leben.

Von Dr. Christian Friedrich Richter (1676—1711), dem gottseligen Arzt am Halleschen Waisenhaus, gedichtet und erstmals mitgetheilt im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704. In dem Anhang zu seiner Schrift: „Erbauliche Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seele. 1718." steht es mit der Überschrift: „Vom verborgenen Leben der Gläubigen."

In der verbesserten und vermehrten Auflage dieser Schrift 1767 findet sich eine ausführliche Erklärung unsers Liedes von dem Herausgeber J. J. B. zu H. Über Zweck und Inhalt des Liedes heißt es hier: „Das ganze Lied ist sonderlich auf Kol. 3, 3. 4. gegründet. Gleichwie nun in Christo ein zwiefacher Stand zu betrachten ist, erstlich der Erniedrigung, da er die göttliche Majestät unter der Knecht- und Kreuzesgestalt meist verborgen, sodann der Erhöhung, da er mittelst der Himmelfahrt seine menschliche Natur auch in den völligen Gebrauch seiner göttlichen Herrlichkeit gesetzt, also sind zwar alle Christen durch den Glauben theilhaftig worden der Kindschaft Gottes und aller damit verbundenen hohen Würde; diese aber ist hier in diesem Leben ihnen größtentheils, und noch weit mehr der

Welt, verdecket, bis sie an jenem Tage und in der Ewigkeit wird offenbar dargestellet werden. Ja, wie Christi nunmehriger herrlicher, himmlischer Stand und Leben, nachdem er aus den Todten auferstanden und sich zur Rechten Gottes gesetzt hat, den natürlichen Augen aller Sterblichen noch entzogen ist, einst aber sichtbar erscheinen wird: also haben zwar alle wahre Christen bereits in dieser Zeit, nebst dem natürlichen Leben, das ihnen mit allen Menschen gemein ist, auch in sich ein übernatürliches, geistliches Leben; aber die Fürtrefflichkeit und Herrlichkeit dieses Lebens ist gleichwohl den äußern Sinnen hier noch sehr verborgen und bleibt verborgen, bis der Vorhang des sterblichen Fleisches wird völlig bei Seite gethan sein und ihre herrliche Offenbarung angehen wird."

Einige Bemerkungen zumeist aus jener Erklärung mögen noch Platz finden. — V. 1 spielt auf die beiden Stellen an, Psalm 45: „Des Königs Tochter ist ganz herrlich inwendig", und Hohes Lied 1, 6: „Ich bin schwarz, aber gar lieblich." — V. 2. Hier treten die Gegensätze treffend und schwungvoll ein. „,Das Wunder der Zeiten, die hier sich bereiten': ‚Die' — geht nicht auf ‚Zeiten', sondern ‚Christen', die sich stets mehr und mehr bereit machen, den König zu ehren; ‚den König, der unter den Lilien weidet', der sein Gefallen hat an den Seelen, die gleichsam als weise Lilien in der Unschuld eines keuschen und geheiligten Wandels vor ihm stehen und einen guten Geruch von sich geben. Luther sagt einmal in der Kirchenpostille: ‚Was ist ein christlich Wesen anders, denn ein Anfang des ewigen Lebens? Wirst du dich aber für Gottes Kind ausgeben und bekennen solchen Glauben, so wird Kaiphas für großem Gottesdienst sein Kleid zerreißen und über dich schreien: Er hat Gott gelästert! und die andern alle mit ihm: Er ist des Todes schuldig; kreuzige, kreuzige ihn! Das laß dir gesagt sein und richte dich drauf; es muß also sein.'" — Vers 3 ist als Vordersatz zu V. 4 besonders wichtig und ein fast klassischer Ausdruck dafür, daß Christen sich keiner selbsterwählten Geistlichkeit befleißen. Während es aber bei uns nach V. 3 so gar einfach und alltäglich zugeht, ist nach V. 4 in der unscheinbaren Hülle eine hohe Würde verborgen. „Ein Funke und Flämmlein aus göttlicher Flamme, die oben Jerusalem freundlich gesäugt.' Solche haben das Jerusalem, das droben ist, als ihre geistliche Mutter, die sie geboren hat und säuget, durch die Gnadenmittel, Wort und Sakramente im Glauben und Gottseligkeit nähret und stärket. Sie sind Kinder nicht der Magd, sondern der Freien." — Vers 5 enthält eine prächtige Fülle von Antithesen, so wie Paulus zu Zeiten sie aufgestellt hat 2 Kor. 4, 8. 9. 6, 8—10. „,Und schützen die Welt!' — Die Waffen ihrer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern geistlich. Glauben und Gebet machen die fürnehmsten aus. Eben damit aber wenden sie mehr Böses von Stadt und Land, ja von der Welt ab und erhalten mehr Vortheil und Sieg, als wenn ganze Armeen zu Felde lägen, wie die Exempel Noäh, Abrahams, Loths, Samuels, Eliä, Elisä und Daniels bezeugen. Also ist es der größte Segen für eine Stadt oder Land, wenn der Gläubigen viel darinnen sind. Luther sagt: ‚Wo nicht

Christen auf Erden wären, so hätte keine Stadt noch Land Friede. Daß aber noch Korn auf dem Felde wächst und die Leute genesen, ihre Nahrung, Friede und Schutz haben, das haben sie alles den Christen zu danken.'" — „,Sie scheinen ertödtet den äußeren Sinnen'; man sieht's ihnen auch wohl manchmal am Äußeren an, daß sie den alten Adam nicht nähren noch zärteln, sondern zum Tode bringen, scheinen also als die Sterbenden und doch leben sie, und das Leben des Glaubens zeiget seine herrlichste Kraft auch in und bei ihren augenscheinlichsten Schwachheiten des Leibes und der Natur." — V. 6. „Götter der Erden". — „Luther sagt einmal: ,Die Christen sind eitel Helfer und Heilande, ja Herren und Götter der Welt, wie auch Gott zu Mose sagt: Ich habe dich zu einem Gott gesetzt über Pharao! Was die Welt hat und vermag, das haben sie zu Lehen von den Bettlern, die da nichts haben und doch alles haben. Die Christen sind Beine, so die ganze Welt tragen. Dafür sie ihnen auch den Lohn gibt, daß sie müssen veracht, gedrückt, geschändet werden. Aber an jenem Tage werden sie uns viel anders ansehen müssen, daß nicht sie, sondern ein jeglicher Christ ein Kaiser und Herr gewesen ist über alle Herren der Welt, darum, daß er geglaubet hat an Jesum Christum.'" — V. 7. „Es wird in diesem Vers der Erde, als der zeitlichen Herberge der Kinder Gottes, gratulirt. — ,Dieweil du den göttlichen Samen geneuß'st' — weil nemlich noch solche auserwählte, heilige Kinder Gottes auf der Erde leben. So lange solche Leute noch auf Erden hie und da gefunden werden, so lang ist der Segen noch nicht gewichen. Man hat davon gleichfalls Siegel und Brief vom lieben Gott, die mehr bedeuten, als alle, die auf dem Papier stehen." — V. 8. „Dieser Vers ist als Seufzer um die Schenkung solches geistlichen Lebens anzubefehlen den Christen, die ihr Christenthum seither nur auf der Zunge und zum Schein haben, aber dessen Kraft verleugnen, und als Seufzer um die Erhaltung solchen Lebens denen, die Jesum als ihr Leben schon erfahren haben und noch erfahren, damit sie des Weges nicht müde werden, darauf man zu so großer und wichtiger Herrlichkeit gelangt."

Zu den Christen unsers Lieds gehörte Richter selbst nach seinem ganzen Wesen und Leben. Der Herausgeber der obengenannten Schrift sagt über seine Lebensumstände: „Was sich diesfalls sagen läßt, ist dieses: ,Sein Leben war verborgen mit Christo in Gott, und wann Christus sein Leben sich einst offenbaren wird, dann wird auch er mit ihm in Herrlichkeit offenbar werden.'"

Ein gottesfürchtiger Handwerksmann erzählt von einer wunderbaren Führung des Herrn, durch welche ein Mitarbeiter ohne alles Drängen ihn in seiner Jugend aufs Gute gewiesen habe. Er hatte manchmal sich vor den andern geschämt, aber jedesmal war ihm sein treuer Hirte nachgegangen. So wurde er von dem älteren Freunde eines Tags im Ringen und Flehen überrascht, und als er einige Schäflein in der Nähe sah, deutete er auf sie und sprach: „Ein Hirt verläßt sein Schäflein nicht, dem's in der Irr an Hilf gebricht!" Unter Thränen bekannte er: „Ja, mir gebrichts an Hilfe!"

Diese fand er bei jenem, der ihn mit allem Nachdruck auf die freie Gnade Gottes hinwies, und auch sein Ziel erreichte. Er fand Vergebung. Nun kamen selige Stunden. „Da ward es an mir wahr, sagt er:

> Sie wandeln auf Erden und leben im Himmel,
> sie bleiben unmächtig und schützen die Welt;
> Sie schmecken den Frieden bei allem Getümmel!"

Ja, auch unter der Gesellschaft der armen Welt hatte er ein recht seliges Leben und fand reichen Ersatz an den Kindern seines Gottes. (Basler Sammlungen. 1785.)

Eine treffliche Parallele, von den einzelnen Seelen auf die ganze Gemeinde als Braut Christi angewendet, ist das herrliche Lied des begabten Ernst Gottlieb Woltersdorf, dessen Anfang lautet:

> Wer ist der Braut des Lammes gleich?
> wer ist so arm und wer so reich?
> Wer ist so häßlich und so schön?
> wem's kann so wohl und übel gehn?
> Lamm Gottes, du und deine selge Schar
> sind Menschen und auch Engeln wunderbar.

Unser Lied von der Herrlichkeit und Würde wahrer Christen, eine Zeit lang geschmäht und auf die Seite geschoben, ist von Dr. Schleiermacher in Berlin, dessen Lieblingslied es war, wieder zu Ehren gebracht worden. Durch ihn kam es in das Berliner Gesangbuch von 1829.

Im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 ist eine Hallesche Weise: b c d d g fis fis g c d c b a g. Eine andere: g c d e h g c f g f e c findet sich in dem Störl=Stötzelschen Württembergischen Choralbuch 1744.

98. Mein Salomo, dein freundliches Regieren.

Gedichtet von Dr. Christian Friedrich Richter (1676—1711), dem frommen Arzt am Halleschen Waisenhaus, der sein Leben lang mit allem Ernste dem Frieden nachgejagt und noch in seiner Todesstunde ein freudiges Zeugniß von dem Frieden Gottes in der glaubigen Seele abgelegt hat. Das Lied erschien im Freylinghausenschen Gesangbuch 1714 und steht in seiner Schrift: „Vom Ursprung und Adel der Seele 1718" mit der Überschrift: „Über die Worte: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns."

Der Stolbergische Hofprediger zu Wernigerode, Samuel Lau, ein Freund Lehrs und Allendorfs, schrieb 1737 eine erbauliche Betrachtung über dieses Lied unter dem Titel: „Seligkeit der Glaubigen in der Gemeinschaft Jesu Christi." — Es war das Lieblingslied der ersten Frau von Albert Knapp, Christiane Caroline Augustine, geb. v. Beulwitz, nach dem sie vornemlich auf ihrem Sterbebette 1825 noch mit besonderer Innigkeit verlangte. Als Knapp ihr das Lied noch vorlas, genoß sie dabei so großen Segen, daß sie ihn bald darnach mit einer ihm unvergeßlichen Hoheit ansehen und sprechen

konnte: „Ich bin eine arme Sünderin, die eigentlich nur in die Hölle gehört, aber ich bin erkauft durch Jesu Blut und vertraue ganz allein auf dieses. Ich weiß auch durch seine Gnade, daß ich ein Kind Gottes bin — und nun, nun darf ich zum Heiland!" „Während sie dies sprach, schreibt Knapp, gedachte ich an die Worte der Schrift: ‚Sie sahen sein Angesicht, als eines Engels Angesicht.' Da war kein Schatten von Todesfurcht, kein heimlicher Bann, sondern der heilige Ausdruck einer gerechtfertigten Seele, die in sich das Siegel der Gewißheit trägt: ‚Daß ich hingehe zu dem Gott, der meine Freude und Wonne ist.'"

Zu V. 2 erzählt in ähnlicher Weise der Kaufmann Kricheldorf in Magdeburg von dem Heimgang seiner Gattin Marie Henriette, geb. Oppe, die plötzlich an einer Brechkolik starb, während er auf der Messe abwesend war. Sie befahl ihrer Schwester ihre Kinder, an denen sie stets mit großer Liebe hieng, noch an, indem sie ihr dabei zurief: „Ich hinterlasse dir den Vers:

Gewiß, mein Freund gibt solche edle Gaben,
die alle Welt mir nicht verschaffen kann.
Schau an die Welt, schau ihren Reichthum an,
er kann ja nicht die müde Seele laben.
Mein Jesus kann's, er thuts im Überfluß,
wenn alle Welt zurücke stehen muß."

Dann fügte sie noch bei: „Nichts kann mich laben und trösten, wenn man mir auch Säcke mit Gold und Silber brächte, aber mein Jesus kann es und thut es auch. Wie bin ich doch so herzlich froh, daß mein Schatz ist das A und O, der Anfang und das Ende!" (Basler Sammlungen. 1817.)

Zu V. 9. Vor mehreren Jahren kam ein christlicher Reisender in eine Stadt, wo er keine bekannte Seele hatte; hätte sich aber zu gerne mit einem Freunde über seine Herzensgedanken und Sorgen besprochen. Indem er sich also besann, hörte er vor der Thür des Gasthofs eine Magd singen:

Es müsse doch mein Herz nur Christum schauen,
besuche mich, mein Aufgang aus der Höh,
Daß ich das Licht in deinem Lichte seh
und könne schlechterdings der Gnade trauen.
Kein Fehler sei so groß und schwer in mir,
der mich von solchem Blick der Liebe führ.

Er wurde durch diesen Gesang so gestärkt und ermuntert, daß er sogleich in sein Zimmer zurück gieng und dem Herrn für diese reiche Erbauung demüthig dankte. (Basler Sammlungen. 1790.)

Die Melodie: c c b a a c d c c d f f b c a ist ursprünglich auf Freylinghausens Weihnachtslied: „So ist denn nun die Hütte aufgebauet" gefertigt, in dessen Gesangbuch 1714 niedergelegt und ihrer Anmuth und Sangbarkeit wegen bis heute noch beliebt. Eine andere: g a h c d e g a h c c h c stammt von dem Stuttgarter Stiftsorganisten J. G. Christian Störl und erscheint zum erstenmal im Württembergischen Choralbuch 1744.

99. Jesus nimmt die Sünder an.

Von Erdmann Neumeister (1671—1756), Pastor zu St. Jakob in Hamburg, 1718 als Schlußlied zu einer Predigt über das Evangelium vom 3. Trinitatissonntag Luc. 15, 1—7 gedichtet und mitgetheilt in seinem „Evangelischen Nachklang, neue geistreiche Gesänge über die ordentlichen Sonn- und Festtagsevangelia aufs ganze Jahr. Hamburg 1719."

Ein echtes geistliches Volkslied. — Es ruht auf dem aus Pharisäermunde aufgenommenen und in eine Christenlosung umgebildeten Wort: Jesus nimmt die Sünder an! wobei das Gleichniß vom verlorenen Schaf, das Wort: „Kommt her zu mir alle!" und die Verheißung: „Ob eure Sünden gleich blutroth wären!" Jesajah 1, 18 mit anklingen.

Tausende von angefochtenen Seelen haben sich an dem Liede erquickt, nicht nur im deutschen Vaterlande, sondern auch auf dem Missionsgebiete. — Unter den Namaqua's in Südafrika war der Kirche eine Glocke geschenkt worden. Groß war die Freude und ein Eingeborner, Jan Willem, äußerte in der öffentlichen Versammlung: „Wenn ich in den Bergen bin und den Schall der Glocke höre, so betrachte ich denselben als die Stimme Gottes, die mich zu seinem Dienste ruft. Es ist ein entzückender Klang, und ich hoffe, daß ich nicht den Tag erlebe, an welchem er verstummt." Am Sonntag vor Weihnachten 1754 äußerte ein alter christlicher Neger Jakob im Dorfe Worcester im Kaplande, wohin er früher aus seiner Heimat verkauft worden war, auf jede Weise seine Freude über die großen Glocken aus Gußstahl, die zum erstenmale läuteten. Der Missionar rief ihm zu: „Jakob, hast du die Glocke so lieb?" Da entgegnete der Alte mit Thränen: „Ja, mein Herr, ich habe die Glocke lieb. Ich habe schon die großen Glocken gesehen und gehört im Portugiesenlande, in Mozambique, als ich ein kleiner Junge war. Die läuteten nur in meine Ohren; aber diese da rufen in mein Herz." Was rufen sie denn in dein Herz, Jakob? fragte der Missionar. „Jesus nimmt die Sünder an!" antwortete der Neger. Da wandte sich der Missionar, denn vor Freude giengen ihm die Augen über. (Fritz Schwerin, Geschichten.)

Ein Jüngling, welchem seine Sünden wie treulose Freunde entgegentraten, hatte in der Verzweiflung einen Versuch gemacht, sich selbst zu entleiben, und auf dem Todtenbett alle Tröstungen aus Gottes gnadenreichem Wort fort und fort von der Hand gewiesen, weil er eben doch verloren sei. Da kam ein christlich gesinnter Jugendgenosse zu ihm und las ihm dieses Lied, das er mit herzlichem Gebet und Zuspruch begleitete. Mächtig ergriff der Gnadenton seine Seele und er kam zum Glauben, also daß er des andern Morgens seinen Freund zu sich rufen ließ, um ihm zu sagen: „In dieser Nacht hat der barmherzige Heiland sich mir als meinen Versöhner geoffenbaret und mir alle meine Missethat vergeben. Ich fühle mich jetzt unbeschreiblich glücklich; alle Schreckbilder, die mir vor der Seele standen, sind verschwunden." Wenige

Tage nachher gieng er selig aus der Zeit in die Ewigkeit. Er hatte noch seine Nachbarn und alle, an denen er sich versündigt hatte, vor seinem Ende zu sich gerufen, um ihnen abzubitten und auch sie zur ungesäumten Bekehrung zu ermahnen. (Basler Sammlungen.)

Auf der Allianzversammlung zu Amsterdam 1867 erzählte Missionar Durand vom Kap der guten Hoffnung Folgendes. Vor einigen Jahren war in der Nähe meiner Station eine große Überschwemmung. In Einer Nacht wurde das Thal zum Meere. Als endlich das Tageslicht durchbrach, sah ich auf einer kleinen Anhöhe eine Anzahl Menschen, die kein Fahrzeug hatten, sich zu retten. Das Wasser stieg immer höher und wir mußten zusehen, wie einer um den andern von den Fluten weggeschwemmt wurde. Wir hatten unser Möglichstes gethan, einen Nachen oder Floß zu finden; als wir damit zu Stande waren, gelang es uns nur noch, drei Menschen zu retten. Diese erzählten uns aber, welchen Trost ihnen der Herr bereitet hatte. Als das Wasser immer höher stieg, begann ein altes Kaffernweib aus unsrer Gemeinde, den sichern Tod vor Augen, das Lied anzustimmen:

Jezus neemt de zondaars aan!
roept dit troostwoord toe aan allen,
Die van's levens regte baan
op den dwaalweg zijn vervallen;
  Hij leert hen het heilspoor gaan:
Jezus neemt de zondaars an.

Sie fuhr fort zu singen, bis sie die Jammerrufe der übrigen überstimmte; und mit besonderem Nachdruck sang sie die Worte:

Komt gji allen, komt tot Hem,
zondaars, komt, wat zou u hindren?

So predigte sie in ihrer Weise das Evangelium in der Todesstunde. Beinahe ihre letzten Worte waren:

Mij ook heeft Hij aangenomen,
Mij den hemel opgedaan.

So sank sie dann in die Tiefe. (Greiner, Schulliederschatz. S. 691 f.) — Wahrlich eine köstliche Bewährung! Nicht minder ergreifend lautet die folgende aus dem Rheinischen Judenmissionsblatt.

Im Sommer 1869 behandelte ein alter jüdischer Arzt zu Kischinew in Südrußland eine arme evangelische Witwe. Die Sanftmuth und Geduld, mit welcher sie ihr schweres Leiden trug, machte einen tiefen Eindruck auf den Mann; um ihren Seelenfrieden mußte er sie geradezu beneiden. Da bat sie ihn eines Tags dringend, ihr zu sagen, was er von ihrem Zustand halte; und nun verhehlte er nicht, daß ihre Stunden auf Erden gezählt seien. Sie aber wurde ganz freudig; ihr Angesicht verklärte sich bei dem Gedanken an die Nähe des Todes. So etwas hatte er noch nie gesehen; es war eine Lust als wenn's zur Hochzeit gienge. „Herr Doktor, sagte die scheidende Frau, ich möchte Ihnen gern noch eins sagen, ehe ich sterbe. Sie sind ein Jude und kennen den Heiland nicht. Ohne Ihn werden

Sie nicht selig. O suchen Sie Jesum, den Heiland der Sünder!" Dabei überreichte sie ihm die Bibel und fügte hinzu: „Lieber Herr Doktor, meine Bibel ist das Einzige, was ich Ihnen zum Danke geben kann. O nehmen Sie dieselbe an und lesen Sie in ihr mit Gebet, so werden Sie darin Jesum als ihren Heiland finden und selig werden!" Der Doktor nahm das alte Buch aus den zitternden Händen und eilte mit bewegtem Herzen nach Hause. Am andern Morgen, als er an dem Häuschen vorübergieng, zog es ihn unwillkürlich hinein. Aber schon auf der Schwelle blieb er stehen. Aus dem Krankenzimmer erscholl wunderbar lieblich wie Engelsgesang eine Kinderstimme. Es war die kleine Emilie, welche auf den Wunsch der sterbenden Pflegemutter sang:

Ich Betrübter komme hier
und bekenne meine Sünden;
Laß, mein Heiland, mich bei dir
Gnade und Vergebung finden,
Daß dies Wort mich trösten kann:
Jesus nimmt die Sünder an!

Diese Worte aus Kindesmund drangen dem jüdischen Arzte tief in's Herz. Es fiel ihm von seinen Augen wie Schuppen. Er hatte bis dahin eine Hochachtung vor der idealen Hoheit Jesu bezeugt, aber an seine Erlösung nicht glauben wollen. Jetzt stand's ihm klar vor der Seele: „Du bist ein armer Sünder, ein alter betrogener Mann; nur der Sünderheiland kann dein Herz heilen!" — Zwei Monate hernach wurde er krank und begehrte den evangelischen Geistlichen an sein Bett. Pastor Gurland, den er herbeirufen ließ, selbst aus dem Judenthum bekehrt, war hocherstaunt über diese Wendung der Dinge. Da erzählte ihm der alte Mann die Erfahrung mit dem sterbenden Weibe, und verlangte sehnlich nach der heiligen Taufe. Er hieß sie eine Nothtaufe, denn als Pastor Gurland sie ihm gewährte, wurde das Lied gesungen: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir!" Am folgenden Tage schlief er sanft und ruhig ein und sein letztes Gebet war:

Jesus nimmt die Sünder an!
Er hat mich auch angenommen
Und den Himmel aufgethan,
daß ich selig zu ihm kommen
Und auf den Trost sterben kann:
Jesus nimmt die Sünder an!

Die Macht des Liedes ist auch aus einzelnen Nachklängen ersichtlich, welche sich ihm angeschlossen haben, so von Rambach: „Jesus nimmt die Sünder an: Komm, herbei, du blöde Seele!" und von Dr. Gottfried Hoffmann in Tübingen: „Jesus nimmt die Sünder an: drum so will ich nicht verzagen."

Melodie: Jesus, meine Zuversicht.

100. Ich habe nun den Grund gefunden.

Von Johann Andreas Rothe (1688—1758), als er noch Pfarrer in Berthelsdorf war, gedichtet auf den 26. Mai 1728 auf den Ge-

burtstag des Grafen Zinzendorf, seines Patronatsherrn. Dieser hatte ihm sechs Jahre zuvor auf seinen Geburtstag, den 12. Mai 1722, das Lied gedichtet, dessen erster Vers lautet:

Christum über alles lieben,
übertrifft die Wissenschaft;
Wenn sie noch so hoch getrieben,
ist sie dennoch ohne Kraft,
Wo nicht Jesu Christi Geist
sich in ihr zugleich erweist.
Jesum recht im Glauben küssen,
ist das allerhöchste Wissen.

Nun erwiderte ihm Rothe diesen Gruß vom Preise der Liebe zu Gott mit einem Gegengruß über die Erbarmung von Gott, oder, wie die Überschrift lautet: „Über den Trost der Begnadigung." Es erschien im Berthelsdorfer Gesangbuch 1731, hernach in den Cöthnischen Liedern 1736 und seit 1742 auch in den lutherischen Gesangbüchern. — Es ist ein unvergleichliches Kraftlied, in welchem der Sinn der lutherischen Kirche und die reinere Glaubensfassung der Brüdergemeine sich herzlich vermählen. Deßhalb hat auch die letztere ihres ersten lutherischen Pfarrers nie ganz vergessen können, und ließ im Jahr 1836 seinen Leichenstein wieder erneuern, welcher mit einem Anker geschmückt ist, unter dem die Worte stehen:

Ich habe nun den Grund gefunden,
der meinen Anker ewig hält.

Das Lied wurde bald in die englische und dänische Sprache übersetzt. In letzterer bildete es am 31. März 1756 den Schluß der denkwürdigen Confirmationsfeier des nachmaligen Königs Christian VII. von Dänemark. Derselbe hatte dabei zwei Stunden lang in dem mit ihm von Bischof Harboe von Seeland angestellten Examen über alle Lehren des Glaubens mit klarem Geist und freudigem Munde Rechenschaft gegeben und kräftig vor der Gemeinde bekannt, daß das seine wahre Herzensmeinung sei. Die Rührung war allgemein, wie über den Freimuth des Bischofs, der examinirte und confirmirte, so über die Glaubensworte des Kronprinzen; und darum konnte kein treffenderer Schluß gemacht werden, als mit dem Verse: „Ich habe nun den Grund gefunden." (Burk, Pastoraltheologie. 2.)

Ein Prediger im Fürstenthum Lippe erzählt in seinen Amtserfahrungen am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem sechzehnjährigen Mädchen, das stets einen christlichen, himmlischen Sinn gezeigt, wie dasselbe ihm erzählte, es habe ihr kürzlich geträumt, er komme zu ihr, schlage ihr das Lied auf: „Ich habe nun den Grund gefunden" und bedeute ihr, es auswendig zu lernen und oft zu singen; das werde ihr in vielen künftigen Stunden großen Trost geben. Nach dem Erwachen habe sie den Traum ganz vergessen; die Nacht darauf sei er ihr wieder im Traum erschienen und habe ihr dasselbe noch ernsthafter gesagt, als zuvor. Da sei sie gleich aufgestanden, zu thun, wie er gesagt, und nun singe sie dieses Lied alle Tage zu ihrer großen Erquickung und Stärkung. Der Prediger setzt hinzu, er habe dieses Lied selbst zuvor nicht gekannt, und es weder im Gottesdienst noch in der Kinderlehre je singen lassen; erkenne aber nun darin eine besondere Weisung Gottes. (Christenbote.)

Zeigen diese beiden Beispiele, wie angemessen das Lied für jugendliche Gemüther zur Befestigung ist, so mag folgende Erzählung uns tiefer in den Sinn des Lieds einführen.

Ein Sohn des treuen Pfarrers Machtholf in Möttlingen bei Calw (vgl. Ledderhose, Machtholf. 1862.), der als Doktor in Eßlingen sich niedergelassen hatte, starb im Jahr 1793 als 27jähriger Mann. — Der Vater eilte an sein Krankenlager. Der Sohn sagte: Lieber Vater, ich sterbe so gern! „Mein lieber Sohn, erwiderte dieser, ists nicht Kreuzesflüchtigkeit und willst du nicht dem gegenwärtigen Leiden entfliehen?" Nein, sagte der Kranke, ach, ich wäre so gern in den Himmel! „Was hast du denn für eine Gewißheit, daß du selig werdest?" Zufriedenheit und gutes Gewissen. „Sitzest du nicht auf eigener Gerechtigkeit?" Nein, ich bin ein so großer Sünder, daß ich keine eigene Gerechtigkeit haben kann. „So wirst du denn, fuhr der Vater fort, dein gutes Gewissen nirgends anders woher haben, als von der heiligen Taufe, welche bei Petro der Bund eines guten Gewissens mit Gott genannt wird, weil du um der Taufgnade willen eine Ansprache an Gott in gutem Gewissen hast, wenn du die Ansprache daran erhebst?" Da bezeugte er: Diese Ansprache erhebe ich, kann aber keine Versicherung durch ein Bild aufweisen. Dabei beruhigte sich der Vater. — Und als des andern Tags sein Beichtvater Köstlin vom Kranken hörte, daß er je bälder je lieber von hinnen gehe, und bemerkte, es scheine ihm, er eile schnell der Heimat zu, bejahte es der Kranke und berief sich auf den Vers:

Ich habe nun den Grund gefunden,
der meinen Anker ewig hält,
Wo anders, als in Jesu Wunden?
da lag er vor der Zeit der Welt.
Der Grund, der unbeweglich steht,
wenn Erd und Himmel untergeht!

Die Wirksamkeit des Lieds tritt in folgenden zwei Zügen hervor.

Zur Zeit eines Manövers tritt ein Soldat in einem Dorf in ein Quartier ein, wo der Hausvater zuvor den Herrn um einen christlichen Soldaten gebetet hat, welcher kein Flucher wäre. Das Beten bei Tisch erscheint dem Soldaten verwunderlich, und als er etwas zu lesen verlangt und man ihm Arndts „Wahres Christenthum" reicht, wundert er sich noch mehr. Doch der Geist des Hauses zieht den Mann an; und als Abendessen und Abendsegen kommt, ist er viel williger zum Gebet mit gefalteten Händen, denn zuvor. Am andern Tage beim Abzug bittet er sich sogar aus, nach dem Manöver noch ein paar Tage kommen zu dürfen. Da er die Erlaubniß erhalten, nimmt er wieder den Arndt vor und sagt einmal: Wenn das alles so ist, wer kann da selig werden? Und gegen Abend schaut er durchs Fenster und ruft unter Thränen: Gott sei mir Sünder gnädig! Nach einer unruhigen Nacht wird er am Morgen getrost und kann Vergebung seiner Sünden glauben. Jetzt verkündigt ers seiner Hausfrau und sie ermuntert ihn, wenn er nun zur Kirche gehe, in Andacht das Lied zu lesen: „Ich habe

nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält!" Und siehe, wie sie in die Kirche treten, schallt ihnen dasselbe Lied entgegen. Das überwältigte sein Herz, und da auch die Predigt wie für ihn allein gefaßt war, ists bei ihm lauter Leben geworden. Der Winter war vergangen und der Frühling der Gnade eingetreten. (Christenbote. 1862.)

Es war im Hochsommer 1866. Da lag nach der verhängnißvollen Schlacht in einem Lazaret zu Königgrätz ein Pommer, durch die Brust geschossen, zum Tode wund. Die Augenblicke seines Lebens waren gezählt. An seinem Bette standen zwei katholische Priester, ein älterer und ein jüngerer, um dem Sterbenden noch einen letzten Trost zu bieten. Der Pommer aber erklärte ihnen mit seiner letzten Kraft, daß er bereits den rechten Trost in seiner Seele trage. Er sei ein evangelischer Christ, der im Glauben an seinen Heiland und Erlöser Friede gefunden habe, und darum sei ihm auch vor dem Sterben nicht bange. Er wisse gottlob den Weg zum ewigen Leben. Aber eine Bitte habe er noch, — sagte er, indem er sein Soldatengesangbuch nahm und dem jüngeren darbot, — die bitte er ihm zu erfüllen. Es werde sich in dem Büchlein ein Lied finden: „Ich habe nun den Grund gefunden"; das möchten sie ihm lesen. Der Priester las das machtvolle Lied tief ergriffen; hier ist ja der einzige Trost im Leben und Sterben unvergleichlich schön dargelegt. Der Soldat nahm das Buch zurück, legte es unter seinen Kopf, und nicht lange darnach war seine Seele heimgegangen. — Vier Jahre später, im Jahr 1870, klopft es eines Abends an der Thür des Generalsuperintendenten von Schlesien, und herein tritt ein Wandersmann, welcher dem ehrwürdigen Manne obige Geschichte erzählt. Es ist der Priester vom Lazaret zu Königgrätz. Er hatte das Buch nachher wieder zu sich genommen und das Lied nochmals überlesen, sowie die andern. Dadurch sah er sich in eine neue Geisteswelt versetzt. Obwohl er an manchen Betten schon gestanden war, hatte er doch nirgends eine Lust zum Scheiden, eine Sterbensfreudigkeit gefunden. Hier aber, an diesem evangelischen Sterbebette, gieng ihm ein ganz neues Licht des Glaubens auf. Der Glaube dieses Soldaten bestand im Tode seine Probe. Und hier in diesem Büchlein wehte ihm derselbe Glaubensgeist entgegen. Diesen Glauben nimmt er auf, unter großen Kämpfen mit sich und mit seiner Umgebung, bis er nicht mehr geduldet wird und sich auf der Flucht nach Schlesien rettet. Der Weg war der rechte. Er bekam durch den Generalsuperintendenten Rath und Bahn, sich in der Erkenntniß der evangelischen Wahrheit fortzubilden, und ist so zu einem treuen Bekenner des Grundes geworden, „der unsern Anker ewig hält."

Unter den einzelnen Versen tritt besonders 4 und 10 hervor. Als die Mörderin Bremmel, von welcher Johann Jakob Moser erzählt, zum Halsgericht geführt werden sollte, überwallte ihr Herz, das in Christo Frieden gefunden hatte, nochmals ein Zweifel. „Ach, mir fällt ein, ich habe es so muthwillig gethan; haben denn solche muthwillige Sünder auch wohl Vergebung?" Man tröstete sie und erinnerte sie, daß sie im Gefängniß den Heiland darüber gelobt

habe, daß er auch muthwillige Sünder angenommen. Darauf faßte sie sich lächelnd: „Nun ist es auch wahr,

Da findet kein Verdammen statt,
Weil Christi Blut beständig schreit:
Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“

Mit brünstigem Gebet nahte sie dem Stuhl, als „ein Meisterstück von Sünderin“ um die Schächersgnade bittend, und ihre letzte Worte vor dem Todesstreich waren: „O Herr Jesu, Gnade, Gnade, Gnade!“ — Ähnlich gieng es bei der Giftmischerin Ruthardt in Stuttgart. Ehe sie am 27. Juni 1845 hingerichtet wurde, faßte die lange verschlossene, dann aber auch tief zerknirschte Sünderin ihre Hoffnung auf Vergebung in die Worte des ersten und vierten Verses.

Den zehnten Vers rief der selige Ludwig Hofacker 1826 am Schlusse seines Lebenslaufes, den er bei seiner Investitur in Rielingshausen bei Marbach a. N. vorlas, seiner Gemeinde entgegen. Er bezeugte nemlich: „Das weiß ich gewiß, daß ich schon längst in der Hölle wäre, wenn ich keinen barmherzigen Hohenpriester hätte, und das habe ich auch erfahren, daß ich ohne Ihn nichts als sündigen kann; aber ich weiß auch gewiß, daß Jesus mein Jesus ist. Und wenn mir in der Hitze der Anfechtung dieser Trost zuweilen entfallen will, so klammere ich mich doch an Ihn an; denn er ist mein einziger Anker in dem Schiffbruch meines eigenen Verdienstes, den ich täglich erleide. ‚Der Grund, auf dem ich gründe, ist Christus und sein Blut.‘ Diesen Grund verkündige ich auch und will ihn verkündigen.

Bei diesem Grunde will ich bleiben,
so lange mich die Erde trägt;
Das will ich denken, thun und treiben,
so lange sich ein Glied bewegt;
So sing ich einst auch nach der Zeit:
o Abgrund der Barmherzigkeit!

Ich flehe zum Herrn, daß Er möchte meine ganze Gemeinde diesen Grund finden lassen. Amen.“

Melodie: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Lied und Weise wurde (vgl. Heinrich, Liedersegen. 1864.) im Munde von Karl Reinthaler, Rektor des Martinsstifts in Erfurt, besonders lebendig. In nichts lebte derselbe so kräftig auf, als in der Erinnerung an unsern seligen Luther und in der Pflege der Musik und des Gesangs. Voll Freude des Glaubens an den Herrn und voll von Liebe zu seiner Heimat hat er manches Lied in Musik gesetzt und manchen volltönenden Gesang angestimmt. Als es nun mit ihm zum Sterben gieng, standen ihm tröstend seine Freunde zur Seite. So wars zwei Tage vor seinem Ende. Direktor Rothmaler, der lange und innig mit ihm gebetet und sich an dem getrosten Glauben des Sterbenden wahrhaftig erbaut hatte, war eben hinausgegangen. Da kam Consistorialrath Bieck, um den alten Freund zu stärken. Er hielt ihm den Vers zur Erquickung dar:

„Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält!“ Solch ein Ton ließ den Vater Reinthaler nicht ruhen, es zuckte ihm durch alle Glieder, er hob noch einmal an, die Melodie anzustimmen, und das ganze Lied wurde gesungen. Wie ihm das wohl that! Am 1. August 1863 entschlief er, und der Prediger am Grabe durfte mit Recht sagen:

Wer so stirbt, der stirbt wohl.

101. Mein Heiland nimmt die Sünder an.

Gedichtet von Leopold Franz Friedrich Lehr (1709—44), als er Hofmeister des Fürsten von Anhalt-Cöthen war. Es erschien 1733 in den von Allendorf und ihm herausgegebenen Cöthnischen Liedern, als ein voller Nachklang des Neumeisterschen Liedes: „Jesus nimmt die Sünder an.“ Sieht man auch in diesen beiden Liedern den Unterschied der kirchlichen Klarheit über die Vergebungsgnade und des dem Pietismus eigenen Ringens um das glaubige Erfassen derselben, so ergänzen sich doch beide in gar schöner Weise.

Wenige Jahre zuvor war er am Sterbebett seines Vaters durch des Herrn Gnade vom eitlen Weltsinn zur Liebe Jesu Christi bekehrt worden, wobei er oft und viel auf den Knieen um die Gnade Gottes rang und Tag und Nacht „nach ihr thränete“. Sein Freund Allendorf sagt von ihm: „Zu dem herrlichen Aufschluß der theuren Versöhnungsgnade, die er so kräftig bezeugte, ist er nicht anders, als durch manche innere Noth bereitet worden. Er klagte mir, wie heftig er von den feurigen Pfeilen des Bösewichts fast Tag und Nacht, auch sogar beim Gebete und bei der Handlung des Worts Gottes gequält werde; sein Gemüth wurde durch tausend betrübte Vorstellungen und jämmerliche Bilder herumgetrieben. Er mußte daher oft laut beten und schreien, damit er nicht übertäubt würde. Diese Stunden der Beugung machten ihn recht arm, daß Jesu reiche Gnade desto mächtiger werden konnte. Seine sonst so liebliche Gestalt wurde in dieser finstern Zeit ganz kläglich und jämmerlich, und seine Seele war in diesem Zustande einem dürren und nach Regen lechzenden Erdreiche gleich, aber auch bald darauf einem herrlichen, gewässerten Garten. Der Trost, den ihm die Liebe des Herrn darauf schenkte, ist nicht auszusprechen. Die Versöhnungsgnade, die Liebe Gottes und Jesu Christi war sodann wie ausgegossen in sein Herz.“

Das Lied bewährte seine Kraft zunächst an dem Dichter selber. Es gieng mit seiner Wallfahrt durch die Zeit im Fluge. Als nun der vierunddreißigjährige Diakonus zu Cöthen auf dem Sterbebette lag und fühlte, daß an ihm sein Lied wahr werde: „Ich eile meiner Heimat zu!“ trübte ihm unter anderem der Gedanke an seine Predigersünden die Freudigkeit des Glaubens; allein er ließ im Ringen nicht nach, bis er sagen konnte: „Gottlob, auch mich nimmt Jesus an.“ Mit seliger Freude gieng er seinem Ende zu: „ich weiß, was es für eine Seligkeit ist, wenn man Jesum fassen und damit in die Ewigkeit gehen kann.“ „Der Gedanke: ‚Mein Heiland nimmt die

Sünder an', über den er sein schönstes Lied gesungen, gab ihm solchen seligen Jubel und innige Ergetzung, daß er im Entschlummern rief: ,Mein Lamm, mein Lamm!'" (4, 446 ff.)

Ernst Gottlieb Woltersdorf, welcher von dem seligen Lehr zum Glauben erweckt worden war, sagt von ihm:

> Nachtigallen singen herrlich: Lehr war Gottes Nachtigall;
> zeigtens doch schon seine Reden und noch mehr der Lieder Schall.
> Dieses bat ich Jesum auch: laß mein Dichten wohl gelingen;
> lehr mich so, wie Lehr und Lau, segensreiche Lieder singen!

Demgemäß hat er ein Echo von unsrem Lied in 68 Versen gegeben, deren erster also lautet:

> Ja, Jesus nimmt die Sünder an!
> so ists, so wirds auch Wahrheit bleiben.
> Was uns die Bibel sagen kann,
> was alle Boten Gottes schreiben,
> Was Adam anfangs schon gehört,
> was Moses drauf in Bildern lehrt,
> was die Propheten Gottes preisen,
> was uns Johannis Finger weisen,
> geht alles einzig da hinan:
> Ja, Jesus nimmt die Sünder an!

Er sagt: „Dies Stück ist ein Echo oder Widerschall von der Stimme des seligen Lehr, der das gesegnete Lied gemachet: ,Mein Heiland nimmt die Sünder an.'"

Bald gab es ein Büchlein, in welchem die beiden Lieder abgedruckt waren. Von diesem steckte einmal im Sommer des Jahrs 1796 ein lediger Bruder aus der Herrnhutischen Gemeinde zu Gnadau, als er nach Hessen reiste, mehrere Exemplare zu sich, um sie da und dort zum Trost bekümmerter Seelen, wenn er dergleichen anträfe, vertheilen zu können. Er stiftete damit reichen Segen, namentlich bei einer alten Bauersfrau, die er auf einem einsamen Hofe traf und die ihm klagte, sie möchte gerne selig werden, sie habe aber so viele Sünden begangen, daß sie glaube, Gott könne ihr dieselben nicht vergeben. Als er ihr nun die Gnade des Herrn pries und eins jener Trostbüchlein reichte, las sie mit großer Begierde: „Mein Heiland nimmt die Sünder an", und rief dann mit einemmale, süßen Trostes voll: „Ach Gott! auch mich?" (Basler Sammlungen. 1797.)

Wenige Jahre darauf, im Jahr 1801, sollte Johann Gottfried Grimm, gebürtig aus Anhalt-Cöthen, welcher 1798 einen großen Theil der Stadt Basel in Asche gelegt hatte, hingerichtet werden. Seinem Beichtvater, der ihn hiezu vorbereitete, gelang es, ihn gründlich zu bekehren, indem er ihm dieses Lied vorlas und ans Herz legte. Vor seinem Gang zur Richtstätte erklärte er: „Wenn Gott mir Kräfte verleiht, so will ich noch vor meinem Rabenstein bezeugen: ,Ja, Jesus nimmt die Sünder an, auch die, so durch Galgen und Rad sterben!' und will jedes Mutterkind warnen, daß es sich vor dem Jammer, den die Sünde bringt, hüte und an meinem Exempel spiegle." So that er auch, und als er auf das

Schaffot stieg, zog er sein Lieblingsbüchlein hervor, das dieses Lied enthielt, und übergab es dem Prediger mit der Bitte, es dem Gefangenwärter zum Gebrauch bei künftigen armen Sündern zu übergeben. (Basler Sammlungen. 1801.)

Weithin verbreitete sich das segensreiche Lied. Man hat Nachrichten aus Ostindien und Amerika, Dänemark und Litthauen, sowie aus andern Orten, daß es zehn Jahre nach seinem Erscheinen schon in verschiedene fremde Sprachen, auch in die Tamulische, übersetzt worden ist, so daß ein Freund davon schreiben konnte:

Das ungemeine Lied: „Mein Heiland nimmt die Sünder!"
singt man in Ost und West den armen Kindern für,
und also wissen es auch überall die Kinder.

Der edle Freiherr von Pfeil, selbst reichgesegnet mit Liedern, schrieb über seinen Lebenslauf, den er zu Deufstetten bei Crailsheim am 21. Mai 1769 verfaßte:

Das Merkenswürdigste von meinem Lebenslauf —
wer's lieset oder hört, der merke ja darauf —
Ist, daß mein letzter Hauch noch zeugen soll und kann:
mich großen Sünder, mich, auch mich nimmt Jesus an!

Unter den Verwundeten und Gefangenen im großen deutschen Krieg 1870 befand sich zu Neu-Torney bei Stettin ein Elsäßer. Als dieser vom Typhus genesen war und man ihm ein Neues Testament schenken wollte, erklärte er, er bedürfe das nicht; unter seinem Kopfkissen liege eins. Aber ein Buch möchte er haben, darin das Lied stünde: „Mein Heiland nimmt die Sünder an!" Er bekam ein Gesangbuch und hatte große Freude darüber.

Der sechste Vers: „Wie freundlich blickt er Petrum an" war im Jahr 1826 das letzte Wort des auf dem Todtenbette noch zur Erkenntniß seiner Sünden gelangten Schulmeisters zu Erfde in Schleswig, wobei er die Worte kaum noch heraushauchen konnte. So erzählt dessen Pastor Tromsen, der nicht genug beschreiben kann, wie rührend dies gewesen, und beifügt: „Ich kann nichts Schöneres begehren an meinem Ende, als einen freundlichen Jesusblick, der mir andeutet: Ich will dich großen Sünder annehmen. Durch einen solchen Blick wird auch mein Sterbensblick freundlich werden und mein Auge wird unter Freudenthränen brechen." (Basler Sammlungen. 1829.)

Ein Soldat, welcher tief in Sünden und Unglauben versunken war und auf die frechste Weise Gottes Wort verspottete und die Kirche verachtete, mußte einst bei einer Kirchenparade einer Antrittspredigt anwohnen, welche der neue Garnisonsprediger, ein treuer Diener Jesu Christi, hielt. Nicht lange war er dem Vortrage gefolgt, als sein Gewissen sich mächtig zu regen anfieng und er trotz allem Widerstreben der Thränen sich nicht zu erwehren vermochte. Als nun zum Schluß der siebente Vers: „So komme denn, wer Sünder heißt" gesungen wurde, fieng er laut an zu weinen. Den lernte er auswendig und kam, wiewohl nicht ohne großen Kampf,

nach einiger Zeit zu festem Glauben an den Heiland der Sünder. (Heinrich, Erzählungen. 1847.)

Ein Landrath in Schlesien am Anfang unsers Jahrhunderts war durch sein siebenjähriges Töchterlein auf dem Krankenlager so lebendig gerührt und zur Buße gezogen worden, daß er auch den geistlichen Beistand seines Dorfpredigers begehrte. Er klagte demselben, daß er nie beten gewollt habe und darum es nun auch nicht vermöge; und bat den Pastor um sein Gebet: „auf Ihr frommes Gebet wird Gott hören!“ Dieser erwiderte: „Gnädiger Herr, ob unsrer Sünden wären noch so viel, bei Gott ist viel mehr Gnade!“ fiel sodann auf die Kniee und betete aus tiefster Noth und Inbrunst, mehreremal von Seufzen und Thränen des Kranken unterbrochen. Darauf zog er sein Gesangbuch aus der Tasche und las langsam und andachtsvoll das Lied: „Mein Heiland nimmt die Sünder an!“ wobei der Kranke in bittere Thränen zerfloß. Am andern Morgen erzählte er dem Prediger: „Diese Nacht ist viel in mir vorgegangen. Ich erkenne meinen Irrweg, ich habe es auch gewagt, mich an den Sünderheiland zu wenden, welchen Ihr Lied so überaus lieblich beschreibt, und es ist mir so geworden, als spräche eine Stimme in meinem Innern: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben!“ — So ist diesem Mann zu Theil geworden, was der Schluß ausspricht:

Gottlob, auch mich nimmt Jesus an!

Für unser Lied gibt es eine Reihe von Melodieen. Die eine: g c a g d d f e stammt von J. G. Hille, welcher um 1739 Cantor in Glaucha war (Wernigerödisches Gesangbuch). Eine zweite: es b c b as g f es findet sich zuerst im Anhang des Störl-Stötzelschen Württemb. Choralbuchs. Eine dritte: b es d es c b as g, von Knecht 1795 erfunden und in das Choralbuch von 1798 aufgenommen, hat sich als die leichtere und melodiereichere Weise fast aller Orten in Württemberg eingebürgert. Eine vierte: a c c c d a g f findet sich unter dem Namen: „Beschränkt, ihr Weisen dieser Welt“ im Choralbuch der Brüdergemeine, ist aber in neuern Choralbüchern diesem Lied zugeeignet; ebenso eine fünfte: c h g c es d c h, welche auch den Namen: „Herr, hör, ach höre mein Gebet“ führt.

102. Es ist etwas, des Heilands sein.

Von Dr. Christian Storr (1712—73), Stiftsprediger in Stuttgart; erschienen in seinem „christlichen Hausbuch“ 1756, wo es einem Arnoldschen Gebet nach dem heiligen Abendmahl angehängt ist und die Überschrift trägt: „Erweckungslied zur seligen Nachfolge Christi“; sodann im Württembergischen Gesangbuch 1842, im Ravensbergischen 1854.

Dem Herzen eines der gesalbtesten Zeugen der württembergischen Kirche entquollen ist es ein Kernlied, das den Frieden der Gemeinschaft mit Christo im Glauben überaus machtvoll hervorhebt, um zu treuem Wandel in seiner Nachfolge zu ermuntern. — Es wird

erzählt, Storr habe einst lange einen Kranken besucht, ohne wirkliche Änderung in seinem Herzen zu verspüren. Bei einem neuen Besuche habe derselbe sich im Bette aufgerichtet und seinem Beichtvater entgegengerufen: „Es ist etwas, des Heilands sein!" Und dadurch sei nun Storr ermuntert worden, über dieses Kraftwort sein Lied zu dichten. (Christenbote. 1873.) — Jedenfalls entspricht diese Erzählung dem Inhalt des Liedes in treffender Weise.

Es war ein ernster Tag, der zweite des Stuttgarter Kirchentags, 23. Sept. 1857, als die beiden Präsidenten Dr. von Bethmann-Hollweg und Dr. Julius Stahl über „evangelische Katholicität" sprachen. Als damals der Gegensatz zwischen Union und lutherischer Kirche zum scharfen Ausdruck kam und die Geister hart auf einander platzten, schloß Dr. Stahl die Verhandlung mit der Aufforderung, einzustimmen in das Lied, welches aus württembergischem Munde die Thatsache und den Segen der Gemeinschaft im Glauben so recht lebendig ausspreche:

Es ist etwas, des Heilands sein:
ich dein, o Jesu, und du mein!
in Wahrheit sagen können;
Ihn seinen Bürgen, Herrn und Ruhm
und sich sein Erb und Eigenthum
ohn allen Zweifel nennen.
  Selig, fröhlich sind die Seelen,
die erwählen, ohn Bedenken
ihrem Jesu sich zu schenken.

Dieser Vorschlag und dieser Gesang war für die Versammelten ein Zeuge für die echt evangelische Gesinnung des Vorsitzenden, der mit der größten Klarheit seinen Standpunkt zu wahren, aber ebenso auch den Frieden der auf Einem Grunde Erbauten zu bewähren suchte.

Der Sinn des zweiten Verses ist bei Storr einmal zu einer entschiedenen That geworden. Er lautet:

Schau an die Welt mit ihrer Lust
und alle, die an ihrer Brust
in heißer Liebe liegen:
Sie essen und sind doch nicht satt,
sie trinken und das Herz bleibt matt,
denn es ist lauter Trügen.
  Träume, Schäume, Stich im Herzen,
Höllenschmerzen, ewges Quälen
ist die Lust betrogner Seelen.

In dieser Überzeugung trat er nemlich als Hofkaplan einem Carneval entgegen, welcher zu Ehren der Vermählung des Herzogs Karl gehalten werden sollte und in dem strengen altprotestantischen Stuttgart noch unerhört war. Er predigte gegen diese Weltlust und viele, welche sich bereits vorgenommen hatten, Maskenkleider machen zu lassen, traten von der Maskerade zurück. Der Herzog aber wurde aufs höchste erbittert und verlangte seine Absetzung vom Geheimen Rath. Dies wurde indessen durch die Festigkeit des Direktor Bilfinger und durch eine von Storr im Einverständniß mit Johann Albrecht Bengel abgegebene Erklärung abgewendet.

Besonders ergreifend ist V. 5 (nach württembergischer Zählung). — Im Landesgefängniß weiblicher Sträflinge zu Heilbronn lag im Herbst 1872 eine Todtkranke, welche auf ein vielfach verfehltes Leben zurückzublicken hatte. Der schnelle Verlauf der Krankheit nöthigte aber zu schneller Fassung des Gemüths. Nun hatten wir kaum zuvor in kirchlichen Stunden unser Lied besprochen, und jetzt bat sie, ihr den Vers nochmals vorzuhalten, der lautete:

Von Stund an kann ich nicht mehr mein,
der Welt und ihrer Lüste sein,
die mich bisher gebunden;
Mein Herr, den ich so sehr betrübt,
der aber mich viel mehr geliebt,
der hat mich überwunden.
Nimm mich gänzlich, Herr, schon heute
hin zur Beute und zum Lohne
deiner blutgen Dornenkrone!

Mit diesem Entschlusse ist sie denn auch schnell und bußfertig aus diesem Leben geschieden.

Zum Anfang des Verses: „Von Stund an“ ließe sich wohl vergleichen, was Max Göbel von Hermann von Nüenaar erzählt, der in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre seine Lebensänderung beschloß. Er warf die Würfel weg, die er aus dem Feldzug brachte, er warf das Trinkhorn hinter sich, das er im Kriege geleert; in einen Stein ließ er seinen Entschluß für jedermanns Augen meiseln: Non plus! (Nicht mehr so!) — Es ist aber jene Stelle im Lied auch aus Storrs eigenster Erfahrung geflossen, da er im Stift zu Tübingen bei der Adventsbeichte 1731 sich seinem Heiland mit ganzer Wendung zu eigen gegeben hatte.

Melodie: Wie schön leuchtet der Morgenstern.

103. Wie groß ist des Allmächtgen Güte.

Von Christian Fürchtegott Gellert (1715—69) in seinen „Geistlichen Oden und Liedern“ 1757 veröffentlicht unter dem Titel: „Die Güte Gottes.“ Eines der beliebtesten und überall eingebürgerten Lieder Gellerts, von dem Cramer in der Schilderung seines Lebens bezeugt: „Hatte er unter seinen vielen und trüben Stunden, die meist von seinem siechen Leibe herrührten, eine gute Stunde, so suchte er ganz Empfindung der Religion zu werden und wurde es dann bis zur lebhaftesten Freude über die Güte Gottes und vornemlich über die Wohlthaten der Erlösung.“

Auf der Insel Rügen lebte ein wohlhabender Arbeitsmann, fleißig, sparsam, aber undankbar gegen seinen Gott, also daß er auch die Sonntage durch Arbeit zu entweihen pflegte. Eines Sonntags, wie er wieder bei der Arbeit war, tritt ein Greis mit schneeweißem Haar, in Lumpen gehüllt, ein Bild des Elends, ins Haus und singt: „Wie groß ist des Allmächtgen Güte!“ (V. 1.) Dieser Anblick und dieser Lobgesang aus solchem Munde zerbrach des Mannes steinernes Herz, er that Buße und besuchte seitdem regel-

mäßig des Sonntags die Kirche; auch in seinem Hause wohnte fortan Gottes Wort und damit Gottes Segen.

Im Frühling des Jahrs 1845 lag im Katharinenstift zu Stuttgart eine sechzehnjährige Pensionärin acht Tage lang am hitzigen Nervenfieber fast besinnungslos darnieder. In der Nacht vor ihrem Tode fieng sie auf einmal mit heller Stimme zu singen an (V. 3):

Schau, o mein Geist, in jenes Leben,
zu welchem du erschaffen bist,
Wo du mit Herrlichkeit umgeben
Gott ewig sehn wirst, wie er ist!

betete darauf das Vaterunser, und ist des andern Tages sanft und still eingeschlafen. Seliger Ausblick wie mit verbundenen Augen in die Nähe „der lichten Ewigkeit!"

Ein Prediger besuchte im Frühjahr 1792 einen fünfjährigen Knaben, der an den Blattern krank lag. Da kam gerade der sonst ziemlich rohe Vater des Knaben nach Haus mit dem Ausruf: „Draußen in der Natur sieht aber jetzt alles zum Verwundern schön aus!" Hier wandte sich nun der Knabe plötzlich gegen seinen Vater und sagte mit ehrerbietiger Ernsthaftigkeit die Worte des vierten Verses:

Und diesen Gott sollt ich nicht ehren
und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen: ich nicht hören?
den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?

„Seither habe ich", so schließt der Prediger seine Erzählung, „an diesem Vater oft wahrgenommen, daß er dadurch einen unauslöschlichen Eindruck bekommen hat, und an Ostern nächsten Jahres war er gründlich erweckt." (Basler Sammlungen. 1794.)

Christoph Christian Sturm, Hauptpastor zu Hamburg, lag im Jahre 1786 auf seinem letzten Lager. Er hatte seine Buße nicht aufs Ende verschoben und konnte darum mit Christenmuth dem Tode entgegengehen. In seiner großen Schwachheit wies er einen besuchenden Freund auf sein Herz mit den Worten: Hier ists ganz ruhig! Acht Tage vor seinem Ende forderte er seine Freunde auf, mit ihm das Lied zu singen: „Wie groß ist des Allmächtgen Güte!" und als der letzte Augenblick herannahte, sagte er mit leiser Stimme die letzten Worte: „Ich bin meiner Seligkeit gewiß — ich sehe meinen Lohn vor mir — dort glänzt meine Krone!"

Melodie: Die Tugend wird durchs Kreuz geübet, d g a h g d d c h a, eine Halle'sche Weise aus dem Freylinghausenschen Gesangbuch 1704. Eine andere von C. Ph. Em. Bach, Musikdirektor in Hamburg, componirte Weise: d es d c c f es d b, ist 1758 im Druck erschienen und ist jetzt noch in vielen Gegenden Deutschlands gebräuchlich. — In Württemberg ist die von Knecht erfundene es b g c as f as g es aus dem Jahr 1793 besonders beliebt geworden.

III. Die Liebe zum Herrn.

104. Herzlich lieb hab ich dich, o Herr.

Von Martin Schalling (1532—1608, vgl. 2, 282 ff.), einem Schüler Melanchthons, wahrscheinlich 1567 zu Amberg in der Oberpfalz gedichtet, als er dort Diakonus war; erschienen in „Newe Symbola etlicher Fürsten von Gastriz. Nürnberg 1571.“ mit der Überschrift M. S., ebenso auf einem Einzeldruck „Nürnberg bei Fuhrmann“ ohne Jahreszahl.

Das Lied, „ein Gebet zu Christo, des Herzens Trost im Leben und im Tod“ nach dem 18. und 73. Psalm, ist ein Kleinod der Kirche aus dem Herzen Schallings, von dem berichtet wird: „Er war ein wunderlicher Mann, der eine sonderliche seltsame Weise, schnorrige und ernsthafte Rede an ihm hatte, der mit wenigen Worten viel verabfaßte.“ Valerius Herberger sagt in seinem Psalterparadies: „Der ehrlich deutsche Mann, welcher den Gesang gemacht hat, ist lobenswürdig, daß er bald die erste Zeile aus dem Psalmen so klar und schön auf Christum hat gezogen.“

Es ward darum dieser Gesang ein Lieblingslied vieler gottesfürchtigen Seelen: Speners, welcher mit demselben jeden Sonntag seine Abendandacht beschloß; des Rektor Gottfried Hoffmann zu Zittau, des Nürnberger Gelehrten Erasmus Francisci oder Finx; der Frau von Johann Frank, dem Bürgermeister zu Guben; Gotthilf Heinrich Schuberts und vieler Anderen.

Ein ansehnlicher Lübecker Kaufmann lag auf seinem Sterbebette. Die Ärzte hatten ihn bereits aufgegeben. Der begehrte, man solle jetzt die Stadtmusikanten zu ihm kommen und vor ihm auf ihren Instrumenten spielen lassen, damit er nun erführe, wie David rühmet: „Du hast mir meine Klage verwandelt in einen Reigen!“ Seine Hausfrau aber und Freunde wollten dieses nicht zulassen, weil sie fürchteten, es möge ihm einen üblen Nachruf vor der Welt geben. Als er jedoch darauf bestand, so wurde ihm seine Bitte mit Bewilligung seines Beichtvaters verstattet. Da nun die Musikanten zu ihm in die Kammer gekommen waren, verlangte er, daß man ihm das Lied: „Herzlich lieb hab ich dich“ vorsingen und dazu auf Instrumenten spielen solle. Dies geschah, und der Sterbende kehrte dabei sein Angesicht gegen die Wand. Als nun jene das Lied geendet hatten, fragte ihn seine Gattin, ob er noch Eines begehre. Er aber war unter dem Lobgesang verschieden. (Oliger Pauli, Noahs Taube.)

Gall von Rägnitz, ein um seines Glaubens willen aus Östreich vertriebener Freiherr, dessen Losungswort gewesen: „Jesus meine Liebe“, verordnete in seinem Testament, daß man ihm diese Worte, auf einen Zettel geschrieben, in seine Hand legen und so mit in den Sarg geben, bei der Beerdigung aber unser Lied singen und über

Joh. 21, 17. „hast du mich lieb?" predigen solle. Er starb zu Nürnberg 1658, und als ein Freund ihn vor seinem Tode noch fragte, ob er auch Jesum in dem Herzen hätte, sagte er freudig: „Wer sollte sonst, als mein Herr Jesus, darinnen sein? Der soll und wird auch wohl bis an mein Ende darinnen bleiben." (Otho's Krankentrost.)

Christoph Zeller, Oberhofprediger des Herzogs Eberhard III. von Württemberg, hat unser Lied zur Vorbereitung aufs Sterben wohl gebraucht. Als 1669 die Dyssenterie in Stuttgart epidemisch auftrat und sein Amtsgenosse Johann Friedrich Laux plötzlich weggerafft wurde, gieng auch er mit Todesgedanken um. Es war sein Grundsatz nicht sowohl das Wort Vespasians, ein Kaiser müsse stehend sterben, als das Wort des Herrn, man müsse wirken, so lange es Tag ist, und wachen und beten, bis der Herr kommt. „Läßt mich Gott, sagte er, mein Büchlein Esther vollends hinauspredigen, so will ich den Prediger Salomo's für mich nehmen und dem Hofe der Welt Vanität und Eitelkeit fürstellen." Hernach hub er an, das Lied „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr" von Anfang bis zu Ende zu singen, mit solcher Innigkeit und Inbrunst des Geistes, daß es den Anwesenden unvergeßlich blieb. Die Seinen ermahnte er noch bis in's Einzelnste und sprach die getroste Zuversicht aus, daß Gott ihn nicht verlassen werde, denn er wisse aus seiner Taufe, daß er Gottes Kind sei. Unfern dem Grabe des seligen Johann Valentin Andreä wurde er bestattet. (Basler Sammlungen. 1858.)

Herzog Ernst III. von Sachsen=Gotha, welcher unter Gustav Adolfs Fahnen gekämpft hatte und sein Land also regierte, daß Gotha noch im Anfang des 18. Jahrhunderts den Ruhm hatte, die Frömmigkeit habe daselbst eine bleibende Stätte gefunden, wartete sein Leben lang in dem Sinne unsers Liedes auf die Ankunft des Todes als auf den Besuch eines guten Freundes. Als nun im Februar 1674 die letzte Krankheit sich bei ihm einstellte, ließ er bei jeder Mittags= und Abendmahlszeit Sterbelieder mit Instrumentenbegleitung singen, damit er sich stets seines Todes erinnere und ihm das Himmlische und Ewige vor Augen gestellt bleibe. Namentlich aber erquickte er sich stündlich an diesem seinem Lieblingslied und ließ sich's von seiner Frau oft vorsagen. Er sprach von nichts Anderem, als von der süßen Freude des ewigen Lebens und von der allersüßesten Liebe Jesu Christi, und fragte einsmals die Umstehenden, ob ihnen denn die Lehre vom ewigen Leben auch so süße schmecke, wie ihm. Kurz vor seinem Ende rief er: „Ach, wenn einer doch den Herrn Jesum vollkommen lieb haben könnte, wie würde sich unser Herz erfreuen!" und als man ihm hierauf antwortete: „Jesus werde schon mit unserer Liebe zufrieden sein, wenn wir ihn so viel liebeten, als er uns selbst Gnade verleihe", so betete er mit weinender Stimme: „Ach, herzlich lieb hab ich dich, o Herr! ich bitte: sei von mir nicht fern mit deiner Hilf und Gaben." Dann fiel ihm noch zum Trost der Spruch ein: „Also hat Gott die Welt geliebt", worüber er sagte: „Ich wollte

den einzigen Spruch nicht für die ganze Welt, ja nicht um tausend Welten geben, weil er ein solcher Glaubensgrund ist, daß ihn auch der stärkste Teufel nicht umstoßen kann.“ So starb er denn, ungeschieden von der Liebe des Herrn, am 26. März 1675. (Gerber, Historie der Wiedergeborenen. Dresden 1725.) — Schon lange zuvor hatte er einen Sterbethaler prägen lassen mit einem Herzen, welches der Pfeil des Todes durchbohrt, und mit der Umschrift: „Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht, bist du doch meine Zuversicht.“

Herzog Bernhard der Fromme ließ das Lied jedesmal anstimmen, so oft er zum heiligen Abendmahl gieng, und sang es dann gar oft unter vielen Thränen und Händeringen zur großen Erbauung aller Anwesenden mit. (Schmidt, Hist. et mem. 1707.) — Die Prinzessin Helene von Mecklenburg, nachherige Herzogin von Orleans, hatte sich zur Feier ihrer Confirmation 30. Mai 1830 in der Stadtkirche zu Ludwigslust das Lied erbeten: „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!“ Sie hatte die Vorliebe zu dem prächtigen Liede von ihrem Lehrer Gotthilf Heinrich Schubert gelernt. Und obwohl es wegen seiner ebenso schönen als unserem Geschlechte fremdartigen Melodie nur von einem Sängerchore ausgeführt werden konnte, machte es den größten Eindruck auf alle Zuhörer, und hat sich in seinem ganzen Inhalt an der edlen Fürstin bewährt bis an ihr Ende. (Schubert, Erinnerungen.)

Jeder Vers des Liedes hat seinen besonderen Kranz von geschichtlichen Segensspuren. — Vers 1:

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr;
ich bitt, wollst sein von mir nicht fern
mit deiner Hilf und Gnaden.
Die ganze Welt nicht freuet mich,
nach Himm'l und Erden nicht frag ich,
wenn ich dich nur kann haben.
Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht,
so bist doch du mein Zuversicht,
mein Theil und meines Herzens Trost,
der mich durch sein Blut hat erlöst.
Herr Jesu Christ, mein Gott und Herr,
in Schanden laß mich nimmermehr.

Es ist in diesem Vers ein wunderbares Ineinander von Nehmen und Geben. Von Psalm 18 und 73 nimmt der Sänger den Zettel, mit dem „Blute Jesu Christi“ gibt er den Einschlag; von Luther nimmt er den Schluß: „in Schanden laß uns nimmermehr“ aus „Herr Gott, wir loben dich“, und an Paulus Gerhardt gibt er den Mittelpunkt des Verses weiter: „und wenn mir gleich mein Herz zerbricht“; denn dies tönt in „Ein Lämmlein geht“ prächtig nach. — Schubert sagt in „Altes und Neues“, wo er das Leben einer gottseligen Jungfrau beschreibt, deren Lieblingslied dies Lied gewesen, nur eine Seele, welche es empfunden, daß doch alle Lieb, alle Freude ein armer, nichtsbedeutender Traum sei gegen der einen, ewigen Liebe und der Freude in ihr, könne mit rechter Freudigkeit die Worte beten: „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!“

Dr. Johann Schmidt, der bekannte Gottesgelehrte, welcher am 27. August 1658 zu Straßburg im Herrn entschlief, schloß seine letzte Predigt im Straßburger Münster am Laurentiitag 1658 mit diesem Vers. Die Worte: „Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht“ sprach er mit sichtbarer großer Rührung, während er die Hand dabei aufs Herz legte. Gleich darauf wurde er zum Tode krank, und diese schönen Worte waren die letzten, die er noch vor seinem Ende aussprach und mit denen er einschlummerte. (Bergmanns tremendae mortis horae.)

Schubert erzählt von einer treuen feinen Christenseele, der Gemahlin eines Arztes in Ludwigslust, welche auf dem Todtenbette lag. In dem Gespräch mit einer freundlichen Trösterin, welche sie auf ihr untadeliches Leben verwies, sagte sie: „Sie meinen es so gut und lieb mit mir, wie eine Mutter, die ihr krankes Kind zur Ruhe einsingen will. Aber ich kenne andere Wiegenlieder, welche mir bessere Ruhe und einen sichereren Trost geben. Es klingt mir eins im Herzen, das etwa so lautet: ‚Und ob mir gleich mein Herz zerbricht, bist du doch meine Zuversicht, mein Trost und meines Herzens Theil, deß Blut erworben mir das Heil!‘ Ich weiß, an wen ich glaube und was ich an ihm, meinem Herrn, habe, an meinem Bürgen, der für mich genug gethan. Ich fürchte den Tod, so ernst und schrecklich er auch ist, nicht mehr; denn Er selber in seinem theuren werthen Worte hat mir die feste Zusicherung des ewigen Lebens gegeben, das er selber lebt!“ (Schubert, Selbstbiographie. II.)

Der zweite Vers, welcher von der Liebe des Herrn ins Leben für den Herrn hineinweist, lautet:

Es ist ja, Herr, dein Gschenk und Gab
mein Leib und Seel und was ich hab
in diesem armen Leben:
Damit ichs brauch zum Lobe dein,
zu Nutz und Dienst des Nächsten mein,
wollst mir dein Gnade geben.
Behüt mich, Herr, vor falscher Lehr,
des Satans Mord und Lügen wehr;
in allem Kreuz erhalte mich,
auf daß ichs trag geduldiglich.
Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott,
tröst mir mein Seel in Todesnoth.

Von diesem Verse sagt Gellert: „Wer kann ihn ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie seine Seele von Dank und Demuth durchdrungen wird, singen oder lesen? Er ist mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie rein im Versmaß sind.“ — Eine glückliche Änderung haben die zwei letzten Zeilen des Verses erfahren. Sie lauten im Original ganz so wie im ersten Vers; bald aber, schon 1590, tritt die jetzige Lesart ein.

Herzog August von Braunschweig und Lüneburg († 1666), dem man nachrühmt, daß er unter den gelehrtesten Fürsten der frömmste

und unter den frömmsten der gelehrteste gewesen sei, besaß eine solche christliche Demuth, daß er sich täglich vor seinem Herrn und Gott niederwarf und diesen Vers betete. (Seiffart, Mel. melic.) — Derselbe Vers war der frommen Gemahlin des Kurfürsten Christian III. zu Sachsen, Hedwig, über alles wichtig, denn er enthielt eigentlich ihr Symbolum, das in den Worten bestand: „Ehr und Hoheit hab ich von Gott.“ So war es denn auch in ihrer letzten Krankheit dieser Gesang, durch welchen ihr Herz in Christi Gnade stark wurde, Sünde und Tod zu bekämpfen. (Seiffart, Delic. mel. 1704.)

Ein Vater, welcher der Reihe nach mehrere Kinder durch den Tod verloren hatte, ward vielfältig durch den Gedanken beunruhigt, daß auch die noch übrigen Kinder, ja sein theures Weib gar leicht ihm ebenso entrissen werden könnten, und beim geringsten Anstoß, den sie erfuhren, vermochte er sich kaum zu fassen. Das Sündliche und Quälende solchen Wesens sahe er recht wohl ein; aber die Kraft zum Überwinden gebrach ihm. Da wurden ihm beim Beten unsers Liedes die Worte recht lebendig: „Es ist ja, Herr, dein Gschenk und Gab mein Leib und Seel und was ich hab in diesem armen Leben.“ „Nun, mußte er sagen, hat dir dein Gott die Lieben und dein Leibesleben gegeben, so kann und wird er sie dir auch erhalten, so lange es gut und heilsam ist.“ Getroster Sinn und guter Muth war die friedsame Frucht davon. (Pilger aus Sachsen. 1847.)

Der dritte Vers blickt nun hinaus auf die letzte Stunde, wo die Liebe sich erweist, die „stark ist wie der Tod.“ Er lautet:

Ach Herr, laß dein lieb Engelein
am letzten End die Seele mein
in Abrahams Schoß tragen;
Der Leib in seim Schlafkämmerlein
gar sanft ohn einig Qual und Pein
ruh bis zum jüngsten Tage.
  Alsdann vom Tod erwecke mich,
daß meine Augen sehen dich
in aller Freud, o Gottessohn,
mein Heiland und mein Gnadenthron.
Herr Jesu Christ, erhöre mich,
Ich will dich preisen ewiglich.

Es ist eine feine Reihe von Bittgedanken, welche sich hier an die Erzählung vom armen Lazarus anschließen. Domprediger Capito zu Naumburg legte darum seinem verstorbenen Amtsgenossen Bertram zu Ehren 1647 diesen Vers in der Leichenpredigt zu Grunde, und redete von den frommen Seufzern der Sterbenden 1. um die Aufnahme der Seele in Abrahams Schoß, 2. um die angenehme Ruhe des Leibes im Grabe, 3. um die fröhliche Auferstehung von den Todten und 4. um das selige Anschauen Gottes im ewigen Leben.

Eine gottesfürchtige Matrone hatte sich die Worte: „Ach Herr, laß dein lieb Engelein am letzten End die Seele mein“ zum Leibspruch erwählt. Als sie nun auf dem Todtenbette lag, war es ihr,

wie sie mit vielen Worten und Gebärden zu verstehen gab, wie wenn die lieben Engelein um sie schwebeten und mit süß klingendem Cymbelton zum letzten süßen Scheiden aufspielten. (Olearius, Liederschatz. 3, 17.)

Superintendent Muthmann zu Pößneck in Sachsen-Coburg-Saalfeld hielt im Jahr 1747 Kirchenvisitation in dem nahen Dorfe Schlöttwein. Da ließ er nach der Predigt, welche von den heiligen Engeln handelte, diesen Vers singen, und machte sich nun daran, mit der Gemeinde das übliche Examen zu halten. Er legte den Spruch Pauli zu Grunde, wo er redet von Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Wie er aber hier an das Wort kam: „Freude im heiligen Geist“ fieng er an zu stammeln und zu sinken. Ein Schlag hatte ihn getroffen, und im Nu war jene Liebesbitte an dem treuen Knechte erfüllt.

Eine Melodie für unser Lied bot Martin Schallings Cantor Matthias Gastritz zu Amberg schon 1571: a g a b a g g f, dieselbe fand aber keinen weiteren Anklang. Dagegen erscheint nun die jetzt noch gebräuchliche: c h a g f e a g oder gis, bereits in „Bernhard Schmid, Zwei Bücher einer neuen Tabulatur auf Orgel. Straßburg 1577“, wo sie zu einem Orgelsatz benützt ist. Sie muß also jedenfalls für älter gehalten werden. Die Melodie gehört, wie von Winterfeld bezeugt, zu den trefflichsten des evangelischen Kirchengesangs und trägt, ganz mit den Worten des Liedes stimmend, das Gepräge des Innigen, Heiteren und doch Feierlichen, das Gepräge einer rechten Glaubens- und Liebesfreudigkeit. In dem Dresdener Gesangbuch 1594 steht sie zum erstenmal für den Gemeindegesang aufgezeichnet, wie sie denn bereits am Ende des 16. Jahrhunderts ziemlich verbreitet war. — Seth Calvisius lieferte zu ihr 1597 einen Tonsatz, besonders bekannt ist aber das Lied durch die Johannespassion von Sebastian Bach geworden; und der herrliche Satz dieses Tonmeisters, welchen nicht leicht ein Zuhörer vergessen wird, möge an dieser Stelle noch in der Beleuchtung einer Erzählung aus „Eppler, Karl Rudolf Hagenbach 1875“ sich dem Leser einprägen. Eppler erzählt: „Es war ein herrlicher Frühsommersonntag. Die liebe Sonne goß vom tiefblauen Himmel ihre Strahlen über die verjüngte Schöpfung. Die Lerche wirbelte ihr fröhlich Lied dem Schöpfer empor, und die anderen befiederten Sänger jubelten über der Flur. Dennoch zogen nicht wenige zur Stadt, wo der Basler Gesangverein sein fünfzigjähriges Jubiläum mit der Aufführung der Johannespassion einleiten wollte. In den Thoren der Stadt aber hieß es: Hagenbach ist gestorben. In ernster Wehmuth über diese Trauerkunde schritten wohl viele zum Gotteshause, um der wunderbaren Musik zu lauschen, von welcher Albert Knapp einmal sagte: ‚Wenn es keinen Jesus gäbe, so gäbe es auch keine solche Musik.‘ Als wir so da saßen und die letzten Strahlen der scheidenden Sonne an den hohen Säulen und Tempelfenstern glühten, mußten wir immer wieder des Mannes gedenken, der an solcher Musik seine besondere Freude gehabt und hier auf der Münsterkanzel je und je von der Herrlichkeit des Glaubens gezeugt hatte. Als aber der alte

Schlußchoral in seinem wunderbaren Tonsatz allgewaltig und innig ergreifend über der lauschenden Menge erklang: ‚Ach Herr, laß dein lieb Engelein!‘ da war es uns, als sei durch eine liebliche Schickung unserem Hagenbach das schönste Schlummerlied zum ewigen Leben gesungen worden.“ Ein neues Testament in der einen, eine duftende Rose in der andern Hand war er, ein Mann des Friedens, am Morgen jenes Tages geschieden.

105. Wie schön leuchtet der Morgenstern.

Aus Dr. Philipp Nicolai's (1556—1608, vgl. 2, 324 ff.) „Frewdenspiegel des ewigen Lebens“ 1599, wo es im Anhang dieses Werkes neben dem Lied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ steht und die Überschrift hat: „Ein geistlich Brautlied der gläubigen Seele von Christo Jesu, ihrem himmlischen Bräutigam, gestellt über den 45. Psalm des Propheten David.“ In dem genannten Buche betet er: „Ich habe dich gesuchet und habe dich gefunden, du allerliebster Herr Jesu, und begehre dich zu lieben. Darum vermehre doch in mir das inbrünstige Verlangen nach dir und versage mir nicht, darum ich dich bitte. Wenn du mir gäbest alles, was du gemacht hast, so könnte doch solches alles mich nicht ersättigen, wo du nicht dich selbst mir schenktest und gäbest. Ach Herr, dich selbst wollte ich gerne haben, dich selbst wolltest du mir schenken; ach, mein Gott, gib dich mir! Siehe, ich habe dich herzlich lieb, und ist es zu wenig, so laß mich dich noch stärker lieben. Mit deiner Liebe bin ich umfangen und brenne vor inbrünstigem Verlangen nach dir; du hast mir mein Herz besessen und deiner kann und will ich in alle Ewigkeit nicht vergessen.“

In diesem Gebetsgeist dichtete Nicolai dieses Lied ums Jahr 1597, als er Pfarrer zu Unna in Westfalen war. Damals war eine Zeit großer Drangsal und Betrübniß, denn die Pest wüthete in Unna und im Fürstenthum Waldeck, dem Vaterland Nicolai's, fürchterlich, so daß er oft dreißig Glieder seiner Gemeinde an Einem Tag mußte auf den Kirchhof tragen sehen und einen Blutsfreund und Anverwandten nach dem andern verlor. In einer solchen Zeit, wo die Vergänglichkeit des Irdischen sich auf die tiefeinschneidendste Weise geltend machte, wandte er seine Liebe von der Welt immer entschiedener ab und zum höchsten Gute hin, und seine Seele wurde voll Liebesglut zum Herrn und seinen ewigen Himmelsschätzen. So saß er denn nun, wie Arcularius in der Vorrede zu Nicolai's Theoria vitae aeternae. Frankf. 1707. und Dr. Göze in Lübeck aus sicherer Hand erzählen, eines Morgens unter großem Schmerzensdrang und Bekümmerniß auf seiner stillen Arbeitsstube und schwang sich in seinem Geiste aus Noth und Tod, die ihn umringten, zu dem Erlöser und Heiland, und während er ihn in heißer Liebe umfaßte, entsprang in seinem tiefsten Innern dieses köstliche Lied der Heilandsliebe und Himmelswonne. Er war dabei so ganz in selige Begeisterung versunken, daß er alles um ihn her vergaß, selbst das Mittagessen, und sich durch nichts an seiner Dichterarbeit

stören ließ, bis er das Lied zu Ende gebracht hatte. Da dies endlich des Nachmittags drei Uhr geschehen, soll er sich ungemein gefreut haben und ganz entzückt zu den Seinigen gekommen sein.

Längere Zeit glaubte man, so insbesondere von Winterfeld, daß es die Umdichtung eines weltlichen Liebeslieds sei. Vilmar erklärte sich entschieden dagegen, Koch schwankte und durch Wackernagel (Kirchenlied I, 616 ff.) ist es nun zur völligen Klarheit gebracht, daß das weltliche Lied nur eine Parodie des geistlichen ist. Nicht nur ist die Schrift, aus welcher wir das weltliche kennen: „Tugendsamer Jungfrauen und Junggesellen Zeitvertreib, zusammengetragen durch Hilarium Lustig von Freudenthal“ ganz entschieden aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und bringt Lieder von Opitz und Rist, sondern auch der Inhalt jenes Lieds, welches beginnt: „Wie schön leuchten die Äugelein der Schönen und der Zarten mein“ ist vollständig abhängig von dem Wortlaut unsres geistlichen Lieds.

Das letztere ist Original; von Nicolai, der zuvor Hofprediger des Grafen zu Waldeck in Wildungen gewesen war und aus Waldeck stammte, seinem früheren Schüler, dem Grafen Wilhelm Ernst zu Waldeck, gewidmet, um ihn zu ehren und zu gleicher Himmelsliebe zu entzünden. Daher gab er seinem Liede die Form eines sogenannten Akrostichon. Sieht man nemlich nach den Anfangsbuchstaben eines jeden Verses in der ursprünglichen Fassung, so bilden sie die Namen: **W**ilhelm **E**rnst **G**raf **U**nd **H**err **Z**u **W**aldeck. Als aber das Lied im Freudenspiegel 1599 gedruckt wurde, war der junge Graf bereits hinweggerafft, und so gehörte das Lied desto mehr der ganzen Kirche.

Der Dichter preist darin die Lieblichkeit, Freundlichkeit und Herrlichkeit des himmlischen Bräutigams der Seele; es tönt uns aus demselben „der Jubel der mit Gottesliebe erfüllten Seele über die Herrlichkeit und Lieblichkeit des Erlösers, ihres ewigen Bräutigams und des Gründers ihrer seligen Hoffnung“, rein und klar entgegen. — V. 1 beginnt mit einem Blick auf Offenb. 22, 16 den Preis des Bräutigams der Seelen. — In V. 2 vergleicht er ihn allen Kostbarkeiten der Welt, und in V. 3 ergetzt er sich seiner Gliedschaft und Gemeinschaft in Christo. — In V. 4 rühmt er die Nähe des Herrn in Wort und Sakrament, und in V. 5 stellt er diese Liebesgemeinschaft auf die Ewigkeitsgründe in Vergangenheit und Zukunft. — Endlich bricht in V. 6 die Liebe aus zum Jubel in der Gemeinde und in V. 7 zum Gebet der Freude in Aussicht der ewigen Herrlichkeit. — Es ist die glühende Liebessprache des Hohenlieds und des Psalm 45, wo man mit Schubert wohl sagen darf, daß nur die Liebe die Sprache der Liebe versteht. Sie ist auch verstanden worden. Ein Alter nennt dieses Lied mit Recht „ein Lied im höhern Chor, das eigentlich mit dreierlei Zungen müsse gesungen werden, da die erste vom Glauben, die andere von der Liebe, die dritte von der Hoffnung angestimmt würde“, und Albert Knapp erklärt es für das herrlichste, süßeste von allen deutschen Liedern, in deren Reihe es das sei, was das 17. Kapitel Johannis unter den Schriftkapiteln ist.

In Freud und Leid war es der Lieblingsgesang unserer alten evangelischen Gemeinden. Bei der Hochzeitsfeier sangen sie es zuerst, und manche bildeten sich ein, wenn dieser Gesang, den sie den „Morgenstern" nannten, bei ihrer Trauung nicht gesungen würde, daß sie nicht recht copulirt wären; dann ertönte es bei den Abendmahlsfeiern, zu welchen V. 2 und 4 besonders paßten; allermeist aber hörte man es an den Sterbebetten solcher Christen erklingen, die in glaubiger Liebe zu dem Heiland und Erlöser ihrer Seele gestanden waren und nun, zur Hochzeit des Lammes und zum Abendmahl in des Vaters Reich berufen, von hinnen schieden. — Nachklänge sind darum demselben viele zu Theil geworden, unter denen wir nur einen nennen, das herrliche Morgenlied von Burkhard Wiesenmayer: „Wie schön leuchtet der Morgenstern vom Firmament des Himmels fern." — Wenn aber eine ganze Legion Lieder auf den Rhythmus des Lieds gedichtet sind, so hat die Weise den gleichen Antheil daran, wie das Lied.

Diese Melodie: f c a f c d d c, von Palmer „die Königin der Choräle" genannt, während „Wachet auf, ruft uns die Stimme" der König derselben sei, ist bis jetzt in ihrer Entstehung nicht klar erkannt. Die Vermuthung Winterfelds, daß sie aus einer weltlichen Weise entsprungen, hat wenigstens ihre Hauptstütze verloren; und wir bleiben zunächst bei der Vermuthung, daß sie von Nicolai selbst stamme, der sie 1599 mit dem Liede gibt. Welche Vorgänge ihm dabei vorgeschwebt haben mögen? Koch sagt 2, 377: der Marienlobgesang aus dem zwölften Jahrhundert „Ave Morgensterne, erleucht uns mildiglich." Sodann weist er auf die Weise des Psalm 100: „Jauchzet dem Herrn alle Lande", welche sich im Straßburger Gesangbuch 1568, bei Wolff 1569 und im Bonnischen Gesangbuch 1594 finde, und welche Nicolai wohl gekannt haben könne. — Jedenfalls ist nicht David Scheidemann der Sänger der prächtigen Weise. Dieser Irrthum beruht darauf, daß in dem von Decker, Hieronymus und Jakob Prätorius herausgegebenen vierstimmig gesetzten „Hamburger Melodieen-Gesangbuche" 1604 über dieser Melodie steht: „David Scheidemann composuit." Allein dieses componere bedeutet in der damaligen Zeit bloß die harmonische Bearbeitung einer Melodie. David Scheidemann hat also bloß den Tonsatz geliefert, die Weise selbst aber ganz so aufgenommen, wie sie in Nicolai's Freudenspiegel 1599 sich findet. Nach Winterfelds Urtheil zeigt sich in dem alten Rhythmus dieser Melodie eine Fülle und Mannigfaltigkeit, die den begeisterten Ton, den das Lied anschlägt, noch besser trifft, als das Lied selbst.

Eine herrliche Situation für die majestätischen Klänge gibt folgende Erzählung.

Ein alter Dorfschulmeister in Schlesien hatte zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, als die Feinde rings um sein Dörflein her mit Sengen und Brennen wütheten, gerade das Morgenläuten besorgt, als ein alter schwarzer Husar zum Kirchhof hereinjagte, seinen Braunen an den Fensterladen des Schulmeisters band und gebieterisch von ihm die Kirchenschlüssel verlangte. Voll Schrecken und Besorg-

niß, der grimmige Soldat möchte einen Kirchenraub im Schilde führen, öffnete der Schulmeister mit widerstrebendem Herzen die Kirchthüre. Der Husar eilte raschen Schritts die Kirche entlang der Orgel zu; dort setzte er sich Athem schöpfend auf eine Bank und rief herrisch: „Schulmeister, mach Er die Orgel auf und geb Er mir ein Gesangbuch!" Der that augenblicklich, wie er's geheißen ward, und seine Frau, die entschlossenen Sinnes zur Hilfe ihres Mannes herbeigeeilt war, mußte die Balken treten. Unterdessen hatte der Husar ein Lied aufgeschlagen, und sagte nun in weit milderem Tone: „Wie schön leuchtet der Morgenstern! — spiel Er das, lieber Schulmeister, aber so recht fein und ordentlich; Er versteht mich wohl?" Der Schulmeister spielte sein Vorspiel, worauf der Husar mit seiner tiefen Baßstimme einfiel; der Schulmeister und seine Frau hinter der Orgel thaten ein Gleiches. Der Husar aber sang mit großer Andacht und gefalteten Händen, und die hellen Thränen fielen über den eisgrauen Bart auf das Buch herab. Nachdem diese drei das ganze Lied so mit einander hinausgesungen, gieng der Husar auf den Gotteskasten zu und legte ein Achtgroschenstück hinein, beschenkte auch den Schulmeister und eilte zum Gotteshaus hinaus. Auf dem Kirchhof draußen mit Fragen bestürmt von dem alten Schulmeister und seiner Frau, wie er denn wohl auf den Gedanken gekommen sei, hier seine Morgenandacht zu halten, nahm er sie beide bei der Hand und hub an zu erzählen: „Ich und meine drei Söhne hatten sich als Freiwillige dazu hergegeben, mitten unter den umherschweifenden feindlichen Patrouillen den Feind auf einem gefährlichen Punkte zu beobachten. Wir hielten die ganze Nacht auf einer buschigen Anhöhe, links und rechts blitzte es um uns her; wir sahen bald hier, bald dort feindliche Mannschaften. Nicht meinetwegen, denn — wie lange werde ich noch reiten? sondern nur wegen meiner Söhne seufzte ich in der finstern, gefahrvollen Nacht: ‚Herr, erhalte uns!' Kaum hatte ichs heraus, als es zu dämmern anfieng und der Morgenstern mir ins Auge blitzte. ‚Wie schön leuchtet der Morgenstern!' — fiel mir in diesem Augenblick aus meiner Jugendzeit ein. Gar manches, was ich seither gethan und was nicht allemal recht war, hieng sich wie eine Bleilast daran. Ich rechnete nach, seit wie viel Jahren ich in keine Kirche gekommen, und ich that Gott das Gelübde, wenn ich diesmal davon käme, wieder einmal eine Andacht zu verrichten. Das hab ich denn nun gethan und es ist mir von Herzen gegangen." Mit diesen Worten setzte er sich aufs Pferd und ritt davon. (Pilger aus Sachsen. 1841.)

Daran möge sich eine Geschichte reihen aus dem innern Leben eines geistlichen Streiters Christi, Johann Adam Dann, des ehrwürdigen Stadtpfarrers in Stuttgart. An seinem Begräbnißtage (23. März 1837) sprach Diakonus Wilhelm Hofacker zu der versammelten Gemeinde also über ihn: „Eine kleine Erzählung, die des Vollendeten Hoffen und Ahnen, Sinnen und Sehnen am besten entschleiert, kann ich euch nicht verschweigen. ‚Neulich, sagte er mir vor etlichen Monaten, erwachte ich frühe; munter im Geiste, verließ

ich mein Lager und trat unters Fenster. Der Morgen war im Anbruch, die Sterne am Erlöschen; das erste Frühroth lichtete den Osten. Da stand vor mir in seiner stillen Majestät und Pracht der Morgenstern. Ein unnennbares Gefühl ergriff meine Seele; es war mir, als ob das Wort des Herrn mir zugeflistert würde: Ich bin der helle Morgenstern! Ein heiliger Schauer durchrieselte meine Glieder; mein Herz war voll Dank und Anbetung, und ich sprach: Wahrlich, hier ist Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels!' Leset hier, meine Freunde, die Bilderschrift seines inneren Lebens. Sein Glaubensauge blickte dem ewigen Morgen entgegen, und wenn auch in ihm und außer ihm die Sterne der Hoffnung am Erlöschen waren, — Einer leuchtete ihm dennoch, auch im schwermuthsvollsten Dämmerschatten, Einer verlor für ihn den stillen Schimmer doch nicht, auch in der drückendsten Leidensnacht: Er, der helle Morgenstern, Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, dessen Namenszug er auch in den Tafeln der sichtbaren Schöpfung las und entzifferte. Auf ihn hat er geschaut mit Glaubenszuversicht, nach ihm hat er sich gesehnt im irdischen Thränenthale, bis der Tag ihm anbrach und die Herrlichkeit des Herrn ihm aufgieng in ungetrübtem und ewigem Gnadenglanz."

Nicht leicht aber ist ein Lied oder Liedervers so oft erwähnt in den Lebensbeschreibungen und Todesnachrichten selig Vollendeter, wie der letzte Vers:

Wie bin ich doch so herzlich froh,
daß mein Schatz ist das A und O,
der Anfang und das Ende!
Er wird mich noch zu seinem Preis
aufnehmen in das Paradeis;
deß klopf ich in die Hände!
  Amen, Amen.
Komm du schöne
Freudenkrone,
bleib nicht lange;
deiner wart ich mit Verlangen.

Vinzenz Krull sagt darüber 1659: „Wie manch himmelsdurstig Herz schließt mit diesem Vers sein Leben, seufzet also in seiner letzten Todesstunde nach seinem Jesu und wird auch bald darauf heimgeholt." Wimmer und Serpilius führen in ihren Liedererklärungen eine ganze Wolke von Zeugen auf, welche die Freuden- und Segenskraft des Lieds in ihrer Todesstunde geschmeckt haben.

Ein Kaufmann zu Glückstadt, Johann Frey, war in große Armut und Noth gerathen. Als er nun in seiner Krankheit von einem Prediger besucht und unter anderem Troste auch mit den Liedesworten aufgerichtet wurde: „Komm, du schöne Freudenkrone, bleib nicht lange; deiner wart ich mit Verlangen!" erklärte er, er habe gehört, daß der Herr Jesus bei seinem Einzug in Jerusalem ein großes Geleite von armen Leuten und Fischersknechten bei sich gehabt habe. Er danke daher seinem Gott, daß er auch mit Kreuz und Noth, Jammer und Elend bei ihm eingezogen sei; ohne

solches Geleite wäre er vielleicht mit der Welt verloren gegangen. Nun aber dürfe er mit Sehnsucht auf seine Freudenkrone warten. (Seiffart, Christholds Singularia evangelica.)

Die Freifrau Maria Elisabet von Schönberg in Sachsen, gewöhnlich vom Volke nur „die Mutter von Schönberg" genannt, weil sie eine Mutter der Waisen und Verlassenen, ein Trost und Zuflucht aller Betrübten war, ließ sich die Worte von ihrem Beichtvater Christian Gerber beim Empfang des heiligen Abendmahls in der Sterbensstunde noch vorsingen, wobei sie ihm bezeugte: „Es ist mir doch gar zu wohl, wenn ihr singet; es war auch nicht anders, als ob Engel mitgesungen hätten." (Gerber, Historie der Wiedergeborenen. 3, 5.)

Mit denselben Worten schied der berühmte Theologe Dr. Johann Gerhard und die Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, Magdalena Sibylla. — Stiftsprediger Schübel zu Stuttgart († 1658) hob in seinem Ende Auge, Herz und Hand zu Gott auf und sprach: „Veni veni, domine, et noli tardare! Komm, ach du schöne Freudenkrone; deiner wart ich mit Verlangen." Er legte dann das Haupt hin und gab sanft und stille in Jesu seinen Geist auf. (Tholuk, Lebenszeugen.)

Der 31. März 1662, ein Gründonnerstag, war für den berühmten lutherischen Theologen Dr. Abraham Calov ein rechter Trauertag. Seine zweite Ehefrau Elisabet Dorothea geb. Hülsemann lag auf dem Todtenbett und ebenso sein hoffnungsvoller Sohn aus erster Ehe, Abraham Calov, beide zwanzig Jahr alt. Als Elisabet todtkrank das heilige Abendmahl empfangen wollte, sagte sie: „Ich habe meinen lieben Sohn mit einem schönen Kranze geziert gesehen und dabei sehnlich gewünscht: o daß ich doch auch solch einen schönen Kranz bekommen möchte!" Nachdem sie hierauf mit großer Andacht den Leib und das Blut des Herrn genossen, sprach sie: „Nun weiß ich, mein Seelenbräutigam Jesus Christus wird mich schön schmücken und zieren:

Wie bin ich doch so herzlich froh,
daß mein Schatz ist das A und O,
der Anfang und das Ende.
Er wird mich doch zu seinem Preis
aufnehmen in das Paradeis,
deß klopf ich in die Hände!"

In dieser seligen Fassung des Gemüths starb sie; sechs Stunden zuvor war Abraham vollendet. (Pregizer, gottgeheiligte Poesieen. 1721.)

Selbst auf dem Richtplatz erklang dieses Lied und half den zum Tod verurtheilten Unglücklichen zu süßem Sterbenstrost. So erzählt Dr. Joachim Lange zu Halle in seinem Lebenslauf von einem kurfürstlich brandenburgischen Pagen v. Hohndorf, der zum Richtplatz geführt werden sollte, weil er einen andern Pagen entleibt hatte. Unter Lange's Zuspruch aus Gottes Wort bekehrte er sich vor seiner Hinrichtung so gründlich, daß er zu einem hohen Grad von Freudigkeit kam und zum Richtplatz, auf den ihn Lange begleitete, wie zur

Hochzeit oder zu einem Freudenmahle gieng. Auf dem Richtplatz angelangt, bat er es sich aus, daß ihm dieses Lied noch angestimmt werde, wobei er mitsang und worauf er dann, nachdem er noch eine freudige, aber eindringliche Rede an das versammelte Volk gehalten, getrost seinen Geist unter dem Richtschwert aufgab.

Aehnlich erzählt der schwedische Feldprediger Laurentius Hagen von dem berühmten moskowitischen General und Geheimenrath Johann Reinhard Patkul, der zum Tod verurtheilt im Gefängniß saß und von ihm zum letzten Gang bereitet wurde, er habe sich an Röm. 8, 28. gehalten und an seinem Todestag, als er zum letztenmal noch vom Fenster seines Kerkers aus die Sonne aufgehen sah, die Worte gesprochen: „Du bist mein Hochzeittag. Ich habe wohl gedacht, um diese Zeit einen andern Hochzeittag zu haben, aber dieser ist seliger. Denn heute wird meine Seele von ihrem Bräutigam Christo in den himmlischen Hochzeitsaal eingeführt werden." Dann stimmte er noch den Schlußvers unsers Liedes an, worauf er wohlgefaßt und selig den Tod erlitt. (Pregizer, gottgeheiligte Poesieen. 1720.)

Der sechste Vers hat wohl auch schon manchen Trost gegeben. Dr. Weikmann sagt in einer Erklärung des Lieds 1704 von demselben: „Daß hier alles so fröhlich lautet, das macht die Erfahrung der süßen Liebe Jesu Christi. In meinen jüngern Jahren, auf Universitäten und sonst, wenn ich recht traurig und schwermüthig gewesen, habe ich nur nebst einem andächtigen Gebet dies Lied gesungen und mich bald besser und bei fröhlichem Muthe befunden. Es war, als wenn mich dies Lied nicht traurig lassen könnte, und läßt michs auch noch nicht. Es steckt gewiß in demselben sehr viel, und hätte mir nicht viel Mühe geben dürfen, die ganze heilige Theologie aus dem Liede zu bringen."

Die edle Jungfrau Susanna Eleonora v. Koseritz begehrte in ihrer letzten Stunde, am 9. Oktober 1717, daß man ihr dieses geistliche Brautlied noch vorsingen solle. Nachdem solches geschehen, sah sie auf gen Himmel und rief mit lauter Stimme und freudigen Gebärden, als im Triumph: „O, was seh ich? wie herrlich!" Auf die Frage, was es denn sei, antwortete sie jauchzend mit erhobener Hand: „Groß ist der König der Ehren, groß ist der König der Ehren, groß ist der König der Ehren! Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr Zebaoth!" So war die Entzückung der Liebe zum Herrn, in der dies Lied gedichtet worden, in diese mit dem Tode ringende Seele ausgeströmt, und bald darauf entschlief sie sanft und selig. (Wimmer, Liedererklärung. 2.)

Leider müssen wir zugeben, daß die ursprüngliche Fassung des Lieds von Nicolai wenigstens in Kirchengesangbüchern nicht ohne Änderung aufgenommen werden kann. Es wird sich zwar nachweisen lassen, wie Carpzov sagt, daß kein Wort darinnen sei, das nicht in der Schrift seinen Grund hätte; allein das Lied gab dem natürlichen und unheiligen Sinn doch Anlaß zu lüsternen Gedanken und wohlfeilen Spötteleien. Es wird darum einer Änderung wie im Württembergischen, im Bayerischen und Allgemeinen Kirchengesangbuch nichts Triftiges entgegengehalten werden können. Denn

soweit ist es doch nicht, daß wir mit Wackernagel sagen müßten: „Das Lied kann in keinem Gemeindegesangbuch Platz finden; verstümmelt wohl, aber wem möchte damit gedient sein?“ Wenn zum Beispiel eine der schwersten Stellen, V. 3 am Schluß: „Nach dir ist mir, gratiosa coeli rosa, krank und glimmet mein Herz, durch Liebe verwundet!“ im Anschluß an das neue Pfälzische Gesangbuch so gegeben würde: „Nach dir wallt mir, du holdselge Himmelslilje, meine Seele, daß sie sich mit dir vermähle!“ wem sollte hiemit nicht gedient sein? — Es liegt einmal in der alterthümlichen Fassung Nicolai's ein Diamant, den die Kirche Christi sich niemals wird nehmen oder vorenthalten lassen.

106. O Jesu, Jesu, Gottes Sohn.

Aus Johann Heermann's (1585—1647), Predigers zu Köben, „Hauß- und Hertzmusica 1630“, unter der Überschrift: „Von der Liebe, die ein christlich Herz zu Jesu trägt und noch tragen will.“

Er dichtete diese „herzliche Liebeserklärung der Seele gegen ihren theuersten Jesu“ über seinen Wahlspruch: Mihi omnia Jesus (Jesus ist mir Alles). Wie hier der in Kriegsdrangsalen und Krankheitsnöthen vielfach geprüfte Dulder die Hoffnung ausspricht, einst, der Trübsal entnommen und mit der Krone geschmückt, droben stehen zu dürfen (V. 6. 7.), so ward ihm durch seinen Leichenredner, Pfarrer Holfeld von Lissa, solche Hoffnung nach dem Tode noch versiegelt; denn derselbe sagte im Anschluß an 1. Petr. 5, 2—4: „Und diese schöne und unverwelkliche Krone der Ehren hat unser lieber Heermann als ein tapferer geistlicher Kriegsmann, der unablässig und recht gekämpfet in seinem schweren Beruf und Stand, nun auch schon der Seele nach empfangen von der Hand des Herrn.“

Wenn der alte Jakopone weinte, weil die Liebe nicht geliebt werde, so finden wir bei Heermann den evangelischen Ausdruck dieses Liebesschmerzens, welcher sich auf das eigene Herz bezieht. Bengel sagt einmal zu Philipper 1, 9: „Das Feuer im Apostel spricht nie: es ist genug!“ Das sagt unser Sänger hier:

> Dies ist mein Schmerz und kränket mich,
> daß ich nicht gnug kann lieben dich,
> als ich dich lieben wollte.
> Ich werd von Tag zu Tag entzündt;
> je mehr ich lieb, je mehr ich find',
> daß ich dich lieben sollte.

In diesem Sinne heißt es bei Scriver in seiner Chrysologia catechetica: „Sollte mich mein Heiland fragen, ob ich ihn lieb habe, so weiß ich kaum, ob ich mit Petro rund aussagen darf: Herr, du weißest alle Dinge, du weißst, daß ich dich lieb habe! Denn ob ich zwar meinen Herrn Jesum lieb habe, so dünket mich doch, daß in Ansehung seiner unvergleichlichen Liebe gegen uns meine Liebe fast keine Liebe zu nennen sei. Zumalen unsre Liebe mit vielen Unvollkommenheiten befleckt und dem Feuer im nassen Holze gleich ist, welches viel Rauch machet, und zwar glimmet, aber nicht lichter-

lohe brennt. Sie ist gleich den fremden Bäumen und Pflanzen, so man aus warmen Ländern zu uns anhero in diese kalten Örter gebracht, und weil sie nicht so viel Hitze haben, als sie gewohnt, mehrentheils unzeitige und abgeschmackte Früchte bringen. Doch dies will ich mit Freudigkeit sagen: Herr Jesu, du weißst alle Dinge; vor dir ist alle meine Begierde und mein Seufzen ist dir nicht verborgen. Du weißst, daß ich dich gern über alles lieben wollte, auch dich darum täglich flehentlich anrufe, daß ich in der heiligen Liebe täglich wachsen möge."

Zum dritten Vers erzählte Diakonus Löffler in Göppingen, welcher am 24. April 1787 starb, auf seinem Todtenbette: „Da ich einst auf einer Reise nach Amsterdam gelangte und die Pracht und den Reichthum dieser großen Stadt sah, so machte dies anfangs den Eindruck auf mich, daß ich dachte: O wie gut ist hier wohnen! Aber sogleich fiel mir der Vers ein:

Nichts auf der ganzen weiten Welt,
Pracht, Wollust, Ehre, Freud und Geld,
wann ich es recht besinne,
  Kann mich ohn dich
gnugsam laben; ich muß haben
reine Liebe,
die tröst', wann ich mich betrübe!

Ja, setzte er hinzu, das ist Wahrheit; denn wie wenig Reiche und Große der Erde folgen dem Heiland in seinem Leidensstande nach!" (Christenbote. 1850.)

Melodie: Wie schön leuchtet der Morgenstern.

107. Jesu, meine Freude.

Von Johann Frank (1618—77), dem sangeskundigen Bürgermeister zu Guben in der Lausitz (3, 378), in Crügers Praxis pietatis melica, achte Ausgabe, (1653?) erschienen.

Winterfeld vermuthet, daß Frank damit eine geistliche Umbildung eines weltlichen Liedes gegeben hat, wie es in den ältern Zeiten so gewöhnlich war, daß man, wo das Gefühl irdischer Liebe fast bis zur Abgötterei in einem Liede ausgedrückt war, Worte heiliger Liebe an die Stelle der ursprünglichen Worte setzte. In den „Arien" Heinrich Alberti's zu Königsberg, deren acht Theile in den Jahren 1638—1648 erschienen, findet sich nemlich ein weltliches Lied mit dem Titel: „Das Lied Celadons" und dem Anfang:

Flora, meine Freude,
meiner Seele Weide,
meine ganze Ruh;
Was mich so verzücket
und den Geist erquicket,
Flora, das bist du.
  Deine Pracht
glänzt Tag und Nacht
mir vor Augen und im Herzen
zwischen Trost und Schmerzen.

Zwar muß uns die Erfahrung mit „Wie schön leuchtet der Morgenstern" etwas vorsichtig machen, aber das frühere Erscheinen des weltlichen Lieds dürfte wohl diesmal für die Nachbildung des geistlichen stimmen.

Johann Frank dichtete das Lied mit sechs Versen. Hernach wurde aus seiner „Vaterunserharfe" der Vers angehängt:

Vater aller Ehren,
laß dein Wort uns lehren,
daß dein Reich hier sei;
Es gescheh dein Wille,
unsern Hunger stille,
mach uns sündenfrei.
Gib uns nicht
dem Bösewicht,
sondern führ aus allem Leide,
Jesu, meine Freude.

und statt seiner trat später der Vers von Hartmann Schenk ein: „Jesu, ich befehle dir mein Leib und Seele."

Das Lied, welches bei Schamelius die Überschrift trägt: „Heilige Jesuslust" und sonst: „Trotz- und Trostlied der in Gott verliebten Seele", ist ein ungemein inniges und auf die Liebe zum Herrn pochendes Lied der Kirche, so sehr, daß manche Alten gegen dasselbe bedenklich waren. Sie meinten, es sollte in einer ganz vermengten Versammlung gar nicht gesungen werden, um des Mißbrauchs willen, da vielleicht die meisten, so dieses Lied singen, Gott ins Angesicht lügen. So erzählt denn auch Dr. Arcalarius, Senior des geistlichen Ministeriums zu Frankfurt a. M., in der Vorrede zu Crügers Praxis pietatis melica: „Es haben angesehene, sonderlich graue Häupter, anfangs mit Ungeduld zugehöret, wenn das trostreiche Lied: ‚Jesu, meine Freude' in öffentlicher Gemeinde gesungen worden; denn sie hattens in ihrer Jugend nicht gehört, fanden sich also beschwert, solches im Alter zu lernen. Nachdem es aber die ganze Gemeinde bald und freudig gelernet, schwiegen sie nicht nur still, sondern überwanden sich auch, durch ihre Brillen zu sehen, was an solchen Liedern so lieblich und tröstlich wäre, lernten bald durch fleißige Übung, was ihnen zuvor unmöglich schien, und wurden hernach die Eifrigsten nach solchem Trost, da sie dessen Süßigkeit einmal in dem Grund ihrer Seelen geschmecket hatten."

Das Lied verbreitete sich bald in allen deutschen Landen, selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus. Schon im Jahr 1667 übersetzte es Johann Blume, Pfarrer zu Hackern in Esthland, in die esthnische Sprache; 1724 ließ es Peter der Große in die russische Sprache übertragen, nachdem er dasselbe während seines Aufenthalts in Deutschland kennen gelernt und als Leiblied erwählt hatte; Dr. Johann Anselm, ein Jurist in Königsberg, übersetzte es um dieselbe Zeit in lateinische Verse.

Folgende Geschichte zeigt aber auch, wie dieses Lied, in öffentlicher Kirche gesungen und gebraucht, je nach dem Stand der Herzen, theils beschämend und erweckend, theils kräftigend und erhebend wirken kann. Am 14. Mai 1730 war ein frommes Bauernmädchen, Engel Utstiems im Kirchspiel Casnevitz zu Altenkamp (geb. 1706), in der Kirche, als man dieses Lied sang und der Pfarrer in seiner Predigt davon redete, daß eine Person, welche dieses Lied in der Kirche mitsang, dergestalt in ihrem Herzen beschämt worden sei, daß sie deutlich erkannt habe, sie sei nicht im Stande, dasselbe mit Wahrheit zu singen; sie habe daher den Entschluß gefaßt, eine rechte Jüngerin Jesu zu werden. Das hörte nun Utstiems mit dankbarer Freude darüber, daß sie in ihrem Theil durch Gottes Gnade

die volle Gewißheit in sich trage, sie sei der Freundschaft und Gemeinschaft Jesu theilhaftig geworden und der heilige Geist habe es ihr bezeugt: „Du bist versiegelt zur Kindschaft Gottes, zum ewigen Leben, du bist und bleibst ein Eigenthum des Herrn, deines Jesu." Darüber ward ihr so unaussprechlich wohl, daß sie Mühe hatte, ihre Gebärden in Schranken zu halten, um nicht ihre Freude vor der ganzen Versammlung laut werden zu lassen. Und daß diese Bewegung ihres Herzens kein bloßes Spiel ihrer Gefühle war, bewies der heiligende Einfluß, den dieselbe auf ihr ganzes künftiges Leben ausübte. (Sammlungen zum Bau des Reiches Gottes. 33. 1736.)

Der erste Vers hat schon mit seinen Anfangsklängen der Liebe manches Herz erquickt. — Pastor Diestelkamp in Westfalen wurde als junger Candidat in eine armselige Hütte gerufen. Der eisige Nordwind pfiff durch die Wände, das Dach ließ Regen und Schnee durchsickern; ein alter kalter Ofen, ein dreibeiniger Stuhl, ein morscher Tisch und eine ärmliche Bettstelle war der Hausrath. Auf dem Stroh der letzteren lag eine verlassene Witwe, vom Frost geschüttelt, eine wahre Jammergestalt. Der junge Prediger an ihrem Bette wußte von nichts anderem zu reden, als wie schlimm sie's doch habe und wie elend sie sei. Aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen, als die Kranke sich plötzlich aufrichtete, die Hände faltete und mit bebender Stimme glaubensfreudig betete:

Jesu, meine Freude,
meines Herzens Weide,
Jesu, meine Zier!
Ach wie lang, ach lange,
ist dem Herzen bange
und verlangt nach dir!
Gottes Lamm,
mein Bräutigam,
außer dir soll mir auf Erden
nichts sonst Liebers werden.

Da saß er mit aller seiner Weisheit dem lebendigen Glauben eines Gotteskindes gegenüber. Das Gebet gieng ihm durchs Herz, und er betrachtete nach Matth. 11, 25 f. diese Erfahrung als eine Lektion in der Schule geistlichen Lebens. (Fliegende Blätter, Beiblatt. 1865.)

Die Freifrau Maria Elisabet zu Schönberg in Sachsen hatte eine Enkelin, Rahel Sophie, nach dem Tod ihrer an einen Herrn v. Lüttichau verheirathet gewesenen Tochter zu sich genommen. Das Kind, erst sechs Jahre alt, war bald Ein Herz und Eine Seele mit der gottseligen Großmutter. Einst nun, nachdem vier Wochen zuvor der Prediger des Orts, Gerber, der Großmutter die Leichenpredigt gehalten hatte, sprang das Kind auf denselben zu, als er in die Kinderstube trat, und bat ihn, wenn es sterbe, müsse er ihm auch die Leichenpredigt thun, wie der Großmutter. „Jesu, meine Freude" — das solle der Leichentext sein und sonst nichts mehr. Darüber ward nun zwar gelacht, denn das Kind brachte das mit fröhlichem Gemüth vor und hüpfte dazu; aber des andern Tags erkrankte das

liebe, fromme Töchterlein, und da Gerber auf sein Begehren es besuchte, betete es gerade dieses Lied und verschied unter dem letzten Vers: Weicht, ihr Trauergeister. (Gerber, Historie der Wiedergeborenen.)

Auch die Stimme der Sehnsucht in diesem Vers hat seine Kraft. — Ein Zuchthausprediger hielt einst in einem Lazaret eine Andachtsstunde in dem mit den gefährlichsten Kranken gefüllten Zimmer. Zu diesen gehörte auch ein Schlosserlehrling, welchen er einige Tage zuvor in einer Unterredung als einen frechen Spötter kennen gelernt hatte. Jetzt hatte sich aber sein Krankheitszustand bedeutend verschlimmert, der Hals war verschwollen, die Augen waren vorgedrängt, die Sprache war kaum noch verständlich. Als nun das Lied gesungen wurde: „Jesu, meine Freude“ und es im Gesang an die Worte kam: „Ach, wie lang, ach lange ist dem Herzen bange und verlangt nach dir!“ da rannen dem Schlosser die hellen Thränen über die Wangen, und er streckte seine Hand nach dem Prediger aus. Der aber beachtete es nicht und hielt nach beendigtem Gesang noch einen kurzen Vortrag über das Wort Petri: „Herr, gehe hinaus von mir, ich bin ein sündiger Mensch!“ wobei er darauf hinwies, wie Petri Glaube nachher ihn gedrungen habe, unablässig zu beten: „Herr, komm herein zu mir!“ und so die Armut einer unbegnadigten dem Reichthum einer begnadigten Seele gegenüberstellte. Ueber dem wurden die Züge des Kranken ganz verklärt, er sprach zum Prediger: „Meinem Herzen ist nun nicht mehr bange; der Herr Christus ist auch zu mir armem Sünder gekommen!“ und begehrte als ein Sterbender das heilige Abendmahl. Nach dessen Genuß betete er mit strahlenden Augen und gefalteten Händen zu größter Rührung aller Anwesenden den Vers: „Jesu, ich befehle dir mein'n Leib und Seele.“ (Basler Sammlungen.)

Der heroische Muth, welcher aus dem zweiten Verse tönt, der es mit allen Wettern der Welt aufnehmen will, weil er Jesum hat, findet in folgender Stelle Hamanns eine treffende Auslegung. Hamann schreibt seinem Freunde Jakobi, der sich über das Wetter beklagte: „Sturmwinde, die Sein Wort ausrichten! sagt der Psalm 148, 8. Mit Freuden thun sie seinen Befehl, und wenn das Stündlein kommt, lassen sie nicht ab! So las ich heute morgen im Sirach 40, 38. Wenn diese rauhen Engel ein Paar Ihrer Bäume zum Lob ihres Herrn nöthig gehabt, so müssen Sie nicht gleich die Mutter Natur, wie Eli die Hanna, im Verdacht haben. — Hinter dem Ofen kommen mir die Elemente, wenn sie durcheinandergehen, wie die Saiten auf dem Psalter und ihre concordia discors (ihre unharmonische Harmonie) recht schrecklich angenehm vor. Daher ich auch bei einem starken Gewitter mein Hausgesinde gern mit dem alten Liede Johann Franks, eines Lausitzers und Landsmanns meines Vaters, aufmuntern mag.“ (Poel, Hamann. I.)

Der Satan ist ein stolzer Feind; man muß ihn mit Verachtung strafen: das ist Luthers Grundsatz gewesen. Darum folgt Vers 3: „Trotz dem alten Drachen.“ — Als im Mai 1849 der Sturm der Revolution durch das badische Land tobte, hielt es Diakonus Kayser

in Gernsbach für seine Pflicht, den Jünglingen der Filialgemeinde Staufenberg den Willen Gottes in diesem Wirrwarr zu sagen. Er glaubte, darüber unangefochten zu bleiben; allein am Sonnabend erhielt er eine Vorladung aufs Rathhaus, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Er bebte einen Augenblick; dann stärkte ihn aber das Wort:

Trotz dem alten Drachen,
Trotz dem Todesrachen,
Trotz der Furcht dazu!

Er gieng in der Erinnerung an Jesu Wort: sie werden euch in ihre Rathhäuser führen! hin, verantwortete sich wegen seiner „aufrührerischen Reden“ und wurde wieder freigegeben, um des folgenden Tages für seinen Großherzog zu beten und dem Volke Buße zu predigen. Er wurde freilich hernach verhaftet, zu Rastatt und Freiburg gefangen gesetzt, durfte aber in kurzer Zeit sagen: „Der Herr schirmt Jerusalem, wie die Vögel thun mit Flügeln, der da schützet, errettet, darin umgeht und aushilft. Gelobt sei sein herrlicher Name!“ (Ledderhose.)

Gar herrlich ist der sechste, also eigentlich letzte Vers. Lavater sagt in seinem Sinn in der Hausbibel: „Jesus und Freudenmacher sind völlig gleichbedeutende Worte. Wer Jesum für etwas Anderes hält, als für einen Freudenmacher, das Evangelium für etwas Anderes als für eine Freudenbotschaft, das Leiden für etwas Anderes, als für eine Freudenquelle, der kennt weder Gott noch Christum noch das Evangelium.“ — Ein gottesfürchtiger Schmied aus Westfalen erzählt von einem schweren Zustand der Anfechtung, in welchem er viele Wochen lang ganz niedergedrückt gewesen sei. Durch den beständigen Umgang mit Christen, wobei er nur Gutes gehört und gelesen und vor den Ausschweifungen der Jugend bewahrt worden, war er in einen Zustand der Sicherheit gerathen, in der Wachsamkeit und im Gebet erschlafft, und hatte seine Eigenliebe und Selbstsucht nicht mehr bekämpft. Um von diesen Befleckungen des Geistes ihn zu reinigen, kam jene schwere Züchtigung über ihn, und es wurde ihm sein sündliches Verderben in seiner Größe plötzlich klar. Als er zum Herrn fliehen wollte, war es, als ob eine dicke Mauer zwischen Gott und seiner Seele gezogen wäre. Diese innere Noth steigerte sich von Tag zu Tag, und endlich fürchtete er gar, die Erde werde sich unter seinen Füßen aufthun und ihn verschlingen. Darüber zerfiel seine Gestalt und er wankte abgezehrt und kraftlos, wie ein Schatten, umher. „So wurde denn, erzählt er, als ich eines Morgens in meine vom Wohnhaus etwas entfernte Schmiede gehen wollte, die Vorstellung, daß dies der letzte Gang sei und daß die Erde mich augenblicklich verschlingen werde, so schreckhaft, daß ich fast den Fuß nicht aufheben durfte. Ich kam jedoch, meiner selbst nicht mehr bewußt, glücklich in die Schmiede, zündete mechanisch das Feuer in der Esse an und legte die geglühte Klinge, immer wie betäubt, auf den Amboß und hob den Hammer zum Draufschlagen in die Höhe. Indem ich nun den ersten Schlag auf die Klinge that, schwand

plötzlich die Finsterniß aus meiner Seele, wie im Sturm verjagt, und mit dem Fall des Hammers sang ich zu den Hammerschlägen: ‚Weicht, ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister, Jesus, tritt herein!‘ Weg war nun aller Druck, der so entsetzlich auf meiner Seele gelastet, und meine Seele wurde von Wonne und Freude überströmt. Von diesem Zeitpunkt kann ich meine wahre Bekehrung von der Finsterniß zum Lichte datiren." (Basler Sammlungen. 1823.)

Das ganze Lied aber wird erst durch folgende Erzählung in meinen Gedenkblättern III, 203 ff. ins rechte Licht gestellt. — Als Pfarrer Dr. Mayer aus Lyon, der bewährte Zeuge deutsch-evangelischen Christenthums auf französischem Boden, im Herbst 1871 zu Stettin vor den Vertretern des Gustav-Adolf-Vereins über seine Erlebnisse im Kriegsjahr berichten sollte, erzählte er:

„Als am 4. September die Republik in Lyon zuerst proklamirt worden war, und ich über die Straßen und Plätze der Stadt nach unserer Kapelle zugieng, da klopfte mir das Herz; denn ich sah schwere Wetterwolken hervorbrechen. Ich fragte mich im Stillen: wird auch jemand da sein? wird es jemand gewagt haben, zum Hause Gottes zu kommen? Zu meinem großen Erstaunen aber sah ich: die Kapelle war gefüllt. Wir fiengen unsern Gottesdienst mit Zagen an. Draußen ließ sich Donnerschall und lärmendes Geräusch vernehmen. Plötzlich wurde unsre Thür von Kolbenschlägen getroffen. Ich mußte mit der Predigt innehalten, und wir fiengen an zu singen V. 2:

Unter deinem Schirmen
bin ich vor den Stürmen
aller Feinde frei.
Laß von Ungewittern
rings die Welt erzittern:
mir steht Jesus bei.
Ob es jetzt
gleich kracht und blitzt;
ob gleich Sünd und Hölle schrecken:
Jesus will mich decken!

Als der Vers zu Ende gesungen war, da war es wieder stille geworden, und wir konnten ruhig fortfahren und unsern gewöhnlichen Gottesdienst vollenden. — — Besonders traurig ist für uns das Weihnachtsfest gewesen. Am heiligen Abend Nachmittags wurde ich zum drittenmale verhaftet. Ich hatte am Christtage zweimal zu predigen und bat, man möchte mich freigeben und nach Hause lassen, um meine Predigt fürs Fest fertig zu machen. Die Bitte konnte nicht gewährt werden, und als ich endlich Abends spät nach Hause kam, war es mir auch nicht recht so zu Muthe, als ob ich noch studiren könnte. Es blieb noch der andere Morgen. Als wir in der Kapelle versammelt waren, wollte es nicht recht gehen mit dem „Hallelujah, denn uns ist heut!" Aber wir fiengen an V. 6:

Weicht, ihr Trauergeister,
denn mein Freudenmeister,
Jesus, tritt herein.
Denen, die Gott lieben,
muß auch ihr Betrüben
lauter Zucker sein.
Duld ich schon
hier Spott und Hohn,
dennoch bleibst du auch im Leide,
Jesu, meine Freude.

Und es ist noch ein schönes Weihnachtsfest geworden, wie ich glaube, für manche Seele zum Segen. Denn ist es solche Zeit, so wird auch

das Wort wahr: ‚Anfechtung lehrt aufs Wort merken.‘ — — Endlich, als am zwanzigsten März, einem Sonntag-Abend, während wir in der Kirche waren, der Aufruhr ausgebrochen war, als wir die Kanonen donnern und das Gewehrfeuer krachen hörten, als wir das Geschrei der Kämpfenden vernahmen, da flüchteten wir uns wieder zu dem Liede Vers 3:

Trotz des Feindes Lauern,
Trotz des Todes Schauern,
Trotz der Furcht dazu!
Tobe Welt und springe,
ich steh hier und singe
in gar sichrer Ruh.
Gottes Macht
hält mich in Acht;
Erd und Abgrund müssen schweigen
und vor ihm sich neigen.

Manche von denen, die versammelt waren, hatten einen gefährlichen Weg nach Hause und manche konnten gar nicht nach Hause kommen: sie mußten bei Freunden übernachten. Aber keiner der Unsrigen ist verletzt worden, und keinem ist ein Leid geschehen."

Die Melodie a a g f e d, a a h $\overline{\text{cis}}$ $\overline{\text{d}}$ $\overline{\text{cis}}$ ist von Johann Crüger auf besonderes Verlangen des Dichters erfunden, der sein vertrauter Freund war. Sie erscheint zuerst in Crügers geistlichen Kirchenmelodieen 1649, dann in der Praxis pietatis melica 1656 und zu gleicher Zeit auch im Dresdenschen Gesangbuch. G. Fr. Händel hat sie in den Jahren 1703—1709 als ein herrliches Tonbild in seine dramatisch gefaßte Cantate auf den Tag Johannis des Täufers, „Die Erlösung des Volkes Gottes aus Egypten", mit Zugrundlegung des 2. Verses eingefügt. Und Sebastian Bach hat das ganze Lied zur Grundlage einer Motette gemacht, wobei zwischen die einzelnen Strophen bezügliche Verse aus dem 3. Kapitel des Briefs an die Römer (V. 1. 2. 9. 10. 11.) eingewoben sind. — Hier mag folgende Geschichte eingefügt werden. Andreas Gryphius hatte nach unserem Lied ein schönes Morgenlied gedichtet, dessen erster Vers lautet:

Jesu, meine Stärke,
deine Wunderwerke,
deine Gütigkeit
Lobt mein armes Leben,
dich will ich erheben
heut und jederzeit,
Daß dein Schutz
mich vor dem Trutz
der verdammten Höllenscharen
gnädigst wolln verwahren.

Nun geschahs im zweiten schlesischen Kriege, als die preußischen Truppen in Meißen eingerückt waren, daß die Noth der Einwohner aufs Höchste stieg. Während dieser Bedrängniß wußte ein junger Student keine andere Ruhestätte zu finden, als in einer Ecke des Marktplatzes. Da wurde er gegen Morgen von den Tönen einer Querpfeife überrascht, die jedoch kein Kriegslied hören ließ, sondern den Choral von Andreas Gryphius: „Jesu, meine Stärke!" in der alten Weise von Johann Crüger. Erstaunt über diese friedliche, wohlthuende Musik wandte er sich an eine nahestehende preußische Schildwache: Wer mag es sein, der so schön spielt? und erhielt die kurze Antwort: „Es ist unser König." Es war die Gewohnheit des alten Fritz, mit diesem Morgenliede den neuen Tag zu begrüßen. (Volksblatt für Stadt und Land.)

Eine andere Melodie: es f g f es b as g, aus dem Baden-Durlach'schen Choralbuch 1762, wurde in Württemberg zuerst durch den Prälaten Ernst Urban Keller (1762—81 Diakonus in Marbach, 1786—91 Stadtpfarrer in Lauffen und zuletzt Stiftsprediger in Stuttgart) bekannt und ist seitdem im Württemberger Lande ungemein beliebt geworden.

108. Meinen Jesum laß ich nicht.

Als Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen am 8. Oktober 1656 als zweiundsiebenzigjähriger Greis im Sterben lag, kam sein Oberhofprediger Dr. Johann Jakob Weller, der edle Wahrheitszeuge, zu ihm und tröstete ihn aus Gottes Wort kräftiglich. Als er ihn nun unter Anderem fragte, ob er Jesum im Herzen habe und auch noch des Liedes gedächte: „Von Gott will ich nicht lassen", das er im Leben so oft gesungen, antwortete der Kurfürst aus 1 Mos. 32, 26. mit Glaubensfreudigkeit: „Meinen Jesum laß ich nicht!" Unter fernerem Zuspruch fieng er aus Schwäche zu schlummern an; als er aber nach einiger Zeit wieder erwachte, rief er laut: „Ach, Jesu, erbarme dich meiner; Jesus, ich lasse dich nicht!" und diesen Seufzer wiederholte er noch oft. Schon ganz todesmatt betete er noch leise: „Herr Jesu, dir leb ich, dir sterb ich, dein bin ich todt und lebendig. Amen!" wollte auch noch bei dem Namen Jesu sein Käppchen vom Kopfe ziehen, wozu er aber nicht mehr im Stande war, und ist also bald sanft eingeschlafen.

Über diese Glaubensworte seines sterbenden Landesvaters dichtete nun, wahrscheinlich noch im Jahr 1656, Christian Keimann (1607—62. vgl. 3, 369 ff.), Rektor zu Zittau, dieses Akrostichon, in welchem das Anfangswort jeden Verses ein Theil jenes Glaubensspruches: „Meinen Jesum laß ich nicht" ist, womit auch das Lied beginnt und schließt. — Im letzten Vers endlich hat der Dichter durch die Anfangsbuchstaben jeder Zeile: J. G. Ch. Z. S. den Namen: „Johann Georg, Churfürst zu Sachsen" bezeichnet. — Er hat zugleich in den ersten Vers ein anderes Fürstenwort verflochten. Als 1561 die Herzogin Katharine zu Sachsen im Sterben lag, rief sie: „Ich will an meinem Herrn Christo klebend bleiben, wie die Klette am Rock!" Als dies Wort der Mutter dem Kurfürsten August berichtet wurde, sagte er: „Gott helfe mir auch also an meinem letzten Ende! Ich will auch durch seine Gnade an diesem kleben bleiben und meinen Herrn Christum bekennen. Er lasse mich im ewigen Leben nur seinen Schuhhader sein, so hab ich gnug." Diese Rede hat, wie im Lied: „Christus der ist mein Leben", so hier ihren Nachhall gefunden. — Und endlich ist zu berichten, daß auch jenes erste Wort bei einem kurfürstlichen Sterben aufgefrischt wurde. Als Kurfürst August 1680 dem Tode entgegengieng, erinnerte ihn sein Oberhofprediger an den Wahlspruch seines Vaters, und er sagte: „Nun will ich meinen Jesum auch nicht lassen; Herr Jesu, dir leb ich —!"

Das Lied Keimanns ist erschienen in Hammerschmidts Fest-,

Buß- und Dankliedern, Dresden 1658. Um dieselbe Zeit hat auch Johann Frank, der bekannte Bürgermeister zu Guben, über die Worte des Kurfürsten ein Lied gedichtet: „Meinen Jesum will ich lieben, weil ich noch im Leben bin“, wobei den Refrain jeden Verses die Worte bilden: „Meinen Jesum laß ich nicht.“ Eine Schar anderer Lieder ist sodann als Echo gefolgt; das beste in dieser Gattung mag des Wittenberger Meyers Abendmahlslied sein: „Meinen Jesum laß ich nicht! meine Seel ist nun genesen.“

Die Losung des Erzvaters: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ hat in dem Liede für die Kirche einen klassischen Ausdruck gewonnen. — Petrus Schele, Prediger in Rendsburg, erzählt, daß er eine adelige Witwe von Rantzow dabei antraf, wie sie vier Tage nach dem Evangelium Matthäi 22, 1—15 in ein Atlaskleid folgende Inschriften stickte, oben: „Christliche Kleiderordnung“, unten links: „Mich erfreut sein Angesicht, meinen Jesum laß ich nicht!“ und rechts: „Am jüngsten Gericht mein Fürsprech sei!“ Denn, sagte sie, das sei die rechte Ordnung für die Seele, sowohl für die Zeit als für die Ewigkeit. (Seiffart, Singularia Evangelica.)

Die geistvolle Postille Löhe's, in welcher sich das theure lutherische Bekenntniß in der schönsten Form, wie goldene Äpfel in silberner Schale, findet, trug in ihrer ersten Auflage als Losung Keimanns Liedervers 4:

Ihn werd ich auch lassen nicht,
wenn ich nun dahin gelanget,
Wo vor seinem Angesicht
meiner Väter Glaube pranget:
Mich erfreut sein Angesicht,
Meinen Jesum laß ich nicht!

Eine treffendere Losung kann man sich für solch ein Buch nicht denken. Leider hat er in den späteren Auflagen an die Stelle des Verses das ganze Lied gesetzt. Das Bessere ist hier beinahe der Feind des Guten gewesen.

Im Jahr 1794 kam zu einem Pastor im Herzogthum Berg ein aus Württemberg gebürtiger kaiserlicher Fourier bei einem Freicorps und verlangte mit vieler Sehnsucht, des folgenden Sonntags zu communiciren, indem er Jahr und Tag weder in einer Kirche gewesen, noch das heilige Abendmahl genossen habe. Obschon keine Communion an diesem Sonntage gehalten wurde, so willfahrte der Prediger doch gerne seinem Begehren, worauf er ihn bat, das Lied singen zu lassen: „Meinen Jesum laß ich nicht.“ Kaum erhielt er noch, weil selbigen Sonntag plötzlich Befehl zum Abmarsch eingetroffen war, einige Stunden Aufschub, dieses Vorhaben auszuführen. Der Prediger nahm, nachdem das Lied erklungen war, zum Eingang seiner sonntäglichen Predigt die Worte: „habt Glauben an Gott!“ Marci 11, 22., und der Fourier zog, nachdem er mit tiefer Rührung das Abendmahl genossen und den Durst seiner Seele gestillt hatte, fröhlich und vergnügt seine Straße. (Heinrichs Erzählungen über evangelische Kirchenlieder. 1849.)

Die Lebenslosung, wie bei Jakob, wurde noch viel mehr die Sterbenslosung wie beim Kurfürsten.

Eine gottesfürchtige Jungfrau, Susanna Stierlin, hatte längere Zeit seufzen müssen, es fehle ihr vor ihrem Tode noch die Reinigung, denn es könne nichts Gemeines oder Unreines in Jerusalem eingehen; aber eines Tags kam eine selige Erquickungsstunde für sie, da sie überlaut zu rufen anfieng: „Ach, denkt doch, Jesus will mich selig machen. Ist das möglich? Ich kanns fast nicht glauben, mich höllenwürdige Sünderin will er selig machen?“ Ihre Reden floßen beständig über von der Schönheit und Herrlichkeit Jesu, und sie bezeugte: „Da ich vorübergieng, fand ich den, den meine Seele liebet; ich halte ihn nun und will ihn nicht lassen!“ Als hierauf ihr Seelsorger zur Thüre eintrat, rief sie ihm frohlockend entgegen: „Herr Pfarrer, nun ist Ihr Zuspruch in meinem Herzen aufgegangen; nun ist alles lebendig, nun ist mir recht wohl! Er ist da, er ist mein: Meinen Jesum laß ich nicht!“ (Bündlein der Lebendigen von Bürkmann. 1748.)

Ludämilie Elisabet, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt, die gottinnige Dichterin der „Stimme der Freundin“, hatte ihrem Heiland manches Lied der süßen Himmelsliebe gesungen. Da wurde sie als zweiunddreißigjährige Braut von den Masern ergriffen und dem Tode rasch entgegengeführt. Als sie das heilige Abendmahl empfieng, rief sie: „Jesus über mir, Jesus neben mir, Jesus in mir. Mit Jesu wollen wir Thaten thun!“ Als sie von allen, auch ihrem Verlobten, dem Grafen Christian von Schwarzburg-Sondershausen, Abschied genommen hatte, antwortete sie dem Hofprediger Sössing, der sie fragte, ob sie ihren Jesum noch im Herzen halte: „Meinen Jesum laß ich nicht! Er lässet mich auch nicht, er kann mich nicht lassen; ich bin ja sein Ephraim!“ Jerem. 31, 20. Mit solchen Worten schied sie „aus dem Weltgetümmel, denn ihr Tröster war im Himmel.“

Avenarius, Diakonus zu Schmalkalden, erzählt in seinem Liederkatechismus 1714 von einem frommen Schulmeister, der zu ihm gesagt habe, er glaube sicherlich, es sei nichts auf der ganzen Welt, das ihm tröstlicher, lieblicher und angenehmer vorkäme, als dies Lied. So oft er es singe, wäre nichts als Freude, Trost und Liebe in seinem Herzen. Hierauf zeigte er ihm ein Quartblatt, welches mitten entzwei gebrochen und auf welchem außen die Worte standen: „Wenn ich sterbe, so sollen meine Kinder mir dieses Lied in die Hand in den Sarg geben; hiermit will ich singend zu meinem Jesu in sein ewiges Freudenleben eingehen.“ Es geschah nach seinem Tode, und er hat also das Lied mit in sein Grab genommen.

Albinus, der Sänger von „Welt ade, ich bin dein müde“ und „Alle Menschen müssen sterben“, lag 1679 auf dem Todtenbette. Als er von den Seinen Abschied genommen, trat sein Beichtvater zu ihm ein und vermahnte ihn, seinem Herrn Jesu getreu zu bleiben, damit er die Krone des Lebens erlangen möchte; darauf sagte der Sterbende: „Ja, dabei bleibt es: Meinen Jesum laß ich nicht!“

Selbst eine unnöthige Variante hat vor längerer Zeit noch die Kraft des Liedes fortgepflanzt. — Drei Gelehrte waren mit einander eins geworden, eine Zeitschrift herauszugeben, darin bewiesen werden sollte, daß es mit der Bibel nichts sei und daß das Christenthum in unsere Zeit nicht mehr passe. Sie hatten sich in eine Stadt zusammenbestellt. Der beste Kopf unter ihnen, ein Doktor der Philosophie, kam auf seiner Reise in die Stadt L.... Dort war in der Kirche ein berühmtes, schönes Altarblatt; das wollte er als Kunstkenner, der viele Kunstsammlungen schon bereist hatte, besuchen. Doch wartete er, bis die Predigt vorüber war, die ihn, wie er meinte, doch bloß gelangweilt hätte. Nachdem nun die Leute heraus waren, trat er in die Kirche. Da besah er alle die steinernen Säulen und die Schnörkel und Figuren. Als er gegen den Altar kommt, spielt die Orgel wieder, und er merkt zu seinem Verdruß, daß noch Abendmahl gehalten wird. Während er sich nun dennoch das Altarblatt besieht, wird das Lied: „Meinen Jesum laß ich nicht" gesungen. Das ist dem Doktor wohlbekannt; er hats in seiner Jugend gelernt. Als aber so ein Vers nach dem andern gesungen wird, wird ihm weh und wohl dabei zu Muth; das herrliche Lied nimmt sein Herz so ein, daß er dann und wann mit einstimmen, daß er zuletzt ganz mitsingen muß. Und wie nun der letzte Vers kommt, da dringen ihm die Worte: „Wehe dem, der dich verläßt!" (nach einer neueren Fassung), wie ein Pfeil in sein erweichtes Herz; er zittert und bebt, und die Thränen laufen ihm herab. „Wehe dem, der dich verläßt!" klingts immer wieder in seinem Herzen. In sich gekehrt und niedergebeugt verläßt er die Kirche. Unterwegs drängen sich ihm die Worte in den Sinn: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?" so daß sie fast laut heraus müssen. Als er jetzt wieder auf seinem Zimmer ist, fällt ihm ein Spruch nach dem andern ein — Ps. 95, 8. Matth. 11, 28. Joh. 14, 6; er kann sich endlich nicht mehr helfen, er muß eine Bibel haben, und begehrt solche von dem Wirth. Mit Heißhunger liest er in dem Buch, das er seither nur angesehen, um daran zu meistern und zu kritteln. Jetzt ist ihm alles, was er darin liest, ganz neu, und immer muß er wieder die Worte lesen Offenb. 3, 20: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So jemand wird meine Stimme hören und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen!" Da widersteht er nicht länger und ruft voll Freudigkeit: „Ja, Herr, du großer Heiland der Welt, ich will deine Stimme hören!" Während er betet, erfüllt Gottes Friede sein Herz, und er versteht das Wort von diesem Frieden, der höher ist, denn alle Vernunft. Aus der Zusammenkunft und aus der Zeitschrift, die das Christenthum und die Bibel abthun sollte, ist aber nun nichts geworden, weil der Klügste ein Narr, das heißt: weise, und aus einem Saulus ein Paulus geworden. (Pilger aus Sachsen. 1842.) — So hat also dies Lied einem, der Jesum gelassen hatte, dazu geholfen, ihn wieder zu ergreifen und zu fassen.

Heinrich Müller sagt in seiner letzten „Erquickstunde": „Ich will lieber in der Gemeinde fünf Worte reden mit meinem Ver-

stand, denn sonst zehntausend Worte mit Zungen. 1 Kor. 14, 19. Fünf Wörtlein liegen mir allezeit im Sinn, kein Teufel soll sie mir vom Herzen abreißen. Weißst du, wie sie heißen?

Meinen Jesum laß ich nicht!"

Andreas Hammerschmidt hat dem Liede sofort einen Satz mitgegeben, der zwar einen Wechsel von Chor und Einzelgesang in sich schloß, dessen Grundmelodie aber doch so großen Anklang fand, daß die Gemeinde sich dieselbe unter Ausscheidung einzelner Zeilen, die im Kunstgesang mit abweichender Betonung wiederholt wurden, aneignete. So bildete sich zunächst durch Sohr 1668 und in Crügers Praxis pietatis melica 1672 die Form aus Es dur: b b as g f f es; sodann in Vopelius Melodieenbuch 1682 und sonst, in Bayern und Norddeutschland gebräuchlich, aus C dur: g g a a h h c; endlich durch Ulich, Musikdirektor in Wittenberg (Schernak, siebenfache Welt- und Himmelskapell 1674), mit sehr belebtem Rhythmus: a a c g f f g. Drei Töchter Eines Stammes, denen sich noch ein ganzer Chor, darunter eine hessendarmstädtische Schwester: g g fis g e fis g, und eine kurhessische: a c f g a a g anschließt. Oft aber wird das Lied einfach nach: „Jesus, meine Zuversicht" gesungen.

109. Liebe, die du mich zum Bilde.

Aus dem dritten Buch der „heiligen Seelenlust" des Dr. Johann Scheffler (1624—77, vgl. 4, 3 ff.), genannt Angelus Silesius, 1657, wo es die Überschrift hat: „Sie (die Seele) ergibt sich der Liebe." Es gehört zu den schönsten und innigsten Liedern über die geistliche Liebe der Seele zu ihrem Erlöser, welche dieses Buch enthält, und ist zwar wegen der Stellung des Verfassers zur evangelischen Kirche anfangs nicht in den Liederschatz der lutherischen Kirche aufgenommen worden, hat sich aber seit dem Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 vielen Beifall erworben. In dem letzteren ist auch der Vers eingeschoben worden, welchen wir vielfach als vierten lesen: „Liebe, die du Kraft und Leben", der zwar an sich schön und gut, aber wenigstens in der Form und Sprache den übrigen nicht ebenbürtig ist. — Der Gedankengang ist einfach. Vers 1 begründet das Gelöbniß der Liebe zur Liebe mit dem Walten derselben in der ersten und zweiten Schöpfung. Nun die Heilsthatsachen: Schöpfung und Menschwerdung V. 2, Leiden und Sühnung V. 3; dann die Gnadenwirkungen: Eindringen des Liebeswortes ins Herz V. 4, Erfassen und Stellen des Herzens unter das Liebesjoch V. 5; endlich die Herrlichkeitsaussichten: die Fürbitte der Liebe im Himmel V. 6 und die Herrlichkeit des Liebelebens in Ewigkeit V. 7. — Zu bemerken ist, daß in V. 6 es nach dem ganzen Gedankengang heißen muß: „und für meine Seele bitt", und daß die Änderung im Anfang des 7. Verses wohl zu billigen ist, welche statt: „Liebe, die mich wird erwecken — die mich wird umstecken" setzt:

Liebe, die mich wird entrücken
aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich einst wird schmücken
mit dem Laub der Herrlichkeit.

Mit diesem Liede machte der Missionar Schulze zu Madras in Ostindien den Anfang zu seiner Übersetzung der gehaltreichsten Kirchenlieder in die malabarische Sprache. Im Jahr 1722 nemlich sang er eines Abends aus dem Halleschen Gesangbuch dieses Lied und wurde dadurch so erfreut, daß er bei sich selbst dachte: „Siehe, das kannst jetzt du allein singen; was können aber die malabarischen Schüler? Ach, wenn man ihnen doch auch dieses Lied mittheilen könnte!“ Sogleich setzte er sich hin und versuchte es, einen Vers nach dem andern in die malabarische Sprache zu übertragen, und hörte nicht eher auf, bis er mit dem ganzen Liede fertig war, welches um zwei Uhr Nachts geschah. „O, dachte er, mit Gott können wir viel. Bei Gott ist nichts unmöglich; er wird ferner helfen.“ Weil ihm aber dies so gut gelungen war und er die Rührung und Freude sah, die das Lied bei seinen malabarischen Schülern hervorgebracht, so übersetzte er ein Lied nach dem andern, im ganzen 103, aus denen sofort ein eigenes malabarisches Gesangbuch gebildet wurde. (Wezels Analecta hymnica. 2.)

Im Kirchspiel des Pastor Dümpelmann zu Hemmerde in der Grafschaft Mark entschlief 1783 Johann Eberhard Vollmer, genannt Rocks. Er war sonst ein treuer und ehrbarer Mann gewesen, aber kein lebendiger Christ. Nun war er einst in der Kirche, als dieses Lied gesungen wurde. Da ward er bei den Worten: „Liebe, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich!“ mit einemmale so kräftig gerührt, daß er in sich schlug und sagte: „Du singst da und versprichst Gott, du wollst dich ihm ergeben und sein bleiben ewiglich; aber du bist es leider noch nicht, du bist noch nicht Gottes Eigenthum.“ Jetzt lernte er sich näher kennen und wurde recht um sein Heil bekümmert, so daß er gründliche Buße that zur Vergebung der Sünden. Auf seinem Sterbelager mußte man ihm dieses Lied oft vorbeten, und er hörte nichts Lieberes, als von Jesu und seiner Versöhnung.

Ursprünglich findet sich in der „heiligen Seelenlust“ des Angelus Silesius unter den Melodieen, mit welchen der bischöfliche Musikus Georg Josephus zu Breslau dieselbe 1697 geschmückt hat, eine besondere Weise, welche sich aber nicht erhalten hat. Im Freylinghausenschen Gesangbuch 1705 ist auf die Melodie: „Komm, o komm, du Geist des Lebens“ verwiesen; sonst singt man das Lied auch nach: Gott des Himmels und der Erden. — Vielfach ist endlich darauf angewendet die Melodie: d a h h a h a g fis fis, welche im Darmstädter Gesangbuch von Züehlen 1698 zu dem Liede Neanders gegeben ist:

Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen
deiner großen Freundlichkeit,
Jesu Christe, dein Erbarmen
helfe meiner Blödigkeit;
Wirst du mich nicht zu dir ziehen,
ach, so muß ich von dir fliehen.

Diese Weise ist im Württembergischen Choralbuch mit einiger Veränderung für unser Lied bezeichnet: c g a a g a g f e d c, und sie trifft nun sowohl im Aufgesang den lehrhaften, als im Abgesang den begeisterungsvollen Charakter des Liedes vortrefflich.

110. O Jesu Christ, mein schönstes Licht.

Die von Paulus Gerhardt gedichtete Bearbeitung des Gebets um die Liebe Christi in Arndts Paradiesgärtlein (Classe II. 5. Gebet. Nro. 53.) erschien zuerst in Johann Crügers Praxis pietatis melica 1653. 56.

Der Grundton des Liedes ist des Liebesjüngers Ruf: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet!“ 1 Joh. 4, 19.

Unser Lied mit seiner herzlichen Innigkeit wurde für den schwäbischen Sänger, Philipp Friedrich Hiller, Reiz und Veranlassung, das ganze Paradiesgärtlein Arndts in Verse zu bringen, und somit die Ursache seines ersten Liederwerks, das er in seiner Jugend als Hauslehrer zu Nürnberg (1729—1731) ausarbeitete. Er erzählt selbst in der Vorrede zu diesem Werk, das den Titel hat „Johann Arndts Paradiesgärtlein geistreicher Gebeter in Liedern“: „Des seligen Gerhardts herrliches Lied: ‚O Jesu Christ, mein schönstes Licht‘ ist die Gelegenheit zu diesem Büchlein gewesen. Daß solches eine Übersetzung des geistreichen Arndt'schen Gebets von der Liebe Christi sei, ist ganz gewiß. Wer so viel Geschmack daran gefunden, als ich, hält mir gerne zu gut, daß ich es gewagt, das ganze Paradiesgärtlein in Gesänge zu verfassen. Arndt wird unter den wenigen Christen von vielen geliebt, und man hat Ursache genug, ein Buch recht zu schätzen, das die Feuerprobe gehalten und das in den Stunden der Trübsal bei glühender Andacht des geläuterten Herzens immer als gülden erfunden worden.“ — So ist das Wort Gerbers in seiner Historie der Wiedergeborenen, da er erzählt, Gerhardt habe Arndts Paradiesgärtlein immer neben sich liegen gehabt, erprobt worden, wenn er dort beifügt: „Also kommt immer eine gute Gabe aus der andern, wie denn das Gebet der Frommen ein Eimer ist, mit welchem sie aus der göttlichen Quelle alles Gute schöpfen, was zum geistlichen Leben dienet.“ Wie aus Arndts Gebet das köstliche Liebeslied Gerhardts kam, so kamen aus diesem Einen Gerhardtschen Liede die reichen Liederschätze, welche Hiller den gläubigen Seelen dargeboten hat.

Daß aber auch die nach Arndts und Gerhardts Weise längere Ausdehnung des Liedesgebets demselben in den Augen des Christenvolks nichts geschadet, zeigt folgende nette Geschichte von Superintendent Josephsohn. Er erzählt, wie es ihm in seinem Pfarrhause in Westfalen oft so wohl gewesen, wenn die Kirchgänger auf ihren Bergpfaden herniederstiegen zur Kirche und lauter Gesang erschallte; er begriff so am besten jenen Titel eines alten Gesangbuchs: „Die singenden und klingenden Berge der Mark.“ Eines Tags gab er den Konfirmanden das Lied auf: „O Jesu Christ, mein schönstes Licht!“ O, sagten die Kinder, den „Postwagen“ können wir ja schon längst alle auswendig! — Wie kam diesem schönen Lied der wunderliche Name? Sie sangen das Lied mit seinen sechzehn Versen auf dem weiten Weg zur Kinderlehre. Waren sie allemal damit fertig geworden, so sahen sie ein schönes Stück Weg zurückgelegt, und hießen darum das Lied den Postwagen. In der That, wem

ein solch Lied recht am Herzen liegt, der fährt seine Straße auch auf Bergpfaden zu Fuße fröhlicher, denn mancher Reiche im Eisenbahnwagen erster Klasse ohne solch ein Lied erster Klasse. (Sonntagsblatt für Rheinland und Westfalen. 1875.)

In Vers 2 „Gib, daß sonst nichts in meiner Seel" klingt das liebste Gebet des Nikolaus von der Flue (1417—1488) durch, das nach Piper, Evangelisches Jahrbuch 1851, also lautet:

O mein Gott und Herr, nimm alles von mir,
was mich abwendet von dir!
O mein Gott und Herr, gib alles mir,
was mich fördert zu dir!
O mein Gott und Herr, nimm mich mir
und gib mich ganz eigen dir!

Zu V. 3: „Wie freundlich, selig, süß und schön" vergleiche man, was Arndt im Wahren Christenthum (2, 27, 6.) sagt: „Und wenn alle Kreaturen da gegenwärtig stünden, so ließe eine gläubige, liebhabende Seele dieselben fahren und sähe sich nicht darnach um, wegen der überschwenglichen Süßigkeit der Liebe Gottes. Und wenn alle Kreaturen anfiengen zu reden, so wäre doch die Stimme der Liebe Gottes stärker und lieblicher, denn aller Kreaturen Stimme. Denn diese Liebe bindet das Gemüth und vereinigets mit Christo und erfüllets mit allem Gute, höher und besser, denn alle Kreaturen vermögen."

Auch läßt sich hier folgendes Gebetlein anführen, welches der mannhafte Herzog Johann von Cleve († 1481) täglich gebrauchte: „Ewiger Gott und Vater, ich lebe und wandle hier nur als ein Fremdling, begehre daher, mit Freuden aufgelöst zu sein und deines Anschauens im Himmel zu genießen. Bewege und erwärme doch mein kaltes Herz, daß ich außer dir nichts liebe und verehre, weil du doch allein meines Herzens Trost und mein Theil bist. Wirke demnach, daß ich mit Verachtung aller Welteitelkeiten einzig nach der unsichtbaren und himmlischen Freude Verlangen trage! Amen." (Rocholl, Christophorus.)

Vers 12 ward eine Stärkung im Missionsberuf, wie Germann über Johann Philipp Fabricius (Erlangen 1865) berichtet. Als dieser 1739 vom dänischen Missionscollegium in den Missionsdienst berufen war, fand diese Botschaft bei seiner Mutter und Geschwistern freudige Aufnahme. Sie setzten sich in einem Zimmer zusammen und schrieben alle an den Johann Philipp, die Augen voll Thränen, nicht über die weite Entfernung und Trennung, sondern aus Freude über die seligen Führungen Gottes. Seine Schwester Ottona ganz besonders dankt ihm: „Ach, mein herzenslieber Bruder, ich erinnere mich oft deiner freundlichen und tröstlichen Zuredungen und deiner Briefe, welche mich oft gestärkt und aufgerichtet haben." Dann weist sie hin auf die Liebe Jesu, welche in allen Fällen Trost und Genüge gebe und führt Pauli Gerhardts Vers dazu ein:

Was ist's, o Schönster, das ich nicht
an deiner Liebe habe?

Sie ist mein Stern, mein Sonnenlicht,
mein Quell, da ich mich labe;
Mein süßer Wein, mein Himmelsbrot,
mein Kleid vor Gottes Throne,
meine Krone,
mein Schutz in aller Noth,
mein Haus, darin ich wohne!

Bei V. 13 „Ach liebste Lieb, wenn du entweichst" geht es dem Sänger, wie Arndt im „Wahren Christenthum" (2, 27, 7) auch sagt: „Und wenn ein solch köstlich Gut sich von der Seele entzeucht, da ist größer Leid, als wenn die ganze Welt verloren wäre. Da rufet man: O du holdselige Liebe, ich habe dich kaum recht geschmecket, warum verlässest du mich? Meiner Seele gehets wie einem Kinde, das von der Mutter Brüsten abgesetzet ist! Psalm 131, 2."

Es liegt in dem Lied überaus viel Ermunterung für Zeiten, die schwer auf das Gemüth drücken. Ein württembergischer Pfarrer zu Schlaitdorf, Christian Tobias Hahn, hatte etwas Gesetzliches und Rauhes in seinem Wesen und Vortrag. Dem gab Kießling aus Nürnberg, der als treuer Herzensfreund ihn öfters besuchte, den Rath: „Bete doch immer brünstiger das Lied: ‚O Jesu Christ, mein schönstes Licht!' damit du immer liebreicher und freundlicher werdest. Dann wird dein Vortrag überall besseren Eingang finden, denn die Liebe bessert, wie die Sonne alles erleuchtet und erwärmt. (Christenbote. 1841.)

Und wie es Lebenskraft einflößte, so auch Sterbenstrost. Dr. Johann Albrecht Bengel ließ vor dem heiligen Abendmahl, das er auf seinem Sterbenbette noch mit zwölf seiner nächsten Anverwandten, mit Kindern, Kindeskindern und Tochtermännern feierte, einige Verse unsers Lieds anstimmen. — Auch Samuel Lau, der fromme Dichter und Hofprediger zu Wernigerode, das Vorbild Woltersdorfs, ließ sich die zwei ersten Verse zu seiner Erquickung in der Todesstunde singen und bezeugte dabei: „Ein kostbares Lied von großer Erfahrung!" Hierauf setzte er noch mit einer recht gewissen Hoffnung des ewigen Lebens hinzu: „Wann ich sterbe, ist an mir kein verdammlich Haar. Ich habe gefunden, was mich in dem allerstrengsten Gericht Gottes in die allergrößte Sicherheit setzt; das ist Jesu Blut und Tod, darauf ich mich verlasse und das mich losgesprochen." (Bündlein der Lebendigen von Bürkmann. 1748.)

Die Frau von Dr. Joachim Lange zu Halle, Johanna Elisabet geb. Raue, hatte stets eine besondere Freude an diesem Liede. Als sie nun 1715 zu sterben kam, fragte sie ihre älteste Tochter, die nachmalige Ehefrau Dr. Johann Jakob Rambachs, welche sie mit ihren übrigen Kindern segnete, gar ernstlich und eindringlich: „Wie stehts um die Liebe Jesu?" und pries ihr dieses Lied an mit der Ermahnung, sich mit Hilfe desselben in der Liebe Jesu fleißig zu üben. Bis an ihr Ende sang und betete sie das Lied gar oft und mit großer Bewegung ihres Herzens, als eine Jüngerin voll Liebe

zu Jesu und seinem Worte, welches zu hören und zu bewahren ihr höchstes Vergnügen war. (Pregizers gottgeheiligte Poesieen. 1735.)
Melodie: Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ.

111. Seelenbräutigam, Jesu, Gottes Lamm.

Von Adam Drese (1620—1701, vgl. 4, 270 ff.), Kapellmeister zu Arnstadt in Schwarzburg-Sondershausen, gedichtet für die Erbauungsstunden, die er in seinem Hause hielt. In diesen wurde es schon 1690 gesungen; gedruckt erscheint es zuerst im Halleschen Gesangbuch 1697, hierauf in dessen 2. Auflage, dem sogenannten Darmstädter Gesangbuch 1698, sowie im Freylinghausenschen 1704.

Das erste Wort bezeichnet auch den ganzen Sinn, in welchem dies Lied von dem Herrn redet, den die Seele liebt. „Seelenbräutigam“: diese Liebesgemeinschaft trat in der pietistischen Liederdichtung besonders hervor; ein Ton, welchen wir allerdings schon bei einem Nicolai gefunden haben. Noch aber war bisher mehr die Brautgemeinde nach biblischem Vorgange die Sängerin von der Liebe zu Christo; jetzt tritt die einzelne Seele mit ihrer Liebe als bräutliche hervor. Pietismus und Brüdergemeine sind darin einig, und man darf nicht leugnen, daß auch diese Fassung ein Recht besitzt und schöne Blüten gezeitigt hat. — Das Lied ist, wenn auch in seinen 15 Versen gedehnt, doch herzinnig und darum weit verbreitet. Sein Gedankengang ist: Liebesgespräch mit Jesu. Erste Fassung V. 1—5. Dank dem Bräutigam der Seele, der als Lamm Gottes aus dem Schlamm der Sünde zieht V. 1, als Quell der Liebe frohen Muth der Seele beut V. 2, wie er als Mensch und Gott die Erlösung gestiftet hat V. 3. Ihn bittet die Seele um des Glaubens Licht und um das Öl der Freude V. 4 und gelobt ihm ewige Treue V. 5. — Zweite Wendung V. 6—9: Gebet zu dem Helden unserer Kraft. Gib deine Liebesflamme zum Schutz gegen die Welt V. 6, gib deinen Frieden, den du am Kreuz uns erworben V. 7. 8., damit wir der friedlosen Welt absterben und in dir leben V. 9. — Dritte Wendung V. 10—13: Freudige Hoffnung in Christi Gemeinschaft. Ich fasse Ihn, mein wahres Ich V. 10, der in Thränen mich tröstet V. 11, in Freuden mich ergetzen V. 12 und aus dem Jammer der Welt mich rücken wird zur ewigen Freude. — Schlußakkord V. 14. 15.: Hilf zum Kampf, dir die Ehre!

Besonders wichtig ist V. 8 „Deinen Frieden gib!“ In den „Basler Sammlungen für christliche Wahrheit“ heißt es bei den Friedensnachrichten 1801: „Es ist Friede, Friede! so rief diese Tage eins dem andern zu. Sollten wir nicht zu dem tausendfach ertönten ‚Gott Lob und Dank!‘ auch unser ‚Nun danket alle Gott!‘ hinzufügen? Aber auch mit doppelter Herzensinbrunst flehen:

Deinen Frieden gib
aus so großer Lieb
Uns, den Deinen, die dich kennen
und nach dir sich Christen nennen.
Denen du bist lieb,
deinen Frieden gib!“

Derselbe Vers war einst im Munde eines Kindes ein Friedensstifter. Ein evangelischer Prediger in Preußen (geb. 1770) berichtet nemlich in seinem Lebenslauf, seine Eltern haben ihm in spätern Jahren oft erzählt, in seiner frühesten Kindheit, da er kaum recht reden konnte, habe er, als Mißhelligkeiten und Wortgezänke in der Familie ausgebrochen seien, von selbst mehreremal nach einander diesen Vers gesungen, worüber sie alle betreten und zu Thränen gerührt worden seien, also, daß augenblicklich der Frieden wieder einkehrte. Ihm selbst aber blieb darum zeitlebens das ganze Lied besonders lieb und werth. (Basler Sammlungen. 1834.)

Eine ähnliche Kraft liegt in dem 13. Vers, wofür Folgendes zeugen mag. Als der Maurermeister Zahn in Bunzlau Ende 1753 bei Gründung seines Waisenhauses durch mancherlei Gerüchte gezogen ward, schrieb er: „Noch muß ich etwas sagen gegen diejenigen, welche nicht genug Licht in dieser Sache haben, und suchen mich auf mancherlei Weise zu beschuldigen, als wenn ich falsche Absichten dabei hätte und Ehre darunter suchte, indem man doch vom Gutsthun weiter nichts zu erwarten hat, als Stank und Undank, Gefängniß, Schmach und Spott, denn

Hier durch Spott und Hohn,
dort die Ehrenkron;
Hier im Hoffen und im Glauben,
dort im Haben und im Schauen;
Denn die Ehrenkron
folgt (erst) auf Spott und Hohn!

Andere haben gesagt, ich müßt ein groß Stück Geld haben, daß ich die Sache könnte ausführen. Ich habe ja die Sache auf kein Geld angefangen, sondern auf den Glauben; denn unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." (Fliegende Blätter des Rauhen Hauses. 1858.)

Die Melodie g g fis g a erschien mit dem Lied. Sie ist von Drese selbst; zwar musikalisch arm und einfach, aber in ihrem sanften Gang dennoch allgemein beliebt geworden.

112. Wer ist wohl, wie du.

Von Johann Anastasius Freylinghausen (1670—1739, vgl. 4, 322 ff.), erschienen in dessen Gesangbuch 1704. Ein schöner Nachklang des Dreseschen Lieds: „Seelenbräutigam", dasselbe an Schwung und Kraft übertreffend. Es ist aber auch ganz ein Spiegelbild der Art und Wirksamkeit seines Verfassers.

Freylinghausen trachtete nach dem Zeugniß aller (Walter, Freylinghausen. Berlin 1864.) überall darnach, als ein recht sanftmüthiger Hirte den Leuten ans Herz zu kommen, und so gab es ihm der Herr, daß er nicht nur das Zutrauen derer gewann, an deren Herzen er zu arbeiten hatte, sondern daß er auch durch seine Zusprache mehrmals ganz Verirrte vom Verderben retten konnte. Sanftmuth und Demuth waren seine Haupttugenden und so allgemein anerkannt, daß selbst der Consistorialrath Franke, der kein Verwandter August

Hermann Franckes und ein früherer Gegner der Pietisten war, in seiner Gedächtnißpredigt der Gemeinde zurief: Vergesset seines liebreichen, sanftmüthigen und demüthigen Wesens nicht, darinnen er euch vorgeleuchtet! — So hat er nach dem gestrebt, um was er bittet:

Deiner Sanftmuth Schild,
deiner Demuth Bild
Mir anlege, in mich präge,
daß kein Zorn noch Stolz sich rege;
Vor dir sonst nichts gilt,
als dein eignes Bild.

Diesen Schluß, welcher sprichwörtliches Gepräge bekommen hat, erläuterte auf dem Feste in Beuggen 1854 Prälat von Kapff mit den Worten: „Als ich mit noch einem Reisenden nach Straßburg kam, hieß es: ‚Meine Herren, Ihre Päſſe!‘ Die wurden vorgezeigt. Der wachhabende Unteroffizier aber sah über Württemberg und Stuttgart und Prälat und alles hinweg, bis er das Siegel des französischen Gesandten unter dem Passe fand. ‚Da ists! rief er; Sie können passiren!‘ Der Mitreisende, dem Siegel und Unterschrift fehlte, wurde ohne Gnade zurückgewiesen. So ists an der Pforte des Himmelreichs. Wer das Siegel vom Herrn nicht hat, wird zurückgewiesen. Nur was von Gott kommt, führt zu Gott, denn

vor Ihm nichts gilt
als Sein eigen Bild.“

Ein andrer Vers trat einer Seele auf ihrem Lebenswege warnend entgegen. — Gertrud Magdalene Bremmel aus Westerhausen bei Quedlinburg diente als Magd bei einem Bürger in Wernigerode 1743. Sie überließ sich aber den Lüsten und gerieth in mancherlei Leichtsinn hinein. Doch der barmherzige Gott warnte sie auf ihrem Wege. Bei einer Leichenpredigt, wo kein Wort an das flüchtige, leichtsinnige Herz kommen wollte, machte doch der Vers Eindruck:

Wecke mich recht auf,
daß ich meinen Lauf
Unverrückt zu dir fortsetze,
und mich nicht in seinem Netze
Satan halte auf;
fördre meinen Lauf!

Da dachte sie: „O du bist auch noch in Satans Netzen, o könntest du doch herauskommen!“ Am Abend betete sie zum erstenmal seit langer Zeit wieder, setzte sich ans Gesangbuch und wollte das Lied lernen, wurde aber bald von einer leichtsinnigen Gesellschaft abgeholt; und so gieng sie unter Singen der schändlichsten Lieder ihrem Verderben zu, bis sie wegen des Mordes eines Kindes ihrer Herrschaft enthauptet wurde. (J. J. Moser, letzte Stunden.)

Melodie: Seelenbräutigam.

113. O wie selig sind die Seelen.

Es wird erzählt, daß ums Jahr 1700, in der ersten Zeit seiner Anstellung als Arzt am Waisenhaus zu Halle, Dr. Christian Fried-

rich Richter (1676—1711, vgl. 4, 354 ff.) geträumt habe, im Spital sei eine echt christliche, gottverlobte Seele zu finden. Da sei er denn durch alle Krankenzimmer und von Bett zu Bett gegangen, habe aber nicht gefunden, was er suchte. Endlich, auf die Frage an den Krankenwärter, ob sonst kein Kranker mehr sich im Spital befinde, hieß es, droben in einem Dachstüblein sei noch ein Weibsbild, ein Halbnarr; zu der werde er aber nicht gehen wollen, die rede mit niemand. Richter ließ sich dadurch nicht abhalten, gieng hinauf und fand, was er suchte: eine gottverlobte Seele, die er im Verlaufe des Gesprächs, das er mit ihr anknüpfte, bald als solche erkannte. Sie lebte ganz einsam, in Gott versunken, dem Gebet und stillen Betrachtungen des göttlichen Wortes hingegeben. Auf Richters Frage, warum sie so abgeschieden lebe, habe sie geantwortet, da sei sie allein und doch nicht allein, denn sie sei bei Gott, ihrem Lebenselement, und werde durch nichts gestört; da sei es ihr am wohlsten, sie sei selig in ihrem Gott. So habe nun Richter, tief ergriffen von der Gottseligkeit dieser glaubigen Seele, das Lied gedichtet, welches in seinen erbaulichen Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seelen 1718 die Überschrift trägt: „Vom hohen Adel der Gläubigen.“ Es erschien zuerst im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704.

Es ist ein herrliches Lied von großer Gedankentiefe, das mit feuriger Liebe und lebendigen Farben die Seligkeit der geistlichen Verlobung und Vermählung der Seele mit Christo nach Hosea 2, 19. 20. Eph. 5, 25. schildert. Schade, daß die Ausdrücke in der Art von Philipp Nicolai in einigen Stellen zu nahe an sinnliche Liebesgemeinschaft streifen. Es ist dafür der prächtige Inhalt der Verse desto fester zu halten.

So besonders in Vers 6, welcher im Christenboten 1838 bei dem Gebet eines Predigers im Brautstande treffend eintritt: „Laß uns fleißig an deinen eingebornen Sohn, unsern hochgelobten Heiland, und Seine brünstige Liebe gegen Seine Braut gedenken. Er, der Hohe und Erhabene, hat Sich unsre Seele, welche elend, arm und voll Unflat war, zu einer lieben Braut erwählt, sie mit Seinem eigenen Blut zum Eigenthum erworben, und wenn wir reine und kluge Jungfrauen bleiben, will Er uns einst zum Abendmahl der Hochzeit des Lammes berufen. So laß uns denn vor allen Dingen reine Bräute deines lieben Sohnes sein:

> Schenke, Herr, auf meine Bitte,
> mir ein göttliches Gemüthe,
> einen königlichen Geist,
> Mich als dir verlobt zu tragen,
> allem freudig abzusagen,
> was nur Welt und irdisch heißt!“

Sodann ist der Schlußvers mit seinem Anfang in christlichen Kreisen fast sprichwörtlich geworden: „Ohne Fühlen will ich trauen!“ und der ganze Vers begründet wohl die Anordnung des ehrwürdigen gottvertrauten Friedrich Christoph Steinhofer, welcher das Lied für sein Begräbniß 1761 als Kirchengesang wünschte. Als Gottes Wort

für die Predigt hatte er 2 Tim. 1, 12 bestimmt: „Ich weiß, an wen ich glaube.“ Der Vers aber lautet:

Ohne Fühlen will ich trauen,
bis die Zeit kommt, ihn zu schauen,
und er sich zu mir gesellt;
Bis ich werd in seinen Armen
in gar süßer Lieb erwarmen
und er mit mir Hochzeit hält.

Melodie: Ach was soll ich Sünder machen, oder: Alles ist an Gottes Segen.

114. Weil ich Jesu Schäflein bin.

Aus dem Herrnhutschen Gesangbuch 1778; gedichtet von der vieljährigen Pflegerin im Kinderhaus zu Herrnhut, Luise Henriette von Hayn (1724—82, vgl. 6, 443 ff.), für ihre Kinderschar, die sie so treulich als Lämmer Christi weidete, daß Spangenberg im Leben Zinzendorfs darüber berichtet: „Oft wurden ganze Stuben, noch öfter einzelne Kinder, nicht nur bei Tage, sondern auch des Nachts in ihren Betten über dem Eindruck von der Liebe Jesu Christi, der sich für sie in den Tod gegeben, weinend und betend angetroffen.“

Ein Muster eines Kinderliedes im echten Kindeston, und darum auch allen Kindern ungemein lieb und werth.

Die es gedichtet, hatte aber auch als Kind schon den lieblichsten Umgang mit dem Heiland. Sie erzählt selbst davon Folgendes: „Ich hatte als ein kleines Kind oft so zärtliche Empfindungen von der Liebe Jesu, daß ich bisweilen in ein Winkelchen gieng und weinte, und niemand wußte, warum. Bei Gelegenheit der ersten Gebetchen, die ich lernte, als: ‚Christi Blut und Gerechtigkeit‘, bekam ich so lebendige Eindrücke von dem Leiden des Heilands, daß sie mir durch alle Zeiten geblieben sind. Als ich größer wurde und unter beständiger Aufsicht war, gieng mein Dichten und Trachten immer dahin, mich ein wenig wegzustehlen, um an Jesum zu denken und zu Ihm zu beten. Konnte ich am Tage nicht dazu gelangen, so stand ich in der Nacht auf, wenn alles schlief, und verbrachte manche Stunde auf meinen Knieen; denn mein Herz brannte recht in der Liebe zu Jesu. Wenn wir spazieren giengen, trug ichs manchmal darauf an, ein wenig zurück zu bleiben, warf mich geschwind auf den Boden, als wollte ich Blumen suchen, und küßte die Erde, weil ich mir ganz kindlich vorstellte, das sei das Plätzchen, wo mein lieber Jesus blutigen Schweiß geschwitzt habe.“ In ihrem spätern Lauf kam sie zu solchem Genuß der Gnade des Herrn, daß es ihr, nach ihrem eigenen Ausdruck, wirklich oft so war, als ob alle Blutstropfen in ihren Adern ausriefen: „Ich bin versöhnt!“ und ein unaussprechlicher Friede ihr Herz erfüllte. Auf dem letzten Leidensbette aber, da sie manche heiße Schmerzensstunden zu erfahren hatte, konnte man sie oftmals sagen hören: „O, die schöne, lebendige Hoffnung des ewigen Lebens, die hilft über alle Beschwerden und Furcht hinweg!“

Christian Heinrich Zeller, der fromme Pädagoge, welcher in seiner Anstalt zu Beuggen die Gedanken Pestalozzi's in Christi Geist verwirklichte, lernte als Knabe bei seiner Großmutter unser Lied täglich vor dem Schlafengehen beten; es ist ihm daher dasselbe zeitlebens unvergeßlich geblieben, und es war seine Lebensaufgabe, die Kinder seiner Anstalt als „Jesu Schäflein“ auf gute Weide zu führen.

Zu Eisenach lebte im Jahr 1817 ein fünfjähriges Kind, Juliane, dessen Wandel recht im Himmel war. Das wurde todtkrank. Es lag aber ganz still und Gott ergeben auf seinem Bettlein, und der Friede Gottes leuchtete aus allen seinen Mienen. Seine Hauptfrage war immer nur die: „Wann krieg ich mein Kleid, das mir ist bereit?“ Als es nun mit dem Kinde zum Sterben kam, besuchten es noch vor seinem Ende mehrere Kinder und sangen ihm unter Thränen dieses Lied; als sie aber zum dritten Vers gelangt waren, den Juliana auch mitsang, wurde sie von Freuden ganz emporgehoben, also daß sie die Händlein ausbreitete und zu sterben verlangte. Dieser Auftritt war für das Kinderhäuflein und für die Erwachsenen, die zugegen waren, eine rechte Erweckung ihrer Herzen, und es war eine außerordentliche Gegenwart des Geistes Gottes zu spüren. (Basler Sammlungen. 1822.)

Eugen Balz, der fünfjährige Knabe in Neuwied, welcher sich am lutherischen Weihnachtssang so sehr erquickt (S. 22 f.), entschlief unter unsrem Liede. Als er gerufen: „Mama, noch mehr singen: ‚Es ist der Herr Christ, unser Gott!‘“ da sang sie ihm: „Weil ich Jesu Schäflein bin“; und wie sie an den Vers kommt:

Sollt ich denn nicht fröhlich sein,
ich beglücktes Schäfelein?
Denn nach diesen schönen Tagen
werden Engel heim mich tragen
In des Hirten Arm und Schoß —

konnte sie vor Weinen nicht mehr weiter singen. Eugen aber faltete die Händchen und sagte mit brechender Stimme: „Amen — ja — mein — Glück — ist — groß!“ Das waren seine letzten Worte auf Erden. Vier Stunden hernach folgte ihm sein Vater in die Ewigkeit. — Die Mutter aber schickte im Sinne ihres Mannes Eugens Erbtheil im Betrag von über 3300 Mark nach dem spanischen Granada, um dort eine Schule für evangelische Kinder zu unterstützen, damit sie im Worte Gottes die „unaussprechlich süße Weide“ erlangten.

Im Choralbuch der Brüdergemeine finden wir die Melodie: g c a a g f e; Layriz gibt in seinem „Kern des deutschen Kirchengesangs 1844“ eine Umbildung des altkirchlichen Ave hierarchia (Gottes Sohn ist kommen): f f a b c d c, und Silcher in Tübingen hat 1843 die Weise erfunden, welche in Württemberg am geläufigsten ist: a g f b a b g f.

IV. Das Gebet.

115. Herr Gott, dich loben wir.

Das Te Deum von Luther bearbeitet und am frühesten im Wittenberger Gesangbuch von Josef Klug erschienen 1529, sodann Erfurt bei Andreas Rauscher 1531 und Rostock bei Dietz 1531.

Das Te Deum soll nach einer alten Sage, die in der Chronik des mailändischen Bischofs Dacius († 553) zu lesen ist und von Bellarmin nacherzählt wird, in der Osternacht des Jahrs 387, in welcher Augustinus von dem Bischof Ambrosius zu Mailand getauft wurde, gedichtet worden sein. Ohne vorherige Rücksprache sollen nemlich Ambrosius und Augustinus, wie aus göttlicher Eingebung, die Worte desselben abwechselnd vor der Gemeinde gesungen haben. Ambrosius habe angefangen, Augustin sei nachgefolgt und habe endlich mit den Worten geschlossen: in te, domine, speravi! (Auf dich hoffen wir, lieber Herr!) Monika aber, Augustins Mutter, sei darüber herzlich froh gewesen und habe gesagt: malo te Christianum Augustinum, quam imperatorem Augustum. (Es ist mir lieber, daß du jetzt Augustin, der Christ, bist, als wenn du Augustus, der Kaiser, wärest.) — Im Straßburger großen Kirchengesangbuch 1541 und 1560 und in vielen andern Kirchenbüchern steht dieser Gesang deßhalb mit dem Titel: „Das Lobgesang und Bekenntnis des rechten Glaubens: Te Deum laudamus, St. Augustino und Ambrosio zugeschrieben."

Der Biograph des Ambrosius, Paulinus von Mailand, und andere Zeitgenossen berichten jedoch nichts davon, und die Chronik des Dacius ist erst im elften Jahrhundert geschrieben und darum unzuverlässig. Die Unrichtigkeit der Sage hat Tentzel in einem besondern Werke nachgewiesen: Exercit. X. de hymno: Te Deum laudamus. Lipsiae 1692. — Einige halten den Nicetius, Bischof zu Trier ums Jahr 535, für den Verfasser dieses Gesangs; andere schreiben ihn dem Athanasius, Bischof zu Alexandrien, welcher im Jahr 336 in der Verbannung zu Trier lebte und ein großer Musikfreund war, wieder andere dem Hilarius, Bischof zu Poitiers, zu.

Das Richtige ist wohl, ihn für eine von Ambrosius in Mailand für seinen Kirchenchor gefertigte und von Augustin, dem Bischof zu Hippo, auch in der afrikanischen Kirche eingeführte lateinische Uebersetzung des alten morgenländischen Abendgesangs in griechischer Sprache zu halten, so daß er also ganz auf dieselbe Art entstanden wäre, wie der Hymnus angelicus: „Gloria in excelsis" aus einem morgenländischen Morgengesang (vgl. Seite 104 f.). Beide altgriechischen Andachten, die Abend- und Morgenandacht, finden sich auch neben einander in einer der ältesten Evangelienhandschriften des sechsten Jahrhunderts gleich hinter den heiligen Büchern aufgezeichnet. Der hier ins Auge zu fassende Abendgesang lautet in einem Alexandrinischen Codex also:

Καθ' ἑκάστην ἡμέραν εὐλογήσω σε
Καὶ αἰνέσω τὸ ὄνομά σου εἰς τὸν αἰῶνα
Καὶ εἰς τὸν αἰῶνα τοῦ αἰῶνος.
Καταξίωσον, κύριε, καὶ τὴν ἡμέραν ταύτην
Ἀναμαρτήτους φυλαχθῆναι ἡμᾶς.
Εὐλογητὸς εἶ, κύριε ὁ θεὸς τῶν πατέρων ἡμῶν,
Καὶ αἰνετὸν καὶ δεδοξασμένον τὸ ὄνομά σου
εἰς τοὺς αἰῶνας· Ἀμήν.
Εὐλογητὸς εἶ, κύριε, δίδαξόν με τὰ δικαιώματά σου.
Κύριε, καταφυγὴ ἐγενήθης ἡμῖν ἐν γενεᾷ καὶ γενεᾷ.
Ἐγὼ εἶπα, κύριε, ἐλέησόν με,
Ἴασαι τὴν ψυχήν μου, ὅτι ἥμαρτόν σοι.
Κύριε, πρός σε κατέφυγα,
Δίδαξόν με τοῦ ποιεῖν τὸ θέλημά σου,
ὅτι σὺ εἶ ὁ θεός μου.
Ὅτι παρά σοι πηγὴ ζωῆς,
Ἐν τῷ φωτί σου ὀψόμεθα φῶς,
Παράτεινον τὸ ἔλεός σου τοῖς γινώσκουσί σε.

Der nun aus diesem morgenländischen Abendpsalm durch Ambrosius' Übersetzung entstandene lateinische Hymnus verbreitete sich durch das Ansehen, das Ambrosius genoß, sehr bald in den Kirchen des Abendlands unter dem Namen des Ambrosianischen Lobgesangs, so daß er dort jedenfalls schon in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts ganz heimisch war. Schon die Ordensregel des h. Benedikt von Nursia Kapitel 11 vom Jahr 529 schreibt das Singen desselben vor. Seine ursprüngliche Fassung ist folgende:

Te Deum laudamus, te Dominum confitemur,
te aeternum patrem omnis terra veneratur.
Tibi omnes angeli, tibi coeli et universae potestates,
tibi cherubim et seraphim incessabili voce proclamant:
Sanctus, sanctus, sanctus Dominus Deus Sabaoth,
pleni sunt coeli et terra majestate gloriae tuae.
Te gloriosus apostolorum chorus,
te prophetarum laudabilis numerus,
te martyrum candidatus laudat exercitus.
Te per orbem terrarum sancta confitetur ecclesia,
patrem immensae majestatis,
venerandum tuum verum unicum filium,
sanctum quoque paraclitum spiritum.
Tu rex gloriae, Christe,
tu patris sempiternus es filius.
Tu ad liberandum suscepisti hominem
nec horruisti virginis uterum.
Tu devicto mortis aculeo
aperuisti credentibus regna coelorum.
Tu ad dexteram Dei sedes in gloria patris,
judex crederis esse venturus.

Te ergo quaesumus, famulis tuis subveni,
quos pretioso sanguine redemisti.
Aeterna fac cum sanctis tuis gloria munerari.
Salvum fac populum tuum, Domine,
et benedic hereditati tuae,
et rege eos et extolle illos usque in aeternum.
Per singulos dies benedicimus te
et laudamus nomen tuum
in seculum et in seculum seculi.
Dignare, Domine, die isto sine peccato nos custodire.
Miserere nostri, Domine, miserere nostri.
Fiat misericordia tua, Domine, super nos,
quemadmodum speravimus in te.
In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum.

In welch hohem Ansehen dieser nach dem Römischen Breviarium für alle Festtage des Jahrs, mit Ausnahme des Fests der unschuldigen Kindlein, sowie für alle Sonntage, mit Ausnahme der Advents- und Fastenzeit, angeordnete Lobgesang von Alters her stand, geht schon daraus hervor, daß sich Sagen über denselben bilden konnten, wie die, das in Lyon in einer goldenen Kapsel aufbewahrte Herz des Augustin fange an, lebhaft zu hüpfen, sobald das Te Deum angestimmt werde, und wenn Schiffer auf dem Meer diesen Gesang ertönen lassen, so kommen wetteifernd die Delphinen herangeschwommen und begleiten das Schiff eine große Strecke, indem sie gar oft und viel vor Freuden in die Höhe hüpfen.

Im neunten Jahrhundert schon wurde der lateinische Hymnus in die althochdeutsche Sprache übersetzt. Der Anfang desselben lautet so:

Thih Cot lopemes, thih truhtnan gehemes
Thih euuigan fater, eo kiuuelih erda uuirdit.
Thir alle engila, thir himila inti alle kiuualtido,
Thir cherubyn inti seraphin nnbilibanlicheru stimmo forharent:
Uuiher, uuiher, uuiher, truhtin Cot herro!
Follin sint himila inti erda thera meginchrefti tiuriba thinera.

Nur wenige prosaische Übersetzungen sind vor Luther bekannt, eine aus dem Jahr 1389 bei Görres, Altteutsche Volks- und Meisterlieder, und eine niederdeutsche aus dem fünfzehnten; und zu gleicher Zeit, als Luther seine poetische Bearbeitung herausgab, erschien noch einmal eine prosaische: „Das Te Deum laudamus verteutscht durch Jo. Brentz zu schwebisch Hall. Straßburg 1529.“

Die Segensspuren des Lieds werden theils der alten, theils der evangelischen Kirchengeschichte entnommen sein. Aus dem Mittelalter geben wir folgende Züge.

Als ein Freudenpsalm wurde er nicht nur täglich, sondern bei feierlichen Veranlassungen seit uralten Zeiten gesungen, bei Krönung von Fürsten, bei Einsegnung von Bischöfen, bei Weihen von Kirchen, und dergleichen.

Als Kaiser Karl der Große Papst Leo III. wider seine Feinde in seine Rechte wieder eingesetzt und dieser ihm am Christ-

fest des Jahrs 800 dafür, wie von Gott begeistert, die römische Kaiserkrone auf sein königliches Haupt gesetzt hatte, wobei alles Volk rief: „Heil und Sieg dem von Gott gekrönten Carolus Augustus", sang die ganze Gemeinde diesen Hymnus, und Karl sang mit. Von da an ward er bei jeder Krönung eines deutschen Kaisers angestimmt und wurde so überhaupt der Krönungspsalm.

In den Klöstern wurde er oftmals gesungen. Die Worte: tu ad liberandum etc. („der Jungfrau Leib nicht hast verschmäht, zu lösen das menschlich Geschlecht") waren dem Abt Odilo zu Clugny in Frankreich († 1048) so wichtig und werth, daß er sich, so oft er an diese Worte kam, aus demüthiger Dankbarkeit gegen die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen, auf die Erde niederstreckte. (G. Wimmer. Theil 2.) — Thomas von Aquino ist, wie die Alten berichten, allezeit bei Wettern auf seine Kniee gefallen und hat gebetet: te ergo quaesumus etc. („Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein, die mit deim Blut erlöset sein!")

Elisabet, Landgräfin zu Hessen und Thüringen, war nach dem Tod ihres Gemahls Ludwig durch den Landgrafen Heinrich von der Wartburg vertrieben und flüchtete sich am frühen Morgen aus der elenden Herberge eines Wirthshauses mit ihren Kindern in die Klosterkirche der Franziskaner, wo eben ein Glöckchen die Patres zum Gebete rief. Da bat sie denn, der Armut eingedenk, welche sie mit dem Welterlöser theilen durfte, den Guardian des Klosters, ein Te Deum für sie anstimmen zu lassen. Chrysostomus sagt einmal: „Es ist nichts Heiligeres, als diejenige Zunge, welche in der Widerwärtigkeit Gott Dank saget; gewiß, sie ist nichts Geringeres, als die Zunge der Märtyrer: sie werden beide auf einerlei Weise gekrönt werden."

Als Albert III., Herzog zu Sachsen, zum heiligen Lande zog und mit seinen Genossen von Cypern um Mitternacht abfuhr, sahen sie nach Michael Böheims Bericht die Küste des heiligen Landes im Morgensonnenglanz auftauchen und stimmten nun in der Herzensfreude darüber mit fröhlichem Munde das Te Deum an. Ebenso giengs, als sie nun das heilige Land durchwandert hatten und vom unwirthlichen Ufer stoßen wollten der Heimat zu, da schlossen sie ihren Dank gegen Gott, der sie bewahrt, in den Lobgesang des Ambrosius aufs neue ein. — Ähnlich, aber bei höherer Veranlassung, ergiengs Christof Columbus den 12. Oktober 1492. Als er die erste amerikanische Insel Guanahani entdeckt hatte, umarmte sich die ganze Schiffsmannschaft auf allen drei Schiffen, die er befehligte, schluchzte vor Freuden und stimmte zusammen diesen Lobgesang an.

Zwei Jahre zuvor, am 24. November 1490, sang man in der Stadt Braunschweig bereits das deutsche Te Deum in einer neuen Übersetzung: „Dich, Gott, loben wir", wegen der damals geschehenen göttlichen Beschirmung und Beschützung der Stadt, und von da an wurde es jährlich zum Andenken angestimmt.

In der Geschichte des Martyriums begegnet uns das Te Deum nicht selten, als ein anschaulicher Beitrag zu der allgemeinen Erfahrung, daß die Zeugen Christi zum Scheiterhaufen giengen, wie zum Hochzeitsreigen.

So geschahs am 30. Juni 1523. Als die Erstlinge unter den evangelischen Märtyrern, Heinrich Voes und Johann Esch von Antwerpen, zwei junge Augustinermönche, auf dem Marktplatz zu Brüssel durch den Ketzermeister Jakob Hogstraten auf dem Scheiterhaufen wegen ihres Bekenntnisses der lautern evangelischen Wahrheit verbrannt wurden, schrie man ihnen zu: „bekehret euch oder ihr fahret zum Teufel!" Sie aber erwiderten: „nein, wir wollen um der evangelischen Wahrheit willen sterben als gute Christen." Da zündete man den Scheiterhaufen an. Indeß die Flamme langsam emporloderte, drang himmlischer Friede in ihre Herzen, und der Eine sagte: „Es ist, als ob man mir Rosen streuete!" Endlich nahte der ernste Augenblick des Todes. Sie schrieen laut: „Herr Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich unser!" und sagten darauf mit fester Stimme abwechselnd das Glaubensbekenntniß her. Die Flammen verzehrten zuerst die Stricke, mit denen sie gebunden waren, und erstickten sie noch nicht gleich; in diesem Augenblick warf sich Einer auf die Kniee vor seinem Herrn und wiederholte mit gefalteten Händen: „Herr Jesu, Davids Sohn, erbarme dich unser!" Endlich umringte sie das Feuer, und nun sangen sie wechselsweise das „Te Deum". Bald erstickten die Flammen ihre Stimmen, und ein wenig Asche war alles, was von ihnen übrig blieb. Von dieser Asche sang dann Luther in dem Erstlingslied: „Ein neues Lied wir heben an", mit welchem er den Heldentod der Jünglinge gefeiert hat, gegen den Schluß:

Die Asche will nicht lassen ab,
sie stäubt in allen Landen;
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
zu schweigen hat gedrungen,
die muß er todt an allem Ort
mit aller Stimm und Zungen
gar fröhlich lassen singen.

Ähnlich war's bei Johann Heuglin, als er 1527 zu Merseburg um der evangelischen Lehre willen verbrannt wurde, und bei dem Augustinermönch Flandrinus zu Corten im Bisthum Bar, als er 1528 auf dem Scheiterhaufen stand, weil er aus dem Kloster gegangen war, um ehelich zu werden. Er betete noch für seine Feinde. — Um dieselbe Zeit wurde auch zu Tornay in Flandern ein Augustinermönch, Namens Heinrich, zu den Flammen verdammt, weil er seine Mönchskutte abgelegt, geheirathet und wider das Papstthum gepredigt hatte. Man erklärte ihm, daß er sein Leben retten könne, wenn er nur aussagen wolle, daß das Weib, mit dem er sich hatte trauen lassen, seine Concubine sei. Er aber weigerte sich, seine Tage auf solche Art zu verlängern, stimmte das „Te Deum" an und gieng dem Scheiterhaufen freudig entgegen. (Milners Kirchengeschichte.)

Johann Fischer, Bischof zu Rochester in England, war bei König Heinrich VIII. in Ungnade gefallen, weil er in die Verstoßung der Königin Katharina nicht willigen wollte, und sollte deßhalb ent-

hauptet werden. Als er nun am 25. Januar 1535 auf den Richtplatz geführt wurde, warf er, da er denselben von ferne sah, seinen Stab, daran er Alters halber gehen mußte, gar freudig von sich mit den Worten: „Ei wohl, ihr Füße, thut, was euch zukommt; es ist doch die Reise nunmehr auf Weniges vollendet!“ und darauf sang er mit aufgehobenen Händen: „Herr Gott, dich loben wir.“ (Thomas Schmidts Historica memorabilia. 1707.)

Valentin Andreä, der große württembergische Theologe in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, hatte zum Wahlspruch den Schluß unsers Hymnus: In te domine, speravi; non confundar in aeternum. Ps. 71, 1. (Auf dich hoffen wir, lieber Herr; in Schanden laß uns nimmermehr!)

Auch das deutsche „Te Deum“, unser „Herr Gott, dich loben wir!“ hat eine reiche Geschichte.

Wie Elisabet von Thüringen, so dachte Luther, daß der Geist auch im Trauern noch fröhlich sein und durch Lob Gottes den Trübsinn vertreiben könne. Er gab darum einst einem traurigen Organisten den Rath: „Lieber Matthia, wenn Ihr traurig seid und es will überhand nehmen, so sprecht: Auf, ich muß unserem Herrn Christo ein Lied schlagen auf dem Regal; es sei: ‚Herr Gott, dich loben wir!‘ oder: ‚Gelobet sei der Herr!‘ denn die Schrift lehret mich, er höre gern fröhlich Gesang und Saitenspiel. Greifet frisch in die Claves und singet drein, bis die Gedanken vergehen, wie David und Elisäus thäten; kommt der Teufel wieder und gibt euch eine Sorge und traurige Gedanken ein, so wehret euch frisch und sprechet: Aus, Teufel! Ich muß anjetzo meinem Herrn Jesu singen und spielen!“ (Cithara theolog. J. Chr. Thilonis.) — So pflegte auch Dr. Deutschmann, Professor der Theologie zu Wittenberg, in seinen vielen Anfechtungen dies Lied gar fleißig zu singen; so lieb war dem hocherfahrenen Theologen das Leiden. (Wimmers Liedererklärung. 1749. 2.)

Noch mehr erscholl es bei fröhlichen Anlässen. — Als Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen aus seiner fünfjährigen Gefangenschaft, in der ihn Kaiser Karl V. um des Bekenntnisses des Evangelii willen gehalten, 1552 zurückkehrte, zogen ihm aus der Stadt Coburg die Geistlichkeit, der Rath, die Schulen und sämtliche Bürgerschaft, wie auch geschmückte Knaben und Jungfrauen mit fliegenden Haaren und in Rautenkränzen entgegen und sangen, als sie ihn erblickten, unser Lied (vgl. S. 7.). — Andrerseits hatten die Katholiken schon nach der Gefangennehmung des Kurfürsten in der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 im Dom zu Meißen unter Glockengeläute und Instrumentenklang das „Te Deum“ aufgeführt. Es bekam ihnen jedoch übel. Wenige Stunden nachher, Nachmittags fünf Uhr, zog ein heftiges Gewitter über die Stadt und schlug in die drei hohen Spitzen der Domkirche ein, so daß das ganze Gebäude nebst Glocken und Orgel ein Raub der Flammen ward. (Kißling im Wetterbüchlein S. 36.)

Vielfach wurde diese häufige Verwendung des ehrwürdigen Lobgesangs angefochten. Der alte Autor der „Gespräche im Reiche der

Todten" schreibt: „Ich fürchte, daß dieses Te Deum laudamus dereinst gar viele Fürsten, Generale, Consistoria und andere, so Macht haben, dessen Absingung anzuordnen, vor Gottes Gericht um des Mißbrauchs willen anklagen werde." So ist ja dasselbe nach der Bluthochzeit oder Bartholomäusnacht, da viele tausend Protestanten niedergemetzelt worden waren, 1572 zu Rom und Paris, und nach König Gustav Adolfs Tod in der Schlacht bei Lützen 1632 in Wien angestimmt worden. In Stuttgart mußte es nach jeder sieggekrönten Schlacht Napoleons in den Jahren 1804—1812 feierlich in der Hauptkirche mit Pauken und Trompeten angestimmt werden. — Namentlich hat der Kanzler Ahasverus Fritsch in seinen „Zufälligen Andachten" und Spener in seinen „Theologischen Bedenken" sich gegen diesen Brauch ausgesprochen. Der letztere sagt: „So wollen wir unser Te Deum laudamus singen, nicht über Viktorieen, die mit schnöder Vergießung des so theuer erkauften Christenbluts von Menschen, sondern die wider den Fürsten der Finsterniß durch Schwächung seines Reichs und Erleuchtung der Seelen, die in seiner Gewalt gestecket, in göttlicher Kraft erfochten worden. Als deren eine höher zu schätzen ist, als viele tausend von jenen, die mit noch so großer Freudenbezeugung in der Welt gefeiert werden, aber etwa gottseligen Herzen mehr Seufzer ausdrücken, als Freude machen."

Dennoch soll der Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht verdrängen. — Als die sächsischen Truppen unter dem Oberbefehl des Generallieutenants Arnheim 1634 bei Liegnitz dem kaiserlichen Kriegsheer gegenüberstanden, haben sie sich vor dem Beginn der Schlacht vor dem Herrn der Heerscharen gedemüthigt. Nachdem die ersten Kanonenschüsse gelöst waren, ertönten auf einmal alle Trompeten, die Reiter stiegen von ihren Pferden, und das ganze sächsische Heer verrichtete ein gemeinsames Gebet. Als sie das gebetet hatten, warfen sie sich Mann für Mann auf die Kniee und sangen wie mit Einer Stimme den vierten und fünften Vers unsers Liedes. Und der Herr hat seinen Dienern geholfen und ihnen den Sieg gegeben.

Als durch den Friedensschluß zu Hubertsburg am 15. Februar 1763 der blutige siebenjährige Krieg beendigt war, kehrte Friedrich der Große sieggekrönt in seine Staaten zurück. Die Berliner wollten ihn festlich empfangen, aber er, der den Prunk nicht liebte, traf erst am 30. März spät Abends in seiner Hauptstadt ein und eilte bald darauf nach Charlottenburg. Hieher beschied er seine Sänger und Musiker und befahl, zu einer gewissen Stunde das Loblied: „Herr Gott, dich loben wir" anzustimmen. Man glaubte, es werde der ganze Hofstaat dabei erscheinen. Allein der König kommt ganz allein, setzt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Als nun dieses herrliche Loblied mit durchdringender Kraft ertönt, da sinkt der große Fürst, obwohl sonst ein grübelnder Zweifler und Spötter, von der Macht des Glaubens überwältigt auf seine Kniee, Thränen rollen ihm über seine Wangen, und er bringt dem allmächtigen Gott seinen stillen Dank für die überschwengliche Hilfe in dem schweren Kampfe, der nun so glücklich beendigt war. Jeder betete

in der Stille mit, Gott dankend und lobend für seine Gnad und Wunderthaten. (Wölblings christliche Geschichten. 1843.)

Nach der Schlacht bei Leipzig 1813 brauste das Lob Gottes im Tone unsres Liedes durchs ganze deutsche Land. Schenkendorf aber gab dem Herzensschwung des Volkes den vollen Ausdruck in seinem Te Deum, das beginnt: „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir; Es schallt der Freien Lobgesang vom Aufgang bis zum Niedergang!“ und schließt:

Der Lüge fern, der Gleisnerei,
einfältig laß uns, still und treu —
Im Staube Fürst und Unterthan —
Herr Gott, Herr Gott, dich beten an;
Wir hoffen auf dich, lieber Herr:
in Schanden laß uns nimmermehr!
Amen.

In der Kirchenordnung Karls XI., Königs von Schweden, 1687 war verordnet, daß alle ohne Unterschied aufzustehen haben, so oft dieses Lied in der Kirche gesungen werde.

Dem Hofprediger Dr. Johann Reinhard Hedinger zu Stuttgart wurde dieses Lied auf seinem Sterbebette vorgelesen. Da ruhte der sterbende Zeuge aus in den Worten des letzten Verses: „Auf dich hoffen wir, lieber Herr; in Schanden laß uns nimmermehr!“ und fuhr dann fort: „Hat sich ein Sokrates gefreut, daß er nach seinem Tode zu den alten Weltweisen kommen werde, warum dann nicht vielmehr ein Christ, der da weiß, daß er kommen soll zu der Menge vieler tausend Heiligen, zu den heiligen Erzvätern, Propheten und Aposteln und zu den theuren Märtyrern und Blutzeugen Jesu? O, wie freut sich mein Geist, zu meinem Jesu zu kommen: ich werde zu den Vätern gehen!“

Die Melodie zu diesem Lied: e g a c a a erscheint in der einfacheren Fassung zuerst im Erfurter Enchiridion 1527, hernach im Klugschen Gesangbuch 1535, während sie in andern ältern und selbst noch in manchen spätern süddeutschen Gesangbüchern eine mit vielen Melismen ausgestattete und selbst in wesentlicheren Punkten der Tonfolge abweichende, dem lateinischen Original nahe- oder gleichkommende Form hat. Der Gesang vertheilt sich unter zwei Chöre; der erste stellt ursprünglich den Gesang des Priesters am Altare vor, weßhalb er auch nur von Männerstimmen oder bloß von Einer Stimme zu singen ist, der zweite stellt den Gesang der Gemeinde, oder des Chors von der Orgel her, vor. Dieser Choral ist der einzige Repräsentant der von Ambrosius aus der griechischen Kirche aufgenommenen Form des Wechselgesangs.

116. Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ.

Von Johann Agricola, genannt Magister Eisleben (1492—1566, vgl. 1, 278 ff.), als Prediger zu Eisleben gedichtet, und erschienen auf einem wohl noch vor 1530 fallenden Druck (Wackernagel, Kirchenlied 1, 392) mit der Inschrift: „Ein newes lied, zuo bitten vmb

Glauben, Liebe, vnd Hoffnung, Vnnd vmb ein seliges leben gemacht durch Jonn Eyßleben des Hertzoch Hans von saschen pridiger"; sodann in „Geistliche lieder, Erfurdt 1531" und „Geystlyke leder, Rostock 1531." — Außer in jenem alten Druck ist das Lied ohne Namen ausgegangen und darum (1664) auch dem Paulus Speratus zugeschrieben worden, dessen Sinn und Art es wohl entsprechen würde. Allein es ist unter seinen Schriften nicht zu finden, und gegen die Abstammung von Agricola, der in der Frühlingszeit der Reformation mit Luther Hand in Hand gieng, ist rein nichts einzuwenden. Von ihm hat Luther schon 1524 in seine „weyse Christlich Meß zu halten" ein Lied aufgenommen: „Fröhlich wollen wir Alleluia singen."

Die alte Eintheilung ist treffend: Gebet um Glauben V. 1 „den rechten Glauben, Herr, ich mein!" um Hoffnung V. 2 „daß ich nicht wieder werd zu Spott; — Es brächt mir höllisch Grauen!"; um Liebe V. 3 „daß ich aus Herzensgrund meinen Feinden mög vergeben!", um Gnade zum neuen Leben V. 4 „beständig sein ins End, gib mir!" und um Sieg wider alle Anfechtung V. 5.

Christian Gottfried Preuß sagt: „An diesem Lied haben wir ein Gebet, welches mit Recht ein Kerngebet zu nennen. Es zeiget uns, zu wem wir beten sollen, nemlich zu Jesu Christo, unserem Fürsprecher beim Vater. Es lehret uns, was wir eigentlich erbitten sollen, vor allem die geistlichen Güter, als da sind: Lust und Liebe zum göttlichen Wort, Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue und Beständigkeit im Christenthum, daß uns weder irdische Ergetzungen noch zeitliche Trübsal davon abwendig machen. — Ihr Knechte Gottes, denen oft Muth und Freudigkeit bei öffentlicher Verkündigung der göttlichen Rechte ermangeln will, brauchet fein fleißig dieses kräftige Schlagwasser, ihr werdet in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke mächtig werden, daß ihr im Segen das Wort ausstreuet und damit ein Gedächtniß der göttlichen Wunder an vielen Sündern stiftet."

Der sterbende Spener erquickte sich in seinen letzten Stunden an den beiden Liedern, dem von Hubert: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ", und dem von Agricola: „Ich ruf zu dir."

Ein Kaufmann in Augsburg hatte nach Seiffart (Singularia evangelica) das Unglück, daß einer seiner hauptsächlichsten Schuldner zahlungsunfähig wurde. Ob er nun wohl ein gottesfürchtiger Mann war, nahm er sich diesen Verlust doch sehr zu Herzen; während er aber am Sonntag Sexagesimä in der Kirche ist, werden ihm seine besten Sachen gestohlen. Jetzt bricht der Jammer über seine Frau mit Macht herein, und sie rufen den Geistlichen herbei, um sie zu trösten. Dieser nimmt zu seinem Trost die Worte des Evangeliums: „Frucht bringen in Geduld." Ja, sagt der Kaufmann, als ich diese Worte heute in der Kirche hörte, mußte ich seufzen: „In allem Kreuz erhalte mich, auf daß ichs trag geduldiglich!" Nun kam die Zeit zum Essen und mit ihr neuer Jammer: Was wollen wir essen? Als aber der Mann den Hut ergreift und in denselben hineinblickt, ruft er: „Vorrath, Vorrath! Wenn Gott mir das gibt, was ich sehe, so ist alles gut." Drin aber waren die Worte geschrieben:

„Dein Wort mein Speis laß allweg sein!" aus unsrem dritten Vers, wo es heißt:

> Dein Wort mein Speis laß allweg sein,
> damit mein Seel zu nähren,
> mich zu wehren,
> wenn Unglück schlägt herein,
> das mich bald möcht verkehren.

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert machte in seinen Knabenjahren mit einem Mitschüler eine Reise, von welcher er Folgendes erzählt: „Ich fühlte mich immer ermatteter, und an der Stelle, wo sich der Fußsteig zu einem kleinen Bächlein lenkte, konnte ich nicht weiter. Ich blieb vor dem hölzernen Stege, der hinüber führte, stehen, und mein Gefährte sagte, ich sähe sehr blaß aus. Da kam ein alter Bauersmann über den Steg, sah mich so stehen und fragte, was dem Bürschlein denn fehle? Ich wußte nichts zu antworten, als daß ich ganz matt sei und nicht mehr weiter gehen könne. Der Bauer aber sagte: „ich weiß schon, wo's fehlt!" langte in seinen Sack und reichte mir ein Stücklein altgebackenes schwarzes Commißbrot. Ich aß, und mit jedem Bissen fand ich mich so zusehends gestärkt und erquickt, daß ich bald nichts mehr von meiner Müdigkeit verspürte. Er hatte sich indessen erkundigt, was wir wären, und da er vernommen, daß wir studirten, sagte er zu mir beim Abschied: „Jungherrlein, jetzt sieht Er, was für Kraft im Schwarzbrot liegt; geh Er künftighin nie auf's Wandern ohne einen Bissen Schwarzbrot in der Tasche! Zum Andenken aber will ich Ihm noch einen Vers mit auf den Weg geben; den merk' Er sich, wenn Er einmal Pfarrherr wird. Er heißt: „Dein Wort mein Speis laß allweg sein, damit mein Seel zu nähren!"

Ein Echo desselben Kernwortes ist Gerhardts Morgengebetlein: „Dein Wort sei meine Speise, bis ich gen Himmel reise!"

Dr. Abraham Hinkelmann, Prediger in Hamburg, ließ einst vor einer Predigt, welche er am Mittwoch nach Misericordias hielt, unser Lied singen. Nach der Predigt lud ihn ein Kaufmann ein, seinen schönen Garten zu besuchen. Als beide sich nun über den Schmuck der Blumen freuen, entdeckt ihm der Kaufmann, daß er gar ein großer Freund der Blumen sei; aber beim Singen des heutigen Kirchenlieds, als es an den 4. Vers kam: „Laß mich nicht Lust noch Furcht von dir in dieser Welt abwenden", sei ihm der Gedanke gekommen, daß seine Liebe für diesen Gegenstand wohl sündlich sein könnte. Hinkelmann erwiderte ihm, daß wer dieses Lied recht andächtig singen wolle, in seinem Herzen die himmlischen Paradiesblümlein treu zu pflegen verstehen müsse; und als ihn der Kaufmann um die Deutung dieses Bildes bat, erklärte er ihm: „Die Paradiesblümlein sind Trübsal, Kreuz und Leiden; wer dieses Lied ohne Anfechtung und Kreuz singet, der wird nimmermehr dessen Kraft in seinem Herzen empfinden; er singet's wohl mit dem Munde, aber nicht mit andächtigem Herzen." (Lutheri Betglöcklein von Treuer. 1.)

Der treue Valerius Herberger, Prediger zu Fraustadt, schloß

den dritten Theil seines „Psalterparadieses" nicht lange vor seinem Tode mit dem Trost aus dem letzten Vers unsers Lieds, indem er schrieb: „Bei mir ist die Kraft sehr gelähmt. Ich gehe daher wie ein baufälliges wackelndes Haus, das bald will in Haufen fallen. Ich webele wie ein schwacher Strohhalm. „Hilf, o Herr Christ, dem Schwachen!" Soll aber ich alter fünfundsechzigjähriger Vater schlafen gehen, so sei das auch zu guter Letzt mein Wort: „Herr, erhebe dich in deiner Kraft, so will ich im Himmel singen und loben deine Macht!" Amen."

Die Melodie: a f g f d f g a erscheint sofort mit dem Lied; ihr Urheber ist unbekannt. Mit einem vierstimmigen Tonsatz findet sie sich 1586 unter den 50 von dem württembergischen Hofprediger Lukas Osiander zu Nürnberg herausgegebenen geistlichen Melodieen. — Hammerschmidt hat sie in einem geistreichen Satz über den letzten Vers: „Ich lieg im Streit und widerstreb" entwickelt, vgl. Winterfeld II, 262.

117. In dich hab ich gehoffet, Herr.

Von Adam Reisner (1496—1575, vgl. 2, 156 ff.), dem Begleiter Frundsbergs auf seinen Zügen, erschienen im Augsburger Gesangbuch „Form und ordnung Geystlicher Gesеng und Psalmen" 1533, sodann in „Ain Trostbüchlein" Augsburg 1537 (W. I, 405); im Zwickischen Gesangbuch 1540 unter des Dichters Namen.

Das Lied ist aus gründlicher Lebenserfahrung geflossen. Nachdem er sich als Rechtsgelehrter in Frankfurt zur Ruhe gesetzt hatte, schreibt er über seine Lebensführung in der Widmung des zweiten Theils seiner Historia Hierosolymae 1563: „Nachdem mich Gott der Herr vor viel Jahren angegriffen und gedemüthigt, aber in allem Kummer und Trübsal Trost und Hilfe mir gethan und erzeiget, und ich jetzt in meinem Alter mich befinde, spüre ich, daß mir alles gut gedienet hat; denn durch solchen Handel bin ich der Welt und sie mir wiederum verleidet, daß ich mich allem Geschäfte, Dienst und Ämtern entzogen, mich von jedermann abgesondert und in einem eingezogenen stillen Jahre meine alten Studien wieder zur Hand genommen und dabei viel Freud und Ergetzlichkeit für alles Leid erfunden." So ist ihm der Ton der Jugend neu geworden.

Die Schriftquelle ist Psalm 31, 1—6, ein Gebet, welchem sich der Sänger Vers für Vers angeschlossen hat. — Seiffart nennt es ein herrlich und unvergleichlich trostreiches Lied, welches wohl die rechte Christenburg heißen möge, weil alle, die dahin ihre Zuflucht in Gefahr, Kreuz, Noth und Tod genommen, gewisse Sicherheit und Ruh gefunden haben. Auch gibt ihm Schamelius den Titel: „Geistliche Burg und Festung."

Als Gustav Adolf, König von Schweden, durch Franken zog, forderte er auch die Stadt Schweinfurt auf, ihm sich anzuschließen. So sehr auch die Erfüllung dieser Forderung mit der dem Kaiser schuldigen Treue zu streiten schien, schlug doch die Gefahr des Augenblicks jede Bedenklichkeit nieder. Noch in der Nacht wurde

ein Rathsschöppe und der Stadtsyndikus nach Madenhausen abgeordnet, um die Stadt der königlichen Gnade zu empfehlen. Es war noch sehr früh, als sie dort anlangten. Sobald der König in der ersten Morgenstunde sich erhoben, ertheilte er ihnen in bloßem Haupt, mit einer Hand an den Tisch, vor dem er stand, gelehnt, Audienz. Seine in huldvoller Weise gegebene Antwort bestand in dem unabänderlichen Verlangen der Öffnung der Stadt und Aufnahme einer schwedischen Besatzung. Hierauf hielt er seiner Gewohnheit gemäß seine Morgenandacht. Umgeben von seinen Vertrauten stimmte er selbst den Gesang an: „In dich hab ich gehoffet, Herr", und sang denselben mit sichtbarer Rührung bis zum Schluß. Nun brach er mit seiner Armee auf und langte Sonntags, 12. Oktober Mittags 1 Uhr, in der Reichsstadt an. — Außerhalb derselben, auf dem Kiliansberg, erwartete ihn ein ergreifender Anblick. Sechs von ihren Pfarreien vertriebene Geistliche warfen sich vor dem König nieder, ihn um Erleichterung ihrer Noth und um Hilfe anzuflehen. Unter dem rührendsten Dank gegen Gott für den dem König zu Leipzig verliehenen Sieg und den königlichen Befreierzug flehten sie um Wiedereinsetzung in ihre Ämter und um Rückerstattung ihrer erlittenen Verluste. Der König erwiderte, weil ihn der allmächtige Gott zum Werkzeug haben und gebrauchen wolle, der nothleidenden und bedrängten evangelischen Kirche zu Hilfe zu eilen, wolle er auch seinerseits nichts erwinden lassen. Sie sollten nur fleißig beten, so werde ihnen nebst Gott von ihm geholfen werden. Hierauf entblößte er sein Haupt und segnete sie. Der Ernst und der eigenthümliche Ausdruck von Milde und Freundlichkeit, die in dem Angesicht des Königs lagen, flößten der Bevölkerung Ehrfurcht und Vertrauen ein, und er hinwiederum war schon im Januar 1632 in der Lage, der Stadt seine Gnade thatsächlich zu erweisen.

Vers 1 „Auf dich, Herr, hab ich gehoffet; laß mich nicht zu Schanden werden in Ewigkeit; errette mich durch deine Gerechtigkeit." — Dieser trostreiche Anfangston hat im Jahr 1584 Dr. Mylius, den Generalsuperintendenten zu Augsburg, gestärkt, als gegen ihn durch die katholische Einwohnerschaft und den Rath Augsburgs eine große Verfolgung erregt worden war, weil er die Annahme des gregorianischen Kalenders verweigerte. Man griff ihn und setzte ihn unter großem Jammergeschrei seiner Frau und Kinder auf einen Wagen, um ihn zur Stadt hinaus nach Rom zu führen. Während er nun so auf dem Wagen sitzend durch die Straßen Augsburgs geführt wurde, sang er samt seinen Schwägern, die neben ihm giengen, mit überlauter Stimme:

In dich hab ich gehoffet, Herr,
hilf, daß ich nicht zu Schanden werd,
noch ewiglich zu Spotte;
Das bitt ich dich,
erhalte mich
in deiner Treu, mein Gotte.

Dadurch wurde das Volk also bewegt, daß es, ehe noch der Wagen

ans Thor kam, den Fuhrmann herunterriß, und Mylius bei dem dadurch entstandenen Gedränge sich in ein nah gelegenes Haus retten konnte, von wo er dann in Frauenkleidern sich vollends aus der Stadt schlich und nach Ulm flüchtete. Seine Frau aber, welche in guter Hoffnung stand, wurde vor Schrecken eines Kindleins entbunden, welches bald darauf starb. Doch der Herr, den er voll Vertrauen im Liede angerufen, war seine Hilfe, und ehe ein Jahr vergieng, war er Professor der Theologie zu Wittenberg, wo er auch 1607 als Generalsuperintendent starb. (Wezels Hymnopöographie. 2. 1721.) Die Erinnerung an jenen Jammer konnte ihm und seinem Weibe auch fernerhin ein Antrieb sein, den zweiten Vers zu beten:

> Dein gnädig Ohr neig her zu mir,
> erhör mein Bitt, thu dich herfür,
> eil bald mich zu erretten.
> In Angst und Weh
> ich lieg und steh,
> hilf mir in meinen Nöthen.

Bei dem dritten Vers, der sich an Psalm 31, 3 anlehnt:

> Mein Gott und Schirmer steh mir bei,
> sei mir ein Burg, darin ich frei
> und ritterlich mög streiten
> Wider mein Feind,
> der gar viel seind
> an mir auf beiden Seiten!

mag folgende Erzählung eintreten. Ein angesehener Mann war, wie Thomas Schmidt in „Merkwürdige Geschichten. Altenburg 1713—20“ erzählt, in einen schweren Prozeß verwickelt worden und durch die Parteilichkeit des Richters in große Noth gerathen. Da fiel er einsmals auf dem Heimweg vom Gericht zwischen zwei Getreideäckern auf seine Kniee und betete zu Gott um Erlösung. Wie er nun so ruft und fleht, hört er eine Stimme: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir. Weiche nicht, denn ich bin dein Gott! Siehe, sie sollen zu Spott werden!“ Jes. 41, 10 f. Innerlichst erquickt und getröstet ist er aufgestanden und hat als ein Musikverständiger diese prophetischen Worte motettenweise also componirt, daß im Diskant der Choral „In dich hab ich gehoffet, Herr!“ dazwischen gieng. — Was geschieht? Kurze Zeit hernach wird er zu seiner Freude befördert, sein Gegner aber gieng mit Schmach zu Grund, der Richter fiel in Wahnsinn und der Advokat des Widerparts starb plötzlich.

In V. 4 findet sich eine interessante Variante. Er heißt:

> Du bist mein Stärk, mein Fels, mein Hort,
> mein Schild, mein Kraft, sagt mir dein Wort,
> mein Hilf, mein Heil, mein Leben;
> Mein starker Gott
> in aller Noth:
> wer mag mir widerstreben?

Diese letzte Zeile entspricht dem Worte Pauli Röm. 8, 31 vorzüglich: wer mag wider uns sein? Allein mehrere ältere Gesangbücher

setzten: wer mag Dir widerstreben? und auch diese haben ihre Segenskraft in sich getragen. Als man einem Bürger zu Stettin (Seiffart, Del. mel. 1704) wegen der bevorstehenden schweren Belagerung der Stadt bange machen wollte, erwiderte er ohne Anfechtung, sie hätten einen guten Wassergraben, das wären die Thränen der noch übrigen Frommen, und einen unüberwindlichen Stadtzwinger, das wären die Worte: „Mein starker Gott in aller Noth: wer kann Dir widerstreben?"

Beim fünften Vers heißt es im Psalm: „Du wollest mich aus dem Netze ziehen, das sie mir gestellet haben!" Reisner betet:

Mir hat die Welt trüglich gericht
mit Lügen und mit falschem Dicht
viel Netz und heimlich Stricken;
Herr, nimm mein wahr
in dieser Gfahr,
bhüt mich vor falschen Tücken.

Hiezu macht Bilhuber die Bemerkung: „O wie nöthig ist einem christlichen Herzen in dieser letzten Falschheit- und Untreu-vollen Welt dieses Gebet: ‚Behüt mich, lieber Gott, vor bösen Tücken!' sowohl passive als aktive, daß ich nicht dadurch hinterführet und berücket oder auch unter dem Schein der Klugheit und des bekannten: ‚wie man mir thut, so will ich auch wieder thun' selber zu bösen Tücken verführt werde! Es geht in diesem Stück einem, je christlicher und je aufrichtiger er ist, oft wie das Symbolum jenes Mannes lautet: bonus vir semper tiro, ein ehrlicher Mann muß allenthalben das Lehrgeld bezahlen. Doch ist es auch da besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun. Darum behüte mich, o mein Gott, vor bösen Tücken!"

Johannes Arndt, Superintendent von Lüneburg († 1621), pflegte, so oft dieser Vers in der Kirche gesungen wurde, seine Mütze abzunehmen und vors Gesicht zu halten, wie man sonst beim Vaterunser zu thun pflegt. Als ihn nun einmal seine Kollegen und selbst sein Fürst um die Ursache solchen Thuns befragten, gab er lächelnd zur Antwort: „Ich erinnere mich allezeit bei diesen Worten, daß mir Gott die Gnade thut und durch meine Feinde, Lästerer und Verleumder in meinem Christenthum mich je mehr und mehr lässet zunehmen, indem sie wider ihren Willen meine Frömmigkeit, Andacht und Gebet täglich müssen vermehren, daß ich desto heiliger und andächtiger werde." (Lutheri Betglöcklein von Treuer.)

Der sechste Vers: „In deine Hände befehl ich meinen Geist!" ist unsers Herrn Christi letzter Seufzer gewesen, und ihm nach so vieler Gotteskinder. Luther hat ihn in seinem letzten Stündlein gebetet; er sagte zuvor: „Selig sind nicht nur die, welche für den Herrn sterben, wie die Märtyrer, und in dem Herrn, wie alle Gläubigen, sondern auch die, welche mit dem Herrn sterben, indem sie unter den Worten verscheiden: ‚In deine Hände befehl ich meinen Geist!'" — Demzufolge ist auch Reisners Vers an vielen Sterbenden gesegnet gewesen:

Herr, meinen Geist befehl ich dir,
mein Gott, mein Gott, weich nicht von mir,
nimm mich in deine Hände;
O wahrer Gott,
aus aller Noth
hilf mir am letzten Ende!

Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen sang den Vers oft und gern, Prinz Christian von Dänemark tröstete sich vor seinem Ende im Jahr 1647 ohne Unterlaß desselben.

Zu Grünberg in Schlesien stand im Jahr 1628 ein würdiger Prediger, Pastor Willich, mit seinen beiden Diakonen, Nippe und Triesborn. Als nun die Gegenreformation hereinbrach, wurde er von den Lichtensteinischen Dragonern, genannt Seligmacher, hart bedrängt. Der Rath ließ am 8. November zwei Wagen vor die Thüre der Prediger fahren, damit sie aus dem Gedränge entkämen. Allein die Leute wollten zum Abschied noch ein Wort Gottes in der Kirche hören und drängten dorthin. Umsonst thaten die ruchlosen Priesterplacker einige Schüsse, um sie vom Kirchhof abzutreiben. Willich ließ getrost die Thüre aufschließen, und so zogen die Scharen hinter ihm hinein; die Soldaten folgten auf dem Fuße nach. Da begann der Pastor aus unsrem Lied die beiden letzten Verse zu singen: „Herr, meinen Geist befehl ich dir —“. Hierauf rief er: „Zu einem guten Liede pflegt man sonst auch eine gute Predigt zu hören. Dies aber wird mir statt des Valets nicht mehr gegönnt. Doch merket euch zum Beschluß den Spruch aus dem Brief an die Galater: ‚So aber ein Engel vom Himmel käme oder gar ein Jesuit, und wollte anders Evangelium predigen, denn ich euch verkündigt habe, der sei verflucht!‘“ Gieng noch in die Schule und vermahnte den Rektor Walter, treulich die Jugend in dem evangelischen Bekenntniß zu erhalten. So zogen sie denn nicht ohne große Wehmuth unter Begleitung etlicher hundert Seelen und unter dem Jubiliren der Soldaten ab. — Bald kam der Abfall: am einen Tag haben sie die evangelischen Lehrer mit Thränen begleitet, den andern sind sie haufenweise zugelaufen und haben Beichtzettel geholt. (Peschek, Gegenreformation. II.) Willich starb als Pastor zu Zittau; auf seinem Epitaphium heißt es:

Mir ward auf alle Weise
sehr sauer meine Reise
ins Himmels Vaterland;
Die Reis ist überstanden,
das Vaterland vorhanden,
kein Angst mehr mir bekannt.

Eine welthistorische Bedeutung hat der Schluß des letzten Verses erlangt, dessen Anfang lautet:

Glori, Lob, Ehr und Herrlichkeit
sei Gott, Vater und Sohn bereit,
dem heilgen Geist mit Namen.

Es war ein entscheidender Augenblick, als der große Kurfürst am 18. Juni 1675 sich zur Schlacht bei Fehrbellin aufmachte. Mit

5600 Reitern und 13 Geschützen stand er dem Schwedengeneral Wrangel samt 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und 38 Geschützen gegenüber. Er war sich der Wichtigkeit des zu führenden Schlags wohl bewußt und zog das Schwert mit den Worten:

Die göttlich Kraft
macht uns sieghaft
durch Jesum Christum! Amen.

Der erfochtene Sieg hat den Grundstein zu Preußens Größe gelegt. Darum war es wohl gethan, daß am 18. Juni 1875 bei der Grundsteinlegung des Denkmals auf jenem Felde der Kronprinz des deutschen Reichs das Bekenntniß aussprach: „Durch das Vertrauen auf Gott sind wir dahin gekommen, die Geschicke Deutschlands in sicherer Hand zu halten zum Gedeihen des Vaterlandes!"

Als Melodie erscheint h c̄ h a h d̄ c̄ h im zweiten Theil des Bapstschen Gesangbuchs 1545. Es ist die aus altdeutschem geistlichem Gesang des 15. Jahrhunderts dem Liede Böschensteins aus Eßlingen von den sieben Worten Christi: „Da Jesus an dem Kreuze stund" ursprünglich zugeeignete Weise. — Die andere gewöhnlichere Melodie: d d a e g f e d erscheint zuerst in dem Lied: „Christ ist erstanden" in Heinrich Finks „schönen auserlesenen Liedern. Nürnberg 1536." und zum gegenwärtigen Lied in dem Straßburger großen Kirchengesangbuch 1560. — Endlich findet sich erstmals in Calvisius hymni sacri 1594 und ist jetzt noch in Norddeutschland vielfach im Gebrauch die Melodie: f f c c b a g (f d e f) a b a g f.

118. Nun lob mein Seel den Herren.

Von Dr. Johann Graumann oder Gramann (Poliander 1487—1541, vgl. 1, 355 ff.), Pfarrer an der altstädtischen Kirche zu Königsberg; erschienen auf einem alten Druck, Nürnberg bei Wachter, und in „Johann Kugelmann Concentus novi trium vocum, Augsburg 1540", wo die Melodie mit dem Lied in vier verschiedenen Sätzen eingeführt wird.

Martin Chemniz in seiner „Erklärung des 103. Psalmen. 1575." berichtet, der erste protestantische Herzog in Preußen, Albrecht I., habe durch Graumann, den er mit Speratus als Reformator seiner Lande nach Königsberg berufen hatte, den 103. Psalm, den er vor andern lieb und werth gehalten, gesangweise in deutsche Verse bringen lassen, und das sei geschehen im Jahr 1525. Er fährt dann weiter fort: „Ich denke oft mit Lust und Freude daran, wie ich vor acht Jahren selbst gesehen und gehöret, da der fromme alte Herr auf seinem Siechbettlein lag, daß jederzeit dieser Psalm nach aller Musik das letzte Stück sein mußte, da Seine Fürstliche Gnaden selbst die Worte mit großer Andacht und sonderlicher Bewegung des Herzens mitsang und dann aus den Worten schöne, gottselige Gedanken nahm; daher mir dieser Psalm auch sonderlich lieb ist." — Weiter sagt er, Herzog Albrecht habe ihn durch Poliandrum lassen gesangweise in gute und schöne Verse bringen „unter einem freu-

digen Tenor, welcher eben, wie die Worte lauten, auch durch den Gesang das Herz erwecken und aufmuntern mag." Dies ist nun die Melodie unseres Lieds: g g fis e d g a h. Dieselbe ist, wie von Winterfeld nachweist, mit vielem Geschick aus der im Erfurter Enchiridion 1527 erschienenen Weise: „O Herre Gott, dein göttlich Wort ist lang verdunkelt blieben" herausgebildet; sie entlehnt bezeichnende Wendungen von ihr, gestaltet dieselben aber selbständig aus und erscheint so als eine der bewegtesten, freudigsten, festlichsten des evangelischen Kirchengesangs, das Werk eines kundigen, sinnigen, in volksgemäßem Sinne schaffenden Tonmeisters. Sänger dieses freudigen herzerquickenden Tenors ist nach von Winterfeld Hans Kugelmann, der Kapellmeister des Herzogs Albrecht; Setzer desselben ist er ohnehin durch die vier Kompositionen geworden, darin er das Lied mit drei-, vier-, fünf-, selbst achtstimmigem Satze schmückte.

Es ist ein herrliches Lied über den 103. Psalm; in majestätischem Schwung steigt der Dank des glaubigen Herzens zu Gott empor. — V. 1 Lob aller Gotteswohlthaten in Sündenvergebung, leiblicher Bewahrung und Trost im Kreuz. Treffende Worte: „Sein Wohlthat thut er mehren", er thut sich in Güte nie genug; „mit rechtem Trost beschüttet, verjüngt dem Adler gleich", denn die dem Herrn trauen, ziehen immer wieder neue Kräfte an, Jesajah 40. — V. 2. Lob aller Gottesgüte und Erbarmung. Treffende Gedanken: „Die Gnad thut er nicht sparen, den Blöden ist er hold": wo ein Herz verzagt wird über seiner Sünde, dem will er Muth machen durch seine Huld; „so fern der Ost vom Abend ist unser Sünd dahin": seine Gnade ist auch ein Wind, der drein bläset und nimmt den Bekümmerten die Last im Fluge vom Herzen. — V. 3. Wir loben den Herrn um unserer Nichtigkeit willen, die er ansieht. Merke: „Er kennt das arm Gemächte und weißt, wir sind nur Staub", gebrechlicher Thon und Scherben, arme Erde, schwache Kreaturen; „gleich wie das Gras von Rechte, ein Blum und fallend Laub", von Rechtswegen nur wie Gras. Psalm 90. Andere deuten: „vom Rechen", wenn es von der Sense niedergemäht wird, was dann ein süddeutscher Ausdruck aus Graumanns Heimat wäre. — V. 4. Wir haben desto mehr seine Stärke und Kraft zu rühmen. Herrlicher Gegensatz: „Die Gottesgnad alleine bleibt stät und fest in Ewigkeit" und: „Bei seiner lieben Gemeine, die steht in seiner Furcht bereit!" — V. 5 ist als ein Zusatz ums Jahr 1600 angefügt worden. Der vierte Vers schließt nemlich ganz treffend ab, wie der erste begonnen: „mein Seel soll auch vermehren sein Lob an allem Ort." Aber dieser Klang wird nun wie der Schlußton in den alten Sequenzen ausgebreitet in V. 5. Es ist ein herzliches Amen dieses Glaubenslobes.

Das Lied hat vielfachen Anklang gefunden in der kleinen und großen Gemeinde. — Johannes Arndt erzählt, daß sein Vater, da er noch ein Knabe gewesen, zur Zeit eines großen Gewitters den Schülerchor dieses Lied habe singen lassen, worüber sie reichlich getröstet worden und das Ungewitter vergangen sei. (Wimmer. 1749. 2.)

— Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg († 1608), pflegte sich auf seinen Reisen mit diesem Liede oftmals zu erbauen. (Johann Flek, Leichenpredigt über ihn.)

In der ehemaligen östreichischen Kirchenagende von 1571 war dieses Lied zum Ende des Gottesdienstes zu singen verordnet, wenn ein zuvor excommunicirter Sünder öffentlich wieder Buße gethan und mit der Kirche oder Gemeinde wieder ausgesöhnt worden war. — So wurde es auch in der Kirche zu Pegau angestimmt, als Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz von der katholischen Kirche durch A. H. Francke's seelsorgerliche Bemühung wieder zur lutherischen Kirche zurücktrat und zur Versöhnung seiner Schuld das heilige Abendmahl genoß. Er sang es mit thränenden Augen und demüthigen Gebärden am 13. Oktober 1718. (Gerbers Historie der Wiedergeborenen in Sachsen.)

Im Großen trat der majestätische Choral hervor in der Mitte und am Schluß des dreißigjährigen Kriegs. Als Gustav Adolph nach der siegreichen Schlacht bei Leipzig die Stadt Augsburg besetzte, verschaffte er daselbst dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß seinen vorigen Glanz und Ansehen wieder, indem er am 24. April 1632 vom Stadtthor geradenwegs nach der St. Annakirche gieng und den lutherischen Gottesdienst in seiner alten Feierlichkeit halten ließ. Hier ließ er unser Lied über den 103. Psalm anstimmen, und sein Feldprediger Fabricius predigte über Psalm 12, 6: „Weil denn die Elenden verstöret werden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr; ich will eine Hilfe schaffen, daß man getrost lehren soll." Dieser Psalm stellte sein ganzes Unternehmen und Psalm 103 seine persönliche Gesinnung ins rechte Licht. — Als aber am 25. Oktober 1648 nach den Schrecken des blutigen Kampfes die Jammerpforten sich schloßen und der Friedensschluß zu Osnabrück in Westfalen publizirt wurde, stimmte alles mit vollem Herzen ein, als vom schönen Moritzthurme herab dieses Liedes Weise mit Posaunenschall geblasen wurde.

Die einzelnen Verse haben ebenfalls, ein jeder seinen Segen aufzuweisen.

V. 1. Johann Muthmann, der Dichter des Liedes: „Gott ist getreu, er selbst hats oft bezeuget", Pfarrer von Teschen in Östreichisch Schlesien, hatte sich am 20. Mai 1717 auf einer Rundreise in seinem 10—12 Meilen weit sich ausdehnenden Kirchspiel durch vierzig Kranke, die er noch in Seiberitz zu berathen antraf, verspätet, so daß er erst Samstag Abends spät zu Oderberg eintraf. Hier wollte man ihn zurückhalten, weil der Schnee in den Bergen geschmolzen und die Else stark angeschwollen war. Weil aber sein Kollege am andern Morgen beim sonntäglichen Gottesdienst und der Abendmahlsfeier seiner Unterstützung sehr bedurfte, so ließ er sich nicht aufhalten und eilte weiter. Im Fortreiten kam ihn eine besondere Lust an, Sterblieder zu singen, und als er mit seinem Begleiter bei Konkolna die Else passiren mußte, empfahl er sich angelegentlich dem Schutze des Höchsten, daß der sein armes Leben beschirmen möge. Sein Begleiter ritt bei Mondenschein durch den

breiten und reißenden Strom vor und kam glücklich hinüber. Allein Muthmanns Pferd wurde vom Strom fortgerissen, und er sank so tief ins Wasser, daß nur der Kopf noch hervorsah. Schon war es an dem, daß Mann und Pferd von den Wellen verschlungen worden wären, als er unter dem Rufe: „Mein Herr Jesu, hilf; ach mein Herr Jesu, hilf!“ sein Pferd plötzlich anspornte, das nun mit einem raschen Sprung gegen den Strom aus der Tiefe sich emporschwang und ihn unversehrt ans jenseitige Ufer trug. Drüben am Ufersrand warf er sich zum Dankgebet auf seine Kniee nieder und sang wie neu geboren und verjüngt, dem Adler gleich, fröhlich das Lied: „Nun lob, mein Seel, den Herren!“ Dann ritt er noch eine halbe Stunde in den nassen Kleidern fort bis nach Freistadt, wo er gastliche Aufnahme fand, und früh morgens, mit trockenen Kleidern versehen, kam er vollends nach Haus. Seine Taschenuhr war voll Wasser und stand auf 9 Uhr 45 Minuten; gerade in demselben Augenblicke hatte sich seine Frau zu Hause, von unnennbaren Ahnungen getrieben, auf die Kniee niedergeworfen und für ihn gebetet. Die also von Herzen auf den Herrn bauten und glaubten von Herzensgrund, die durften auch solch ein göttliches Amen auf ihr Hilfegebet erlangen.

An Ludwig Hofackers Todtenbette vernahm sein Bruder die schönste und gewisseste Antwort auf die Frage: was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? nemlich das Liedeswort:

Er hat dein Sünd vergeben
und heilt dein Schwachheit groß;
errett dein armes Leben,
nimmt dich in seinen Schoß.

Wundersamer Weise war dieses Wort noch das letzte bedeutsamere aus dem Munde Albert Knapps, des vertrauten Freundes von Ludwig Hofacker, so daß die beiden Freunde, lieblich und holdselig im Leben, an diesem göttlichen Bande der Vergebungsgnade erkannt wurden als „auch im Tode nicht geschieden“.

Aus Vers 2 ist das Wort: „den Blöden ist er hold!“ ein Lieblingswort Löhe's geworden, eine Losung zum Trost den geistlich Armen, welche in der Welt oft so sehr hintanstehen müssen. Es ist nun der eigentliche Wahlspruch für die Blödenanstalten, wie sie die evangelische Liebe in Boppart, Neuendettelsau, Pfingstweide bei Tettnang und an andern Orten aufgerichtet hat. Das ist neutestamentliche Verklärung der antiken Weise, die Schwachsinnigen heilig zu halten und unverletzt zu lassen.

Der dritte Vers war zwei Königen von Dänemark die letzte Labung. Als König Christian III. am ersten Tag des Jahres 1559 im letzten Kampfe lag, rief er: „Jetzt will ich singen und ihr müßt mitsingen, daß man sagen könne: ‚der König von Dänemark hat ihm selbst zu Grabe gesungen!‘“ So sangen sie denn unser Lied, und als sie an die Worte kamen:

Wie sich ein Mann erbarmet
über sein junge Kinderlein,
So thut der Herr uns armen —

schickte er durch einen sanften Tod seine Seele zu dem Throne des himmlischen Vaters. — Und als sein Sohn, Friedrich II. von Dänemark, zum Sterben gieng, befahl auch er, man solle ihm dieses Lied vorsingen; beim dritten Vers aber rief er laut: „Das ist wahr, das ist wahr!" und verschied.

Der fünfte Vers wurde früher in Württemberg gewöhnlich am Schluß der Confirmationshandlung gesungen. Es taugte auch gar fein das Wort:

Amen! wir werdens erlangen,
glaub'n wir aus Herzensgrund.

Eine merkwürdige Verwendung von Lied und Weise erzählen die Basler Sammlungen 1792. Ein Hofprediger des vorigen Jahrhunderts hatte ein vornehmes Brautpaar getraut und wurde darnach zum Hochzeitmahl eingeladen. Als das vorüber war, forderte man ihn auf, den Hochzeittanz zu eröffnen. Trotz seiner Weigerung drang man aber so stark in ihn, daß er endlich ausrief: „Nun denn, soll es so sein, so will ich auch!" Darauf nahm er seine Frau bei der Hand und verlangte, die Musik solle die Melodie spielen: „Nun lob, mein Seel, den Herren!" Das geschah, und er gieng nun mit seiner Frau im Saale auf und nieder, und sang dabei mit frohem Herzen dieses Loblied bis zu Ende. Dann sagte er: „So, nun habe ich nach meiner Art getanzt, wie ich konnte. Es tanze jetzt auch so, wer kann und will!" Die Gäste aber hatten durch dieses unerwartete Benehmen einen solchen Eindruck in ihre Herzen bekommen, daß sie alle Lust verloren hatten, auf die eine oder andere Art noch zu tanzen.

119. Vater unser im Himmelreich.

Von Dr. Martin Luther (1483—1546), erschienen auf einem Einzeldruck: „Das Vatter vnser kurtz ausgelegt vnnd inn Gesang weyse gebracht durch D. Mar. Luth. 1539" und in „Geistliche lieder, Leipzig, Valten Schumann 1539", weiterhin im Magdeburger Gesangbuch bei Lotther 1540 und in Concentus novi von Kugelmann, Königsberg 1540, hernach 1541 auch in dem Straßburger Gesangbuch.

Wir besitzen noch die eigene Handschrift Luthers von diesem Liede; sie ist bei Winterfeld 1, 159 f. und Wackernagel, Luthers Lieder 166, näher beschrieben. Es geht daraus die große Sorgfalt hervor, mit welcher Luther an seinem Liede besserte. — Es ist demselben auch alle Anerkennung widerfahren. Man hat es oft für Luthers bestes Lied gehalten und für einen rechten Ausbund seiner Gabe, eine Sache treffend und geistreich auszudrücken. Martin Crusius sagte, er wollte es um kein Königreich vertauschen, wenn er dieses Lied gemacht hätte; Johann Weiß, ein alter päpstlicher Baccalaureus in Köln, pflegte zu sagen, wenn Luther mehr nicht gethan und geschrieben hätte, denn daß er das einige Lied gemacht, so könnte ihm doch die ganze Welt solches nicht genugsam verdanken noch vergelten. „Es ist mehr und auch tröstlichere Theologie und reine Lehre in diesem Liede begriffen, denn in aller Schul-

theologen Bücher, die ich mein Leben lang gelesen, und ich glaube nicht, daß alle Pfaffen zu Köln, Wien und Mainz, wenn sie sich alle zusammenthäten, ein solches Lied machen könnten." Ein anderer sagte: „Man mag davon sagen, was jener fromme Mann in Venedig, als er Luthers Erklärung des Vaterunsers las, ohne den Verfasser zu kennen, ausrief: ‚Selig ist der Leib, der dich getragen, und selig sind die Brüste, die dich gesäuget haben!'" Abraham Scultetus, ein reformirter Professor, hat so geurtheilt: „In der That hat Lutherus mit diesem Lied erwiesen, daß er mit Recht der Orpheus Germanorum könnte genannt werden." Wie denn auch Kurfürst Joachim Friedrich I. von Brandenburg dieses Lied auf seinen Reisen gerne zu singen pflegte. — In der That eine allseitige Harmonie in dem Zeugniß, daß Luthers Vaterunser ein schöner Nachhall des rechten hohen Gebets der Kirche ist.

Sehr kräftig und ermunternd tritt schon V. 1 heran:

Vater unser im Himmelreich,
der du uns alle heißest gleich
Brüder sein und dich rufen an
und willt das Beten von uns han:
Gib, daß nicht bet allein der Mund,
hilf, daß es geh von Herzensgrund!

Hier bemerkt Schamelius zu „Alle heißest gleich Brüder sein": „Schädlich ist es, durch mangelnde Liebe und heimlichen Groll machen, daß das Gebet vergeblich ist"; und zu „Hilf, daß es geh von Herzensgrund": „Matth. Gothus gibt's im Griechischen sehr gut:

μὴ μόνον ἐκ στομάτων κενεὴν θρυλέωμεν ἰωήν,

daß wir nicht ein eiteles Geschrei herlassern. Ach das Herz, das Herz muß dabei sein. Beten ist kein bloßes Opus operatum. Matth. 15, 8. Kyrie eleison!"

Bei Vers 6 zeigte sich Luthers Sorgfalt besonders anschaulich. Sein erster Entwurf lautete:

Vergib uns, Herr, all unser Sünd,
der ohn Zahl und Maß sehr viel sind;
Wollst, Herr, uns die nicht rechnen zu,
nach deim Gericht nicht mit uns thu!
Verzeih uns alles gnädiglich,
wie wir thun andern williglich.

Nachdem ihm dies nicht genügt hatte und weitere Änderungen versucht waren, lautet der Vers nun so:

All unser Schuld vergib uns, Herr,
daß sie uns nicht betrüben mehr,
Wie wir auch unsern Schuldigern
ihr Schuld und Fehl vergeben gern.
Zu dienen mach uns all bereit
in rechter Lieb und Einigkeit.

Landgraf Hermann zu Hessen betete auf seinem Sterbelager 1658 diesen Vers, und verschied dann plötzlich in Gegenwart seiner tiefbekümmerten Gemahlin.

Fleißig gebetet wurden die letzten Verse. In dem siebenten: „Führ uns, Herr, in Versuchung nicht!“ war die Hindeutung auf paulinische Gedanken (Eph. 6 und 2 Kor. 6, 7) überaus praktisch:

wenn uns der böse Feind anficht
zur linken und zur rechten Hand,
hilf uns thun starken Widerstand.

Der „weiße und der schwarze Teufel“, wie Schamelius sagt, tritt uns entgegen, und die Sünde klebt überall an und vertritt uns den Weg. Hebr. 12, 1. — Der achte Vers ist ein kräftiger Seufzer aus dem Erdenleben heraus im Sinne des Erzvaters Jakob, da er vor Pharao stand. Als Karl Freiherr von Friesen, sächsischer Geheimerath, 1599 sterben sollte, betete er am Abend zuvor das schöne Kirchengebet: „Herr Gott, himmlischer Vater, ich bitte dich, du wollest deinen heiligen Geist in unsre Herzen geben, uns in deiner Gnade ewig zu erhalten und in aller Anfechtung zu behüten. Wollest auch dem Türken und allen Feinden deines Wortes um deines Namens Ehre willen wehren und deine arme Christenheit allenthalben befriedigen, um Jesu Christi, deines lieben Sohnes, willen. Amen.“ Dann aber, mit dem Blick auf die Kirche die Sorge um die eigene Seele verbindend, fügte er hinzu:

Von allem Übel uns erlös,
es sind die Zeit und Tage bös.
Erlös uns vom ewigen Tod
und tröst uns in der letzten Noth.
Bescher uns auch ein seligs End,
nimm unser Seel in deine Händ.

Ein herrlicher Commentar zu dem Katechismuswort: „Amen, das heißt: Ja, ja, es soll also geschehen!“ ist der letzte Vers:

Amen, das ist, es werde wahr;
stärk unsern Glauben immerdar,
Auf daß wir ja nicht zweifeln dran,
das wir hiemit gebeten han.
Auf dein Wort in dem Namen dein,
so sprechen wir das Amen fein.

Die Melodie: a a f g a f e d erscheint sofort mit dem Liede in dorischer Tonart. Woher sie stammt, ist ungewiß. Luther hat auf jenem Entwurf des Lieds auch den Entwurf einer Weise niedergeschrieben, die aber mit der jetzigen nicht stimmt. Sie könnte von Luther sein, da die Zweifel auf Grund eines Köpphelschen Gesangbuchs 1537, welche Winterfeld für einen süddeutschen Ursprung stimmten, unbegründet sind. Das Lied ist 1537 noch nicht bekannt gewesen; dagegen sagt das Straßburger gros Kirchengesangbuch: „Das Gebet des Herrn, Vaterunser genannt, kurz ausgelegt und artlich in Gesang gebracht durch Martin Luther.“ Es läßt sich vorläufig weiter nichts entscheiden. Daß die Melodie zum Liede gemacht wurde, darauf scheint Walthers Bemerkung zu deuten, der die Überschreitung der Tonart um eine kleine Terz damit erklärt, es sollte die in den Worten: „und dich rufen an“ liegende Inbrunst desto stärker bezeichnet werden. — Johann Sebastian Bach

hat die Melodie mit einem reichen Tonsatz in seine ältere Passionsmusik nach Johannes eingewoben.

120. Nun laßt uns Gott den Herren.

Gedichtet von Ludwig Helmboldt (1532—98, vgl. 2, 344 ff.), Diakonus und später Superintendent in seiner Vaterstadt Mühlhausen in Thüringen, zuerst erschienen in „Geistliche Lieder durch Helmboldum, Mühlhausen 1575“, mit der Ueberschrift: „Ein Danklied, nach essens, vnd sunst, fur allerley Wolthaten Gottes.“

Es ist ein schlichtes „gemein Danklied“, dessen Gang, wie manche Alten bemerken, sich an die Hauptartikel des Glaubens anschließt. Nach dem Eingang V. 1 geht V. 2. 3. auf den Artikel der Schöpfung und Erhaltung, V. 4 auf den Artikel von der Erlösung, V. 5. 6. auf den vom heiligen Geist und den Gnadenmitteln, worauf V. 7. 8. mit herzlicher und kindlicher Bitte abschließt.

Der Klang des Dankes hat besonders im sächsischen Fürstenhause Anklang gefunden. Von Herzog Johann Friedrich II. von Sachsen ward es zu seinem Leib- und Tischlied gemacht. — Als am 25—27. Juni 1630 das erste Jubelfest der Augsburgischen Confession gefeiert wurde, ließ der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen die Verordnung ergehen, daß in allen Kirchen seines Landes dieses Lied nach dem deutschen Te Deum (Herr Gott, dich loben wir) gesungen werden solle.

Das Lob Gottes war allezeit in Helmbolds Munde; noch in seinen letzten Stunden kam ihm, dem unerschöpflichen Dichter, der Reim mehreremal im Schlaf:

Gott lieben und recht loben!
Die Tugend schwimmet oben.

An den sechsten Vers knüpft sich folgende Geschichte. Dr. Olearius in Halle traf am Erscheinungsfest beim Herausgehen aus der Kirche einen Tagelöhner, Christof Forchheim, traurig und betrübt. Als er ihn fragte, was sein Anliegen sei, antwortete dieser: „Lieber Herr, Ihr habt heute die drei Geschenke der Weisen ausgelegt, welche wir Gott und dem Nächsten geben sollen. Die geistlichen Gaben nun wollte ich gerne geben: das Gold des Glaubens, den Weihrauch des Gebets und die Myrrhen wahrer Buße. Dagegen an äußerlichen Gaben besitze ich nicht Gold und Geld, sondern nur Weihrauch und Myrrhen.“ Er meinte Gebet und Thränen. Darauf sagte Olearius, es ergehe ihm eben, wie den Weisen, welchen der Stern auch bisweilen verschwunden sei. Während sie nun also reden, tönt ihnen in der Nachbarschaft aus dem Munde der Currentschüler das Wort entgegen:

Im Himmel sollen wir haben,
o Gott, wie große Gaben!

Da fängt Christof Forchheim an: Ei, dort werd ich dies auch haben! Gewiß, schloß Olearius; es ist aber nicht genug, daß Ihr daran denket; Ihr sollt euch an diesem Troststernlein jetzt schon ergetzen.

Es soll bei diesem Worte auch heißen: „Da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut!“ (Seiffart, Singularia evangelica.)

Besonders ergreifend lautet der Schlußvers:

Erhalt uns in der Wahrheit,
gib ewigliche Freiheit,
Zu preisen deinen Namen
durch Jesum Christum. Amen.

Wie derselbe in Helmbolds eigenen Erlebnissen, im Kampf mit der katholischen Partei zu Erfurt und dergleichen Anfechtungen seinen Grund hatte, so hat ihn auch das evangelische Volk werth geschätzt. Wackernagel sagt in der Vorrede zum vierten Band seines Kirchenlieds: „Manchen Sonntag singen wir in der Hofkirche zu Dresden nach dem Segen diese Strophe als Schlußgebet.“ Und es bleibt dem Verfasser unvergeßlich, wie er als Knabe ernste Männer und Frauen in den württembergischen Erbauungsstunden auf dem Höhepunkt ihrer Gemeinschaft es anstimmen hörte: „Erhalt uns in der Wahrheit!“

Die Melodie f f e d f e f stammt nicht von Nicolaus Selneccer, sondern von Joachim von Burgk, dem Mühlhauser Cantor und Organisten, einem Freunde Helmbolds. Johann Crüger hat dieselbe, welche gar zu einfach und monoton erschien, etwas umgestaltet, so wie wir die Melodie jetzt noch haben: f f e d f g f, und wie sie besonders für die Lieder: „Nun laßt uns gehn und treten“ und „Wach auf, mein Herz, und singe“ gäng und gäbe ist.

121. O Gott, du frommer Gott.

Johann Heermann (1585—1647, vgl. 3, 16 ff.), Prediger zu Köben, der dieses Lied in seinen schwersten, mit dem Jahr 1623 beginnenden Leidensjahren gedichtet, hat es seiner „Hauß- und Hertzmusika oder Devoti Musica Cordis“ 1630 ursprünglich als „ein täglich Gebet“ angehängt mit der Bemerkung zu diesem und einigen andern Liedern: „Viel christliche Herzen pflegen sie in ihrem Hauskirchlein zu singen“, wornach unser Lied schon einige Zeit vor 1630 vorhanden war.

Das Lied, Heermanns bekanntester Meistergesang, enthält ganz nach der lieblichen Eintheilung des Württembergischen Spruchbuchs eine köstliche Anweisung zum wahren Christenthum. „Recht glauben“ lehrt V. 1, „gottselig leben“ V. 2 und 3, „geduldig leiden“ V. 4. 5. 6. und „selig sterben“ V. 7 und 8. — Johann Christof Olearius hat es in seinem geistlichen Liederschatz auf das Evangelium am Sonntag Septuagesimä Matth. 19, 27—20, 16 angewendet und theilt es so ein:

„Der Arbeiter im geistlichen Weinberg.“

1. Der Hausvater, der uns berufen, ist Gott V. 1, der fromm, reich und gnädig ist in allem Guten.

2. Die Arbeit im Weinberg muß verrichtet werden ungeachtet der Last und Hitze, und zwar fleißig V. 2, nützlich V. 3, standhaft V. 4, behutsam V. 5 und 6.

3. Der Arbeitslohn wird erfolgen V. 7 und 8: unfehlbar am Abend des Lebens, erwünscht; der Leib soll ruhen im Grab und einst samt der Seele an jenem Tage zur himmlischen Freude eingeführt werden.

Mit Recht hat daher einst ein Prediger dieses Lied seine Priesterconcordanz genannt, so man in Lehr und Leben nicht entbehren könne. — Aber es ist auch eines Staatsmanns tägliche Morgenandacht und Gebet gewesen. Veit Ludwig v. Seckendorf, der fromme weitberühmte Jurist, von der Seckendorf'schen Linie „Gut-Ende", welcher die Historia Lutheranismi 1680 schrieb, gebrauchte es so. (Wimmers Liedererklärung. 1749.)

Fast alle einzelnen Verse haben ihre denkwürdige Geschichte.

Der Anfang des ersten Verses ist ein Ausruf, welcher unserem Dichter geläufig war. In dem Liede „Ach Gott, dessen Reich ist Freud" sagt er:

> Ach Gott, ach du frommer Gott,
> der du nicht willst des Sünders Tod,
> sprich Trost ins Herz hinein!

Das Ende: „Gesunden Leib gib mir, und daß in solchem Leib ein' unverletzte Seel und rein Gewissen bleib!" ist ein christlicher Nachhall des heidnischen: mens sana in corpore sano. Ein kranker Mann, ein armer Mann. Der römische Kaiser Friedrich IV. pflegte zu sagen: „ein gesunder Bauer ist weit glücklicher, als ein kranker Kaiser."

V. 2. Am Morgen des 5. Dezember 1757 standen 30,000 Preußen unter der Führung ihres königlichen Helden, Friedrichs des Großen, 90,000 Östreichern, die auf ihre Stärke sich verließen und jene nur die Berliner Wachtparade nannten, schlagfertig auf dem Blachfeld beim Dorfe Leuthen in Schlesien gegenüber. Da stimmten zum Beginn des gewaltigen Tagewerks die Soldaten im preußischen Lager aus freien Stücken den Vers an: „Gib, daß ich thu mit Fleiß, was sich zu thun gebühret!" und die Feldmusik fiel dazu ein. Ein Kommandeur fragte den König, ob die Soldaten schweigen sollten. Der aber versetzte: „Nein, lasse Er das; mit solchen Leuten wird mir Gott heute gewiß den Sieg verleihen." Jetzt gab er den Befehl zum Angriff, sprengte an den Reihen seiner Krieger hinunter und rief den sich entfaltenden Schlachthaufen zu: „Nun, Kinder, frisch heran; in Gottes Namen!" — „In Gottes Namen!" hallte es wider von Glied zu Glied, und in drei Stunden war ein glorreicher Sieg erfochten. Der Herr, der mit jenem altschlesischen Morgengruß um seinen Segen und Beistand begrüßt worden war, half, und die Krieger, die sich bei ihm zu ihrem Stande Stärkung erfleht hatten, standen wie Mauern und thaten, was ihnen zu thun gebührte. Fast das ganze feindliche Geschütz ward erbeutet und 21,000 Mann wurden gefangen. „Das erbauliche Lied, welches damals das preußische Heer gesungen, war zehn Heldengedichte und auch eben so viele Bataillone werth!" sagt Abbt in seinem „verdienstreichen Berlin 1768." Dem König selbst aber entfuhren bei dieser Gelegenheit die Worte: „Mein Gott, welche Kraft hat die Religion!" — „So zogen, sagt Harleß (Zeitschrift für Protestantismus und Kirche 1842), die

alten Preußen mit diesem Gesang gegen die dreimal stärkern Östreicher in die Schlacht und retteten König und Reich, während die Enkel dieser Helden, der Bibel und den frommen Liedern entfremdet, mit Kotzebue'scher Ritterlichkeit und mit Theater- und Romanentugend aufgefüttert, im Jahre 1806 Vaterland und König dem Feinde preisgaben." — Daß aber dieselben, welche mit unsrem Vers zu dem Herrn der Heerscharen gefleht, nach erfochtenem Siege auch ein gemeinsames Danklied auf dem Schlachtfeld anstimmten, wie sichs gebührte, das ist bei „Nun danket alle Gott" (S. 172) bereits erzählt.

V. 3 ist unter allen Versen am meisten in Übung gekommen. Wimmer nennt diesen Vers „des Christen Mundschloß und Zungenarzt", und Bilhuber räth, jedweder Christ solle daraus eine Goldwage machen, damit sorgfältig vorher abzuwägen, was er zu reden habe, so werde er nichts reden, womit er nicht vor Gott und Menschen bestehen könne. — Ein Kaufmann zu Breslau ließ sich, wie Seiffart in den Deliciae melicae schreibt, den Vers statt des Glases in seinen Taschenspiegel verzeichnen, um sich die Untugend abzugewöhnen, daß er gern immer übel von andern Leuten redete. Täglich trug er nun diese Worte in seinem Taschenspiegel mit sich herum und schweigte damit seine Zunge.

Caspar Schade, der bekannte Eliasprediger zu Berlin, fieng auf der Kanzel, auf der er stets in großer Demuth und voll Mitleid über die Menge von Namenchristen, die er vor sich hatte, stand, gewöhnlich mit dem Gebete seine Predigt an: „Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen!" — Hofprediger Dr. Hedinger zu Stuttgart hielt am 13. August 1699 mit großer Kraft und Freimüthigkeit seine Antrittspredigt in der Hofkirche zu Stuttgart über Jeremia 17, 16: „Menschentage habe ich nicht begehret; was ich gepredigt habe, das ist recht vor Dir." In einem besondern Theil führte er aus, wie von einem Prediger, der mit vollem Segen des Evangelii in seiner Gemeinde wirken wolle, ein in Gott gestärkter, unerschrockener und unverdrossener Muth erfordert werde, den er auch als Zeuge wider die Sünde sich bewahren müsse. Hernach bat er sich noch von seinen Zuhörern besonders das aus, was Hebr. 13, 22 steht: „Ich ermahne euch, liebe Brüder, haltet das Wort der Ermahnung zu gute!" und machte dann den Schluß mit dem Gebet: „Gib allen, die mich hören, mächtiglich zu erkennen, ich rede nicht aus mir selbst, sondern aus deiner Kraft und in deinem Trieb, und zu merken, daß ein Prophet des Herrn unter ihnen gewesen sei.

Hilf, daß ich rede stets,
womit ich kann bestehen;
Laß kein unnützlich Wort
aus meinem Munde gehen.
Und wann in meinem Amt
ich reden soll und muß,
so gib den Worten Kraft
und Nachdruck, ohn Verdruß —

bis die fröhliche Zeit kommen wird, da du durch einen seligen Tod mich erlösen und durch den Richter alles Fleisches als dein Kind

aufs freundlichste begrüßen wirst: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude! Amen, Amen."

Daß aber der Dichter selbst in den schweren Zeiten nie ein Blatt vor den Mund nahm, wissen wir. Der Nachdruck fehlte seinen Worten nicht, obwohl es auch bei ihm hieß: „ohn Verdruß" nach der apostolischen Regel: Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen! So wird in seinem Leben erzählt, daß er einmal einem Bürger die Leichenpredigt zu halten hatte, der aus einer Branntweinschenke betrunken nach Hause gekommen und daselbst am Tische todt niedergefallen war. Da sagte er denn unter anderem: „Ich will ihn zwar nicht verdammen, doch warne ich jedermann treulich vor dem leichtfertigen Vollsaufen. Wenn ein Mensch in voller Weise so schnell dahinfähret, so begehre ich nicht mitzufahren, wenn er gleich sechs Rosse vor dem Wagen hätte. — Und wenn Gott solche Leute mitten in ihrer Trunkenheit schnell und plötzlich, ehe sie sich recht bedenken können, vor sein Gericht fordert, da soll alsdann der Prediger sie entweder im Himmel nächst St. Petrum setzen oder zum wenigsten alles mit Stillschweigen als ein stummer Hund übergehen. Ja wenn der Allerhöchste auch durch die Finger sehen wollte! Hüte sich ein jeder, so lieb ihm seine Seligkeit ist!" (Wackernagel, Johann Heermann, Vorrede.)

Auch V. 4 gehört zu den Worten seiner Erfahrung. Wenn er da singt: „Findt sich Gefährlichkeit, so laß mich nicht verzagen!" so hat ihm Gott seine Bitte immer gewährt, besonders in den Jahren der Pest und Kriegsnoth 1623—34. Wenn bald der Säbel eines Croaten, bald die Kugeln der Verfolger um sein Haupt sausten, wenn jetzt die Pfeile der Pest ihn umschwirrten und dann sein Leben in den Fluten der Oder zu versinken drohte, schenkte ihm Gott einen Heldenmuth, seine besten Lieder zu singen; und blieb er auch ein Kreuzträger sein Leben lang, so half ihm doch der Herr sein Kreuz bis ans Ende tragen. — Die beiden Verse 3 und 4 betete Israel Hartmann, der gesegnete Lehrer am Waisenhaus zu Ludwigsburg, als er noch Schulprovisor zu Plieningen auf den Fildern war und im Frühjahr 1743 vor dem Dekan E. L. Fischer, der die Kirchenvisitation hielt, beim Durchgang zu erscheinen hatte, vor der Thüre des Visitators. Er wußte nemlich, daß er hart verklagt worden sei von seinen Feinden, die er sich wegen seines großen Eifers und Ernstes, womit er die Kinder unterrichtete, zugezogen hatte. Nachdem er nun so Gott zuvor angerufen, trat er getrost vor den Visitator, und siehe, dieser empfieng ihn aufs freundlichste und sprach zu ihm: „Ich wünschte, daß aller Orten in meiner Diöcese solche Klagen geführt würden." (Basler Sammlungen. 1842.)

Den V. 5, in welchem Heermann bittet, „daß von unrechtem Gut nichts untermenget sei", oder nach einer Lesart vom Jahr 1644: „daß kein unrechter Scherff mit untermenget sei", hat der braunschweig-lüneburgische Geheimerath Friedrich Schenk von Winterstätt zu Zell († 1659) fleißig gebetet, um sein Herz gegen das falsche Geschenknehmen zu verwahren, wozu er von vielen Leuten, die ihre

Sachen durch ihn gerne gefördert gesehen hätten, gar häufig versucht wurde. (Gözens ergetzte Schrift- und Liederfreunde. 1722.)

V. 6 ist abermals ein Erfahrungswort. Frühe schon hatte Heermann saure Tritte genug zu thun; aber aus ihnen allen erlösete ihn der Herr. — Pfarrer Hellwig zu Leubingen pflegte den Vers in seinem angehenden Alter Morgens und Abends sich zuzusprechen, wobei er noch Davids Worte gebrauchte: „Verwirf mich nicht in meinem Alter!" Ps. 71, 9. (Seiffarts Deliciae melicae. 1704.)

V. 7 ist ganz und gar aus dem kindlich einfältigen Geist unsers Sängers geflossen. Es ist ja jene Erkenntniß unzweifelhaft richtig, welche sich am Ende des Lebens von Monica, Augustins Mutter, hervordrängte. Sie hatte immer gewünscht, neben ihrem Gatten in Afrika begraben zu werden. Als sie nun in Ostia den Tod kommen sah, sagte sie zu ihren Söhnen: „Ihr werdet hier eure Mutter begraben!" Denn „nichts ist ferne von Gott, und ich darf nicht fürchten, daß er am Ende der Tage nicht wissen werde, von wo er mich auferwecken werde." — Aber seit Abrahams Tagen ist der Zug der Gemeinschaft mit den Vorangegangenen so mächtig gewesen, daß auch das äußerliche Nebeneinanderruhen im Grabe dem Herzen eine wohlthuende Aussicht war und ist. Unsrem Sänger mag wohl nach einer andern Seite hin die Bitte:

Dem Leib ein Räumlein gönn
bei seiner Eltern Grab,
auf daß er seine Ruh
an ihrer Seiten hab!

schon damals in Gedanken gelegen sein, als ihm seine Dorothea 1617 genommen wurde. Er nennt sie in einem tiefergreifenden Klagelied (Ach Gott, ich muß in Traurigkeit mein Leben nun beschließen!) sein treues Herz, der Tugend Schrein; und hat ihr die unvergleichlichen Worte nachgerufen: „Ich glaub und red es ohne Scheu: die best ist doch getraute Treu; die muß ich jetzt entrathen." Von ihrem Leibe singt er: „Der Leib, der ruht gar sanft und fein ohn alle Qual und Sorgen." Sein Aussehen verfiel, sein Angesicht ward bleich und er glaubte fest, es müßte die Zeit hereinbrechen, allwo „er seine Ruh an ihrer Seite hab."

Es ist ja der Wunsch, wie mit den Eltern, so mit dem Gatten im Tode vereinigt zu sein, auch sonst oft genug hervorgedrungen. So dichtet Salomo Franck in Erinnerung an ein Wort des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen:

„Laßt mir auch Raum in ihrem Grabe!"
also befahl der Sachsenheld,
Als er der theuren Himmelsgabe,
Sibyllen, ihre Gruft bestellt.
Er wünschte nur bei ihren Beinen
die sanft und süße Todesruh,
Die Leiber sollten sich vereinen,
die Asche Asche decken zu.

Den V. 8 „Wann du die Todten wirst“ hörte nach der Erzählung von Dr. Johann Salomo Semler, Professor der Theologie zu Halle, dessen Gattin Christiana Magdalena Philippina geb. Döbner, im Februar 1771 im Schlafe von einer gar lieblichen Stimme singen. Darüber erwachte sie, und ehe drei Wochen vergiengen, hörte sie denselben Vers noch einmal singen. Das bestärkte ihre Seele in der Ahnung, daß sie diese Welt bald verlassen würde, und erweckte sie so sehr zur Sterbensbereitschaft, daß sie sich ihr Sterbekleid zurecht machen und dasselbe von Zeit zu Zeit zeigen ließ, wobei sie jedesmal den Vers betete. Wirklich starb sie auch in demselben Jahre noch, mit dem Tod recht wohl vertraut.

V. 9 ist von unbekannter Hand später angefügt worden. — Die Basler Sammlungen 1784 erzählen von einem vierzehnjährigen Knaben, welcher schnell zur Ewigkeit reifte. Derselbe hatte einen so zarten Sinn für die Güte Gottes, daß er einmal eine Blume brach mit den Worten, das sei der Grund seiner Freude, daß der Gott, der die Blume geschaffen, auch sein Gott sei. An einem seiner letzten Tage betete er mit tiefer Ehrfurcht den Vers:

Gott Vater, dir sei Preis
auf Erden und dort oben;
Gott Sohn, Herr Jesu Christ,
dich will ich allzeit loben.
 Gott heilger Geist, dein Ruhm
erschall je mehr und mehr:
Dreieinger Herr und Gott,
dir sei Lob, Preis und Ehr!

Melodieen zu dem beliebten Liede, dessen Versmaß der im siebzehnten Jahrhundert so beliebte, künstlerisch unbedeutende und von Heermann dennoch fein gestaltete Alexandriner ist, gibt es eine ziemliche Zahl. Zu gleicher Zeit treten zwei hervor: a c h a a gis bei Crüger 1648, ihm selbst je länger je mehr zugeschrieben, und: e a gis a h c im Lüneburger „New ordentlich Gesangbuch 1648“, zunächst auf Heermanns Lieder „Groß ist, o großer Gott“ und „Ach Jesu, dessen Treu“ angewendet. Später 1710 findet sich, ebenfalls anonym, eine dritte: f a d c b a, hauptsächlich in Süddeutschland gebräuchlich. Auch Johann Sebastian Bach und Johann Friedrich Doles haben Melodieen zu Heermanns Gebet erfunden.

122. Ich singe dir mit Herz und Mund.

Von Paulus Gerhardt (1607—76, vgl. 3, 297 ff.) veröffentlicht im Rungeschen Gesangbuch, Berlin 1653.

Der Gang des Liedes ist nach Gerhardts Weise licht und klar. Überschrieben ist es „Lobgesang“. Denn V. 1—6: Woher kommt mir alles Gute in Leib und Leben? V. 7—12: Ach, Herr mein Gott, das kommt von dir! V. 13—18: Wohlauf, mein Herze, sing und spring und habe guten Muth!

Es war das Lieblingslied des berühmten Kunsthistorikers Winkelmann noch nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche in Italien.

So rührend und sehnlich war dieses Lied aus dem Lande seiner Kindheit in seiner Seele bis nach Italien fortgeklungen, daß er sich ein protestantisches Gesangbuch dorthin kommen ließ, um sich an diesem Liede täglich erbauen und erquicken zu können. Gar weh that es ihm deßhalb, ja entrüstete ihn, als er in diesem Gesangbuch das alte, liebe Lied nicht mehr fand.

Der siebente Vers erhält aus Folgendem seine Illustration. Frau Missionar Flad in Abessynien schreibt im April 1867 mitten aus dem Tumult des Kriegs der Engländer mit dem König Theodorus heraus: „Es geht dem Ende zu. Rebellen sind dicht um uns her. Wie ist es möglich, in diesem Gewirre auch nur noch eine ruhige Stunde zu erleben?

> Ach Herr, mein Gott, das kommt von dir,
> und du mußt alles thun;
> Du hältst die Wacht an unsrer Thür
> und läßst uns sicher ruhn.

Es ist alle Nacht ein heilloser Lärm im königlichen Lager: Tanz und Musik. Man wird unwillkürlich an Belsazers Mahl erinnert. Es wird uns häufig angedeutet, der König habe nichts Gutes im Sinn gegen die Europäer. Doch der Herr kann ihm Halt gebieten. Unsre Zeit steht in Gottes Hand und nicht in des Königs.“

Den neunten Vers bewegte Johannes Kullen, Vorsteher an der Töchteranstalt zu Kornthal in Württemberg, auf dem Sterbebette gar oft in seinem Herzen. Als nemlich seine letzte langwierige Krankheit 1842 über ihn kam, war er bald mit den Demüthigungswegen Gottes im reinen; er dachte so: wenn er fünfzig Streiche verdient habe, so gebe ihm der liebe Gott nur fünf, und da habe er mehr wegen der geschenkten fünfundvierzig zu danken, als sich über die fünf erhaltenen zu beschweren. Als er nun wieder einmal, kurz vor seinem Ende, diesen Vers im Herzen bewegte, da sagte er ihn auch laut vor sich hin:

> Du strafst uns Sünder mit Geduld
> und schlägst nicht allzusehr;
> Ja endlich nimmst du unsre Schuld
> und wirfst sie in das Meer.

Er setzte hinzu: „Dann, dann ist es aus mit den größten Schmerzen, mit denen über die Sünde; aus mit allem Kampf und Leid, denn wer ein vollendetes Gewissen hat, der ist schon selig.“ (Süddeutscher Schulbote. 1843.)

Die letzten beiden Verse: „Er hat noch niemals was versehn“ und „Ei nun, so laß ihn ferner thun“ bot Spalding dem bekannten Sulzer auf seinem Sterbebett bei den heftigen Schmerzen dar, die er durchzumachen hatte. Auf das antwortete Sulzer, indem er seine Hand in die Höhe hob und seine Augen von Freude und Rührung glänzten: „O es ist herrlich, herrlich, das zu wissen und zu empfinden!“ Hierauf ließ er sich dann noch mit großer Bewegung gegen die aus, die ihren Witz dazu verwendeten, diese Stützen der Tugend und des Trostes einzureißen.

Melodie: Lobt Gott, ihr Christen alle gleich.

123. Sollt ich meinem Gott nicht singen.

Eines der schönsten Lieder von Paulus Gerhardt, ebenfalls „Lobgesang“ betitelt, erschien in Praxis pietatis melica von Johann Crüger 1653. 56.

Es ist ein herzfreudiges Danklied zum Preis der ewigen Liebe Gottes nach den Wohlthaten der drei Hauptartikel christlichen Glaubens, worüber ein Alter die Bemerkung macht: „Hier hast du einen ganzen Catalogum sowohl leiblicher als geistlicher Wohlthaten deines Gottes, dabei deiner allmächtigen Schöpfung, wundersamen und gnädigen Erhaltung, vornemlich aber theuren Erlösung und Heiligung durch den heiligen Geist täglich, ja stündlich zu gedenken.“ Gabriel Wimmer sagt in einer besondern, über dieses Lied geschriebenen Schrift: „Es ist gewiß eines von den besten Gerhardtschen Liedern, es machet das Herz eines andächtigen Sängers mitten in allem Kreuz fröhlich und getrost, führet ihm die Hauptwohlthaten Gottes ordentlich zu Gemüthe und erinnert ihn zuletzt seiner schuldigen Gegenliebe, ist also gleichsam ein Uhrwerk, das da helle schläget, richtig weiset und deutlich wecket.“ Auch paßt zu diesem Liede am meisten, was Dr. Treuer in seiner Ausgabe von Gerhardts Liedern 1708 über dieselben überhaupt sagt: „Die schweren Trübsale, in die er gerathen, hätten ihn wohl eher zum Heulen, als zum Singen bringen mögen. Allein wie er in seinem Leiden gutes Muths gewesen, also hat er dabei den Befehl beobachtet: ‚Ist jemand guten Muths, so singe er Psalmen!‘ Jak. 5, 13. Hiernächst sind ihm seine Reimen nicht nur von den Lippen, sondern auch aus dem Herzen geflossen. Nicht minder ist offenbar, daß, ob er schon mit diesen Psalmen den Glauben und die Freude seines Herzens gestärkt, er dennoch dieselben nicht sowohl zum Glauben und zur Freude seines Herzens, als aus solchem Glauben und Freude gestellet und gesungen hat. Woher dann geschieht, daß, wie sie von Herzen gegangen, also dieselben auch wieder zu Herzen gehen und ein Feuer in der Seele anzünden können.“

Dr Heinrich Müller, der sprudelnde Lehrer unserer lutherischen Kirche mit der beredten Zunge, dichtete sofort 1659 eine Nachahmung unseres Liedes, als kurzen Inbegriff seines Buchs „Himmlischer Liebeskuß“ in 31 Strophen. Es beginnt: „Sollt ich meinen Gott nicht lieben, der mich doch so herzlich liebt?“ und hat den Kehrreim:

Alle Ding sind wandelbar,
Gottes Lieb währt immerdar.

Ein östreichischer Deserteur, katholischen Glaubens, nährte sich in Schlesien bei einem Buchbinder mit Handarbeiten. Im Dienst dieses Buchbinders stand nun eine fromme Magd, die gar oft ihre Freude an Gott in Lobliedern ertönen ließ und meist dieses Lied sang. Ihr fröhlicher Blick und Gesang war aber dem Soldaten unerträglich, ja machte ihn oft ganz wüthend. Eines Tags gieng die Magd in den Keller und sang gerade dieses Lied: „Sollt ich meinem Gott nicht singen?“ Der Soldat begegnete ihr, und voll Wuth griff er nach einem Hackmesser, sie zu ermorden. Die Magd

aber sieht ihn festen, ruhigen Blickes an, so daß er ganz außer Fassung kommt und das Messer von sich wirft. Er geht hinauf in die Stube, wo der Buchbinder arbeitet, schreitet lange in innerem Kampfe auf und ab, endlich aber bricht er sein Stillschweigen, gesteht sein böses Vorhaben und spricht: „Ich bitt Ihn, lieber Meister, schenk Er mir jenes Bild (einen gekreuzigten Christus); ich will damit in den Wald hinausgehen und es auf den Knieen so lange küssen, bis ich so selig bin, wie Ihr.“ Der Meister aber sagte ihm: „Fall Er nur jetzt gleich mit mir zu den Füßen des Gekreuzigten nieder und rufe Er ihn selbst, nicht sein Bild, um Vergebung der Sünden an!“ Beide fielen auf ihre Kniee, und während der Buchbinder voll Inbrunst für die Seele des armen Menschen betete, empfand dieser etwas von der Liebe Gottes in seinem Herzen und stand getröstet auf. Von nun an lebte er in der Liebe Gottes und stimmte täglich von Herzen in die Dank- und Freudengesänge der frommen Familie über Gottes erbarmende Liebe ein. (Glaser, Erzählungen. 1842.)

Wie das Ganze, so ist der ständige Schlußreim der Verse unvergleichlich treffend. — Unter der Regierung des Herzogs Karl von Württemberg (1744—93) ward ein in Ehren stehender Mann durch Hofränke seines Amtes entsetzt und verlor sein Brot. Er war genöthigt, in seine Heimat, ein kleines Dörflein, sich zurückzuziehen und dort endlich gar das Amt eines Nachtwächters zu übernehmen, nur um sein Leben durchzubringen. Da sang er nun, wenn er des Nachts als Wächter zu rufen hatte, jedesmal nach dem gewöhnlichen Stundenruf noch den Kehrreim unsers Liedes:

Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

Diese Worte waren sein Stecken und Stab, an dem er festhielt in seinem Jammer und Unglück. So hatte er es schon manches Jahr getrieben; da übernachtete einsmals in seinem Orte ein hochgestellter herzoglicher Beamter. Als der den Nachtwächter jede Stunde so rufen hörte, fiel es ihm auf und er fragte nach dem Namen; und nachdem er alles wohl erkundet hatte, hinterbrachte er die ganze Sache dem Herzog. Dieser, gerührt durch den Vorgang, gab dem Mann, der sein Vertrauen auf Gottes Liebe gesetzt, wieder Amt und Brot. Der Winter hatte für ihn ausgeschneiet, und es trat der schöne Sommer ein. Zeitlebens aber sang jetzt dieser Mann zu seinem Morgengebet voll herzlichen Dankes dieselben Worte:

Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

Der Anfang des ersten Verses tritt in folgender Erzählung von Ernst Wagner im historischen Asyl eines vierzigjährigen Hennebergischen Fibelschützen ins rechte Licht: „Ein reicher Segen zeitigte einst rings um mich her in der Fülle des Sommers und schien sich schon der Sichel entgegenzubeugen. Mir war das Einbringen desselben anvertraut, ich hielt sein Gedeihen und Verderben für das meinige und sann bereits auf schnelle Förderung des Erntegeschäftes.

Da zog über den Wald eine ungeheure Wetterwolke heran und nahm ihre Bahn auf die Mitte meiner Flur. Es tönten die ersten dumpfen Schläge; in der Mitte der Schwärze bildete sich das entsetzlich furchtbare Hagelzeichen, bald noch eins und selbst ein drittes zu beiden Seiten. Hilf, Helfer im Himmel! Immer näher wogt das finstere Ganze; nun rasselt es zwischen den Wolkenbergen wie fernschmetternde Wagenräder; dort ertönt jetzt das Vereinigungsgeräusch von zwei elektrischen Geschlechtern, wie Brautgetümmel ungeheurer Geister — näher und höher tönt das Rasseln — Dank, allmächtiger Helfer! Dank dir! Dein Odem wandte das Verderben und der freundliche Wald streckte auf seines Gottes Geheiß Millionen Arme mächtig zum Wolkenheer empor, um den großen Kampf auszukämpfen, zu dem die theure, zarte Flur zu schwach war. Da blickte mein träufelndes Auge empor, als die Lerchen wieder sangen, und sanft schwankende Töne entwanden sich meinen wehmüthigen Lippen:

Sollt ich meinem Gott nicht singen,
sollt ich ihm nicht dankbar sein?"

Die beiden letzten Verse enthalten reichen Trost für schwere Tage.

Ein hochwürdiger Vertreter der württembergischen Kirche hatte als junger Pfarrer einmal in überreichem Maße mit Hauskreuz zu thun. Vier Kinder lagen am Krampfhusten, die Frau erkrankte, er selbst wurde unter der Pflege der Kinder ebenfalls von demselben Leiden ergriffen, und so war sein Gemüth furchtbar niedergebeugt. Wie er nun eines Tags seinem Kummer nachhängt, tritt ein Küfer herein und hört, was den Seelsorger bewegt. „O Herr Pfarrer! ruft er aus,

Wenn der Winter ausgeschneiet,
tritt der schöne Sommer ein;
Also wird auch nach der Pein,
wer's erwarten kann, erfreuet."

Damit hatte er dem Seelsorger mehr Trost und Predigt nahe gebracht, als dieser ihm je geben konnte.

Bei einer der Pastoralconferenzen, die der ehrwürdige Vater des Glaubens, Karl Helfferich zu Döffingen im Württembergischen, von 1756 bis 1785 dirigirte, wurden einmal über Tisch allerlei kleinmüthige Klagen über Zehentverluste und dergleichen Dinge laut. Längere Zeit hörte er geduldig zu. Da fängt er endlich, noch am Tische sitzend, plötzlich mit lauter Stimme den Schlußvers zu singen an:

Weil denn weder Ziel noch Ende
sich in Gottes Liebe findt —

Darüber schämten sich die Anwesenden der kleinmüthigen Klagen, und das Gespräch war von da an wieder erbaulicher Art. (Burks Pastoraltheologie. 2.)

Die Melodie d d a $\overline{\text{d}}$ $\overline{\text{cis}}$ $\overline{\text{cis}}$ $\overline{\text{d}}$ $\overline{\text{d}}$ ist von Johann Schop, dem Hamburger Tonmeister, im Jahr 1641 componirt. Sie steht im ersten Zehn der himmlischen Lieder Johann Rists 1641 zu dem

Osterliede Rists: „Lasset uns den Herren preisen, o ihr Christen überall!“ Diese Weise kam schon durch das Lüneburger Gesangbuch 1661 in kirchlichen Gebrauch. Johann Sebastian Bach hat sie mit einem vierstimmigen Tonsatz geschmückt.

124. Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut.

Das einzige Lied des Rechtskonsulenten Johann Jakob Schütz zu Frankfurt a. M. (1640—90, vgl. 4, 218 ff.), das alsbald nach seinem Erscheinen großes Aufsehen erregte. Es erschien zuerst ohne den Namen des Verfassers in seinem „Christlichen Gedenkbüchlein zur Beförderung eines anfangenden neuen Lebens. Frankfurt 1673.“ Es wurde sodann aufgenommen in „Luppius, singender Christmund 1694“ und ins Darmstädtische Gesangbuch 1698. Die biblische Grundlage des ganzen Lieds ist das Wort aus Mosis Schwanengesang: „gebt unsrem Gott allein die Ehre!“ 5 Mose 32, 3; das bei den Alten so beliebte und gefeierte Soli deo gloria.

Zu V. 1. Dr. Büchsel, Generalsuperintendent in Berlin, erzählt von seinen früheren Jahren: Es war am Abend des letzten Tags im Jahre. Nach alter Gewohnheit wurde dieser Abend von vielen Leuten in der Schenke zugebracht. Diese lag neben dem Pfarrhaus und seltsamer Weise mit der Schule und Meßnerswohnung unter Einem Dache. Der Meßner rief mir einen guten Abend zu und klagte, wie gerade die letzte Nacht im Jahre für ihn so schwer sei, weil er wegen des Tobens und Schreiens an den Schlaf nicht denken könne. Ich sann nach, wie zu helfen sei, und sagte plötzlich: Wir wollen der Sache ein Ende machen; schließen Sie die Kirche auf und ziehen Sie die Glocken! Der Mann bedachte sich ein wenig, gieng aber hin, und ich sorgte für möglichst schnelle Beleuchtung. Als nun die Glocken erschallten, stürzten alle aus der Schenke und aus den Häusern mit der Frage: Wo brennts? Wo ist Feuer? — Nirgends; aber die erleuchtete Kirche zeigte ihnen den Weg. Ich legte das Priesterkleid an, und bald hatte sich die Kirche gefüllt. Nun sagte ich das Lied vor:

> Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut,
> dem Vater aller Güte!

redete vom Altare aus die Gemeinde an, zeigte, wie Simeon im Frieden dahingefahren sei, und fragte, ob sie das alte Jahr mit seinen Sünden nicht in Buße beschließen wollten. Und siehe da, nur zwei giengen in die Schenke zurück, die andern in ihre Wohnungen und fehlten am Neujahrstag nicht in der Kirche. Seitdem wurde der Schluß des Jahres von uns in der Kirche begangen. (Erinnerungen eines Landgeistlichen. 1.)

Zu V. 3. Dem Prediger Büttner in Nordtorp im Holsteinischen ward 1720 ein Knabe geboren, dem er in der heiligen Taufe den Namen „Samuel“ beilegte. Es wurde auch ein gar frommer Samuel, und er bat fleißig den lieben Gott in kindlicher Einfalt: „Mache mich doch so fromm, wie Josef, und laß mich nicht verführet werden!“ Als er kaum sieben Jahre alt war, starb ihm der

treu besorgte Vater. Nun klagte einst die Mutter, der Vater sei eben zu freigebig gewesen und habe ihr so wenig hinterlassen, daß sie sich nun so gar kümmerlich behelfen müsse und nicht wisse, wie sie mit ihren Kindern durchkommen solle. Da erinnerte das fromme Kind die Mutter an den Vers:

Was unser Gott geschaffen hat,
das will er auch erhalten!

und sagte weiter: „Sieh nur, wie unser Vögelein dort so lustig ist, und wie ihm der liebe Gott sein Futter gibt, so wird er auch uns unser Brot geben; du hast mir ja schon oft gesagt, daß er ein allmächtiger und liebreicher Vater sei.“ In tiefer Bewegung über dieser Rede des Kindes gieng die Mutter hinaus und weinte. Bald aber trat ein Mann ins Haus und sagte: „Ihr verstorbener Mann hat mir einmal zwanzig Thaler geliehen; nun ist mir eingefallen, daß Sie in Ihrem Witwenstande das Geld wohl recht nöthig brauchen werden, deßhalb komme ich jetzt, um es heim zu geben.“ Deß tröstete sich die Mutter ungemein und sagte: „Nun erkenne ich in Wahrheit, daß Kinder noch viel näher zum Reich Gottes haben, denn wir Erwachsene. Ach, wenn ich nur auch so kindlich glauben könnte!“ Am 6. Oktober 1728 aber durfte der Knabe heim zu seinem Vater gehen. Als er auf dem Sterbebette lag, erwachte er einmal ganz fröhlich aus dem Schlaf und sprach: „O, wie ist mir so wohl gewesen! Es kam mir vor, als wenn ich im Himmel wäre. Da waren lauter Engel und Auserwählte von unvergleichlicher Schönheit; die sangen Loblieder. Eine herrlichere Musik habe ich nie gehört.“ (Rambachs biblisches Exempelbüchlein. 1737.)

Zu V. 3 und 4. In Ponickau, einem Dorf im Königreich Sachsen, machten sich am 20. November 1866 drei Brüder Muschter daran, im Pfarrhof einen Brunnen zu graben. Christof, der mittlere, that seinen ersten Schlag mit dem Wort: Das walte Gott! und drinnen sangen sie mit der Pfarrfamilie zur Morgenandacht: „Fang dein Werk mit Jesu an, Jesus hats in Händen.“ Allein die Sache nahm einen ungünstigen Verlauf. Schon hatten sie am 5. Dezember Wasser gefunden und machten sich daran, den Brunnen auszumauern, da wurden die zwei anderen Brüder am 8. Dezember so gründlich verschüttet, daß nach mehrtägigen Versuchen, die Armen herauszugraben, keine Hoffnung mehr blieb und man beschloß, den verschütteten Brunnen als ihr Grab zu weihen. Am sechsten Tag erbot sich ein muthiger Maurer, Namens Böhmig, noch einen Versuch zu machen; und siehe da, es gelang ihm, die Verschütteten zu finden und als — Lebendige hervorzuziehen. Elf Tage waren sie wie Lazarus im Grabe gelegen, hatten auf unbegreifliche Weise Schutz gefunden, sich tröstend zugesungen: Ach bleib mit deiner Gnade! und: Wer nur den lieben Gott läßt walten! und so endlich erfahren, daß auch sie auf keinen Sand gebaut hätten. — Am ersten Sonntag nach ihrer Rettung, dem vierten Advent, hatte sich die Gemeinde zum Dankfest für ihre Errettung gesammelt, und man sang die beiden ersten Verse: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut! Mächtig brauste der Gemeindegesang durch das Kirchlein.

Die beiden Brüder hatte man vorderhand noch im Hause gelassen wegen der Kälte des Gotteshauses. Als aber der dritte Vers gesungen werden sollte:

Was unser Gott geschaffen hat,
das will er auch erhalten —

da verstummte plötzlich die Gemeinde, nur die Orgel und einige Stimmen ließen sich noch hören. Die Geretteten waren hereingetreten, und kein Mund blieb unbewegt und kein Auge thränenleer. Den vierten sangen die Brüder bereits mit:

Ich rief dem Herrn in meiner Noth:
ach Gott, vernimm mein Schreien!

Allmählich stellte sich der Gemeindegesang wieder her, und volltönig erscholl es wieder und wieder: Gebt unsrem Gott die Ehre! — Wenige Wassertropfen, welche durch den Regen in die Erde gesickert waren, hatten den beiden wackern Brüdern das Leben erhalten, wie der Witwe dort das Öl im Krug; und die ganze Gemeinde hatte wunderbar den Spruch bestätigt gefunden: Der alte Gott lebt noch! (Stuttgarter Evangelisches Sonntagsblatt. 1868.)

In vielen Gegenden der Mark wird der Kirchgang der Wöchnerin auf folgende Weise gehalten. Wenn die Gemeinde in der Kirche versammelt ist, wird das Kind von der Hebamme bis zur Kirchthüre getragen, ihr folgt die Mutter mit den Frauen, welche bei der Taufe gewesen. Der Pastor segnet sie unter der Thür des Gotteshauses. Die Gemeinde aber erhebt sich und singt:

Was unser Gott erschaffen hat,
das will er auch erhalten!

Jetzt trägt die Mutter das Kind selbst bis vor den Altar, wo sie niederkniet, von den begleitenden Frauen umgeben. Dann folgt das Dankgebet und die Einsegnung. Sowie sie sich erhebt, singt die Gemeinde:

Ich rief dem Herrn in meiner Noth:
ach Gott, vernimm mein Schreien!

Unterdessen geht die Wöchnerin auf ihren Platz in der Kirche, die Hebamme trägt das Kind nach Haus, und der Gottesdienst der Gemeinde beginnt. (Erinnerungen eines Landgeistlichen. 2.)

Zu V. 4. Der fromme Wagnerobermeister Abraham Hermann zu Stuttgart, ein treuer Beter für die evangelische Kirche und das Vaterland, lag auf dem Krankenbette, und jedermann glaubte, er werde sterben. Er aber behauptete, es geschehe nicht, bis der fromme, für Recht und Wahrheit leidende Landschaftskonsulent Johann Jakob von Moser seines Arrestes auf der Festung Hohentwiel los sei. Und siehe da, er genas; und es fügte sich wunderbar gerade so, daß er bei seinem Tochtermann, dem Garnisonspfarrer Jakob Friedrich Oettinger zu Hohentwiel, auf Besuch war, als Moser seine Freiheit erhielt. Dies geschah im September 1764. Welche Freude, als des Mannes Weissagung erfüllt war! Er wohnte mit dem befreiten Moser vor dessen Abzug noch dem Gottesdienste bei, in welchem

das Lied: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ angestimmt wurde. Mit Loben und Danken reisten beide Männer gleich darnach von Hohentwiel ab; Moser namentlich hatte den vierten Vers: „Ich rief dem Herrn in meiner Noth“ mit besonderer Rührung gesungen, denn er sah nun, daß ihm geschehe, wie er geglaubt, als er sich in seiner schweren Gefangenschaft allezeit auf Psalm 91, V. 14—16 gestützt hatte: „Er begehret meiner, so will ich ihm aushelfen.“ Wie er nun in der Kirche nach seiner Befreiung gesinnt war, so benahm er sich auch auf der Heimreise. Als sie unterwegs in einem Dorfe einkehrten, waren alle Fenster mit Leuten besetzt, die den Märtyrer für die Rechte des Landes sehen und begrüßen wollten, und ein Mann rief: „Das hat Gott gethan!“ Dem antwortete Moser: „Ihm sei allein die Ehre. Gebt unserem Gott die Ehre!“

Am zweiten Mai 1821 erlebte Johannes Falk in Weimar eine wunderbare Hilfe für sein Kinderhäuflein, die er so beschreibt:

Als heut der Tag vertrieb die Nacht,
lag ich im Bett voll Sorgen,
Und sann mit ängstlichem Bedacht,
woher die Hilfe borgen?
  Da rief es aus der Morgenstern,
der bleich am Himmel stand: beim Herrn;
der hilft zu allen Zeiten!

Ja, Herr, du hörst um Hilfe schrein
die vielen armen Leute,
Drum schick wie zu Elias ein
auch mir den Raben heute,
  Daß ich sie speisen, tränken kann,
so will ich, dich vor jedermann
lobpreisend, Dank dir sagen! — —

Wie ich bis dahin kommen war,
hört ich es plötzlich singen;
Es war die fromme Schülerschar,
die Gott ein Loblied bringen,
  Ein Morgenopfer, fromm und gut:
„Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut!“
erklang aus ihrem Munde.

Zwei Verse, wie ich sie gemacht,
so sangen sie die Knaben
Dem Volke, das, vom Schlaf erwacht,
sein' Wohnung hat am Graben.
  Wohlan, so mag das Schlußwort sein:
mein Herr und Gott, nun bring du fein
mir das Gedicht zu Ende! —

Und wie der Mittag kommen war,
wuchs das Geschrei nach Brote;
Doch sieh, da kommt schon wunderbar
Elias Rab als Bote
  Und bringt uns Hilf aus Merseburg. —
Nun singt mit mir: „Ein feste Burg!“
ihr lieben Christenleute!

Es waren fünfzig Thaler einer edlen Frau von Schönberg, welche so zur rechten Stunde Gottes Hilfe brachten.

Das Ende des vierten Verses finden wir auch im Munde von Zeugen des Herrn. Als der ehrwürdige, vom heiligen Freudengeist gesalbte Georg Conrad Rieger, Stadtspezial zu Stuttgart, am Osterdienstag 1743 im Sterben war, und sein Gegenschwäher, Pfarrer Cleß in Schützingen, noch vor sein Bett trat, um ihn mit dem Vers zu begrüßen: „Ich rief dem Herrn in meiner Noth!" da antwortete er laut und freudig: „Ja, danket, danket Gott mit mir, gebt unsrem Gott die Ehre!" So war des Sterbenden Mund voll Lachens und seine Zunge voll Rühmens über die Barmherzigkeit Gottes, in deren Erkenntniß er am Schluß seines für die Beerdigung aufgesetzten Lebenslaufes die Worte beigefügt hatte: „Mein ganzer Lebenslauf steht in jenem Sprüchlein: ‚Ich bin ein armer Sünder!' und die letzte Zeitung von mir soll diese sein: ‚Jesus Christus hat ihn selig gemacht!'" Als er bald darauf nicht mehr reden konnte, ließ er sich mit Gesang den Chören der heiligen Engel übergeben. — In demselben Hause trat am 30. November 1874 ein Nachfolger Riegers, Stadtdekan Leibbrand, seinen letzten Gang an. Vierzehn Tage zuvor hatte er mit besonderer Kraft noch die Dankfestpredigt in der Hospitalkirche gehalten und hatte reiche Veranlassung, im Blick auf den überaus großen Ertrag des Jahrs in Ernte und Herbst zu rufen: „Gebt unsrem Gott allein die Ehre!" Nun kamen Schmerzenstage ohne gleichen, wo der sonst so stramme Mann klagen mußte: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch!" und nur noch hie und da den Ruf ertönen ließ: „Ach Jesu, hilf!" Zuletzt, als Stadtpfarrer Ege über ihm betete, rang seine Zunge nach Worten; sie wurden aber nicht mehr verständlich. Nur noch das Eine war deutlich zu vernehmen: „Gebt unsrem Gott die Ehre!"

Zu Vers 5. Fresenius, der Verfasser des gediegenen Communionbuchs, bekannte, als er 1761 zu Frankfurt die Zeit mit der Ewigkeit vertauschte, er habe trotz mannigfachen schweren Anfechtungen und harten Versuchungen doch auch schon einen herrlichen Vorschmack der Seligkeit, die droben seiner harre. Drauf fieng er mit Thränen in den Augen und himmlischer Freude im Herzen an zu beten:

Der Herr ist noch und immer nicht
von seinem Volk geschieden —

Als er damit zu Ende war, ließ er sich noch ein Gebet aus seinem Beichtbuch vorlesen und verschied dann „ganz wohl sich fühlend in der Mittlergerechtigkeit Christi." (Pilger aus Sachsen. 1840.)

Zu Vers 9. Während des siebenjährigen Krieges hatte Dresden eine schreckliche Belagerung auszustehen. Da flüchtete sich Diakonus Schlipalius mit den Seinigen und vielen anderen Leuten in einen Keller, um sich vor der fürchterlichen Gewalt der Bomben zu verbergen. Auf einmal kommt die Nachricht, sein Haus brenne, und das so heftig, daß das Feuer mit der größten Gewalt aus der Studierstube herausschlage. Schlipalius aber rief den Seinen zu: „Wir müssen Gott auch im Feuer loben!" und hielt sich an die

Worte Hiobs: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; sein Name sei ewig gelobet!“ Hierauf fiel er mit allen, die in dem Keller waren, auf die Kniee und sang, wiewohl mit zitternder Stimme:

So kommet vor sein Angesicht
mit jauchzenvollem Springen —

„Kinder, rief er, zum Seligwerden braucht ihr dieses nicht, was euch Gott jetzt im Feuer nimmt; wir müssen ohnehin als die größten Bettler aus lauter Gnaden, allein um Jesu Blutes und Todes willen, selig werden. Wie er euch wird durchbringen, das wird Er wissen; ich traue es seinem Erbarmen zu, daß er mich noch eine kleine Zeit wird bei euch lassen, daß wir das Nothdürftigste wieder anschaffen können.“ Und wie er im Glauben sprach und tröstete, also ließ es Gott auch in Gnaden geschehen. (Basler Sammlungen. 1819.)

Melodie: Es ist das Heil uns kommen her.

Diese köstliche Weise aus der Frühlingszeit unserer Kirche hat eines Tags durch Gottes Führung eine treffende Wirkung gebracht. — „Es war unfern Nürnberg — so erzählt Graf Zinzendorf — und mein Reisewagen fuhr einen Berg hinan. Ich war ausgestiegen, um es den Pferden leichter zu machen. Da trat ein Junge herzu, den Bettelsack über der zerrissenen Jacke und lederne Hosen an den Beinen, sonst aber ohne Schuhe und Strümpfe. Er hatte eine alte Geige in seiner Hand und sagte: ‚Erlauben der gnädige Herr, daß ich ihm halt ein Liedl auf der Geige spiele?‘ Ich war in tiefem Nachdenken begriffen und achtete des Kindes wenig, griff aber in die Tasche, um ein Almosen zu suchen. Wie ich dem Kinde das Geldstück reiche, fällt mein Blick auf ein paar große prächtige blaue Augen, und des Kindes Seele sprach zu der meinen, wie der Mann aus Macedonien zu Paulo: Komm herüber und hilf uns! Ich ließ das Kind spielen. Es waren Jahrmarkttänze, die es spielte. ‚Kannst du auch ein Gotteslied?‘ fragte ich den Kleinen. Ja wohl! war seine Antwort. Er nahm die Geige und stimmte sie noch, ehe er anhob. Das gefiel mir schon besser. Er wollte ja ein neues Lied, ein Lied im höhern Chor, beginnen. Und er begann die Melodie zu spielen: ‚Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut!‘ Ich nickte ihm Beifall und fragte: Kannst du auch den Glauben? Ja, sagte er, den Glauben, die zehn Gebote und das Vaterunser. Nun sag an! sprach ich. Den Glauben und die Gebote sagte er her und sah mir starr ins Gesicht; als er aber zum Vaterunser kam, legte er die Geige zur Erde und die Mütze daneben, faltete die Hände und betete mit gesenktem Haupte. Wie ich das sah, da bat ich den Herrn, mir dieses Kindes Seele zu schenken, auf daß ich sie ihm gewänne. Und er erhörte mein Gebet. Wir wurden Gefährten für die Heimreise, und was der dreizehnjährige Junge an meiner Seite im Wagen gesprochen, das hat er als Mann — Tobias Friedrich — treulich gehalten. Er ward zum erbaulichen Organisten der Gemeinde Herrnhut; er war gleichsam ein musikalisches Genie, so ein melodisches Herz, das den Engelchören, die um den Thron des Lammes singen, ihre Weisen abzulauschen schien.“ (5, 347 f.)

125. Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Von Joachim Neander (1650—80, vgl. 6, 16 ff.), reformirtem Prediger zu Bremen, welchen Bunsen „den Psalmisten des neuen Bundes“ nennt, gedichtet und mitgetheilt mit der Überschrift: „Der Lobende“ in seiner „Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen. Bremen 1679.“ — Die Grundlage bilden Psalm 100 und 103, 1—6.

Es ist eine wahre Freude, diesem Sänger in seiner reformirten Kirche zu begegnen. Was er singt: „Psalter und Harfe, wacht auf!“ das ist ein Wort, dessen Tragweite nicht nur auf seine persönliche Stimmung sich bezog, sondern auch der ganzen reformirten Kirche galt. Seit Zwingli's Tagen war in der deutschen Schweiz Liedessang und Orgelklang fast verstummt, während in der romanischen wenigstens der Psalmengesang außerordentlich gepflegt wurde. Jetzt, durch Neander kam eine Vermählung des deutschen Lieds in lutherischem Geiste mit dem Psalm aus reformirter Tradition zu Stande; und die lutherische Kirche hat darum seinen Liedern, wie später denen von Tersteegen, rückhaltslosen Zugang in ihrem Liederschatz gewährt.

Vers 1 gibt einen klaren Freudenton des Lobes:

> Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!
> meine geliebete Seele, das ist mein Begehren.
> Kommet zu Hauf,
> Psalter und Harfe, wacht auf,
> lasset die Musicam hören!

Diese Musica hat ja auch Luther stets so hoch gepriesen als „der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes und der besten Künste eine, als die einige Sache, welche nächst dem Worte Gottes billig solle gerühmt werden, als eine Gebieterin und Regiererin der menschlichen Affekten; drum sie auch der heilige Geist ehret als ein Werkzeug seines ihm eigenthümlichen Amtes, indem er in der heiligen Schrift bezeuget, daß seine Gaben durch dieselbe über die Propheten kommen, das ist, der Trieb zu allen Tugenden.“ — Neanders Musica hat im preußischen Königshause besonders Anklang gefunden. Im August 1800 machte König Friedrich Wilhelm III. mit seiner allgemein geliebten Gemahlin Luise eine Reise nach Schlesien. In dem freundlichen Städtchen Waldenburg wurde ihnen ein eigenthümliches Fest bereitet. Es waren dort mehrere schiffbare Stollen, auf welchen der königliche Nachen mit drei andern hinfuhr. Die lange Wasserstraße tief unter der Erde in dunkler stiller Nacht, vom matten Schimmer der Grubenlampen beschienen, machte einen mächtigen Eindruck. Welch ein Gegensatz: Tags zuvor auf der Sonnenhöhe der Schneekoppe über der Erde, und jetzt in ihren Tiefen! Doch — „Alle guten Geister loben den Herrn!“ Aus weiter Ferne tönte ihnen bald in sanfter Melodie entgegen der Chor: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren! Da faßte die Königin ihren Gemahl bei der Hand und flisterte: „Dein Lieblingslied! Göttlich!“ und zum rudernden Bergmann sagte sie bittend: „O langsam, lieber Fährmann!“ Still und feierlich hallte es durch den Raum. Es war,

als schwebete der Geist Gottes über den Wassern. Plötzlich wendet sich das Schiff und lenkt in eine strahlend erleuchtete Grotte ein, wo ihnen wieder ein Gesang entgegentönt und ein Mahl zum Genusse ladet. Der König mit der Königin, anfangs still und von dem Unerwarteten betroffen, dankte dem Berghauptmann und sagte: „Ja, ja, auch unter der Erde ists schön und prächtig. Tausend Dank! Nein, das kann und werde ich nie vergessen." (Eylert, Charakterzüge. II.)

Vers 2 setzt die göttliche Erhaltung als Quelle des Lobes:

Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,
der dich auf Adelers Fittigen sicher geführet;
  Der dich erhält,
wie es dir selber gefällt;
hast du nicht dieses verspüret?

Der Waffenmeister des preußischen Heeres, Albrecht von Roon, begieng mitten im Feindesland am 9. Januar 1871 sein fünfzigjähriges Jubiläum. Es war kein Gang durch Rosen und Lorbeeren gewesen, sondern durch manche und viele Arbeit; ja selbst die großen Siegestage deutscher Nation hatten das väterliche Herz des Kriegsministers tief in die Schmerzen hineingezogen und auch seine leibliche Gesundheit angetastet. Desto mehr wurde er an diesem Tage von seinem königlichen Herrn erfreut. Am Vorabend übersandte ihm dieser sein Bild und dankte „warm und aufrichtig für Rath und That, womit er ihm so manches Jahr, oft in sehr bewegter Zeit, zur Seite gestanden sei." Am Morgen des Festtags aber ertönte durch die Musikabtheilungen von vier Regimentern der Choral: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." Während von ferne der Donner von Paris grollte, setzten sie den Ton des Lobes im häuslichen Kreise fort; und es war in der That Grund genug vorhanden, daß die Familie dessen, der den preußischen Adlern den Weg zum Siege gebahnt hatte, dem die Ehre gab, welcher die Seinen noch allezeit „auf Adlers Fittigen sicher geführet."

Vers 3 greift hinein ins persönliche Leben:

Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet,
der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet;
  In wie viel Noth
hat nicht der gnädige Gott
über dir Flügel gebreitet!

Das ist der rechte Geburtstagsvers in tausend Christenfamilien; es ist ja der Anfang und Schluß des Verses so köstlich wahr. — Boerhave, der berühmte Arzt, sagte: „Je feiner die Ader wird, die ich beim Seciren eines menschlichen Körpers finde, desto mehr erkenne ich den künstlichen Bau unseres Leibes und die Weisheit unseres Schöpfers." — Als der kindlich frommen Großherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin im Jahr 1854 eine Tochter Marie geschenkt war, schrieb sie: „In wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Welche Segenszeit

schließt sich nun wieder. O es war eine schöne Zeit; und ein liebliches Töchterchen nehmen wir aus derselben mit. Lieber Vater! Erhalte sie uns so lieblich und schenke ihr einen Mariensinn, mir aber den Schlüssel zu dem zarten Mädchenherzen!" (Jahn, Lebensbild derselben. Schwerin 1864.)

Vers 4 schaut hin über die Fülle der göttlichen Gnade:

Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet,
der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet;
Denke daran,
was der Allmächtige kann,
der dir mit Liebe begegnet!

Ein solcher Fall, wo der Herr uns mit Liebe begegnet, wie dem Elieser zu Haran, wird aus England erzählt: Eine große Fabrik in Manchester, welche zuvor mehrere tausend Arbeiter beschäftigte, war zwei Jahre lang geschlossen gewesen. Ihr hoher Schornstein rauchte nicht mehr, die Baumwollenwagen blieben aus, alle Spindeln standen stille, und die umwohnende Bevölkerung wollte verzagen. Da verbreitet sich plötzlich die Kunde, es komme wieder Baumwolle, die Werkstätten sollen wieder eröffnet, die Arbeiter zurückgerufen werden. Und als nun wirklich der erste Frachtwagen mit Baumwolle erscheint, da stürzt ihm alles entgegen: Väter, Mütter, Greise, Kinder. Eine Fahne entfaltet sich, die Männer spannen die Pferde aus und ziehen die schwere Last unter Freudenklängen selbst in den Hof. Aber das war nicht alles. Als die kostbaren Ballen im Magazin untergebracht waren, sammelte sich die Menge, und wie aus Einem Munde ertönt das Lied:

Lobet den Gott, von dem alle gute Gabe herabkommt;
lobet ihn auf Erden, lobet ihn im Himmel.
Ehre sei deinem Namen, du Allmächtiger und Allgütiger!
Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist.

Viele der tief ergriffenen Sänger konnten zuletzt nicht mehr mitsingen; Thränen des Danks und der Freude erstickten ihre Stimme. — Es war wieder das Manna Gottes den Leuten vom Himmel gekommen. (Beiblatt zu den Fliegenden Blättern. 1865.)

Vers 5 schließt mit dem „Vergiß nicht!" ab:

Lobe den Herren, was in mir ist, lobe den Namen;
alles, was Odem hat, lobe mit Abrahams Samen.
Er ist dein Licht,
Seele, vergiß es ja nicht;
lobende, schließe mit Amen.

Dieses Amen traf zu in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankfurt an der Oder. Dort lebte ein frommer Schulmeister Hänsel, der seinem Amte lange mit großer Treue vorgestanden war und dabei redlich dem Herrn und nicht den Menschen gedient hatte. Zuletzt aber sehnte er sich gar sehr nach der Heimat, die droben ist. Da geschah es, daß er im Jahr 1760 eines Morgens zu seiner Erbauung unser Lied sang, und als er es kaum vollendet hatte, traf ihn ein Schlagfluß: er hatte seinen Lauf vollbracht. (Heinrich, Erzählungen. 1847.)

Die Melodie: g g d h a g fis e d e fis g a g, voll kräftiger Frische, ist nicht von Neander, sondern die Überarbeitung einer ältern, auf das Lied: „Hast du dann, Jesu, dein Angesicht gänzlich verborgen?“ gefertigen Weise, welche bei Sohr 1668 und Quirsfeld 1670 erscheint. Dieselbe paßt auf ein Loblied entschieden besser, als auf ein Lied der Sehnsucht. Davon hat Neander in der ersten Ausgabe seiner Bundeslieder vom Jahr 1679—80 eine Überarbeitung geliefert; eine zweite gab G. C. Strattner in der fünften Ausgabe der Bundeslieder 1691, und aus dieser, mit der sie besonders im ersten Theil große Ähnlichkeit hat, hat sich wohl die jetzige Fassung herausgebildet. — Johann Sebastian Bach legte sie einer Cantate zu Grunde, in welcher er jeden Vers eigenthümlich behandelte.

Bekannt ist, daß diese Melodie von dem schönen Glockenspiel auf dem Thurm der Garnisonskirche zu Potsdam alle Stunden, zuerst in einfacher Weise und dann in volleren Tönen gespielt wird. — Wie das in einzelnen Zeiten ergreifend wirkte, davon berichtet Feldprediger Schultze: In den letzten Märztagen 1813, als es gegen Napoleon gieng, hörte ich, es sammle sich eben ein Infanterieregiment auf der Plantage zu Potsdam zum Abmarsch. Ich fand daselbst die Kolbergischen Bataillone und stellte dem Kommandeur vor, ob nicht hier auf dem Fleck ein Gottesdienst zu halten wäre. Wie gesagt, so gethan. Die 2—3000 Mann schwenkten sich in einen Kreis dicht neben der Garnisonskirche; Potsdamer Bürger, selbst eine Frau, standen in der Mitte. Ich wollte gerade anheben, da spielte die Singuhr, wie bestellt: „Lobe den Herren, den mächtigen König!“ Nachdem schlug es zehn. Mit dem letzten Schlag rief ich zu der wartenden Menge: „Die Glocke schlägt, die Stunde ruft; auf, auf, in Gottes Namen!“ Ich verfolgte von diesem Gedanken aus meine Rede und wies sie hin auf des großen Friedrich Gruft, vor der wir standen; große Gelübde wurden erneuert. Nach dem Gebet brachte der Kommandeur dem König Friedrich Wilhelm das Lebehoch! und die Offiziere traten mit inniger Bewegung zu mir und dankten. Man schwenkte ab, der Zug gieng aus dem Thore gestärkt und heiter von dannen. (Wilhelm Baur, Geschichts- und Lebensbilder aus den deutschen Befreiungskriegen. II.)

126. Wunderbarer König.

Von Joachim Neander, ebenfalls in den Bundesliedern 1679 erschienen, mit der Überschrift: „Der zum Lobe des Herrn Anspornende.“ Psalm 150, 6. — Das ist der letzte Klang im Psalter: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Halleluja.“ V. 1 Vater, laß dich loben; V. 2 Himmel und Erde, lobe; V. 3 lobe, Seele, den Herrn; V. 4 Hallelujah hier und droben!

Es ist ein wohlgelungener Freudenton und hat darum auch zum Lobe da und dort ermuntert. Als der Missionar Christian Friedrich Schwartz mit zwei anderen Genossen auf dem Weg nach Indien 1749 in Magdeburg rastete, — es war der 10. August und der zehnte Trinitatis, da man von der Zerstörung Jerusalems redet,

— genossen sie bei edeln Freunden noch ganz den Segen kirchlicher Gemeinschaft. Der liebe Sonntag sollte aber nicht enden, wie er angefangen. Als sie Nachmittags weiter reisen mußten, saßen sie nach zwei Stunden mit der Postkutsche fest im tiefen Sumpf. Der Postillon war vom rechten Wege abgekommen. Lange wurde vergeblich nach Hilfe gespäht; schließlich entspann sich noch eine Schlägerei, bei der ein Soldat den Säbel zog, und man durfte froh sein, daß man noch ohne Unfall zurecht kam. Da waren unsre Reisenden getrost, sie nahmen das Ganze als eine Warnung vom Herrn, doch nie vom rechten Wege abzuirren, und statt zu murren, sangen sie:

Wunderbarer König,
Herrscher von uns allen,
laß dir unser Lob gefallen!
Deine Vatergüte
hast du lassen triefen,
ob wir schon von dir wegliefen.
Hilf uns noch,
stärk uns doch;
laß die Zungen singen,
laß die Stimmen klingen!

Ein treuer Christ weinte eines Tags über den heutigen Verfall des Christenthums, und war tief betrübt, was doch am Ende geschehen möge. Unvermuthet trat sein kleines Kind ins Zimmer und fragte nach der Ursache seiner Traurigkeit. Mein Kind, sagte er, das verstehst du jetzt nicht; wenn du aber groß werden wirst, so wirst du den Grund meiner Thränen wohl erfahren. Auf diese Worte sagte das Kind: „O ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“ gieng zur Thüre hinaus und sang: „Wunderbarer König, Herrscher von uns allen, laß dir unser Lob gefallen!“ Der Vater wurde beruhigt. Etliche Tage nachher sang der Knabe unaufhörlich den letzten Vers:

Hallelujah bringe,
wer den Herren kennet,
wer den Herren Jesum liebet.
Hallelujah singe,
welcher Christum nennet,
sich von Herzen ihm ergibet!

besonders aber den Schluß dieses lobpreisenden Verses:

O wohl dir,
glaube mir:
endlich wirst du droben
ohne Sünd ihn loben!

und — starb. Er war zum himmlischen Hallelujah vorausgeeilt.

Die Melodie: e e e e d d ist von Neander selbst seinem Liede in der ersten Auflage der Bundeslieder 1679 mit auf den Weg gegeben worden, und zeichnet sich durch einen erhabenen Gang aus, in welchem sie dem von der Majestät Gottes erfüllten Lied würdig zum Geleite dient.

127. Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig.

Das dritte von Joachim Neanders Gebetsliedern, aus derselben Quelle 1679 mit der Überschrift: „Der zum Singen sich Aufmunternde. Ps. 57, 8: Gott, mein Herz ist bereit, zu singen und zu loben."

Mit dem Samuelswort (1 Sam. 3, 4) beginnend sucht die Seele in diesem Liede den himmlischen Bräutigam. Sie thuts im Klageton der Braut des Hohenlieds, die lange genug seufzte: „ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht!" Hoheslied 5, 6. und doch wieder im Ton des Vertrauens auf das Verheißungswort: „So wirst du ihn finden!" 5 Mose 4, 29. — Demgemäß unterwindet sie sich, zu reden mit dem Herrn V. 1 und zu ihm zu sagen: Sieh doch auf mich! wie Ahasverus auf Esther (5, 2) V. 2; ich begehre deine Gnade V. 3, ich begehre dich selber als meinen Bräutigam V. 4. Höre meine Stimme voll Demuth und Wehmuth V. 5, und empfange mein Gelübde der Verleugnung dieser Welt V. 6. Alles in allem: Großer Gott, ich bin bereit!

Unser Lied hat einst im Ochsenwirthshaus zu Holzgerlingen, einem Dorf am nördlichen Rande des Schönbuchs, zwischen Tübingen und Böblingen, große Veränderung hervorgebracht. In den 1790er Jahren lebte auf dieser Wirthschaft ein Mann, Namens Johann Conrad Binder, der seine Ökonomie und seinen Wirthsschank ins Große zu treiben verstand, so daß er von Jahr zu Jahr reicher wurde. Er kam dadurch ganz in den irdischen Sinn hinein und erlaubte sich allmählich manches, was wider Recht und Gewissen lief. Vor der Welt aber, die es nicht so genau mit solchen Sachen nimmt, blieb er ein ganz ehrbarer, allgemein respektirter Mann. Da ritt er eines Tages in seinen Wirthschaftsangelegenheiten nach Altdorf hinüber in Begleitung seines Bruders. Auf dem Heimweg kommt ihn plötzlich die Lust an, das Lied zu singen: „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig." Am vorigen Sonntag hatte er es in der Kirche mitgesungen. Er sang:

> Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig,
> lege mich vor deinen Thron.
> Schwache Thränen, kindlich Sehnen
> bring ich dir, du Menschensohn.
> Laß dich finden, laß dich finden
> von mir, der ich Asch und Thon.

Unter solchem Singen wurde es ihm immer wehmüthiger um das Herz, so daß er sich gar nicht zu fassen wußte und mit seinem Pferde in schnellster Eile zu großer Verwunderung seines Bruders nach Hause eilte. Die Stunde des Heils hatte ihm geschlagen, da ers am wenigsten meinte. Zu Hause angelangt, entdeckt er einem vertrauten Freunde mit wenigen Worten, was er erlebt hat, und bittet ihn, er möge für ihn und mit ihm beten. Die Zwei beteten nun öfters mit einander, und so gelangte Binder unter der Arbeit des Geistes Gottes zu gründlicher Erkenntniß seines Verderbens und zu brünstigem Verlangen nach Gnade und Vergebung. Endlich siegte

die Gnade so mächtig in ihm, daß er seine Wirthschaft schloß, mit seinen alten Zechbrüdern brach und ihnen ankündigte, daß er sie nur dann noch ferner in seinem Hause sehen wollte, wenn sie sich entschlössen, mit ihm Gott zu dienen und der Sünde zu entsagen. Diese Bekehrung des reichen Weltmannes machte im Orte großes Aufsehen und brachte bei vielen eine Erweckung hervor. Binder wurde für die ganze Umgegend ein Licht. Sein Haus, in dem früher fast alle Tänze, Hochzeiten und Zechgelage waren, wurde jetzt der Versammlungsort für die Privaterbauungsstunden. Der Herr aber wollte ihn durch Leiden schneller vollenden, als man hätte erwarten sollen. Auf einmal erkrankte der bis dahin ganz gesunde, erst in den vierziger Jahren stehende Mann an der Auszehrung, die ihn zwei Jahre lang auf ein schmerzliches Lager legte. Sein Krankenlager aber ward für viele eine Stätte der Beschämung und des Segens. Er wußte von nichts zu rühmen, als von der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn, der sich seiner erbarmt habe. Kurz vor seinem Ende genoß er noch das heilige Abendmahl, und zwar mit solcher Demüthigung des Herzens, daß der Pfarrer bekannte, nie einen bußfertigern Communikanten in seiner Amtsführung getroffen zu haben. Im Jahr 1806 schied er im frohen Glauben an seinen Heiland von hinnen; unser Lied aber war dem armen reichen Mann zur Lockstimme für den guten Hirten geworden. (Christenbote. 1833.)

Die Schlußzeile des ersten Verses betete der Prälat Johann Friedrich Hochstetter zu Denkendorf, der Verfasser des alten Württembergischen Betstundengebets, in seiner letzten Krankheit gar oft, wie er sich denn auch dieses Lied zuvor schon als Lieblingslied erwählt hatte. Er starb 6. April 1713. (Christenbote. 1833.) Ebenso war es dem seligen Fliedner auf seinem Lager noch eine Herzenslabe vor seinem Heimgang.

Den zweiten Vers:

Sieh doch auf mich, Herr, ich bitt dich,
lenke mich nach deinem Sinn;
Dich alleine ich nur meine,
dein erkaufter Erb ich bin.
Laß dich finden, laß dich finden:
gib dich mir und nimm mich hin!

dürften sich alle Kirchgänger für den Kirchweg empfohlen sein lassen. Dorothea Margareta von Griesheim, Tochter des Sachsen-Zeitz'schen Geheimenraths, betete denselben, nachdem sie bei einem Aufenthalt in Halle durch eine Predigt A. H. Francke's erweckt worden war, so oft sie zur Kirche gieng. Es war ihr herzlichster Wunsch, daß doch das Wort Gottes kräftig an ihrer Seele werden möchte. (Francke's Leichenpredigten. 1723.)

Die rechte Verbindung von Glaube und Liebe in der gottergebenen Seele ist ausgesprochen im dritten Vers:

Ich begehre nichts, o Herre,
als nur deine freie Gnad,

Die du gibest, den du liebest
und der dich liebt in der That.
Laß dich finden, laß dich finden:
der hat alles, der dich hat.

So klar die Lehre von der freien Gnade im Anfang ausgesprochen ist, so klar die Liebesgemeinschaft im Fortgang. Denn so gewiß Gott seine Gnade schenkt dem heilsbegierigen Herzen, so gewiß heißt es bei der gottliebenden Seele: Wer da hat, dem wird gegeben.

Läßt sich's mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Neander dieses Lied gedichtet habe, als er, von seinen Neidern der Irrlehre angeklagt, seiner Rektorstelle an der reformirten Schule zu Düsseldorf entsetzt, brotlos und in tiefen Nöthen, sich mehrere Monate 1678 in einer wilden Felsschlucht bei Mettmann am Rhein aufhielt, so paßt hiezu mit seinem Doppelsinne der Ruf in Vers 4 und 5:

Himmelssonne, Seelenwonne,
unbeflecktes Gotteslamm!
In der Höhle meine Seele
suchet dich, o Bräutigam!
Laß dich finden, laß dich finden,
Starker Held aus Davids Stamm.

Hör, wie kläglich, wie beweglich
dir die treue Seele singt;
Wie demüthig und wehmüthig
deines Kindes Stimme klingt.
Laß dich finden, laß dich finden,
Dann mein Herze zu dir dringt.

Der letzte Vers hat als Gelübde eine große und schneidende Kraft. Der frommen Beata Sturm, genannt „die württembergische Tabea“ († 1730), gestand ein wohlgeartetes Mädchen, ihr Herz habe noch ein heimliches Wohlgefallen an Putz und Staat und schönen Kleidern, deßhalb habe sie neulich den Vers in der Kirche nicht mitsingen können:

Dieser Zeiten Eitelkeiten,
Reichthum, Wollust, Ehr und Freud,
Sind nur Schmerzen meinem Herzen,
welches sucht die Ewigkeit.
Laß dich finden, laß dich finden:
großer Gott, ich bin bereit.

Sie habe sich gefürchtet, dabei Gott etwas vorzulügen. Wie viele Töchter mit solch zartem Gewissen gibt es? (Spiegel edler Pfarrfrauen von Burk. 1842.)

Johann Heinrich Palm, ein ehrenhafter Bürger Eßlingens, der die meiste Zeit seines Lebens in der Kaiserstadt Wien verlebte, gürtete sich in der Karwoche 1710 zum Sterben. Er hielt sich mit großer Zuversicht an das Wort: „Meinen Jesum laß ich nicht!“ und als ihm das Stündlein näher rückte, hielt er in dem Liede: „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig!“ besonders fest den Schluß: „Großer Gott, ich bin bereit!“ und rief: „Ach, so komm doch, mein Jesu; ich bin bereit, die Lenden sind umgürtet, die Lampe hat noch Öl. Ach wie lang, ach lange ist dem Herzen bange und verlangt nach dir! Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Karfreitag Nachts gegen zwölf Uhr entschlief er, und seine Brüder errichteten ihm auf dem Gottesacker des Klosters Montserrat in Wien eine Gruft und ein Denkmal mit der treffenden Inschrift: Justus ut palma florebit. (Der Gerechte wird blühen wie ein Palmbaum.)

Die Melodie: a a d d c c a f erscheint im Darmstädtischen Gesangbuch 1698 für unser Lied. Von Störl oder Stötzel stammt seit 1744 die in Württemberg gebräuchliche und dem weichen Klageton des Lieds ganz angemessene Weise: g a h a g h e d c h.

128. Womit soll ich dich wohl loben.

Der 91. Psalm aus dem Psalter Davids, welchen der Hofrath Ludwig Andreas Gotter zu Gotha (1661—1735, vgl. 4, 400 ff.) in bekannte Melodieen übersetzt hat. Er findet sich zum erstenmal gedruckt im Halleschen geistreichen Gesangbuch 1697.

Es ist immerhin eine sehr freie Bearbeitung des schönen Psalms; es entsprechen sich nur wenige Stellen. V. 6 „Ja Herr, lauter Gnad und Wahrheit sind vor deinem Angesicht!" klingt an an Psalm 91, 4: „Seine Wahrheit ist Schirm und Schild"; V. 10 „Mich hast du auf Adlers Flügeln" an Psalm 91, 10. 11. „Er hat seinen Engeln befohlen über dir!"; V. 11 „Fielen Tausend mir zur Seite" an V. 7 „Ob Tausend fallen zu deiner Seite." Sonst aber schlägt einerseits das neutestamentliche Heilsbewußtsein, andererseits der Kehrreim durch, welcher allumfassend lautet:

Tausend, tausendmal sei dir,
großer König, Dank dafür!

Dieser Refrain ist entlehnt aus dem Liede Ernst Christoph Homburgs in Naumburg 1658: „Jesu, meines Lebens Leben." Nur ist das Wort: „liebster Jesu", das zum Passionsliede gehörte, umgewandelt in „großer König", wie es dem Danklied angemessen ist. Dieser Refrain mag Gottern um so wichtiger gewesen sein, als damals der schöne Tod des Superintendenten Nikolaus Röser zu Quedlinburg bekannt war. Dieser hatte nemlich am Karfreitag 1684 mit den Seinigen jenes Homburg'sche Lied gesungen und sich mit besonderer Rührung des Herzens an dem Refrain erbaut. Des Abends legte er sich gesund zu Bette, und des Morgens in der Frühe wurde er mit gefalteten Händen todt in seinem Bette gefunden.

Im Herbst 1863 wurden (Greiner, Schulliederschatz) mehrere Missionare in Abessynien von dem König Theodoros gefangen gesetzt. Mit Ketten gebunden und durch verschiedene Foltern gequält, schmachteten sie längere Zeit in Gondar, Debra Tabor und Magdala. Je länger je mehr drohte ihnen das Schlimmste. Oft mußten sie mit ansehen, wie auf den Befehl des Tyrannen Hunderte von Menschen schauderhaft gequält und niedergemetzelt wurden. Dazu wüthete im Lande Hungersnoth und Pest, so daß die armen Gefangenen ringsum vom Tode bedroht waren (vergleiche auch S. 330). Als es aber aufs Äußerste gekommen war und alle Hoffnung zerronnen zu sein schien, trat die Hilfe ein. Am Karfreitag 1868 wurde Magdala von den Engländern erobert und zerstört; Theodoros erschoß sich aus Verzweiflung, und am Osterfest brach für die Gefangenen die ersehnte Freiheit an. Missionar Flad, der das berichtet, lobt und dankt für die wunderbare Errettung aus großer Trübsal mit den Worten des vierten Verses:

Ach ja, wenn ich überlege,
mit was Lieb und Gütigkeit
Du durch so viel Wunderwege
mich geführt die Lebenszeit;
So weiß ich kein Ziel zu finden,
noch die Tiefen zu ergründen:
Tausend, tausendmal sei dir,
großer König, Dank dafür!

Den elften Vers als Dankopfer vor den Herrn im Gebet zu bringen, dazu hatte ganz besondere Ursache Karl Heinrich v. Bogazky, der für das Reich Gottes und zur Erweckung heilsbedürftiger Seelen gar viele Reisen machte, namentlich in Böhmen, und dabei auf manchen gefährlichen Wegen über Berge und Thäler und Flüsse und an tiefen Abgründen vorbei stets wohlbehalten geführt, namentlich auch mehreremal, z. B. als er auf einem schmalen Steg über eine tiefe Schlucht zu Boden fiel, von augenscheinlicher Todesgefahr errettet wurde. So erzählt er: „Ich fuhr einst mit noch einer Person in einer offenen Chaise. Als wir durch das Thor des Gasthofes fuhren, schlug der Wind mit Gewalt den Thorschwengel zu, und der gieng zwischen mir und der Person mitten durch. Wäre er nur etliche Finger breit zur Rechten oder Linken umgeschlagen, so wäre Einer von uns beiden ums Leben gekommen. So hatte ich abermals Ursache, den Vers zu beten:

Mich hast du auf Adlersflügeln
oft getragen väterlich,
In den Thälern, auf den Hügeln
wunderbar errettet mich.
Wenn schien alles zu zerrinnen,
ward doch deiner Hilf ich innen.
Tausend, tausendmal sei dir,
großer König, Dank dafür!“

Als ein Soldat aus dem württembergischen Lehrerstande im Sommer 1871 aus dem Kriege mit Frankreich zu seinen Eltern heimkam, da war nach langer Trennung die Rührung größer, als bei seinem Abschied; aber es waren Freudenthränen zum Dank für Gottes gnädige Errettung. Und als nun die Eltern den Sohn aufforderten, ihnen seine Erlebnisse zu berichten, begann er mit unsrem Liedeswort: „Mich hast du auf Adlersflügeln.“

Melodie: „Jesu, meines Lebens Leben“ oder: „Alle Menschen müssen sterben.“ — Neue Weisen haben zwei Schwaben hinzugefügt: Knecht in Biberach: g g h g h h d h 1797, welche zwar ohne viel musikalischen Gehalt, aber doch beim Volke beliebt ist; und Silcher in Tübingen: h g d d g a h h 1824, eine treffliche Melodie, voll Klang und Kraft. — Lied und Weise waren der Lieblingschoral von Ludwig Uhland, und so wurde er am 14. Juli 1873 vom Thurm der St. Georgenkirche zu Tübingen geblasen, als das deutsche Volk daselbst das Denkmal des ebenso anspruchlosen, als sinnigen „Dichters, Forschers und deutschen Mannes“ enthüllte.

129. O daß ich tausend Zungen hätte.

Gedichtet von dem Oberlausitzer Pfarrer Johann Mentzer (1658 —1734, vgl. 5, 220 ff.) zu Kemnitz bei Bernstadt im Jahr 1704, nachdem ihm sein Haus abgebrannt war. Es erschien sofort im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704, im Berthelsdorfer 1725 und im Herrnhuter Brüder=Gesangbuch 1735.

Ein überaus erwecklicheS Loblied. Die Anfangsworte des ersten Verses:

O daß ich tausend Zungen hätte
und einen tausendfachen Mund,
So stimmt' ich damit um die Wette
vom allertiefften Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
von dem, was Gott an mir gethan!

sind Anklänge an das Lateinische: Non mihi si centum linguae sint oraque centum etc.

Vom ganzen Lied war das Herz der edeln Claudiustochter, Karoline Perthes in Hamburg, besonders erfaßt. Als im Februar 1813 die Russen nahten, um die neue Wendung der Dinge mit Napoleon einzuleiten, schrieb sie ihrem Mann: „Gestern morgen sind Kosaken in Perleberg gewesen. Ach, daß ich tausend Stimmen hätte, um zu singen: Benedictus qui venit! (Sei gesegnet, der da kommt.) Gott helfe weiter und gebe uns Lob und Dank gegen Gott und Menschen." — Im Jahre 1815 war sie voll Entzücken über die Wunderthat Gottes bei Waterloo, und schrieb auf Weihnachten ihrer verheiratheten Tochter: „Laßt uns in diesem Augenblick einmal aus Herzensgrund Gott danken, und uns und, die uns nahe sind, vertrauensvoll und glaubensvoll in seine Arme legen und fröhlich sein. Lies den Gesang in unser aller Namen: ‚O daß ich tausend Zungen hätte.‘ Er kommt einem recht zu Hilfe, der liebe Gesang, wenn man sich nicht zu helfen weiß." — Und als ihr die Geburt ihres ersten Enkels verkündet ward, da begann sie ihren ersten Brief an die Tochter wieder mit den Worten: „O daß ich tausend Zungen hätte! Ja, Gott helfe mir danken und preisen, daß mein Wunsch und Gebet erhört ist. Ich habe aber von jeher das Gefühl in mir, daß man lange nicht so inbrünstig danken, wie bitten kann, oder als wenn der Dank immer zu kurz im Vergleich mit der Bitte sei." (Friedrich Perthes Leben. 1852.)

Es war am Freitag vor Invocavit 1868, daß über eine Frau im württembergischen Frankenlande Morgens sich ein furchtbarer Druck legte wegen ihrer häuslichen Noth und Sorge. Sie wußte nicht, wo aus noch ein. Da warf sie sich in der Küche auf die Kniee und betete, daß Gott sie von ihrem Jammer erlösen und sich ihrer annehmen möchte. Krankheit, Armut und vieles Andere schlug ihr über dem Kopf zusammen. Wie sie in die Stube hereintritt, greift sie nach ihrem Gesangbuch, um in der nächsten besten Stelle einen Liedestrost zu finden. Da sieht sie die Überschrift: „Bei Mißernten." Ach, denkt sie, was soll das mir? Eine Ernte hat sie nicht gehabt.

also auch keine Mißernte, und die Zeit der Ernte ist ohnehin nicht da. Während dessen fällt aber ihr Auge auf den sechsten Vers des Liedes „Gott, der du groß von Gnad und Güte“, der so lautet: „Du kannst auch wohl das Wen'ge segnen; wenn in der Wüste Mangel wär, So muß die Luft mit Manna regnen, der dürre Fels reicht Wasser her. Im Witwenkad und ihrem Krug ist immer Mehl und Öl genug.“ Bei diesen Worten durchströmt sie eine große Freudigkeit nach Leib und Seele. Ja, sie ist auch in eine Mißernte gefallen, und ihr Krüglein ist, wie das der Witwe zu Zarpath. Dennoch ist mit dem Wort aller Kummer wie weggeblasen, und ihre Gedanken sind voll des Liedes: „O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund.“ Und damit sie nun überschwenglich getröstet würde, tritt gegen Abend der Rentbeamte des Herrn ein, auf dessen Gut sie bis zu seinem Tode, ein Vierteljahr zuvor, gearbeitet hatten. „Ich bring euch ein Geschenk!“ rief er. „O, das können wir brauchen!“ antwortete sie. Es waren 25 Gulden von dem Herrn Baron zum Abschiede. — Das Invocavit war zum Exaudi geworden mit Lob und Dank.

Dr. Büchsel erzählt in seinen „Erinnerungen eines Landgeistlichen“: Ein alter Mann saß in seiner kleinen Stube am Sonntag Nachmittag. Die Bibel lag vor ihm, und es war das erste Blatt vor dem Titelblatt aufgeschlagen. Darauf standen lauter Zahlen, die Tage und Jahre bezeichneten. Er saß und war sehr vertieft, indem er die Zahlen ansah, so daß er nicht bemerkte, wie sein Nachbar zu ihm eintrat. Dieser fragte ihn, was er da lese und was seine Seele so bewege; er sehe ja nur Zahlen. Da spricht er zu ihm: Nachbar, wenn du wüßtest, was diese Zahlen bedeuten, so würdest du dich nicht wundern. Die Zahlen aber bezeichneten die Hauptereignisse seines Lebens. Er wies mit dem Finger auf eine nach der andern: Hier bin ich geboren, da getauft, da confirmirt, da Soldat geworden, da habe ich mein Weib genommen; bis zuletzt der Tag kam, an dem ihn der Herr habe angenommen und seit welchem er wisse, daß er Gottes Kind und Erbe sei. Er rief aus: O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! und sang unter Thränen mit zitternder Stimme:

O daß ich tausend Zungen hätte
und einen tausendfachen Mund!

Als die Söhne Fliedners in Kaiserswerth sich von ihrem sterbenden Vater verabschieden und weiter ziehen mußten, sagte er: „Es wird wohl das letztemal sein, daß ich euch so um mich sehe. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß ich in kurzem zur seligen Ewigkeit gehen werde. Wenn ich aber auf mein Leben zurücksehe, wie viel Ursache habe ich zu Lob und Dank: (Vers 2)

O daß doch meine Stimme schallte
bis dahin, wo die Sonne steht;
O daß mein Blut mit Jauchzen wallte,
so lang es noch im Laufe geht;
Ach, wär ein jeder Puls ein Dank,
ein jeder Odem ein Gesang!“

Jonas Eilers, ein Knabe von zehn Jahren in Ostfriesland (Seite 16), bekam, als er in der Auszehrung auf dem Krankenlager seufzte, einen Besuch von seinem Seelsorger, Pfarrer Hagius. Den bat er, er möchte ihm doch das Lied vorlesen: „O daß ich tausend Zungen hätte.“ Als der Seelsorger das that und zu Vers 3 kam:

Was schweigt ihr denn, ihr meine Kräfte?
auf, auf, braucht allen euren Fleiß
Und stehet munter im Geschäfte
zu Gottes, meines Herren, Preis.
Mein Leib und Seele, schicke dich
und lobe Gott herzinniglich!

fiel ihm der Knabe ein und rief: „O, wie erquickt mich das!“ Auf die Frage des Hagius: „Verstehst du auch, mein lieber Jonas, was dieses Lied in sich hält?“ erwiderte er: „Ach ja, so ist es in einer Seele, die Gott kennt und dessen Liebe im Herzen empfindet; darum verlanget mich so sehr nach ihm.“ — Da nun gerade mehrere Hausfreunde da waren, sangen sie ihm noch ein paar Verse aus dem schönen Lied, wobei er sagte, er wolle, da er sehr matt sei, stille zuhören. Sie hatten aber kaum erst einen Vers gesungen, so fieng der matte Jonas mit seiner schon halb erstarrten Zunge so munter an, mitzusingen, als wenn ihm gar nichts fehlte, und seine Stimme klang so lieblich, wie die eines Seraphs. Reine Himmelsfreude, tiefe Anbetung Gottes drückte sich unter dem Singen des Lieds auf seinem Angesichte aus, so daß sichs nicht beschreiben läßt, aber werth gewesen wäre, abgemalt zu werden. Nicht lange darauf verschied er. (Basler Sammlungen. 1822.)

Der zehnte Vers ist besonders herrlich, wenn man den Sänger sich an dem Grabe seiner abgebrannten Habe denkt:

Vor andern küß ich deine Ruthe,
die du mir aufgebunden hast.
Wie viel thut sie mir doch zu gute
und ist mir eine sanfte Last;
Sie macht mich fromm und zeigt dabei,
daß ich von deinen Liebsten sei.

Der letzte Vers ist ein gar inniges Gebet:

Ach nimm das arme Lob auf Erden,
mein Gott, in allen Gnaden hin.
Im Himmel soll es besser werden,
wenn ich ein schöner Engel bin;
Da sing ich dir im höhern Chor
viel tausend Hallelujah vor.

Zwar wird das dichterische Muttermal: „wenn ich ein schöner Engel bin“, welches unbiblisch ist, abgethan werden müssen, und dafür wird sich setzen lassen: „Wenn ich bei deinen Engeln bin“ oder „wenn ich gleich deinen Engeln bin“; aber dann ist auch das Lob an dieser Stelle wunderbar schön. — Johann Christian Schlipalius, Diakonus an der Kreuzkirche zu Dresden, dessen liebstes Geschäft das Lob Gottes war und der sich nicht genug freuen

konnte auf das vollkommene Lob Gottes, wenn er einmal als Überwinder seine Krone vor dem Throne des Lammes niederlegen werde, rief diesen Vers unzähligemal auf der Kanzel aus, sagte auch den Seinigen fast täglich: „Kinder, gewöhnet euch doch an das herrliche Lob Gottes, das wird ja in der Ewigkeit einmal unsere vornehmste und liebste Verrichtung sein. Ach, hier, hier muß noch der Anfang gemacht werden."

Die Melodie c a c d c b a g f findet sich zuerst in Königs harmonischem Liederschatz 1738 unter dem Namen: „Ach, sagt mir nichts von Gold und Schätzen."

130. Lobe den Herren, o meine Seele.

Dr. Johann Daniel Herrnschmidt (1675—1723, vgl. 4, 349 ff.), Professor der Theologie zu Halle, der dieses kräftige, herzliche Lied voll des herrlichsten Gottvertrauens dem 146. Psalm nachbildete, war selbst seinem ganzen Wesen nach ein Mann, der, durch lebendigen Glauben von irdischen Sorgen befreit, mit Freudigkeit stets die Treue des Herrn rühmte, durch die er nie Mangel gehabt. Es erschien zuerst im Freylinghausenschen Gesangbuch 1714. Die Melodie: g e g g fis g a h c h a begleitete von Anfang an dieses Lied 1714. Es hat sich besonders in neuerer Zeit, zum Theil durch seine frische Melodie, überall eingebürgert und beliebt gemacht.

Als Johann Georg Eckard, ein Schullehrer in Lausa, 1819 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte, geleiteten ihn einige Prediger an den Altar, hinter ihm stellte sich eine Anzahl von Schullehrern auf, welche durch ihn für ihren Beruf waren ausgebildet worden; zu beiden Seiten des Altars standen die Knaben und Mädchen seiner Schule. Knieend empfieng er den Segenswunsch: „Gott allein die Ehre! Er bleibe ferner Ihr Trost, Ihr Lohn, Ihre Kraft! Und daß Sie das Werk vollenden können bis zum Feierabend Ihres Lebens, empfangen Sie den Segen in Seinem Namen!" Der Lehrerchor aber sang:

Lobe den Herren, o meine Seele;
ich will ihn loben bis in Tod.
Weil ich noch Stunden auf Erden zähle,
will ich lobsingen meinem Gott.
Der Leib und Seel gegeben hat,
werde gepriesen früh und spat:
Hallelujah, Hallelujah!

Noch 13 Jahre arbeitete er im Segen, nahm Abschied von seinen Schülern mit dem Rufe: „Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!" und verschied, nachdem er die Anordnung getroffen, daß man ihm das Lied singe: „Alle Menschen müssen sterben", dessen sechster Vers ihm unvergeßlich war:

O Jerusalem, du schöne,
ach wie helle glänzest du!

Eine Mutter in einem hohenloheschen Dörfchen sank, obgleich sie wohlgerathene Kinder, einen wackern Mann und ihr tägliches

Auskommen hatte, im Jahr 1868 in eine tiefe Schwermuth und wünschte sich in solcher Anfechtung nichts anders, als den Tod. Jenes Jahr, obwohl sonst ein segensreiches für den Weingärtner, war doch für ihr Haus ein Jahr der Thränen. Endlich kam die längst ersehnte Hilfe. Eines Morgens weckte sie ihren jüngsten Sohn, der eine schöne Anlage zur Musik hatte, auf und sagte: „Fritz, nimm dein Saitenspiel; wir wollen den Herrn loben!" Da sangen sie denn:

Lobe den Herren, o meine Seele;
ich will ihn loben bis in Tod!

Sie aber erzählte, was sie in der vergangenen Nacht erlebt hatte, und freute sich mit ihrem ganzen Hause. Nun wurde alle Arbeit leicht, und das Lob Gottes blieb in ihrem Munde.

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert in München, welcher von diesem Liede erklärte, daß es zu seinen liebsten Morgenliedern auf Reisen gehöre, und er es besonders gerne in der Melodie der seligen Luise Reichard singe, erzählt, daß es ihm namentlich einmal auf seiner italienischen Reise zur Stärkung geworden sei. Er war mit seiner Frau zu Bologna von einem Lohnkutscher um das bereits bezahlte Kost- und Reisegeld von Neapel bis Mailand betrogen und kurz zuvor auch durch einen Diebstahl des größten Theils seiner Barschaft beraubt worden. „Ganz traurig gieng ich in einer der Hauptstraßen Bolognas unter den Säulenhallen dahin in dem Gedanken, daß ich hier in dieser Stadt ein verlassener Fremdling sei. Endlich trat ich in eine Kirche am Wege ein. Da ich nun hier die Leute so beten sah, fiel mir der Vers 6 ein:

Sehende Augen gibt er den Blinden,
erhebt, die tief gebeuget gehn.
Wo er kann einige Frommen finden,
die läßt er seine Liebe sehn.
Sein Aufsicht ist des Fremden Trutz,
Witwen und Waisen hält er Schutz:
Hallelujah, Hallelujah!

Du bist hier, dachte ich, freilich ein verlassener Fremdling; aber sei getrost: Seine Aufsicht ist ja der Fremden Trutz. Da wurde ich wieder ganz freudig. Und bald wurde auch durch eine Fügung, wozu wir keine Menschenhilfe gebraucht hatten, die Sorge gehoben. Es fand sich ein Lohnkutscher, welcher ohnehin eine Herrschaft nach Mailand zu führen hatte, und welcher uns um eine Kleinigkeit mitnahm." (Altes und Neues. 4. 1837.)

In einigen Gesangbüchern ist nach dem vierten Vers ein neuer eingefügt worden, welcher sich im Brüdergesangbuch 1778 findet und von Syndikus Johannes Job zu Leipzig 1714 gedichtet ist:

Sollt er was sagen und doch nicht halten?
sollt er was reden und nicht thun?
Kann auch der Wahrheit Kraft veralten?
kann auch sein wallend Herze ruhn?
Ach nein, sein Wort steht felsenfest:
wohl dem, der sich auf Ihn verläßt!
Hallelujah, Hallelujah!

131. Gott ist gegenwärtig.

In diesem Liede hat Gerhardt Tersteegen (1697—1769, vgl. 5, 46 ff.) zu Mühlheim an der Ruhr sein innerstes Wesen ausgeprägt. Er dichtete es schon vor 1727 mit der Überschrift: „Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes.“ Es ist ein Gesang, mächtig in der Anbetung des allheiligen Gottes und tief einführend in seine selige Gemeinschaft.

Zum Ganzen gehört, was der Herzensfreund, der sein Leben schrieb, von ihm bezeugt: „Gottes Gegenwart (V. 1) schien ihm tief ins Herz geprägt zu sein; sein ganzer Wandel war dadurch mit einer Liebesehrfurcht erfüllt; er glaubte mit voller Gewißheit, daß Gott auf eine besondere Weise in seinem Herzen gegenwärtig sei. Er sagte oft: ‚Gott schauet in mich hinein.‘ Darum legte er dieser göttlichen Gnadensonne sein Inneres offen dar, um durch ihre Strahlen erleuchtet, erwärmt und belebt zu werden (V. 6). Darum kamen auch alle seine Thaten und Bewegungen nicht aus eigener Anstrengung und gesetzlichem Zwang, sondern flossen durch diese Liebesgegenwart Gottes aus freiem und sanftem Triebe. Dabei übte er sich beständig im Schauen auf Gott allein, damit er durch dieses Anschauen immer mehr erleuchtet werden und immer neue Lebenssäfte aus dem innigst nahen Gott und Heiland empfangen möchte.“ (V. 4.)

Zu V. 1. Das seltene Gnadenkind, Theodora Caritas, ein zweijähriges Töchterlein des Grafen Zinzendorf, dem durch seine frommen Eltern und Dienerinnen, die in kindlichem Umgang mit dem Heiland standen, unter geistlichen, lieblichen Liedern Ohr und Mund früh aufgethan wurde, so daß es schon als anderthalbjähriges Kind Verse von Jesu beten und singen konnte, hatte eine ganz besondere Neigung zu diesem Liede. (Schubert, Altes und Neues. 4.) Es bat seinen Vater gar oft, ihm doch dasselbe zu singen, und hatte dabei ein so kindliches Gefühl der Gegenwart des Herrn, daß es einmal seiner Mutter, als diese es fragte, wo es gewesen sei, antwortete: „Bei dem Heiland und bei dem Papa.“ Dieses kindliche Empfinden der Allgegenwart Gottes trieb die Kleine aber auch an, dem Heiland auf ihren Knieen es abzubitten, wenn sie etwas versehen hatte, oder aus eigener Bewegung des Gemüthes ihren Eltern und andern, die sie umgaben, es abzubitten, wenn sie von einem Fehler übereilt worden war. Aus demselben Gefühl der Gegenwart Gottes kam auch der Trieb bei ihr, für andere zu beten und deßhalb oft mitten unter ihren Spielen niederzuknieen. Sechs Wochen, nachdem sie erst das zweite Lebensjahr vollendet hatte, legte sie sich aufs Sterbebettlein, indem sie sang:

> Mein Heiland, nimm mich ein zur Ruh
> und mich in dich recht füge,
> Schließ du mir selbst die Sinnen zu
> und sei du meine Wiege.

Vers 5 ist eine unvergleichlich innige Vertiefung ins göttliche Wesen, in die Gemeinschaft der göttlichen Majestät:

Luft, die alles füllet, drin wir immer schweben;
aller Dinge Grund und Leben;
Meer ohn Grund und Ende, Wunder aller Wunder,
ich senk mich in dich hinunter:
Ich in dir, du in mir;
laß mich ganz verschwinden,
dich nur sehn und finden!

Diesem Vers hat er selbst die Bibelstellen beigesetzt: Jer. 23, 24. Apostelgesch. 17, 28. Gal. 2, 20. — Man vergleiche, was Tersteegen am 19. September 1766 an einen Freund schrieb, der ihn zum Besuch in einem benachbarten Orte einlud, und dessen Bitte er ablehnte: „Die lebendige Erkenntniß eines so allgenugsamen, innigstnahen Gottes gab mir eine tiefe und stets bleibende Grundneigung, gerne abgeschieden und mit diesem Gott allein zu sein. Ach, die Geschöpfe hindern uns oft, und wir hindern sie. Nun bleibt meine Maxime: ‚Gerne bei den Kindern, am liebsten bei dem Vater zu sein.‘ Ich danke Gott, der mir ein Kämmerlein gegeben hat, worin noch nie eine Kreatur mit eingegangen ist.“

V. 6 ist für die Marienart und der christlichen Seele demüthiges Aufnehmen der Gnade in neuerer Zeit oftmals zum vollendeten Ausdruck gewählt worden:

Wie die zarten Blumen willig sich entfalten,
und der Sonne stille halten,
Laß mich so still und froh
deine Strahlen fassen
und dich wirken lassen!

Bei Vers 7 „Mache mich einfältig“ ist zu beachten, was Tersteegen in einem Brief vom 5. Oktober 1748 an einen Freund schreibt: „Alles, was in mir ist, neiget sich zur Abgeschiedenheit und Einigkeit in und mit Gott. O, das heißt leben, so leben zu können! Da, däucht mich, ist mein Plätzchen, meine Speise, das Ziel meiner Berufung, nur von allem ausgeleert und abgeschieden, einsam mit Gott im Geist leben zu können, alles, was von dem Menschen ist, ruhen und schweigen zu lassen, um Gott und dem Göttlichen Raum zu geben, welches allein Wahrheit, Kraft, Leben und Seligkeit gibt. Wie theuer sind mir die Augenblicke, die mir dazu übrig bleiben!“ — Schon in der ersten Zeit seiner Bekehrung, als er das Bandweben noch trieb, war er Tage lang ganz abgeschieden, so daß er selbst einmal erzählt: „Ich sah oft in acht Tagen keinen Menschen, als das Mädchen, so mir Speise brachte. Wie vergnügt ich aber da gewesen, als ich allein wohnte, kann ich nicht aussprechen; ich dachte oft, kein König in der Welt könne so zufrieden leben, als ich damals lebte.“ — Auch später, als er von so vielen heilsbegierigen Seelen aufgesucht wurde, retirirte er sich zur Sommerszeit oft in einen Wald, wo er dann den ganzen Tag in der Abgeschiedenheit zubrachte, was er seine süßeste Zeit nannte.

Was er in Vers 8 mit den Worten:

Wo ich geh, sitz und steh,
laß mich dich erblicken
und vor dir mich bücken!

wünscht, das erreichte er; denn er konnte in seiner spätern Lebenszeit einem Freunde bekennen: „Ich sitze oder rede mit dir, so ist in meinem Innern ein immerwährendes Beugen und Anbeten.“ (Tersteegens Werke. II, 3.)

Melodie: Wunderbarer König.

132. Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht.

Aus Christian Fürchtegott Gellert's (1715—69, vgl. 6, 263 ff.) „Geistlichen Oden und Liedern“ 1757 mit dem Titel: „Preis des Schöpfers.“ — Das Lied ist eigentlich ein poetischer Auszug aus seiner Abhandlung in den „Moralischen Vorlesungen“ (7, 4), wo es heißt: „Suche immer ein lebhaftes und würdiges Bild von den Vollkommenheiten Gottes in deiner Seele zu entwerfen, dir dasselbe gegenwärtig zu erhalten und es nie ohne Ehrfurcht zu betrachten.“ (S. 181—186.)

Das ganze Lied, dessen Form und Inhalt die Zeit Gellerts nach ihrer edeln Seite charakterisirt, wird uns zum Genuß, wenn wir es in das Licht folgender Geschichte stellen, welche in der „Chronik für die evangelischen Gemeinden des Hunsrückens“ erzählt wird. — „Es war Mai geworden. Draußen über die blühende Erde lachte blau und sonnig der Himmel zu den Fensterlein in das enge Zimmer unserer Winkelschule herein. Es wollte nicht recht voran mit uns Jungen; die Nachmittagsstunden sind an solchen hellen Frühlingstagen schier nicht zum Aushalten in dunstiger Stube. So schritt denn auch unser Schulmeister Bottner, ein gewesener Soldat aus der Schule des alten Fritz, mürrisch ab und auf, mit dem Kopf die niedere Decke streifend. Endlich blieb er an der Thüre stehen, faßte die Klinke und rief: ‚Kommet, Kinder, wir müssen hinaus in den Garten!‘ Jubelnd giengs über die Bänke hinweg, hinter dem Schulmeister drein. Das ist so ein Augenblick und Silberblick, da das Kind durch alles Ungemach der Ruthe und anderer Qual hindurch das freundliche Vaterherz im Lehrer merkt und feurig liebt. So wandelte nun der alte Bottner inmitten seiner muthwilligen Schar durch den Garten hin. Primeln und Goldlack glänzten, die Finken schlugen, die Schwalben schwirrten; jenseits der Hecken weithin dehnte sich die Flur mit den schwellenden Kornsaaten und drüber jubelten die Lerchen im Sonnenlicht. Man sah es dem Alten an den hellen Augen und dem milden Lächeln an, daß er samt der Kreatur des Seufzens vergesse und der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes gedenke. Da kam er unter einen blühenden Apfelbaum. Die Bienlein summten zwischen den Zweigen, der würzige Geruch stieg hernieder. Der Alte schaute auf in die weiß und röthlich schimmernde Pracht des Baumes. Schauer der Andacht bebten durch seine Seele, er sank in die Kniee auf das frische Gras und sang (V. 1):

> Wenn ich, o Schöpfer deine Macht,
> die Weisheit deiner Wege,
> Die Liebe, die für alle wacht,
> anbetend überlege,

So weiß ich, von Bewundrung voll,
nicht, wie ich dich anbeten soll,
mein Gott, mein Herr, mein Vater!

Das Lied war gleich anderen Blüten und Stimmen des Frühlings so wunderbar und unwiderstehlich von Gottes Geist und Sonne hervorgetrieben, daß die Kinder ungeheißen ihren Lärm fahren lassen, rechts und links von ihrem Lehrer ins Gras knieen und ihre Lippen aufthun mußten und mit ihm singen (V. 4):

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht:
bringt unsrem Schöpfer Ehre!

Wahrlich, da kniete der Alte wie ein Prophet Gottes mit seinen Schülern, sein Haupt so weiß wie Kirschenblüt, ihre Wangen so roth wie die Maienröslein, die im Garten aus ihren Knospen brachen. Und ihr Lied klang mit der Schwalben, Finken, Lerchen und Bienlein Stimmen zum Himmel hinauf. Seitdem weckt jeder Blütenbaum diesen Maigesang in der Seele des Erzählers, der das miterlebt, und er gedenkt in Ehren und mit Dank seines alten Schulmeisters, der ihm einen unauslöschlichen Eindruck von der Lebensfrische des recht gesungenen deutschen Kirchenlieds gegeben."

Zu dem fünften Verse:

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
so wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
dich zu erkennen, leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
ist sich ein täglicher Beweis
von deiner Güt und Größe —

verdient folgende Geschichte beachtet zu werden, welche Scriver berichtet: „Zwei Kardinäle ritten einmal über Feld. Da sahen sie einen Hirten stehen, der weinte bitterlich. Der eine von ihnen, ein guter, lieber Herr, ritt hin zu ihm und fragte, was ihm wäre. Da hob der Mann, nachdem er lange vor Weinen nicht hatte zum Sprechen kommen können, also an: ‚Darum weine ich, daß mich Gott zu einem so feinen Geschöpf gemacht hat, und nicht zu einem so ungestalteten Wurme, wie diese Kröte da, und daß ich das nie erkannt und noch nie ihm Lob und Dank dafür gesagt habe.‘ Der Kardinal erschrickt über diese Worte und ruft aus: ‚O du heiliger Augustinus, wie wahr hast du gesagt: wir Gelehrten wallen in Fleisch und Blut; unterdessen kommen die Ungelehrten und nehmen uns den Himmel vor dem Munde weg!‘"

Melodie: „Meins Herzens Jesu, meine Lust" (S. 179) oder: „Es ist das Heil uns kommen her."

V. Vertrauen auf Gott.

133. Wie's Gott gefällt, so gfällt mirs auch.

Ohne allen Zweifel von Ambrosius Blarer, dem Mitreformator Württembergs (1492—1564, vgl. 2, 62 ff.). Wackernagel möchte die Zeit der Abfassung auf 1526 zurückführen (3, 589), aus welcher Zeit in der That schon Dichtungen von Ambrosius vorhanden sind. Allein mit Sicherheit tritt es erst hervor um 1548, und zwar in einem oberdeutschen Druck, welcher bereits davon sagt, es sei „deß frommen Johansen Friderichen von Sachsen, welches Er in seiner Gefängnuß gedichtet hat." Dann erschien es in den „Nürnberger Bergreyen" 1551, in verschiedenen Einzeldrucken, und wurde in die meisten Gesangbücher aufgenommen um die Wende des Jahrhunderts, doch schon im Dresdener Gesangbuch 1555; von den meisten als Johann Friedrichs zu Sachsen Lied, von den Nürnberger Gesangbüchern unter Blarers Namen. Form und Inhalt stimmen für diesen, sowie eine zu Blarers Zeiten geschriebene Papierhandschrift auf der Züricher Wasserbibliothek von dem Stadtschreiber Gregorius Mangolt zu Eßlingen 1562.

Es ist ein prächtiges Lied voll Gottvertrauen, mit welchem sich Blarer ein schönes Denkmal gesetzt hat in lutherischen und reformirten Kreisen. Blarers markige Sprache klingt in allen Versen durch, wie das sofort der erste Vers zeigt:

> Wie's Gott gefällt, so gfällt mirs auch,
> und laß mich gar nicht irren.
> Ob mich zu Zeiten beißt der Rauch,
> und wenn sich schon verwirren
> All Sachen gar, weiß ich fürwahr,
> Gott wird zuletzt wohl richten;
> Wie ers will han, so muß bestahn:
> soll's sein, so sei's ohn Dichten!

Der Anfangston hat denn auch in der Kirche weiter Anklang gefunden. Er mag schon der Anziehungspunkt für den Kurfürsten im Gefängniß gewesen sein, in dem Maße, daß man es (vergleiche „Verzage nicht" bei Gustav Adolf) als sein Lied bezeichnen konnte. War es doch eine gnädige Fügung, daß das Lied nach dem Ausdruck des Dresdener Gesangbuchs 1597 „zur Zeit der Gefängniß des treuen, beständigen Herrn und Bekenners der Wahrheit Gottes an Tag kommen" ist. — Auch ein sächsischer Theologe und Beichtvater eines sächsischen Kurfürsten, Martin Geier, hat in diesem Tone gesungen:

> Was Gott will, das gefällt auch mir;
> nichts will ich, was mißfällig dir!

Es ist ein im Glauben resoluter Sinn, der durchs ganze Lied zieht und im Abgesang jeden Verses zu dem Wahlspruch geführt hat: „Solls sein, so sei's!" So sagt er im dritten Vers:

Wie's Gott gefällt, so gfällt mirs wohl
in allen meinen Sachen;
Was Gott versehen hat einmal,
wer kann das anders machen?
Drum alls umsonst, Weltwitz und Kunst,
hilft auch nicht Haar ausraufen:
Murr oder beiß, solls sein, so sei's!
weils doch sein Weg muß laufen.

Schamelius bemerkt: „Soll's sein, ist es so beschlossen, so sei's! Denn Glück und Unglück der Frommen ist in dem Rathe Gottes längst zuvor, ja von Ewigkeit beschlossen; es muß sich alles darnach schicken. Thut uns Gott weh, wie wir meinen, so ists seine Züchtigung; thun's Menschen, so gehts dennoch alles nach Gottes Direktion."

Der sechste Vers lautet:

Wie's Gott gefällt, so läufts hinaus,
drauf laß ichs Vöglein sorgen.
Ob mir's Glück heut nicht kommt zu Haus,
so wart ich sein auf morgen.
Bleibt unverwehrt, was ist beschert,
ob sichs schon thut verziehen;
Mich nicht drum reiß: solls sein, so sei's!
gfällts Gott, mein Theil werd kriegen.

In diesem Vers liegt das Vorbild jenes späteren Wortes: „Was dir Gott beschert, bleibt dir unverwehrt; aber alles Selbsterzwingen führet nur zu bösen Dingen."

Der letzte Vers endlich ist voll Heldenmuths auch für die letzte Stund und Gefahr:

Wie's Gott gefällt, so nehm ichs an,
will um Geduld ihn bitten;
Gott ist allein, der helfen kann,
und wenn ich schon wär mitten
In Angst und Noth, läg gar am Tod,
so wird er mich wohl retten
Gewaltger Weis; solls sein, so sei's!
ich gwinn's: wer nur wollt wetten?

Schamelius sagt dazu: „Zeugniß der Gewißheit einer gerechten und guten Sache: ich wette drauf! Psalm 140, 13. Geduld und Hoffnung haben doch zuletzt gewonnen Spiel. Doch finden Menschen hie keinen Behelf, welche das Wetten, Losen, Rathen und dergleichen übel appliciren." — Daß dies dem Fürsten aus der Seele gesprochen war, der sein Todesurtheil mit ebenso ruhigen Mienen anhörte, wie er sein Schach spielte, ist klar; aber noch deutlicher leuchtet ein, daß der Mann es gedichtet, welcher in einem andern Lied beginnt: „Ein Freud ists dem glaubigen Mann, ob ihn der Tod schon greifet an, er kann ihn frei verachten. In Christo ist er freudenvoll, daß er auf ihn hin scheiden soll: ins Leben er nun trachtet."

Das Lied ist 1854 in den Weimarischen Kirchen zum Jubiläum des Todes von Kurfürst Johann Friedrich in 30,000 Exemplaren verbreitet und gesungen worden, zwar in der falschen Voraussetzung,

daß es sein Gedicht gewesen sei, aber dennoch mit Recht: es war des Gefangenen Lied und Trost.

Melodie: Was mein Gott will, das gscheh allzeit.

134. Was mein Gott will, das gscheh allzeit.

Dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, dem Jüngern (1522—57, vgl. 1, 339 ff.), zugeschrieben im Kopenhagener Gesangbuch 1571; zuerst erschienen in einem Nürnberger Druck, Gutknecht, um 1554, und in einem Dresdener, Stöckel, 1556. Beide weisen durch den Zusatz eines vierten Verses auf frühere Drucke hin.

Es läßt sich für die fürstliche Urheberschaft vieles geltend machen; ein Grund gegen sie ist nicht vorhanden, aber eine bestimmte Entscheidung ist wohl nicht möglich. Es ist klar, daß dieses „Markgräfliche Nobile nepenthes oder Edle Kraut wider die Traurigkeit" vortrefflich in die letzten Jahre des Mannes paßt, dessen Sturm und Drang der Allmächtige so gewaltig gedämpft hat. Ein Mann, der in seinen wildesten Tagen nie sein Streitroß bestieg, ohne den Ruf:

> Das walte der Herr Jesus Christ
> mit dem Vater, der über uns ist!

und ohne in dem Augenblick, da er sich in den Sattel schwang, hinzuzusetzen:

> Wer stärker ist, als dieser Mann,
> der komm und thu ein Leid mir an!

war gewiß in den Tagen der Demüthigung, als er in der Reichsacht den Schutz des französischen Bodens suchen mußte, so gestimmt, wie dieses Lied es besagt. — Dazu kommt nach von Winterfelds Begründung 1, 71 f., der Umstand, daß die Melodie: e g a g c c h c eine alte französische Volksweise ist über das Liebeslied:

Il me suffist de tous mes maulx	Que fault il que je face
puis qu'ils m'ont livré à la mort,	pour estre en vostre grace,
J'ai enduré peine et travaulx,	De douleur mon coeur est si mort
tant de douleur et desconfort,	S'il ne voit vostre face.

Die Weise tritt bei Pierre Attaignant, 34 chansons musicales, Paris 1529 hervor in einer Composition von Claudin de Sermisy und ist schon in einem niederländischen geistlichen Singbuch, den „Souter liedekens. Antwerpen 1540." für ein geistliches Lied, den 128. (129.) Psalm, entlehnt, wobei die gedehnten Schlußfälle zu längeren Zeilen benützt wurden. Diese Melodie konnte Albrecht schon bei seinem ersten Aufenthalt in Frankreich kennen gelernt haben, und wie sich aus ihr die verschiedenen Dehnungen in den Zeilen der ersten Drucke erklären, so würde ihre Anwendung auf dieses Lied auch der fürstlichen Urheberschaft eine weitere Stütze geben.

Den rechten Ton der Ergebung zeigt Vers 1 an:

> Was mein Gott will, das g'scheh allzeit;
> sein Will, der ist der beste.
> Zu helfen den' er ist bereit,
> die an ihn glauben feste.

Er hilft aus Noth, der fromme Gott,
und tröst die Welt ohn Maßen.
Wer Gott vertraut, fest auf ihn baut,
den will er nicht verlassen.

Dr. Carpzow in Dresden sagt hierüber: „Wie der kleine Zeiger sich nach der Hauptuhr, dieser nach der Sonne sich richten muß, also unser Wille nach dem göttlichen. In dem römischen Martyrologium am 26. Oktober finden wir einen, mit Namen QuodvultDeus, das heißt: Was — Gott — will. Den Namen führet ein jeder Gesellschafter Jesu: ‚Was mein Gott will, das gscheh allzeit.‘ Er wendet sich wie ein Heliotrop allezeit nach der Sonne, nicht nur bei Sonnenschein, sondern, wie Plinius schreibet, auch bei trübem Wetter. Das macht die Kraft dieses Gestirns. Hat unsre Seele ihre eigene Bewegung, wie auch die Planeten haben, so muß doch das Hauptgestirn, der göttliche Wille, wie die Sonne, alles mit herumreißen durch eine süße Gewalt!“

Viele fürstliche Personen, wie Magdalena Sibylla, die Gemahlin Johann Georgs I., Kurfürsten zu Sachsen, Moritz, Herzog zu Sachsen-Zeitz, Friedrich Wilhelm, Herzog zu Sachsen-Altenburg, und andere hatten an diesem Trost ihre besondere Freude und Ergetzlichkeit, und bedienten sich dessen öfters auf ihren Kranken- und Sterbebetten. Auch Dr. Heinrich Müller in Rostock hat es sterbend noch gebetet, und Dr. Blumberg schreibt davon: „Dieses Lied ist mein von Gott geschenktes Jawort und eines von meinen drei Meistergesängen, damit ich mich bei meinem Beruf zum Predigtamt nicht wenig aufgerichtet.“ Er tröstete sich desselben auch einmal unter einem Erdbeben. — Johann Georg IV., Kurfürst zu Sachsen, befahl es kurz vor seinem Scheiden zu singen, und der Poetiker Christian Weise in Zittau dichtete darauf das Lied: „Ich sehe nur auf Gottes Willen.“ Auch Schmolk hat bekanntlich den Anfang in eines seiner Lieder verwoben: „Du gehest in den Garten beten“, wo der neunte Vers heißt: „Dein Wille senkt sich in den Willen des allerliebsten Vaters ein. Darein muß ich mich auch verhüllen, dafern ich will erhöret sein. Drum bet ich in Gelassenheit: was mein Gott will, gescheh allzeit!“ In diesem Sinne wurde es in allerlei Lagen zu einem Quell des Trostes. — In der Zeit, als Dr. Jakob Heilbrunner in Sulzbach den Schutz von Pfalzgraf Ottheinrich II. genoß, trat dessen junge Gemahlin Dorothea Maria, Tochter des Herzogs Christof von Württemberg, manchesmal in seine Behausung ein. Da wurde von der lieben Heimat gesprochen und von dem seligen Herzog Christof; und kamen einige Freunde aus Amberg hinzu, so blieb die Pfalzgräfin gerne da und munterte wohl auch auf, das Lied des Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu singen: „Was mein Gott will, das gscheh allzeit; sein Will, der ist der beste!“

Pfarrer Weidlich zu Schwarzenbach predigte 1670 über diesen ersten Vers, indem er zum Thema nahm: Der Christen tägliches Halsgeschmeide, nemlich Gottes Willen; daran als Rubinen und Edelgesteine hängen: 1. die Bereitwilligkeit zu helfen, 2. die Macht

ohn Ende, 3. die Milde seiner Züchtigung und 4. die Festigkeit seines Beistandes.

Eine Lesart des Verses hat manches Bedenken erregt. Ursprünglich heißt's: „er tröst die Welt ohn Maßen", oder: „er tröst die Welt mit Maßen." Daß nun das letztere im Sinn des ersteren zu verstehen sei, kam manche schwer an. Die Meinung ists wohl. Aber man suchte zu helfen und setzte schriftgemäß: „er züchtiget mit Maßen." Auch dies würde ja für Albrecht einen guten Sinn ergeben; doch ist das andere im Zusammenhang angemessener und den Originalen treuer.

Vers 2 ist eine Begründung jenes Vertrauens aufs Wort:

Gott ist mein Trost und Zuversicht,
mein Aufenthalt auf Erden.
Was mein Gott will, daß mir geschicht,
will ich nicht widerstreben.
Sein Wort spricht wahr: all deine Haar
er selber hat gezählet!
Er hüt und wacht, stets für uns tracht,
auf daß uns gar nichts fehlet.

Hier fügen wir als Bewährung des kräftigen Trosts ein, was Schubert in „Altes und Neues aus dem Reich Gottes" 4, 1. erzählt: J. E. Kühze, erster Diakonus zu St. Nikolai in Berlin und Senior des Berliner geistlichen Ministeriums, ward 1760 von einer Entzündung des linken Auges befallen, die, weil er sich nicht schonen konnte, allmählich in eine völlige Eiterung des ganzen Auges übergieng. Nach vielen Operationen erklärten zuletzt die Aerzte, das Auge sei unheilbar verloren und es müsse herausgeschnitten werden. Da kamen, als die Traurigkeit des Kranken eben auf den höchsten Grad gestiegen war, die Currentschüler vor sein Haus und sangen, gegen ihre sonstige Gewohnheit, langsam und andächtig das Lied: „Was mein Gott will." Der Kranke wird durch den Gesang so bewegt, daß er selbst mitsingt; und siehe, während des Gesangs klärt sich alles in seinem Gemüth auf, und er wird fröhlich in Hoffnung den ganzen Tag und schläft die Nacht darauf sanft und wohl. Am nächsten Morgen fanden die Aerzte, die zur Operation kamen, eine wesentliche Besserung am Auge und erklärten es für heilbar. Schon nach acht Tagen konnte der Kranke sehen.

V. 3, der ursprünglich letzte, heißt:

Drum muß ich Sünder von der Welt
hinfahrn in Gottes Willen
Zu meinem Gott; wenns ihm gefällt,
will ich ihm halten stille.
Mein arme Seel ich Gott befehl
in meinen letzten Stunden.
Du frommer Gott! Sünd, Höll und Tod
hast du mir überwunden.

Wie überaus treffend gerade dieser Vers im Munde des Markgrafen war, ist kaum näher zu begründen. Dr. Jakob Heerbrandt von Tübingen stand in Pforzheim an seinem Sterbelager. Als

dieser ihn ermahnte, seine Seele den Händen Jesu zu befehlen, der sie erlöst mit seinem Blut und gewaschen von allen Sünden, da antwortete der heroische Störefried des Reichs, der Gottes Frieden gefunden, ganz stille: „Es ist schon alles geschehen!“ Mit den Worten „Herr Jesu Christ!“ auf den Lippen ist er von diesem Leben geschieden. — Daß dieser Vers die Quelle des Lieds: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ ist, möchte man aus der Stelle schließen: „Wie er fängt meine Sachen an, will ich ihm halten stille.“

Nun finden sich in den frühesten Drucken zwei Zusatzverse. Sie heißen:

Lob, Ehr und Dank sei dir gesagt,
o Vater aller Gnaden,
Der uns sein Sohn gegeben hat,
damit auf ihn geladen
Aller Welt Sünd. O Menschenkind,
thu du das recht bedenken;
Schick dich darein, dankbar zu sein,
was dir Gott selbst thut schenken.

Noch eins, Herr, will ich bitten dich,
du wirst mir's nicht versagen:
Wenn mich der böse Feind ansicht,
laß mich, Herr, nicht verzagen.
Hilf und auch wehr, ach Gott mein Herr,
zu ehren deinen Namen.
Wer das begehrt, der wird gewährt;
drauf sprech ich fröhlich Amen!

Daß beide nicht Originalien sind, zeigen die Drucke; und doch treten sie, d. h. entweder der eine oder der andere, schon sehr frühe hervor: der erste 1556, der andere um 1554. Dieser ist vielen noch besonders tröstlich geworden. Die Anfechtung lehret aufs Wort merken.

Daß die oben angegebene Weise für unser Lied die richtige war, bewährte sich dadurch, daß sie allgemeinen Anklang fand. Sie ist fast unverändert mit ihrem französischen vierstimmigen Tonsatz zuerst in Magdeburgs „Tischgesänge 1572“ und dann in die deutschen Singbücher des Seth Calvisius (1597) und Mich. Prätorius übergegangen. Eccard hat 1634 einen fünfstimmigen und A. Hammerschmidt 1645 einen trefflich belebten, gar schön ausgeschmückten Tonsatz dazu geliefert, wobei sich zu unserer Weise voll Ergebung in der tieferen Stimme die ermunternde in der höheren Stimme gesellt: „Auf meinen lieben Gott“. Auch Johann Sebastian Bach hat diese Melodie mit dem ersten Vers aus des Markgrafen Lied in wundervollem Tonsatz in seine große Passionsmusik verwoben an der Stelle, wo im Recitativ unmittelbar zuvor Matth. 26, 42 gesungen wird: „Mein Vater, ists nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille!“ Darauf tönt es:

Was mein Gott will, das gscheh allzeit!

135. Von Gott will ich nicht lassen.

Von dem „deutschen Assaph", Ludwig Helmbold (1532—98, vgl. 2, 234 ff.), 1563 über Psalm 73, 23: „Dennoch bleibe ich stets an dir" gedichtet, und zuerst auf einem Einzeldruck veröffentlicht, welchen Superintendent Olearius zu Arnstadt 1719 in einer alten Bibel inwendig an den Deckel angeklebt fand, mit der Überschrift: „Ein Gottförchtiger und lieblicher Gesang. In den Druck gegeben zu Ehren und Wohlgefallen der tugendsamen Frauen Reginen Helbichin, Ehgemahl des Hochgelarten Herrn Dr. Pancratii Helbich, jetziger Zeit Rectoris in der hohen Schul zu Erfurt, meines großgünstigen Herrn, Freundes und Gevatters." Hernach erschienen in „Hundert Christenliche Haußgesang. Nürnberg, Koler 1569." und „Gassenhawer 2c. durch Heinrich Knaust 1571."

Die Veranlassung war folgende: Im Jahr 1563 war zu Erfurt, wo Helmbold als Lehrer am Rathsgymnasium angestellt war, eine verheerende Seuche ausgebrochen, die nach und nach 4000 Einwohner wegraffte. Da floh, was fliehen konnte, aus der pesterfüllten Stadt. Selbst der Rektor der Universität, Dr. Pancratius Helbich, ein geborener Erfurter und berühmter Professor der Medicin, übertrug sein Amt einem andern und kehrte samt seiner Familie Erfurt den Rücken. Mit diesem Hause nun war Helmbold sehr befreundet; Frau Regine Helbich war die Gevatterin bei seiner ältesten Tochter. Als sich nun die wohlbefreundeten Familien in jener trüben Zeit von einander trennten, stand es ernsthaft in Frage, ob sie sich hienieden wiedersehen werden. Dieser düstere Gedanke mochte besonders die weiblichen Herzen schmerzlich beschäftigen. Da griff der mannhafte Helmbold, der noch länger auf seinem Posten auszuharren beschlossen hatte, tröstend in die Saiten, um die Seelen beim Scheiden in Fassung zu bringen und sie wieder aufzurichten, und sang dieses Lied aus gottvertrauender Seele nach Anleitung des Psalm 73, 23.

In der That hat es sich als rechtes Vademecum und „Wegeleite" in den verschiedensten Fällen ausgewiesen. Dr. Gotthilf Heinrich Schubert sagt in „Altes und Neues aus dem Reiche Gottes", 4, 1: „Ich habe dies Lied aus innig bewegtem Herzen singen gelernt, da ich einmal in meinen frühern Lebensjahren einen vor meinen Augen dunkeln Weg der Angst und Sorgen gieng, den mein Gott zu einem Wege großen Segens hat werden lassen. Ich habe es singen gelernt, da ich auf meinem elenden, durch so vielfache Irren gehenden Pfade ein Brot der Thränen aß. Seit dieser Zeit singe ich das Lied oft und gern. Und besonders, wenn ich auf Reisen gehe und meines Wegs wandere oder fahre, kommt mir dies Lied oft und immer in den Sinn und Mund, daß ich es laut singen muß. Und wie könnte ich auch anders? Hab ich ja in meinem ganzen Leben und auf meinem ganzen Laufe die Wahrheit des ersten Verses erfahren. Ja, wenn ich auch zuweilen Wege gieng, die meinen Augen dunkel waren, und die mir etwas sauer ankamen, es hat sich immer gezeigt, daß Er es war, der mich führte. Und

wo ich auch war im Land, hat er mich, der getreue Vater, immer wohl versorgt."

So gebrauchte unser Lied Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen allezeit auf Reisen und Kriegszügen, betete es fleißig und befahl damit all seine Sachen dem Herrn. Als ihn sein Beichtvater Dr. Weller in der Sterbestunde befragte, ob er auch noch dieses seines Lieblingsliedes gedächte, sprach er: „Glaubet mirs nur sicherlich: ‚Meinen Jesum laß ich nicht!'" — Auch als „Weggeleit" für die Reise aus der Zeit zur Ewigkeit hat es schon Kraft und Trost gespendet. Johann Ernst, zweiter Sohn des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha, welcher als sechzehnjähriger Jüngling schon diese Reise am 31. Dezember 1657 thun mußte, ergetzte sich an demselben kurz vor seinem seligen Ende. (Sommer, exempl. Sterbensschule. 16, 37.)

Manche Fürsten und Herren der alten frommen Zeit gaben mit diesem Liede dem großen Fürsten und Herrn, der die Welt regiert, die Ehre und bezeugten, indem sie es zu ihrem Lied erwählten, daß sie unter seinem Regimente stehen und von ihm sich befehlen lassen wollten. Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach († 1603) hielt diesen Gesang so hoch, daß er ihn alle Sonntage vor seinem Schloß und vor seinem fürstlichen Zimmer von den Schülern singen ließ, dafür er sie dann allemal mit einem Gulden Almosen bedachte. (Avenarius, evang. Liederkatechismus. 1714.) — Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, der im Dezember des Jahrs 1715, von seinem Bruder, einem Kardinal, verleitet, zur römisch-katholischen Kirche übergetreten war, dabei aber in seinem Gewissen je länger je mehr sich beunruhigt fühlte, wurde durch August Hermann Francke's Bemühungen wieder zur Umkehr gebracht. Nun beschloß derselbe, seinen Rücktritt zur lutherischen Kirche am 13. Oktober 1718 durch eine öffentliche Beichte und Kommunion vor allem Volk in seiner Residenz Pegau zu feiern. Auf der Reise dahin fieng er nicht weit von der Stadt dieses Lied zu singen an; als er aber mit dem Gesang noch nicht zu Ende war, da der Wagen schon gegen das Schloß fuhr, ließ er seinen Wagen und die Wagen des ganzen Hofstaates halten, damit er dasselbe vollends bis zu Ende singen könnte. In demselben Jahre noch, zu Anfang Novembers, erkrankte er aus Alteration über einen heftigen Drohbrief seines Bruders, des Kardinals, und bereitete sich gleich zum Tode vor, wobei er häufig und täglich bis zu seinem Ende dieses sein theuerwerthes Lied sang und betete. (Gerber, Historie der Wiedergeborenen.)

Seiffart erzählt in seinen Singularia Evangelica, daß er einst auf seiner ersten Pfarrei einer vertriebenen Pfarrwitwe aus der Pfalz, die sehr kläglich gegen ihn gethan, nebst seiner Gabe unter dem Titel: „Aller Exulanten und Vertriebenen bester und sicherster Begleiter und Wanderstab", zum Trost in ihren Paß geschrieben habe den ersten Vers:

Von Gott will ich nicht lassen,
denn Er läßt nicht von mir,
Führt mich durch alle Straßen,
da ich sonst irret sehr;
Reicht mir seine Hand,
den Abend als den Morgen
thut er mich wohl versorgen,
sei, wo ich woll, im Land.

Die Exulantin bedankte sich nicht nur ganz freundlich für die Gabe, sondern noch besonders für den aufgeschriebenen Exulantentrost und ließ vor Bewegung ihres Herzens eine Thräne auf ihren Paß fallen. — So hatten auch die um des Glaubens willen vertriebenen Salzburger auf ihrem Wanderzug durch Deutschland 1732 oftmals die Worte unsres Liedes in ihrem Munde.

Dr. Carpzow in Leipzig rieth einmal zur Pestzeit einem Freunde, er möchte doch, um der Pest zu entgehen, sich flüchten. Der aber erwiderte: Ich weich und wanke nicht! Als aber Carpzow ihn auf das Vorbild Jesu hinwies, der auch mitten durch seine Feinde der Gefahr entgangen, und ihm dies noch leichter wäre, weil er ohne Amt sich befände, antwortete jener: „Ich werde nicht irren, wenn ich Gottes Befehl beobachte und demselben nachlebe, wo er sagt Jes. 41, 10: ‚Fürchte dich nicht, ich bin bei dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott!‘ Sollte ich gleich von Leipzig weichen, so weich ich doch nicht von Gott. Mein Entschluß bleibt: ‚Von Gott will ich nicht lassen, denn er läßt nicht von mir!‘“ O wenn doch alle, ruft Carpzow aus, solche Herzen und Sinnen hätten! (Avenarius, Liederkatechismus.)

Die Anfangsworte wurden einmal einem Dienstmädchen, Namens Johanna, zur Rettung in schwerer Versuchungsstunde. Eines Abends ward sie unter allerlei Vorspiegelungen und Liebkosungen von einem Verführer in eine entfernt liegende Laube gelockt. Bereits war auch in ihr die Flamme böser Lust entzündet und der Fall nahe. Da kam ihr plötzlich der Anfang dieses in der Schule gelernten Liedes: „Von Gott will ich nicht lassen, denn er läßt nicht von mir!“ in Erinnerung, und — ihre Unschuld war gerettet. Sie hat hernach bekannt, daß es ihr gewesen sei, als ob ihr vom Himmel herab das alte Lied in die Seele gerufen würde. (Heinrich, Thatsachen aus dem Reiche Gottes. 1853.)

Eine arme Frau redete einst den frommen Scriver statt des gewöhnlichen Morgengrußes also an: „Ich hab hier wenig guter Tag, mein täglich Brot ist Müh und Klag!“ Scriver verwunderte sich hierüber und fragte, was sie denn antworten wollte, wenn er ihr auf diesen Gruß einen guten Abend wünschte. Da werde sie wohl auf die Worte Davids kommen: Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude! Sie aber antwortete: „Den Abend und den Morgen thut er mich wohl versorgen, sei wo ich woll im Land!“ worüber sich Scriver verwunderte, sie tröstete und aufgeheitert von sich ließ.

Vers 2 greift in des Lebens Trübsale hinein:

Wenn sich der Menschen Hulde	Hilft aus aller Noth,
und Wohlthat all verkehrt,	errett von Sünd und Schanden,
So findt sich Gott gar balde,	von Ketten und von Banden,
sein Macht und Gnad bewährt,	und wenn's auch wär der Tod.

Hiezu bemerkt Schubert: „Mein lieber Christ! Der Menschen Huld und Gunst ist ein gar wandelbares Ding. Du versiehst etwas in ihren Augen, oder ein Neider und Verleumder stellt sich zwischen dich und deinen vornehmen Freund, und die Gunst des Mannes,

mit welcher dein Herz vielleicht Abgötterei trieb, ist dahin. Wenn du aber dann etwa meinest, die Freundschaft eines ordinär christlichen Menschen, der deinesgleichen ist, sei dauerhafter und sicherer, so wirst du doch auch da oft erfahren müssen, wie der Menschen Gunst und Huld durch unsere eigene Schwäche und des Teufels List, der keine rechte Liebe leiden mag, zerstört werden. Indeß wenn du auch an deinem liebsten Freunde die Wahrheit der Worte: ‚Wenn sich der Menschen Treue und Wohlthat all verkehrt' erfahren mußt, so liebe nur fort, schweige und bete, dann wirst du auch die Wahrheit der Zeilen erfahren: ‚So wird mir bald aufs neue die Huld des Herrn bewährt.' Denn für jeden Freund, den du auf der Erde verlorst, wirst du einen bessern Freund im Himmel finden."

Zur andern Hälfte des Verses erzählt Schubert folgende Geschichte: In Holland lebte vor etwa hundert Jahren ein berühmter Arzt, dessen gleichen noch wenige gewesen sind; der hieß Hermann Boerhave. Er war so weltbekannt, daß Leute aus anderen Welttheilen, welche von seiner großen Geschicklichkeit gehört hatten, seinen Wohnort aber nicht wußten, an ihn schrieben: „Dem berühmten Boerhave in Europa", und der Brief fand ihn richtig auf. Dieser gelehrte Mann aber erschien sich selber als ein glaubiger Christ so klein und gering, daß man ihn einmal, als ein Missethäter zur Hinrichtung geführt wurde, in Thränen fand; und als man in ihn drang, zu sagen, warum er weine, sagte er, er habe eben bedacht, daß wenn nicht Gottes besondere Gnade und Erbarmung ihn festgehalten, geführt und aus Gefahren gerettet hätte, er wohl jetzt ebenso hinausgeführt werden müßte zur Hinrichtung, wie dieser arme Sünder; denn er sei von Natur ebenso böse und geneigt zur Sünde, wie jener, und nur Gottes besonderes Aufsehen habe ihn errettet von Sünden und von Schanden, von Ketten und von Banden.

Zum 3. Vers erzählt Avenarius in seinem evangelischen Liederkatechismus 1714: Ein hochbetagter Mann, den er einst im Katechismusexamen gefragt habe, was er täglich pflegte zu beten, habe ihm darauf freudig und getrost erwidert: „Mein Morgen- und Abendsegen, mein ‚Alleraugen' und mein ‚Danket dem Herrn' sind die Worte aus dem bekannten Liede: ‚Von Gott will ich nicht lassen'; die lauten also:

Auf ihn will ich vertrauen
in meiner schweren Zeit,
Es kann mich nicht gereuen,
er wendet alles Leid.
Ihm sei's heimgestellt,
mein Leib, mein Seel, mein Leben
sei Gott dem Herrn ergeben;
er schaffs, wies ihm gefällt.

Diese Worte habe ich von Jugend auf täglich und unabläßig zu Gott gebetet, und ist mir jederzeit dabei wohlgegangen; ich habe nie Mangel gehabt weder an irdischen und leiblichen, noch geistlichen und himmlischen Gütern."

Auf eine seltsame Weise wurde das ganze Lied einmal gesungen. Zu Apolda, in der Nähe von Weimar, lebte 1750 ein wackerer Bürgersmann, seiner Profession nach ein Seiler. Der fiel zuweilen mitten am Tage, in seinen Geschäften oder im Gespräch mit andern, in eine Art von Schlaf, wobei er sprach und wie ein Mondsüchtiger

oder Nachtwandler allerhand Bewegungen machte; dabei wiederholte er jedesmal alles, was er den Tag über in Worten und Gebärden verrichtet hatte. Einmal, als er in Geschäften nach Weimar geritten war, befiel ihn in einem Hause, in welchem er gerade zu thun hatte, auch sein alter Zustand. Da machte er erst alle Bewegungen, die er am Morgen dieses Tags beim Aufstehen gemacht, sprach sein Morgengebet, nahm Abschied von den Seinigen. Dann kam alles zum Vorschein, was er auf dem Wege gethan hatte. Er wiederholte die verschiedenen Begrüßungen, die er unterwegs zu machen hatte, und auf einmal fieng er gar zu singen an, nemlich das schöne Lied: „Von Gott will ich nicht lassen", das er auf seiner kleinen Reise zur Stadt gesungen hatte und das er jetzt, wo die Gedanken seines Herzens offenbar wurden, bis zu Ende aussang, also daß sich die anwesenden Leute im Hause gar sehr daran erbauten. — Dazu fügt Schubert, der diese Geschichte aus Moritz' „Magazin für die Erfahrungsseelenkunde" nacherzählt, die Frage: „Wenn du, armer Mensch, auch nur einen einzigen Tag das wiederholen solltest vor den Augen der Welt, was du heute im Verborgenen gethan oder gesprochen, würde das oft nicht beschämender für dich ausfallen, als bei jenem christlichen Handwerksmann? Würden da auch solche gute Gebete und so schöne Lieder zum Vorschein kommen, wie bei dem Seiler aus Apolda? Einst aber müssen wir doch alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi, nachdem wir gehandelt haben bei Leibes Leben, es sei gut oder böse."

Pastor Stockhausen zu Goslar pflegte die armen Leute also zu trösten, daß er ihnen Muth aus dem Hohenliede zusprach, wo es heißt: „Die Liebe ist sein Panier über mir!" 2, 4. Denn hier, sagte er, habe Christus eine Fahne aufgerichtet, zu der stehe er fest; aber die Armen müßten zu dieser Fahne schwören, und der Eid hieße: „Auf ihn will ich vertrauen in meiner bösen Zeit!"

Eine gar herrliche Rede führt V. 5:

Lobt ihn mit Herz und Munde,
die er uns beide schenkt;
Das ist ein selge Stunde,
darin man sein gedenkt.

Sonst verdirbt all Zeit,
die wir zubring'n auf Erden;
wir sollen selig werden
und bleib'n in Ewigkeit.

Von diesem Verse hat Ernst Gottlieb Woltersdorf Veranlassung zu einem seiner kürzesten und innigsten Lieder genommen, von dessen drei Versen der erste also heißt:

Das ist eine selge Stunde,
Jesu, da man dein gedenkt,
Und das Herz von Herzensgrunde
tief in deine Wunden senkt.
Wahrlich, nichts als Jesum kennen,
Jesum suchen, finden, nennen:
Das erfüllet unsre Zeit
mit der höchsten Seligkeit.

Die Melodie: a a h c̄ c̄ h h, später: a a h c̄ a h g, erscheint schon in den Tischgesängen des Joachim von Burgk 1572 (Vorrede 1571), in vierstimmigem Tonsatz und versetzter dorischer

Tonart aufgeführt und zugleich auch dem Liede Ebers auf den Jahresschluß: „Helft mir Gottes Güte preisen" vorgezeichnet. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Helmbold selbst die Weise für sein Lied in einer Volksarie gesucht, die er oft genug von den Gesellen seines Vaters, des Wollenwebers zu Mühlhausen oder von den Studenten zu Erfurt mochte haben singen hören, nemlich: „Einmal thet ich spatzieren sunderbar allein." Dabei wollte er die schöne Weise retten und zu Ehren bringen, indem er ihr einen Text gab, dessen man sich nicht zu schämen brauchte. Dies spricht er in dem Gedichte aus, mit dem er sein Lied der Frau Regina Helbich übergab:

Alls, was gereicht zu Gottes Ehr
und Seligkeit der Seelen,
Das ist gewiß ein solche Lehr,
die wir billig erwählen.
Sie werde vorbracht, wie sie woll,
gered't oder gesungen,
man Gott den Herren loben soll
in aller Art der Zungen.

Darum weil diese Melodei
so lieblich ist an Stimmen,
Daß ein gottsfürchtig Herz dabei
in Freuden möchte schwimmen:
Hab ich darunter Wort gefügt,
welch jedermann mag singen;
er sei worin er woll geübt,
soll ihm kein Schaden bringen.

Unschambar und unnütz Gesäng
gehn allenthalb in Schwanke;
So jemand thut dieselb' abbreng'n,
dem soll man fleißig danken.
Laßt euch, tugendsam Fraw Regin,
dies unterdeß behagen;
je wen'ger guter Liedlein sin,
je lieb'r soll man sie haben.

Mehrere Gesangbücher, ein plattdeutsches zu Bremen 1583 und das Valentin Bapstsche 1586, verweisen auf den Ton „Ich gieng einmal spatzieren." — Winterfeld glaubte wahrscheinlich machen zu können, daß Johann Eccard in seinen jungen Jahren zu Mühlhausen Sänger und Setzer der Melodie gewesen sei. Aber jene bereits angeführten Gründe sind entschieden dagegen. — Sonst wird das Lied gesungen nach: Aus meines Herzens Grunde. Auch Crüger hat 1640 eine frische Melodie dazu erfunden: c d c b a g g.

136. Herr, wie du willt, so schicks mit mir.

Von Dr. Caspar Bienemann (Melissander) (1540—91, vgl. 2, 248 ff.), als er noch Hofmeister und Erzieher der Kinder des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen-Weimar war, 1574 bei herannahender Seuche gedichtet und erschienen im „Betbüchlein, Leipzig 1582" mit der Angabe unter dem Text: „C. Meliss. D. 1574." und der Überschrift: „Reimspruch, Vnd tegliches Gebet, der Durchleuchtigen vnnd Hochgebornen Fürstin vnd Frewlin, Frewlin MARIA, geborne Hertzogin zu Sachsen, Landgreuin in Düringen vnd Marggreuin zu Meißen. **Herr Wie Du Wilt.**"

Seine Schülerin, die Prinzessin Maria (gestorben als Äbtissin zu Quedlinburg in Halle auf einer Reise nach Dresden), lernte dieses Lied als Gebet von ihrem Lehrer im Alter von drei Jahren, und erwählte sich später aus Liebe dazu die ersten Worte: **Herr, Wie Du Willt**" (**H. W. D. W.**) zu ihrem Symbolum, das sie in Stammbücher einschrieb und auf Münzen prägen ließ. Es war ihr zu lieb gedichtet und trägt als Akrostichon auch noch etwas von

ihrem Namen an sich. Die Anfänge der drei Verse: H. Z. S. werden wohl nach Wackernagels Vermuthung: „Herzogin zu Sachsen“ bedeuten. Es ist für sie als Kind gewesen, und taugt für die Alten erst recht. — Hatte ja doch auch einst Lenchen Luther gesagt: „Ja herzer Vater, wie Gott will!“ — Ihr nach hat Ludämilie Elisabet, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt, in einem Liede: „Jesus, Jesus, nichts als Jesus“ den Beschluß jeden Verses gemacht mit dem Wort: „Herr, wie du willt“; und ihre Freundin Ämilie Juliane bittet im Liede „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ unter anderem: „Laß mich bei Zeit mein Haus bestellen, daß ich bereit sei für und für und sage frisch in allen Fällen: ‚Herr, wie du willt, so schicks mit mir!‘“

Der alte Hymnologe, Diakonus Wezel in Römhild, gebrauchte es als sein tägliches Morgen- und Abendgebet, und Frau Dorothea v. Bünau, geb. v. Werder, pflegte es ihren „güldenen Spruch“ zu nennen.

V. 1 ist also ein Klang, der tiefen Widerhall gefunden:

Herr, wie du willt, so schicks mit mir
im Leben und im Sterben.
Allein zu dir steht mein Begier,
laß mich, Herr, nicht verderben.
Erhalt mich nur in deiner Huld,
sonst wie du willt! Gib mir Geduld,
denn dein Will ist der beste.

Ein christlicher Bauersmann zu Altenmörbitz in Sachsen-Altenburg, in der Gemeinde von Gabriel Wimmer, hatte 1725 einer Tochter die Hochzeit gerüstet. Als nun das letzte Mahl vollbracht war und ein Lied gesungen werden sollte, wollte er kein anderes, als dieses Lied haben. Er fühlte sich bereits nicht wohl. Den Tag hernach legte er sich auf das Siechbett, auf welchem er nach kurzer Zeit, gestärkt und gekräftigt durch unser Lied, sein Leben beschloß. (Wimmer, Liedererklärung. 3.)

Als der Hofprediger Dr. Johann Öchslin zu Stuttgart am 15. Oktober 1738 seinen letzten Lebenstag hereinbrechen sah, führte er noch mit seiner Frau über dieses Lied ein gottseliges Gespräch. Überdem trat sein Beichtvater, der würdige Stadtpfarrer an St. Leonhard, Georg Conrad Rieger, herein, und nahm davon Anlaß, mit ihm vom Gang zum Sterben und von der so nöthigen Hoffnung des ewigen Lebens zu reden. Auf die Frage Riegers: „Nun, mein lieber Herr Prälat, Er weiß also, an welchen Er glaubt und wem Er sich anvertrauet? nemlich Seinem Jesu, dem einigen Heiland, welchen Er andern gepredigt und so lieblich angepriesen, auf welchen Er so viele Sterbende gewiesen; den hat Er jetzt nun selbst auch zu Seinem Heiland?“ antwortete Öchslin mit großer Freudigkeit und Gewißheit: „O ja, einen concentrirten Heiland habe ich. Alles, was an dem ganzen Heiland heilswürdig ist, das habe ich an ihm zusammen. Der muß ja recht geizig sein, der nicht genug hat, wenn er alles hat. In Christo finden wir alles. Er kann mich aller seiner Herrlichkeit theilhaftig machen.“

Johann Friedrich Roser war 1753 Pfarrer in Dettingen unter Urach geworden zur Freude aller Gutgesinnten in der Gemeinde. Im Jahr 1755 hatte er der frühzeitig verstorbenen Tochter seines Nachbars, des Pfarrers in Neuhausen, die Leichenpredigt zu halten. Er that dies mit kräftigen Worten und wandte sich zuletzt an die umherstehenden Amtsbrüder, unter welchen ein ziemlich bejahrter Pfarrer sich befand: „An wem von uns wird nun zuerst die Reihe sein, ihr nachzufolgen? Dem Scheine nach an dem Ältesten, aber vielleicht an mir, als dem Jüngsten!“ Darauf ermunterte er, das Lied anzustimmen: „Herr, wie du willst, so schicks mit mir im Leben und im Sterben!“ und schloß mit den Worten: „Wir wollen uns bereit halten; wir werden zu rechter Zeit, nicht zu bald und nicht zu spät, heimgehen dürfen.“ Bald darauf erkrankte er, und, wiewohl nicht nur die Alten, sondern auch die Kinder um seine Erhaltung sehnlich flehten, nahm ihn der Herr aus diesem Leben weg. (Christenbote. 1872.)

Ein Vater hatte den Schmerz, mehrere innig geliebte Kinder nach langen, schweren Leiden durch den Tod zu verlieren. Dieser Schmerz und die Unruhen und Nachtwachen der vorangehenden leidensvollen Tage hatten seine Lebenskraft gebrochen. Ein schleichendes Fieber durchrieselte seine Glieder und führte ihn an den Rand des Grabes. Da wollte es ihm doch schwer dünken, eine geliebte Gattin, theure Kinder und das Leben zu lassen. In den langen, schlaflosen Nächten ward von ihm mancher Gebetskampf durchgekämpft. Endlich fand seine ringende Seele in dem ersten Vers dieses Liedes Ruhe. Es war das Isaaksopfer der Ergebung in Gottes Willen von ihm gebracht und Ruhe gefunden für seine Seele. Und siehe da, von Stund an ward es auch leiblich besser mit ihm. (Vergleiche S. 269.) (Pilger aus Sachsen. 1847.)

Der zweite Vers blickt ins tägliche Leben hinein:

Zucht, Ehr und Treu verleih mir, Herr,
und Lieb zu deinem Worte;
Behüt mich, Herr, vor falscher Lehr
und gib mir hier und dorte,
Was mir dienet zur Seligkeit;
wend ab all Ungerechtigkeit
in meinem ganzen Leben!

Ein frommer Prediger in Thüringen hatte einen gottlosen Knecht; der muthete einmal der Magd im Stalle unfeine Dinge zu, und sie wußte sich desselben kaum zu erwehren. In demselben Augenblicke aber sang der Pfarrer dieses Lied mit den Seinigen, daß man es im Stalle hören konnte. Als es nun an die Worte kam: „Zucht, Ehr und Treu verleih mir, Herr“, da fieng die Magd an: „Ei, hört doch, hört doch, was der Pfarrer, unser Herr, jetzt singt. Pfui, schämt euch, und laßt mich mit Frieden!“ So ward ihr dies Lied ein Schild gegen die Pfeile des Bösewichts in der Stunde der Versuchung. (Seiffart, Deliciae melicae. 1704.)

Der dritte Vers, dessen Echo wir bei Paulus Gerhardt finden: „Wenn ich einmal soll scheiden“, hat den Stiftsprediger Matthäus

Esenwein zu Stuttgart, welcher am Samstag vor Ostern 1714 vom Schlag betroffen wurde, in seinen letzten Stunden noch erquickt. Er fühlte sich Morgens noch ganz wohl, wurde aber von manchen Leuten ziemlich überlaufen. Zu einer armen Frau sagte er noch: „Betet fleißig für mich, ich will auch für euch beten!" Sodann gieng er in seine Studirstube, um sich auf die Predigt des kommenden Tags vorzubereiten. Nach einiger Zeit überfiel seine Frau eine unbeschreibliche Angst, sie lief zur Studirstube und fand ihren Mann sprachlos auf den Knieen liegen. Mit der einen Hand stützte er den Kopf, in der andern hielt er sein Predigtconcept und vermochte ihr keine deutliche Antwort mehr zu geben. Jetzt rief sie:

Soll ich einmal nach deinem Rath
von dieser Welt abscheiden,
Verleih mir, Herr, nur deine Gnad,
daß es gescheh mit Freuden.
Mein Leib und Seel befehl ich dir;
o Herr, ein seligs End gib mir
durch Jesum Christum. Amen.

Und als sie ihn fragte, ob er das verstanden und bereit sei, mit Freudigkeit abzuscheiden, beantwortete er solches mit einem vernehmlichen Ja. Und ist also der treue Diener Gottes im Frieden gefahren. (Pregitzer, gottgeheiligte Poesieen. 1721.)

Melodie: Aus tiefer Noth schrei ich zu dir, g fis g a a g a h; eine andere: es es f g b c d es, ist ebenfalls vor dem Lied entstanden, etwa ums Jahr 1560. — Im Gothaer Cantional 1646 findet sich eine Melodie im Drittelstakt von Bartholomäus Helder: d d d g g a h c h.

137. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Von Joachim Magdeburg von Gardeleben (1525 bis in die achtziger Jahre, vgl. 1, 446 ff.), einem in den theologischen Streitigkeiten jener Zeit als Flacianer hin und her getriebenen Mann. Es erschien in seinen „Tischgesengen, Erfurt 1571"; aber nur der erste Vers und auch dieser ohne Namen. Hernach tritt der Vers mit den zwei anderen hervor bei Seth Calvisius Harmonia cantionum eccl. Leipzig 1597; im Eislebener Gesangbuch 1598 ist er von zwei anderen Versen begleitet. — Es scheint nach diesem Sachverhalt das Lied ursprünglich nur aus dem ersten Vers bestanden zu haben, die Urheberschaft von Magdeburg aber gegenüber den sonstigen Vermuthungen (Kolros, Mühlmann) außer Zweifel zu stehen.

Es ist ein kurzes, feines Glaubenslied. Der Anfang ist geradezu sprichwörtlich, wenn auch kaum ganz original. Er ist wohl ein Echo von des Markgrafen Wort: „Wer Gott vertraut, fest auf ihn baut, den wird er nicht verlassen."

In dem mittleren Fenster des Chors der Kirche St. Blasii zu Nordhausen soll 1592 der erste Vers, in Glas gebrannt, gestanden haben:

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut
im Himmel und auf Erden.
Wer sich verläßt auf Jesum Christ,
dem muß der Himmel werden.
Darum auf dich all Hoffnung ich
ganz fest und steif thu setzen:
Herr Jesu Christ, mein Trost du bist
in Todesnoth und Schmerzen.

Die Kirche ist aber schon 1612 abgebrannt, und die Fenster sind dabei zertrümmert worden, bis auf eins mit dem Bilde des Erlösers. (Mützel, Geistliche Lieder 1, Vorrede.)

Denselben Vers wendete ein Bauer zu Angelnodde bei Münster an, als ihm ein Hagelschlag seine Saaten verheert hatte. Da man ihm Theilnahme an seinem Unglück bezeugte, schüttelte er lächelnd sein greises Haupt und sagte: „Das war ja kein Unglück; es war nur ein Schaden. Die Sünde allein ist ein Unglück. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden.“ (Glaser, Erzählungen.)

Magister Stolterfoth, Prediger zu Lübeck, war mit mehreren Kaufleuten von Schonen aus nach der Insel Rügen zu Schiff gegangen. Es war am Montag nach dem dritten Epiphaniensonntag, und sie bekamen Sturm und Ungewitter, so daß sie acht Tage unter Anker liegen bleiben mußten. Als nun der vierte Sonntag nach Epiphanias kam, da man predigt vom Sturm auf dem Meer, hatten sie ein erbauliches Gespräch darüber, und einer sagte, es wundere ihn, daß nichts drin stehe vom Rudern, da sie doch ohne Zweifel viel Mühe damit gehabt haben werden. Darauf antwortete Stolterfoth, es seien gewiß zwei Ruder von ihnen nicht recht gebraucht worden, das erste, auf welchem geschrieben stehe: Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erden! das andere, auf dem es heiße: Auf Christum will ich bauen und ihm allein vertrauen; Ihm hab ich mich ergeben im Tod und auch im Leben! Eben fragte einer, warum er nicht noch ein drittes Ruder genannt habe. Aber kaum hatte er dies gesprochen, als der letzte und heftigste Sturm kam, daß das Schiff zu stranden begann. Da fiengen sie allesamt an, zu singen:

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut
im Himmel und auf Erden.

Allen gelang es, sich zu retten; nur Einer stürzte ins Wasser, und als keine Hilfe mehr möglich, rief ihm Stolterfoth zu: Verschlingt dich gleich das Meer, so kann's doch Jesum, den du im Herzen hast, und also auch deine Seligkeit nicht verschlingen! Der mit den Wogen noch Ringende aber rief: „Verschling, ich sing:

Wer sich verläßt auf Jesum Christ,
dem muß der Himmel werden!“

Die andern aber danken am Ufer dem Herrn für seine wunderbare Hilfe, und Stolterfoth spricht: Nun, das dritte Ruder mag dieses große Wort bleiben:

Wer sich verläßt auf Jesum Christ,
dem muß der Himmel werden!

Zum dritten Vers erzählt Avenarius im Liederkatechismus 1714 Folgendes: Ein armer Studiosus der Theologie, welcher sich in Leipzig über alle Maßen schlecht behelfen mußte, hatte das Lied herzlich lieb und sang es alle Morgen und Abend. Nachdem er ausstudiert, ward er bei einem vornehmen Stadtprediger Informator und hielt sich allzeit wohl in Gottes Wegen und rechtem Gottvertrauen. Da sang er eines Abends auch einmal wieder sein altes, liebes Kraft- und Trostlied, dessen dritter Vers lautet:

Dein tröst ich mich ganz sicherlich;
denn du kannst mirs wohl geben,
Was mir ist noth, getreuer Gott,
in diesm und jenem Leben.
Gib wahre Reu, mein Herz erneu,
errette Leib und Seele;
Ach höre, Herr, dies mein Begehr
und laß mein Bitt nicht fehlen.

Eben war er an diese letzten Worte gekommen, da klopfte ein Consistorialbote an seine Thür und lud ihn auf kommenden Sonntag zur Probepredigt, da er zum Pfarrer bezeichnet sei.

Melodie: Was mein Gott will, das gscheh allzeit. — Winterfeld hat 1, 128 im Melodieenanhang die dritte Strophe unsers Liedes dem Eccardschen fünfstimmigen Satz von „Durch Adams Fall ist ganz verderbt" unterlegt, um an demselben den umfassenden Reichthum dieser Composition zur Anschauung zu bringen.

138. Auf meinen lieben Gott.

Der Dichter des Liedes ist nach Olearius Liederschatz 1707 Sigismund Weingärtner, Prediger in oder bei Heilbronn, unter dessen Namen es in den nach 1650 gedruckten Gesangbüchern vorkommt. Da der Name in Heilbronn a. N. nicht zu finden ist, so mag er in oder um Kloster Heilsbrunn im bayrischen Franken gelebt haben. Die älteste Quelle für dasselbe ist: „Ein schön geistlich Gesangbuch durch Melchior Vulpium. Weimar 1609."

Das Lied ist um seiner Kürze und Einfalt im Gebet willen im evangelischen Volke zu allen Zeiten beliebt gewesen. V. 1 redet von unserer Zuflucht in der Noth, daher Schamelius das Ganze überschreibt „der Gott ergebene Traugott." V. 2 blickt auf die Sünde, welche uns doch die Zuversicht nicht rauben soll, daher Carpzow das Ganze nennt: „ein Trostlied wider die menschlichen Gebrechlichkeiten." V. 3 läßt auch des Todes Schrecken nicht gelten, daher Seiffart das Ganze heißt: „ein herrlich Präservativ wider alle Kreuzesstunden und Todesnoth." V. 4 pocht auf den Erlöser und Lebensfürsten Jesum Christum, daher Blumberg das Ganze bezeichnet als: „die unverwerfliche Appellation." V. 5 schließt mit einem gläubigen Amen ab. — Manche haben noch einzelnes eingeschoben; besonders häufig findet sich als V. 5: „Erhöre gnädig

mich, mein Trost; das bitt ich dich!“ Allein — „wir lassen billig des Autoris Arbeit ohne Zusatz stehen.“ Schamelius.

Markgraf Christian von Brandenburg bat einst auf dem Platz vor der St. Peterskirche zu Culmbach die Geistlichen, welche an einer Ecke der Kirche standen, daß sie mit ihm unter freiem Himmel dies Lied singen sollten. Als sie das sogleich thaten und der Gesang mit lauter Stimme schallte, wurde er davon so ergriffen, daß er unter dem Singen bitterlich weinte und sie versicherte, so gewiß er ein Fürst auf Erden wäre, so gewiß wisse und glaube er, daß er dermaleinst in Christo Jesu und um seines Verdienstes willen ein Fürst Gottes im Himmel sein und bleiben werde. (Speckners biblische Arbeit.)

Als am 25. Juni 1732 achthundert evangelische Salzburger nach Potsdam kamen, um vor dem König Friedrich Wilhelm I. zu erscheinen, fragte er sie gnädig, weshalb sie emigrirt seien. Sie antworteten: um des Evangelii willen, das man ihnen entzogen. Dabei versicherte sie der König seiner Gnade, versprach ihnen auch, in Preußen Äcker und Bauernhöfe und Freijahre zu gewähren, und verlangte endlich, daß sie das Lied anstimmten: „Auf meinen lieben Gott.“ Der Commissarius stellte dem Könige vor, daß sie das Lied nicht anzufangen und auf die in Potsdam übliche Weise zu singen wüßten. Da fieng der König zur höchsten Verwunderung der Salzburger und zur innigsten Rührung aller Anwesenden das Lied selbst an, Vers für Vers, da denn alles mit fortsang und unter solchem Singen vorüberzog. Da sie alle vorüber waren, rief der König ihnen nach: reiset glücklich! So zogen sie nach Berlin. (K. Heinrich, Erzählungen. I.)

Christian Scriver erzählt in den „zufälligen Andachten“ aus der Zeit seiner Amtsführung in Magdeburg (1667—90), daß ein Edelmann von seinem im Magdeburgischen Gebiet gelegenen Gut in die benachbarte Stadt geritten sei und dort mit einem Vetter, den er antraf, sich zum Trunk niedergesetzt habe. Indessen kommt seine Frau daheim, während sie unter ihren Kindern saß, eine sonderliche und unverhoffte Traurigkeit an, daß sie sich, wo sie geht und steht, der Thränen nicht enthalten kann, die ihr häufig die Backen herabfließen, und öfters seufzend sagt: „Ach, mir steht ein groß Unglück bevor. Ach, wenn ich wüßte, wie es um meinen Mann wäre!“ Das allein diente ihr noch zu Trost und Aufrichtung, daß ihr die Worte einfallen:

Auf meinen lieben Gott
trau ich in Angst und Noth,
Der kann mich allzeit retten
aus Trübsal, Angst und Nöthen.
Mein Unglück kann er wenden:
steht alls in seinen Händen.

Und siehe da, zu derselben Stunde war der Edelmann mit seinem Vetter in Streit gerathen, so daß sie beide zu ihren vor der Hausthür gesattelt stehenden Pferden liefen, die Pistolen herausrißen, sie einander auf die Brust setzten und losdrückten. „Allein, sagt Scriver,

hier siehet man die Wirkung der Thränen und des Gottvertrauens jener frommen Frau, die, so zu sagen, das Pulver genetzet, daß es kein Feuer fangen wollen, also daß ihnen beiden die Pistolen versaget und andere Leute Zeit gewonnen, dazwischen zu kommen und sie von einander zu bringen."

Zu Nordhausen war vor Zeiten eine große Theurung, welche durch den dazu kommenden Krieg vermehrt wurde und unter den Armen ein schreckliches Klagen hervorrief, also daß auch die Obrigkeit die Prediger der Stadt bitten ließ, die Armen zu christlicher Geduld zu ermahnen. Da kamen nun sechs arme Leute zum Bürgermeister, welcher ein frommer und leutseliger Herr war, und baten ihn, er möchte doch die vorhandenen Kornböden aufthun. Dieser ließ sich dazu ohne Anstand bereit finden, allein es fand sich weniger, als die Armut nöthig hatte. Darauf sagte er: „Seid getrost; es gibt in Nordhausen noch einen Kornboden, da alle Armen genug bekommen können." Und als sich der Leute Angesicht erheiterte, sagte er, der Kornboden heiße: „Auf meinen lieben Gott trau ich in Angst und Noth." (Seiffart, Singularia evangelica.)

Ein Bürger in einer kleinen Stadt, der von gutem Wohlstand durch unverschuldete Unglücksfälle in völlige Verarmung gerathen war, fiel darüber in großen Trübsinn, so daß er zuletzt als ein Verzweifelnder in den Wasserfluten sein Leben endigen wollte. Schon steht er am Rand des Flusses und am Abgrund des Verderbens, da erbarmt sich die suchende und rettende Gnade des treuen Hirten seiner unsterblichen Seele. Indem er am Uferrand auf und abgeht, den tauglichsten Ort zu seinem Vorhaben aufzufinden, fängt ganz in seiner Nähe ein Bauersmann bei seinem Pfluge dieses Lied zu singen an. Überdem stürzt ihm ein Strom von Thränen aus seinen Augen, und mit einemmale wird es wieder helle in seiner vom Fürsten der Finsterniß verdunkelten Seele. Er erkannte die Größe seiner Sünde, die er eben begehen wollte, und rief aus: „wie sollte ich ein so groß Übel thun und wider den Herrn meinen Gott sündigen!" Ergeben in Gottes Willen kehrte er nach Haus und zu dem Herrn zurück, der ihm dann auch bald aus seiner zeitlichen Noth wieder herausgeholfen hat. (Heinrich, Erzählungen. I.)

August Buchner, Professor der Poesie zu Wittenberg, ein Mann, der im siebzehnten Jahrhundert großes Ansehen in Sachen des poetischen Geschmacks genossen, bat in seiner letzten Noth, das ihm lieb gewordene Lied: „Auf meinen lieben Gott" zu singen. Und da er kurz darauf verschied, mochte man auf ihn besonders den dritten Vers anwenden:

Ob mich der Tod nimmt hin,
ist Sterben mein Gewinn
und Christus ist mein Leben,
dem thu ich mich ergeben.
Ich sterb heut oder morgen:
mein Seel wird er versorgen.

Die Melodie e e fis g a h ist eine schon bei Gesius 1605 für das Lied: „Man spricht, wen Gott erfreut" sich vorfindende leichte

Umbildung der in Regnarts „Schönen, kurzweiligen deutschen Liedern, Nürnberg 1574“ mitgetheilten weltlichen Weise: „Venus, du und dein Kind seid alle beide blind.“ Vulpius hat sie 1609 zum erstenmal auf das Lied: „Auf meinen lieben Gott“ angewandt. H. Schein, dem man sie auch schon zugeschrieben hat, theilt sie in seinem Cantional 1627 in abermaliger, übrigens nicht bedeutender, zum Theil dem weltlichen Original wieder näher kommender Umbildung mit. Häufig führt die Melodie auch den Namen: „Wo soll ich fliehen hin.“

139. In allen meinen Thaten.

Von dem Dichterjüngling Paul Flemming (1609—40, vgl. 3, 73 ff.), nicht, wie man gewöhnlich angibt, auf der Gesandtschaftsreise nach Persien 1635, sondern im Jahr 1633 gedichtet, da er sich anschickte, als Hofjunker oder Truchseß mit einer Gesandtschaft, welche der Herzog von Schleswig-Holstein im Oktober genannten Jahrs dorthin abgehen ließ, nach Moskau zu reisen. Zu dieser langen, damals noch gar gefahrvollen Reise stärkte und bereitete er sich durch dieses Lied, in welchem er seine Reise und alle seine Sachen dem Vater in der Höhe befiehlt. Es ist außer einigen religiösen Gedichten: „Vom unschuldigen Leiden Christi“, „Himmelfahrt Christi“, „An den Erlöser“ das einzige geistliche Lied, das er gedichtet hat, aber ein Lied, „das Himmel hat und etwas solches fühlet, das nach der Gottheit schmecket und reget Muth und Blut.“

Das Original erschien zum erstenmal gedruckt 1642 in der Sammlung von Flemmings Gedichten, die der Vater seiner Braut, Heinrich Nibhusen in Reval, nach seinem frühen Tod besorgte, und hat 15 Verse, wovon die, welche sich ganz besonders auf das Reisevorhaben Flemmings beziehen, V. 6—9 und V. 13. 14., in den meisten kirchlichen Gesangbüchern weggelassen sind. Sie lauten:

Ich zieh in ferne Lande,
zu nützen einem Stande,
an den er mich bestellt.
Sein Segen wird mich lassen,
was gut und recht ist, fassen,
zu dienen seiner Welt. (6.)

Bin ich in wilder Wüsten,
so bin ich doch bei Christen,
und Christus ist bei mir;
Der Helfer in Gefahren,
der kann mich doch bewahren,
wie dorte, so auch hier. (7.)

Er wird zu diesen Reisen
gewünschten Fortgang weisen,
wohl helfen hin und her;
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
und alles nach Begehr. (8.)

Sein Engel, der getreue,
macht meine Feinde scheue,
tritt zwischen mich und sie;
Durch seinen Zug, den frommen,
sind wir so weit nun kommen
und wissen fast nicht, wie. (9.)

Gefällt es seiner Güte
und sagt mir mein Gemüthe
nicht was Vergeblichs zu,
So werd ich Gott noch preisen
mit manchen schönen Weisen
daheim in meiner Ruh. (13.)

Indeß wird er den Meinen
mit Segen auch erscheinen,
ihr Schutz, wie meiner sein;
Wird beiderseits gewähren,
was unser Wunsch und Zähren
ihn bitten überein. (14.)

Es ist ergreifend, in der Geschichte seiner beiden Reisen zu sehen, wie diese herzlichen Bitten ihm nur unter großen Gefahren erfüllt

worden sind. Wer in V. 7 das Wort: „bin ich in wilder Wüsten, so bin ich doch bei Christen“ so verstünde, daß er sich seiner christlichen Reisegesellschaft tröstete, der müßte sagen, daß er sie hernach anders befunden habe. Denn gerade an dem Führer der Gesandtschaft hatte er auf der zweiten Reise einen freundgestalteten Feind. Allein es scheint so viel zu heißen als: „so bin ich doch bei Christo!“ denn er fährt fort: „und Christus ist bei mir.“ — Aber die „wilde Wüste“ kam ihm oft genug: einmal auf offener See, dem Caspischen Meer, wo der Sturm den Mast zerschmetterte, und das Schiff nur mit großer Noth ans Ufer kam; dann wieder in Ispahan, wo er sich gegen feindlichen Überfall in die armenische Kirche flüchtete und so gerettet wurde. Im eigentlichen Sinn kam ihm dann die Wüste in den gefährlichen Heiden der Tartarei. — Am schmerzlichsten tritt der Gegensatz zwischen Menschengedanken und Gottesgedanken in Vers 13 hervor, wo Flemming gelobt, seinen Gott einmal zu preisen mit manchen schönen Weisen „daheim in meiner Ruh“, während ihm diese Ruhe in der Heimat und an der Seite seiner Braut so schnell zerrann. Es ist also seine ganze Geschichte eine Bekräftigung seines Wortes voll Ergebung:

was ihm von mir geliebet,
das hab ich auch erkiest.

Durch Weglassung jener Verse ist das Lied aus einem ursprünglichen Reiselied für Wanderungen über Berg und Thal, für Fahrten über Ströme und Meere zu einem allgemeinen Pilgerlied der Christen für die Reise eingerichtet, welche wir alle im Glauben durch Freud und Leid zur Ewigkeit zu machen haben. Dr. Gotthilf Heinrich Schubert sagt: „Als solcher Pilgergesang ist namentlich auch mir dieses Lied gar werth und theuer; denn als man mich mit meiner lieben Hausfrau traute, sang man zum Schluß: ‚So sei nun, Seele, deine.‘ Wir sahen uns mit Thränen, doch mit freudigem Muthe an, und reichten uns beim Hinausgehen aus der Kirche, friedlich stillen Herzens, für die Mühen und Sorgen des Lebens die Hand. Seitdem haben wir nicht bloß manchen schweren wie leichten, süßen wie sauren Gang in unserem Christenpilgerlauf mit einander gemacht, sondern sind auch leiblich schon manche Strecke über Berg und Thal, Wasser und Land mit einander gereist.“ — Gar oft ist das Lied zum klingenden Anfang des Ehebundes gemünzt worden, wie bei Schubert. Merkwürdigerweise hat es in einzelnen Gemeinden Norddeutschlands sogar den Sieg über „Befiehl du deine Wege!“ in der Schätzung der Gemeinde davongetragen. Dr. Büchsel erzählt wenigstens von seiner Erstlingsgemeinde: „Wenn die Braut nicht mehr den Kranz tragen darf, werden die Glocken nicht gezogen, die Jungfernkrone, ein von den jungen Leuten des Dorfs gestifteter Kronleuchter, wird nicht angezündet, der Pastor empfängt die Braut nicht an der Thüre, und der alte Küster sang nie: ‚In allen meinen Thaten!‘ sondern: ‚Befiehl du deine Wege!‘ Daher kam es auch, daß die Leute sagten, wenn ein Mädchen wild und weitläufig wurde: Bei der wird wohl auch gesungen werden: Befiehl du deine Wege!“

Es war das Lieblingslied Friedrich Wilhelms III., Königs von

Preußen. — Bischof Eylert hatte einmal in Gegenwart des Königs und seiner Luise über die schöne Stelle gepredigt: „Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte!“ Ruth 1, 16. 17. Hernach wurde er auf die Pfaueninsel eingeladen, um unter hohen alten Eichen dem ganzen Hof diese Predigt über Ehe und Verwandtschaft vorzulesen. Vertraulich saß das Fürstenpaar neben einander; die Hand der Königin ruhte in der des Königs, und herrlicher Friede umwehte die Stätte. Als die Rede vorgelesen war, klangen sanft aus einiger Entfernung die Töne des vom Garde-Hautboisten-Chor gespielten Lieds: „In allen meinen Thaten!“ — Eine feierliche Pause trat ein. Das Abendroth umglänzte den Eichenhain, im Osten stieg der Vollmond herauf. Die langgezogenen Töne der Waldhörner klangen in leisen Akkorden melodisch durch die stille Abendruhe. Es war, als wenn die schöne Insel ein Tempel Gottes geworden wäre, und man hätte rufen mögen: Wie heilig ist doch diese Stätte! — Der König stand zuerst auf, legte seine Hand auf die Schulter der Königin, sagte leise doch hörbar die Worte: „Es bleibt dabei, Luise; ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“ (Eylert II.) — Auch später noch erquickte ihn dies Lied. Als er auf dem Heimwege von Paris war, wurde er von all den jubelnden Ehrenbezeugungen so ermüdet, daß er beim Herausfahren aus den Thoren Magdeburgs rief: Gott Lob, nun haben wir's endlich überstanden! Wenn aber die Einwohner einer Stadt oder eines Dorfes ruhig und still in ihren Sonntagskleidern an den Hausthüren standen und mit dem Lied: „In allen meinen Thaten“ oder einem ähnlichen den Landesvater begrüßten, dann klangen die melodischen Saiten seines Gemüthes an, und seine Freude war dann so innig, wie sein Dank. (Eylert I.)

Auch in Tagen, welche für die Geschichte ganzer Völker entscheidend waren, hat das Lied den Ausdruck des Gottvertrauens geboten. Am 19. Juli 1870 wurde der Gottesdienst des norddeutschen Reichstags im Dom zu Berlin mit dem Choral eröffnet: „In allen meinen Thaten.“ Dr. Hoffmann predigte über Psalm 60, 14: „Mit Gott wollen wir Thaten thun!“ Und dann giengs in den großen Krieg, in welchem der Wunderrath der Völker unserem Deutschland einen so gewaltigen Fortgang schenkte.

Zu den einzelnen Versen gehört Folgendes:

V. 1. Eine Mutter mehrerer unversorgter Kinder, mit denen sie als arme Witwe in äußerster Dürftigkeit schmachtete, gieng einst, von ihrem dreizehnjährigen Söhnlein begleitet, nach der Stadt, um für diesen und ihre andern Söhne irgend ein Unterkommen zu finden. Aber alles ihr Mühen und Bitten war vergebens. Da traten Mutter und Sohn ganz gebeugt den Rückweg an, und draußen an der Landstraße lagerten sie sich beide, von Hunger, Angst und Thränen bis zur Ohnmacht ermattet, unter einem Baume. Dann fielen sie auf ihre Kniee und schrieen laut schluchzend Gott um Hilfe an. Plötzlich glaubten beide sehr vernehmlich von einem ganzen Chor das Lied singen zu hören:

In allen meinen Thaten
laß ich den Höchsten rathen,
der alles kann und hat.
Er muß zu allen Dingen,
solls anders wohl gelingen,
selbst geben Rath und That.

Der Sohn glaubte sogar unter den vielen Stimmen die seines verstorbenen Vaters deutlich zu erkennen. Dadurch getröstet und zum Gottvertrauen gestärkt, kehrten sie in ihr Haus zurück, und kaum waren sie vor demselben angelangt, so erblickte ein Kaufmann aus Berlin, der gerade Holz eingekauft hatte, den Knaben, sah ihn an und fragte, ob er Lust habe, mit ihm nach Berlin zu reisen und die Kaufmannschaft zu erlernen. Mutter und Sohn erstaunten nicht wenig und nahmen das Anerbieten dankbar an. Dem Knaben aber gieng es hernach sehr gut bei seinem Lehrherrn. Kaum war er mit diesem nach Berlin abgereist, als ein reicher, kinderloser Bauer aus der Altmark zu der Mutter kam und sie fragte, ob sie einwilligen würde, wenn er ihr zweites Söhnlein, einen Knaben von elf Jahren, an Kindesstatt annehmen und in allem als sein leibliches Kind versorgen wollte. Mit bewegter Seele und Thränen in den Augen willigte sie ein. So hat sie seliglich erfahren dürfen, wie zu allen ihren Dingen, die sie kaum noch so hart beschwert, der Herr im Himmel Rath und That gegeben. (Heinrich, Erzählungen über evangelische Kirchenlieder. 1846.)

V. 11 ist von reichem Segen begleitet gewesen. — Am ersten Osterfeiertag 1813 wurde Wittenberg von preußisch-russischer Seite beschossen. Da erzählt uns Karl Immanuel Nitzsch, wie die Einwohner sich auf den Ernst der Zeit rüsteten. Die Beschießung hatte zunächst keine weiteren Folgen, aber es konnte Härteres kommen. Die Universität wanderte nach einem kleinen Städtchen über der Elbe aus und kehrte — nie mehr zurück. Die Gottesdienste in der Stadt füllten sich immer mehr, nie waren zahlreichere Abendmahle, als in der Osterzeit dieses Jahrs; wiederholt erbaute man sich an dem Liede Paul Flemmings: „In allen meinen Thaten", und mit besonderer Bewegung und Zueignung an dem Vers:

Hat er es denn beschlossen,
so will ich unverdrossen
an mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
wird mir zu harte fallen:
ich will ihn überstehn.

Im September kamen dann die Tage der Noth und des Schreckens, in welchen einmal der Küster sagte: Jetzt kommen auch die Atheisten zum Gottesdienste! Und das gieng so fort, bis endlich in der Nacht des 12. Januars 1814 die Stadt von den Preußen erstürmt und den Franzosen entrissen wurde, und mitten unter den kriegsgefangenen Feinden das Nun danket alle Gott! siegesfreudig die Stadt durchschallte. — Unser Lied aber hatte sich so tief in die Geschichte der Stadt eingeprägt, daß als Nitzsch 1820 von seinem lieben Witten-

berg schied, er bei der Abschiedspredigt es wieder singen ließ und die Bürgerschaft am letzten Abend vor seiner Wohnung ein Lied nach derselben Weise sang. (Wilhelm Baur, Geschichts- und Lebensbilder aus den Befreiungskriegen. II. Nitzsch's Leben von Beyschlag.)

Die Frau des Rathskämmerers zu Schkeuditz, einem Städtlein zwischen Halle und Leipzig, sang dieses Lied am 31. Mai 1726, als sie mit ihrer Magd in den Wald gieng, um zu grasen. Damit hatte sie sich unwissend und doch gar wohl bereitet auf das schwere „Verhängniß", das sie bei diesem Gang erfahren sollte. Denn noch war sie nicht lange im Walde umhergegangen, so fand sie ihren lieben, treuen Mann ermordet am Boden liegen. Ein Lohgerbergeselle hatte ihn erschlagen. Das Lied aber, das sie gesungen, gab ihr Kraft, „unverdrossen an ihr Verhängniß zu gehn und es mit Gott zu überstehn." (Wimmers Liedererklärung.)

Der berühmte Lichtenberg hatte sich dies Lied zu seinem Lieblingslied erwählt. Wie er dazu kam, das beschreibt er selbst einmal aus London: „Den 15. April 1775, als am Sonnabend vor Ostern, gieng ich des Abends nach dem Thee im Hyde Park spazieren. Der Mond war eben aufgegangen, voll, und schien über Westminsterabtei her. Die Feierlichkeit des Abends vor einem solchen Tage machte, daß ich meinen Lieblingsbetrachtungen mit süßer Schwermuth nachhieng. Ich schlenderte hierauf Pinodilly und den Heumarkt hinunter nach Whitehall, theils um die Statue Karls I. wieder gegen den hellen westlichen Himmel zu betrachten, theils um bei Mondlicht mich meinen Betrachtungen bei dem Banquettinghaus, dem Haus, aus welchem Karl I. durch ein Fenster auf das Schaffot trat, zu überlassen. Hier fügte sichs, daß ich einem von den Leuten begegnete, die sich Orgeln mieten, davon zuweilen eine 40—50 Pfund Sterling kostet, und damit des Tages und Abends auf den Straßen herumziehen und so lange im Gehen spielen, bis sie irgend jemand anruft und sie für Six Pence ihr Stück durchspielen läßt. Die Orgel war gut; ich folgte ihm langsam auf den Fußbänken, indeß er selbst mitten in der Straße gieng. Auf einmal fieng er das vortreffliche Lied: ‚In allen meinen Thaten' zu spielen an, so melancholisch, so meiner damaligen Verfassung angemessen, daß mich ein unbeschreiblich andächtiger Schauer überlief. Ich dachte an meine entfernten Freunde zurück, meine Leiden wurden mir erträglich und verschwanden ganz. Wir waren auf zweihundert Schritte über dem Banquettinghause weg; ich rief dem Kerl zu und führte ihn näher nach dem Hause, wo ich ihn das herrliche Lied spielen ließ. Ich konnte mich nicht enthalten, für mich die Worte leise dazu zu singen: ‚Hat Er es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängniß gehn.' Vor mir lag das majestätische Gebäude, vom vollen Monde erleuchtet; es war Abend vor Ostern. Hier zu diesem Fenster stieg Karl hinaus, um die vergängliche Krone mit der unvergänglichen zu vertauschen. Gott, was ist menschliche Größe!" (Lichtenbergs vermischte Schriften. 3.)

Besonders köstlich ist der letzte Vers (15):

So sei nun, Seele, deine
und traue dem alleine,
der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
dein Vater in der Höhe
weiß allen Sachen Rath.

Gewöhnlich findet sich schon in den alten Gesangbüchern die Lesart: „So sei nun, Seele, Seine." Sie hat ja einen schönen Sinn: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Aber sie ist nicht echt. Flemming setzte „deine", was Schamelius treffend dahin erklärt: „bleibe bei dir selbst (tecum habita), laß dich nichts irren in deiner Gelassenheit und Ruhe des Gemüths!" Wir erinnern an das schöne Wort Bengels an seine Zöglinge im Kloster beim Wochenschluß: colligite animas! und besonders an Jesu eigenes Wort: „Fasset eure Seelen in Geduld!"

Die Kraft des Verses tritt in folgenden zwei Geschichten treffend hervor: In Schmalkalden, wo Avenarius zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als Diakonus stand, lebte eine arme Witwe. Als ihr Mann gestorben war, hatte sie nicht einen Groschen im Haus oder irgend ein Vermögen, und schuldete überdies noch einem Kaufmann 32 Thaler. Der ließ, nachdem ihr Mann kaum beerdigt war, gar scharf ans Zahlen mahnen, worüber sie in große Angst und Bangigkeit des Herzens gerieth. Eines Abends begibt sie sich mit ihren Kindern nach andächtigem Gebet zur Ruhe; es lassen sie aber Sorge, Angst und Bekümmerniß nicht schlafen. Sie wirft sich im Bett hin und her, betet, seufzt, winselt und möchte ein Mittel finden, wodurch sie ihren Schuldherrn befriedigen könnte; aber alles umsonst. Nach langem Sorgen und Grämen schlummert sie endlich ein wenig ein. Da däucht sie es im Schlaf, als ob ein Jüngling in einem weißen, glänzenden Kleide vor ihrem Bette stehe und mit gar reiner, lieblicher Stimme den Liedervers singe: „So sei nun, Seele, deine". Dadurch wird sie ganz freudig und getrost. Als sie nun des Morgens aufgestanden war und ihren Kindern erzählte, was sie in dieser Nacht erfahren, klopft jemand an die Stubenthüre, und herein tritt ein guter Freund, der ihr erzählt, ihr Schuldherr sei diese Nacht gestorben und habe vor seinem Ende noch befohlen, ihr nichts mehr anzufordern, es solle ihr die Schuld erlassen und geschenkt sein. Da sie das hörete, fängt sie an, vor Freuden zu weinen und zu singen: „So sei nun, Seele, Seine und traue dem alleine, der dich geschaffen hat." (Avenarius, evangelischer Liederkatechismus. 1714.)

In dem Dorfe Sahms lebte ein armer Schmied, Namens Flügge; ein ehrwürdiger Greis von siebzig Jahren. Der mußte oft gebückt und gebeugt, vor Kälte zitternd, umherziehen, sein Brot sich zu erbetteln. Dabei sang er aber allezeit ganz freudig: „Es gehe, wie es gehe; dein Vater in der Höhe, der weiß zu allen Sachen Rath." Kaum hatte er seine von Kälte oft ganz starren Glieder wieder ein wenig erwärmt oder etwas Warmes genossen oder einige Pfennige empfangen, so konnte man ihn häufig sagen

hören: „Was fehlt mir nun? Gott will mich doch nicht verlassen; ich bin jetzt so vergnügt, wie ein König." Man konnte es nicht ohne die tiefste Rührung ansehen, wie sein Geist im Herrn ruhte und so vergnügt war in allem Mißgeschick, weil er auf Gott vertraute. Da hat es sich recht gezeigt, wie wahr in Psalm 118, 8 zu lesen steht: „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen." (Wagnitz, Moral in Beispielen. Halle 1801.)

Gewöhnlich wird das Lied nach der Melodie gesungen: „O Welt, ich muß dich lassen." Es muß dann aber in der Schlußzeile jedesmal eine Doppelsilbe eingeschoben werden, was in der That die Verse vollwichtiger und klangreicher macht. Wir geben einige Vorschläge auf historischen Grundlagen. V. 1: selbst geben guten Rath und That; V. 2: ich stells in seine Gnad und Gunst; V. 3: das hab ich auch getrost erkiest; V. 4: was mir ewig nützt; V. 5: und haben noch mit mir Geduld; V. 10: so tröstet mich sein heilig Wort; V. 11: mit Gott will ich ihn überstehn; V. 12: er weiß allein die rechte Zeit; V. 15: weiß allen deinen Sachen Rath. — König führt im harmonischen Liederschatz 1738 zu unsrem Liede die Melodie auf: h g e a g fis fis. Zwei andere Melodieen treten zu derselben Zeit hervor, eine C dur: e a a h h c c und eine F dur: a b c b a g f.

Mit besonderer Liebe hat Johann Sebastian Bach unser Lied behandelt in einer Cantate, wo die gebräuchliche Melodie nur dem ersten und letzten Verse unterlegt ist, die dazwischen liegenden Sätze aber freie Erfindungen des Meisters sind. Winterfeld sagt (3, 319) darüber: „Die Einleitung ist ganz in der damaligen Form der Ouvertüre gefaßt. Ein mit Grave bezeichneter ernstlangsamer Satz beginnt, ein lebhafter fugirter schließt sich an, und aus diesem, nicht der Melodie des Lieds, schöpfen die tieferen Stimmen des Chors die Motive ihrer Nachahmungen, zu denen der Sopran den festen Gesang (der ersten Strophe) führt. In den mannigfachsten Formen gehen an uns die übrigen Strophen vorüber. Als Baß-Arie, nur von der Grundstimme begleitet, in weicher Tonart (G) und 6/8 Takt die zweite: „Nichts ist es spät und frühe um alle meine Mühe"; als einfaches Recitativ für den Tenor die dritte: „Es kann mir nichts geschehen, als was zuvor versehen"; als Arie eben dieser Stimme, von einer einzelnen Geige begleitet, mit reichen und krausen Figuren die vierte: „Ich traue seiner Gnade"; die fünfte: „Er wolle meiner Sünden" als begleitetes Alt-recitativ, dem sich die sechste, von allen Geigeninstrumenten begleitet (C moll), als Arie für dieselbe anschließt: „Leg ich mich späte nieder." Es folgt nun ein von der Grundstimme allein begleitetes Duett (Es-dur, 3/4) über die siebente Strophe: „Hat er es denn beschlossen." Eine Sopranarie mit zwei Hoboen und dem Basse (B dur, 2/4) zu der achten: „Ihm hab ich mich ergeben"; endlich zu der neunten: „So sei nun, Seele, seine" die einfach vierstimmig behandelte Singweise des Liedes.

140. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Aus Georg Neumarks (1621—81, vgl. 3, 410 ff.), Bibliothekars in Weimar, „fortgepflanztem Musicalisch-poetischem Lustwald. 1. Theil

1657.", wo es sich mit der Überschrift findet: „Trostlied, daß Gott einen jeglichen zu seiner Zeit versorgen und erhalten will. Nach dem Spruch: ‚Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich wohl versorgen. Ps. 55, 23.'" Ebendaselbst erscheint auch bereits die von Neumark dazu gesungene Melodie. Beide hatten sich indessen schon weit verbreitet, ehe sie Neumark unter seinem Namen bekannt machte. In der Vorrede zu seinen „Geistlichen Arien. Weimar 1675." beklagt er sich, er habe „sehen und hören müssen, wie einige Großdeuchter ihm dieses Lied abzusprechen und vor ihre eigene Arbeit auszugeben sich unterstanden, also, daß einstens eine herumvagirende Dirne vor seine Thüre gekommen und ermeld'tes Lied ganz zerstümpelt und mit zwei andern eingeflickten Strophen abgesungen, und, nachdem er sie gefraget, wo sie dieses Lied herbekommen, geantwortet, es hätte es ein vornehmer Pfarr in Mecheln-burg gemacht." Hierauf erst nahm Neumark sein Lied öffentlich für sich in Anspruch und bewies, daß er der wahrhaftige Dichter sei.

Über die Entstehung galt lange Zeit die Sage, welche Amarantes (Herdegen) in der „historischen Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnberg 1744." gegeben hat, für Geschichte. Er sagt: „In Hamburg 1653 lebte Neumark als dienstlos in großer Armut, so gar, daß er seine Viola di Gamba (Kniegeige), welche er vortrefflich spielen konnte, versetzen mußte. Endlich wurde er recommandirt an den schwedischen Residenten, Herrn v. Rosenkranz; der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzusetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn an zum Secretario mit hundert Thalern schwer Geld zur Gage. Als Neumark seine Viola di Gamba wieder eingelöset, machte er das Lied, und da er's componirt, spielte er's das erstemal darauf mit Vergießung vieler Thränen." Man führte zugleich an, daß sich wirklich unter Neumarks Gedichten einige Begrüßungsverse an einen schwedischen Reichsrath Rosenhan (Rosenkranz) finden, die zu Hamburg gedichtet scheinen.

Allein wir kennen die Geschichte besser. Der poetisch angelegte Jüngling, welcher schon auf dem Gymnasium sich zum Morgengebet das Lied verfaßt hatte: „Es hat uns heißen treten", trat mit neunzehn Jahren die Reise von Gotha nach der Universität Königsberg an. Schon bei Gardelegen in der Altmark wurde er samt seinen Reisegenossen ausgeplündert, und es blieb ihm nichts als sein Anzug, sein Gebet- und Stammbuch und ein wenig Geld. Er befahl seine Wege unter den Schirm Gottes und suchte zunächst in Magdeburg und Hamburg sein Auskommen. Allein weder die Hilfe guter Gönner, noch seine schriftstellerische Arbeit konnte ihn aus der Noth reißen, und tief betrübt zog er von Hamburg weiter nach Kiel. Oft flehte er des Nachts den lieben Gott um seinen Beistand an, und als die Noth am größten, war auch die Hilfe am nächsten. Der Hauslehrer des Amtmanns Stephan Henning war flüchtig geworden, und so durfte er in dessen Stelle sofort eintreten. Nun war geholfen. Neumark sagt hierüber: „Dieses schnelle und gleichsam vom Himmel gefallene Glück erfreute mich so herzlich, daß ich noch an

demselben Tage meinem lieben Gott zu Ehren das Lied aufsetzte: Wer nur den lieben Gott läßt walten! Gewiß hatte ich auch Ursache genug, der göttlichen Barmherzigkeit für solche unversehene Gnade zu danken.“ Es ist ja eine rechte Heimsuchung Gottes, wenn ein junger Mensch, von seinem Vaterland weit entfernt und ganz ausgeplündert, in solchen Unglücksfällen keine Hilfe weiß. — Das war im Jahr 1640. Seine Gottesfurcht, seine Geschicklichkeit und seine musikalische Begabung gewannen dem Jüngling die Herzen und erwarben ihm sein täglich Brot. Mit einem stattlichen Zehrpfennig zog er nach drei Jahren nach Königsberg weiter. Kamen auch später neue Bedrängnisse, die Gedanken seines Liedes bewährten sich doch je länger je mehr. Sein Wahlspruch hieß und blieb: Ut fert divina voluntas, das heißt: „Wie Gott will, so halt ich still“ oder, wie Olearius ihn anführt: „Wie's Gott fügt, bin ich vergnügt.“

Das Lied aber, welches wir dieser Noth des Jünglings zu verdanken haben, ist ein Ton echt deutscher Frömmigkeit, ein herzlicher Ausdruck einer gefaßten, in Gott beruhigten und demüthig ergebenen Stimmung. Wimmer nennt es „guten Rath in der Noth.“

Wie volksmäßig Lied und Weise sind, und wie sie deßhalb beim Volk alsobald den freudigsten Anklang fanden, beweist die Art der Verbreitung derselben in der alten Stadt Brandenburg. Ums Jahr 1672 war in Brandenburg ein Bäckergesell in Arbeit getreten. Der sang diesen Gesang bei seinen Verrichtungen alle Tage andächtig und oftmals. Das behagte den Leuten zu Brandenburg, die diesen Gesang noch nicht kannten, dermaßen, daß ihrer viele beim Meister dieses Bäckergesellen backen ließen, nur um dieses schönen Gesangs willen. Dadurch kam der Meister in ein recht gutes Aufnehmen, da er sonst zuvor ziemlich in Armut gesessen. Und von der Zeit an wurde dieser Gesang in der Stadt Brandenburg bekannt und bald ganz allgemein eingeführt. (Schimmer, Erquickstunden oder neun Predigten über dieses Lied. 1687.)

Es ist sogar die Sage verbreitet, einer frommen und fleißigen lutherischen Magd im Würzburgischen, Katharine Jähn von Zeitlofs, habe es 1670 im Haus des Herrn von Thangen in Weißenbach von diesem Lied geträumet, ehe sie etwas von demselben gewußt. Es war ihr im Traum, als ob die heiligen Engel es aufs allerlieblichste sängen. In ihrem Alter habe sie den Traum wieder überlegt, als sie dieses Lied habe singen hören und aus einem Gebetbuch zu beten bekommen, und habe dabei erkannt, daß der liebe Gott ihr damit habe vorgebildet, wie es ihr in ihrer Lebenszeit gehen würde und nun auch gegangen sei, indem sie viel saure Arbeit in Armut und Krankheit habe thun und schwere Verluste von zwei Ehemännern und drei Kindern erleiden müssen; sie aber solle auf seinen Wegen gehen und seinem reichen Himmelssegen und väterlichen Vorsorge trauen, er werde sie und ihre arme Kinder nicht verlassen, sondern einmal zu den heiligen Engeln gesellen, da sie ihn für seine mächtige Vorsehung ewig loben würden. (Olearius, Liederschatz. 3.)

Die Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen,

Magdalena Sibylla, hielt dieses Lied so hoch, daß sie es zu ihrem Kalender drucken ließ und es alle Abend und Morgen andächtig sang, oder, wenn sie das wegen Krankheit nicht vermochte, durch andere thun ließ. — Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, befahl, dieses Lied solle bei seiner Beerdigung gesungen werden, indem er noch beifügte: „Von meinem Leben und Wandel, auch Actionen und Personalien soll nicht ein Wort gedacht, dem Volk aber gesagt werden, daß ich solches expresse verboten habe, mit dem Beifügen, daß ich als ein großer und armer Sünder stürbe, der aber bei Gott und seiner Huld Gnade suche. Überhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben."

Erhebend erklang dieses Lied im Sommer 1850 als „ein Gesang über den Wassern." Da zogen nemlich vom Rheine her zwei Bauersleute, denen es in der Heimat nicht mehr behagte, nach Amerika. Nun gefielen zwar Anfangs den Zweien die Meereswunder nicht wenig, aber wie es alle Tage dasselbe gab und kein Ende nehmen wollte, ward ihr Muth gar geringe. Oft saßen sie bei einander oben auf dem Schiffsboden und sahen mit trübseligen Blicken hinunter in die See und hinaus, wo sie hergekommen waren. Also waren sie auf dem Verdeck an einem Sonntagsmorgen wieder einmal beisammen. Da sagte der eine: „Ich hätte es mein Lebtage nicht geglaubt, daß einem der Sonntag so weh thut und die Seele drückt, wenn man ihn nicht hat." Und wie sie daran in ihren Herzen gedachten, ward's ihnen inwendig heiß und weich zum Weinen. Da stand der andere auf und gieng an seine Kiste, nahm eine Bibel und ein Gesangbuch heraus und kam wieder zu seinem Kameraden, las die Epistel und das Evangelium desselbigen Sonntags vor, und darauf betete der andere den Glauben. Darnach schlugen sie das Gesangbuch auf und huben an mit lauter Stimme zu singen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Es waren aber auch noch andere Auswanderer aus Deutschland auf dem Schiffe. Wie sie das deutsche Kirchenlied hören mitten auf dem Meer, geht ihnen das Herz auf, und sie kommen herzu und stellen sich im Kreise um unsere beiden Bauersleute, entblößen ihr Haupt und singen mit: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Und der Gesang kam immer kräftiger aus Herzensgrund und schallte weithin in die See hinaus, und das Meer rauschte darein wie eine Orgel. Da schwebte der Geist Gottes auf den Wassern. Die beiden Bauersleute und die anderen hatten sich das Trauern aus der Seele herausgesungen, und es war ihnen selig zu Muth, als wären sie daheim im lieben Vaterlande. (Beiblatt zu den fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause. 1851.)

Vers 1. Henriette Mühlmann war in ihren jungfräulichen Jahren ohne allen äußeren Grund zur Schwermuth nicht wenig geneigt. Da hörte sie eines Tags einen Hirtenknaben auf freiem Feld den Vers singen:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
und hoffet auf ihn allezeit,

Den wird er wunderlich erhalten
in aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
der hat auf keinen Sand gebaut.

Sie stimmte leise in den Gesang ein und wurde auf einmal so freudig und getrost, daß sie ihre Thränen trocknete und in ihrem Herzen sich wie neugeboren fühlte. — Als Verlobte erzählte sie dies hernach ihrem Bräutigam, dem seligen Gotthilf Heinrich von Schubert, um ihn in einer sorglichen Lage aufzuheitern. (Schubert, Selbstbiographie. II.)

Mit denselben Klängen verließ im Jahre 1853 eine Anzahl frommer Jünglinge als Heidenboten das liebe deutsche Vaterland. Der wackere Pastor Harms zu Hermannsburg in der Lüneburger Heide hat nemlich in seiner Gemeinde, welche 4000 Seelen zählt, einen eigenen Missionsverein gestiftet und ein eigenes Missionshaus gegründet, um selbst Missionare heranzubilden, ja ein eigenes Missionsschiff gebaut und mit Missionaren zu den heidnischen Gallas in Mittelafrika gesandt. Dieses Schiff, welches 13,000 Thaler kostete, wurde am 27. September 1853 zu seiner ersten Fahrt geweiht. Aus lauter milden Beiträgen war die Summe zusammengebracht; und die Gemeinde hat den sechzehn Jünglingen noch große Vorräthe mitgegeben. Am 28. Oktober fuhr die „Kandaze" vor Brunshausen vorüber, einem Flecken bei Stade an der Elbe. Auf der Decke des schmucken Schiffes standen die Missionare. In ihren Händen hielten sie die Posaunen, die sie in Hermannsburg zum Gesange der Gemeinde zu blasen pflegten. Und sie setzten die Posaunen an ihren Mund, und über die Wasser scholl der Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." So grüßten die lieben Jünglinge zum letzten Male ihre deutsche Heimat.

Vers 2 ist ein Wort, das man den Seelen manchmal zurufen muß, welche „mit Sorgen und mit Grämen" ihr Herz beschweren:

Was helfen uns die schweren Sorgen?
was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
nur größer durch die Traurigkeit.

Schamelius bemerkt hiezu: „Hanß ohne Sorge darf sich nicht auf diesen Text berufen. Merkts aber, ihr Schwermüthigen, ja, die ihr in heidnischen Sorgen steckt!"

V. 3. Eine ostfriesische Mutter, Schuirmann mit Namen, war frühe Witwe geworden und hatte mancherlei Widerwärtigkeiten durchzumachen. Eines Sonntags, da sie vom Tisch des Herrn heimgekommen war und nun tiefbetrübt in ihrem Stübchen saß, fragte sie die kleine Tjalda: Mutter, was fehlt dir? Sie antwortete: „Mir fehlt nichts; aber sieh, ich habe in der vorigen Woche viel Verdruß gehabt, und heute bin ich beim heiligen Abendmahl gewesen; das stimmt mich so ernst." Stillschweigend liefen die Kinder weg, aber

nach einer Weile sprang Elias ganz erfreut herbei und sagte: Sieh, Mutter, da haben wir eben den Vers für dich gelernt:

Man halte nur ein wenig stille
und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
wie sein Allwissenheit es fügt.
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Vers 4. Als Graf Zinzendorf sich für die in großem Gedränge befindliche Brüdergemeinde großmüthig verbürgt und ihren Gläubigern die Abtragung der Zinsen der Gesamtschuld versprochen hatte, drohte ihm 1753 zu London einer der Gläubiger mit dem Schuldgefängniß, weil ein von dem Schuldner erwarteter Wechsel nicht zur bestimmten Zeit eingetroffen war. Der Graf hielt sich dazu bereit, aber gerade, als er ins Gefängniß abgeführt werden sollte, brachte das Packetboot, das bei ungewöhnlich günstigem Wind viel früher als sonst ankam, die erwünschte Summe. Da übergab er sie seinem Gläubiger. Es war aber an demselben Tage die „Losung" der Schluß des Verses:

Er kennt die rechten Freudenstunden,
er weiß wohl, wenn es nützlich sei;
Wenn er uns nur hat treu erfunden
und merket keine Heuchelei,
So kommt Gott, eh wir's uns versehn,
und lässet uns viel Guts geschehn.

Vers 6 wurde einmal von der Volksstimme als Ausdruck eines Gottesgerichtes verwendet. — Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts lebte in einer namhaften deutschen Stadt ein sehr reicher Mann. Weil er aber sein Gut durch Betrug an sich gebracht, verschwand es auch wieder; und er wurde vor seinem Ende so arm, daß er fast das Brot vor den Thüren suchen mußte. Als er nun gestorben war und seine Verwandtschaft ihm ein schwarzes Kreuz auf sein Grab hatte setzen lassen, wurden des Nachts nach seinem Begräbniß die Worte an das Kreuz mit weißer Farbe geschrieben:

Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen
und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
den Armen aber groß und reich.
Gott ist der rechte Wundermann,
der bald erhöht, bald stürzen kann.

Die Verwandten wollte dies nun freilich sehr verdrießen, also daß sie bei der Obrigkeit klagten; diese aber befahl, die Worte sollten stehen bleiben, wo sie stehen, damit andere ein Exempel daran nähmen. (Avenarius, Liederkatechismus. 1714.)

Der siebente und letzte Vers ist mit seinem Anfang so ganz aus Neumarks Gedanken geflossen. Ein Alter nennt ihn das beste Rezept zum Reich- und Glücklichwerden. Manche Mutter hat den Vers ihrem Sohn mit auf den Weg gegeben, wie Tobias seinem Sohne den Spruch: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen!" —

Auf dem Feldzug 1866, wo die Preußen und Württemberger am Main hart an einander geriethen, befand sich unter den letzteren ein Obermann, welcher den Seinen schrieb: „Vorgestern wohnte ich einem Gottesdienst bei und wurde davon sehr erbaut. Der Pfarrer sprach von Herzen und ließ zum Schluß singen:

> Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
> verricht das Deine nur getreu
> Und trau des Himmels reichstem Segen,
> so wird er bei dir werden neu.
> Denn welcher seine Zuversicht
> auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Am Abend habe ich dies gleich erfahren. Als wir ins Quartier kamen, wollte sich für mich keines finden; da nahm mich ein Bürger freundlich auf zu den zehn, die er schon hatte. Lieber Vater, liebe Mutter, — vielleicht das letztemal schreibe ich diese mir so theuren Namen. Doch nur im festen Glauben fortgesungen:

> Denn wer nur seine Zuversicht
> auf Gott setzt, den verläßt er nicht."

Dem Liede wurden frühzeitig schon Verse angehängt, von Generalsuperintendent Sittig in Merseburg († 1681) einer: „Auf dich, mein lieber Gott, ich traue"; ein anderer von Consistorialrath Christ in Coburg: „O Vater unser in der Höhe." — Daß auch manche Parodieen unserem Liede entsprangen, ist begreiflich. Wir erwähnen nur die von Hieronymus Annoni, welcher ein Hochzeitlied beginnt: „Wer nur den lieben Gott läßt freien, wenn er zur Ehe schreiten will, Den wird das Freien nicht gereuen, er trifft gewiß ein gutes Ziel. Gott ist der rechte Freiersmann, der gute Ehen stiften kann." — Am schönsten aber ist der Nachhall unseres Lieds bei Neumark selbst hervorgetreten, als er 39 Jahre später dichtete:

> Ich lasse Gott in allem walten,
> er mach es nur, wie's ihm gefällt.
> Ich will ihm gerne stille halten,
> so lang ich leb in dieser Welt.
> Wie er, mein lieber Gott, es fügt,
> so bin ich auch sehr wohl vergnügt.

Die Melodie Neumarks aus A Moll, e a h $\bar{c}$ h a h gis e, ursprünglich von ihm in dreitheiligem Takt gesetzt, steht zuerst nebst dem Lied in seinem „fortgepflanzten musikalisch poetischen Lustwald 1657 und ist die einzige seiner Weisen, die in kirchlichen Gebrauch kam. Er hat dort der Weise ein dreistimmiges Vorspiel für Geigen vorangesetzt, welches seine bewegenden Grundgedanken der nachfolgenden Melodie entlehnt. Für die Volksmäßigkeit derselben spricht, daß, ehe noch hundert Jahre seit ihrem Entstehen verflossen waren, bereits vierhundert Lieder nach ihr gesungen wurden. Ebenso wurde auch die Strophe ihres Liedes, die zum erstenmal im evangelischen Kirchengesang erscheint, allgemach in so hohem Maße beliebt, daß, mit einziger Ausnahme der siebenzeiligen Strophe des Liedes: „Es ist das Heil", in keiner andern Strophe so viele Lieder gedichtet worden sind, als in dieser. Sebastian Bach hat sie zu einer Cantate

benützt, bei welcher er nach seiner Weise zwischen jede einzelne Zeile Betrachtungen in redegemäßem Gesang einstreut, auch Zwischenspiele nach jeder Melodiezeile abwechseln läßt. — Felix Mendelssohn hat neuerdings die Melodie in F moll in sein Oratorium „Paulus“ aufgenommen an der Stelle, wo Stephanus entschlafen ist, und es heißt: „Dir, Herr, dir will ich mich ergeben.“ Ebenso läßt er seinen Satz des Reiselieds: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ in Neumarks Melodie ausmünden.

Trotz dieses Anklangs der Grundmelodie, führt Winterfeld (II, 292 ff.) aus, sei nicht zu leugnen, daß jene glaubige Zuversicht, welche der Grundton des Liedes ist, in dieser Melodie nicht ihren vollen Ausdruck gefunden habe; es sei etwas Trübes und Gedrücktes in ihr, woran vielleicht auch die Molltonart Schuld tragen möge, noch mehr aber der Umstand, daß die Melodie nach mäßiger Erhebung immer bald wieder zurücksinke, statt gleich im Anfang emporzustreben und einen Strahl der Heiterkeit zu gewinnen. Die Spuren des lang und tief gebeugten Zustandes Neumarks, der nicht alsbald so frisch sich wieder aufschwingen konnte, haften ihr also an. Es ist jedenfalls ein Danklied unter Thränen. — Deßhalb entstanden bald Nebenmelodieen, deren Urheber nicht bekannt geworden sind. Die ersten zwei fassen hauptsächlich den Grundton des 3. Verses: „Man halte nur ein wenig stille“ auf; die eine aus G Moll, d d c b a g g a a, steht in der 24. Ausgabe der Crügerschen Praxis pietatis melica 1690 und ist vielleicht von Hintze, die andere aus C Moll, c c c c es d c b g, steht im Dresdener Gesang- und Melodieenbuch 1694. — Auch diese mochten noch zu düster erscheinen, daher entstanden bald darnach zwei weitere Melodieen, die hauptsächlich den Grundton des 4. Verses: „Er kennt die rechten Freudenstunden“ auffassen. Die eine steht in Bronners Hamburgischem Choralbuch 1715 (C Dur, g c g a a g f e c) und gehört auch noch dem 17. Jahrhundert an. Ihr ist dann die Melodie des Freylinghausenschen Gesangbuchs 1704: „Dir, dir, Jehovah, will ich singen“ und die jetzt noch in manchen Gegenden für das Neumarksche Lied gebräuchliche Melodie: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ nachgebildet worden. Die andere steht in Witts Gotha'schem Cantional 1715 (b d c b c a b c b) und wird im Freylinghausenschen Gesangbuch 1714 für das Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, später im Augsburger Choralbuch 1749 für das Osterlied Schmolcks: „Mein Jesus lebt, was soll ich sterben“ angegeben. — Die Neumarksche Weise hat sich aber in Brandenburg und Sachsen vor den zwei zuerst genannten, und in Thüringen und Hamburg neben den zwei zuletzt genannten erhalten.

Außerdem sind noch provinzielle Weisen hervorgetreten. Christian Möck, Cantor und Stiftsorganist zu Ansbach († 1618), hat eine in Bayern sehr beliebte: g fis g a h c h a g, Knecht in Biberach 1796 eine aus B dur: f b a c b es c a b erfunden, die unter dem Namen: „Aus Gnaden soll ich selig werden“ in Württemberg bekannter geworden ist und von Hauber die Kinderlehrmelodie genannt wird: „der Typus des zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts auftauchenden pädagogischen Chorals.“ Endlich existirt eine sächsische Melodie aus

derselben Zeit. — Den jetzigen Gemeinden fällt es eben bei der immer mehr abnehmenden Sangesfertigkeit schwer, die Neumarkische Moll-Melodie rein und fertig zu singen.

141. Befiehl du deine Wege.

Das tröstlichste aller Lieder, welche aus Paulus Gerhardts (1607—76, vgl. 3, 297 ff.) goldener Leier erklungen sind, vielen Seelen süßer, denn Honig und Honigseim; erschienen in Crügers Praxis pietatis melica, achte Auflage, um 1653. Es ist ein Akrostichon auf den Spruch Ps. 37, 5: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Diese Worte treten deutlich aus dem Liede selbst vor die Augen, wenn man das Anfangswort jeden Verses beachtet. Solche Akrosticha, namentlich auf Wahlsprüche oder Namen, waren ehedem gar beliebt, und vornemlich Fürsten und andere angesehene Personen ließen sich solche verfassen oder wurden damit beschenkt von dem, der sie ehren wollte. Hier wollte Gerhardt den weisen Fürsten, der den Himmel lenkt und die Wege der Menschenkinder leitet, ehren und rühmen.

Die Umstände der Entstehung unsers Liedes sollen nach der Sage folgende gewesen sein. — „Gerhardt, ein gar gewissenhafter Mann, der fest an seinem Glauben hielt, wollte sich durch seinen Kurfürsten, welcher dem reformirten Bekenntniß zugethan war, den Mund nicht schließen lassen, frei und offen gegen die reformirte Lehre zu zeugen. Deßhalb wurde er 1666 seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Da mußte er nun mit Weib und Kindern, ohne Aussicht auf anderwärtige Versorgung, den Wanderstab ergreifen. Er zog seinem alten Vaterlande, Sachsen, zu. Unterwegs kehrte er in einer Herberge ein, wo der Kummer sein treues Weib so überwältigte, daß sie ganz zu Boden gedrückt war und sich gar nicht mehr fassen konnte. Gerhardt aber, in starkem Gottvertrauen, sprach ihr Trost zu und sagte ihr den schönen Spruch vor, mit dem auch einst Johann Bugenhagen, Luthers treuer Kollege zu Wittenberg, in seinen Kümmernissen sich jedesmal getröstet hatte: ‚Befiehl dem Herrn deine Wege!' Darauf gieng er hinaus in den Garten, der hinter dem Hause war, setzte sich unter einen Apfelbaum und dichtete dies herrliche Lied. Nachdem er das Lied vollendet hatte, brachte er es seiner bekümmerten Ehefrau, las es ihr mit kräftiger Stimme vor und bereitete ihr dadurch großen Trost. Selbigen Abend noch traten zwei fremde Herren in die Wirthsstube ein, da Gerhardt und die Seinen saßen. Die ließen sich in ein Gespräch ein mit der kummervollen Familie und sagten, sie seien zwei Abgeordnete des Herzogs Christian von Merseburg. Im weiteren Verlauf kam es heraus, daß sie nach Berlin reisten, um einen gewissen Gerhardt, einen abgesetzten Prediger, nach Merseburg einzuladen. Welche Freude, welches Staunen, als die flüchtige Familie das vernahm; wie schnell hatte es der Herr, dem sie ihren Weg befohlen, nun wohlgemacht und ihnen mit einemmal die Sonne der schönsten Freude wieder aufgehen lassen! Gerhardt gab sich sogleich

zu erkennen, und jene zwei überreichten ihm nun ein Handschreiben des Herzogs, in welchem ihm bis zu seiner Wiederanstellung ein ansehnliches Jahrgeld zugesichert war. Mit Thränen der Rührung wandte sich hierauf Gerhardt zu seiner Frau, hielt ihr das Schreiben hin und sprach: ‚Siehe, wie Gott sorget! Sagte ich dir nicht: befiehl dem Herrn deine Wege?‘ — Später kam das Lied, das bald nachher gedruckt wurde, auch dem Kurfürsten in die Hände und gewann seinen Beifall. ‚Wer mag der Mann sein, der dieses schöne Lied gemacht hat?‘ fragte er. ‚Es ist Gerhardt, war die Antwort, den Euer Durchlaucht haben des Landes verweisen lassen.‘ Jetzt bereute der Kurfürst sein ehemaliges hartes Urtheil und hätte Gerhardt gern wieder geholt; aber es war zu spät, denn derselbe hatte nun wieder ein Amt und Brot zu Lübben in der Niederlausitz, wo er seit dem Jahre 1669 als erster Diakonus angestellt war." — So erzählt Superintendent Fulda im Halleschen patriotischen Wochenblatt 1799.

Wahr mag es nun sein, daß Gerhardt seine Frau einst in irgend einer Kümmerniß mit diesem Lied getröstet hat; und bestätigt ist es auch, daß der große Kurfürst nachmals Gerhardts geistliche Lieder sehr hoch hielt und besonders dieses Lied immer im Munde und im Herzen geführt hat. Die übrigen Umstände alle aber sind sagenhaft. Denn dieses Lied war ja schon 1653 und 56 gedruckt, als noch an keine Absetzung Gerhardts von seiner Berliner Stelle zu denken war. Auch nachdem er 1666 seines Amtes entsetzt war, lebte er in Berlin bis zu seiner Abreise auf das Diakonat zu Lübben 1669 ruhig und ohne Nahrungssorgen, im Genuß des Beichtgelds und von der Bürgerschaft unterstützt. Auch hatte er seine Frau schon an Ostern 1668 durch den Tod verloren, ehe er noch Berlin verließ und nach der Stadt Lübben zog, die allerdings im Gebiet des Herzogs von Merseburg lag. — Obgleich also die Erzählung von der Entstehung des Liedes eine Sage ist, so ist sie doch der Erwähnung werth, denn sie ist jedenfalls eine Gerhardts würdige Sage; und was dabei über die Belohnung des Gottvertrauens in Gerhardts Leben sagenhaft eingeflochten ist, das ist im Leben mancher glaubiger Dulder mit und an diesem Liede oft zu geschichtlicher Wahrheit geworden.

Ein doppelter Kranz von Segensgeschichten legt sich in reichster Fülle und mit vielen herrlichen Blättern um unser Lied her: einer verherrlicht das ganze Lied, der andere die einzelnen Verse desselben; beide aber sind lautredende Zeugen von der Gnade und Vorsehung des Herrn. „Der alte Gott lebet noch!"

Karl Daniel Küster, während des ganzen siebenjährigen Kriegs Feldprediger beim preußischen Heere, später Consistorialrath zu Magdeburg, erzählt: „Als ich zu Glogau an einem Fußübel drei Wochen lang schwer leidend mit Krücken in der Stube umherhinkte, überfiel mich großer Unmuth über die vielen Kosten, welche mir mein Felddienst verursachte, da ich fast alles beim Rückzug eingebüßt hatte und wieder neu anschaffen mußte, ohne zu wissen, woher ich's nehmen sollte. Ich suchte mich aber zu trösten mit den lieblichen

Worten: ‚Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt.‘ In diesem Augenblick klopfte der Briefträger an die Thüre und brachte ein Packet mit zwanzig Friedrichsd'or nebst einem Brief von unbekannter Hand, der also lautete: ‚Jemand, dem Gott das Seinige in diesem Krieg noch erhalten hat und der gehört, daß Sie bei dem Hochkircher Ueberfall das Ihrige verloren haben, bezahlt Ihnen seine Schuld, wünscht Ihnen Gesundheit und Nutzen Ihres wichtigen Amtes, dem Lande aber Frieden. 10. November 1758.‘“

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand Pfarrer G. als schwedischer Gesandtschaftsprediger in Paris und benützte die schlimme Zeit recht gut, um abwechslungsweise deutsch und schwedisch das Evangelium in den Jammer der Zeit hineinzurufen. An einem Sonntag sang man in der Kapelle: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt.“ Unter dem Gesang trat ein blasser Mann herein, setzte sich still in die letzte Bank, stützte seinen Kopf auf den Arm und sah dem Nachbar über die Schulter ins Buch hinein. Er sang nicht mit; der Prediger aber sprach nun über den Psalmspruch unsers Liedes, redete von dunkeln Wegen, wie sie doch in's Licht gehen, wie es nur an uns liege, sie dem Herrn zu befehlen, und wie das Wohlmachen nicht ausbleiben werde. Der Gottesdienst war aus, und der letzte Vers verklungen. Da sprang der bleiche Mann vom Sitz auf und trat dem Pfarrer entgegen mit dem Ruf: Sie haben mir das Leben gerettet! Nun erzählte er, wie er aus Deutschland nach Paris gekommen, ein blühendes Geschäft gegründet habe und in Folge des Kriegs mit seinem Hause brotlos geworden sei. In seinem Gram habe er seinem Leben in der Seine ein Ende machen wollen und sei auf dem Wege hieher gerathen, durch das Lied an eine schönere Zeit seines Lebens erinnert und in seinem Muth wieder gehoben worden. Durch Hilfe des Pfarrers kam er wieder zu Stande, hielt sich auch treulich zur Kirche, zog aber in der Zeit der Schreckensherrschaft von Paris nach Bremen. Als aber später der Gesandtschaftsprediger auf seiner Flucht aus Paris nach Bremen kam, wurde er von dem Kaufmann wieder erkannt und durch denselben zum Pfarrer an St. Ansgari berufen. Da war nun an ihm die Reihe, zu singen: „Der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann!“ (Frommel, aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn.)

In dem schlesischen Feldzug von 1806 auf 1807 drangen in das Pfarrhaus eines Dorfes etwa dreißig Dragoner der deutschen Contingentstruppen stürmisch ein und bedrängten den Pfarrer mit seiner Familie sehr hart. Ein Obristlieutenant begehrte allerlei Erfrischungen für seine Leute, die der Pfarrer anzuschaffen außer Stande war. Der Soldat drohte alles Mögliche, wenn das Gewünschte in drei Stunden nicht angeschafft sei. Man durchsuchte das ganze Haus: alles war aufgezehrt. Da nahm Amalie, die Tochter des Pfarrers, als sie den großen Schmerz der Eltern sah, ihre Harfe und sang unser Lied. Noch hatte sie den Gesang nicht geendet, als sich die Thüre öffnete und der Obristlieutenant leise hereintrat. Er winkte dem erschrockenen Mädchen zu, fortzufahren,

und als sie geendet, sagte er ganz mild: „Frommes Kind, ich danke Ihnen für den schon lange entbehrten Genuß solcher Erbauung. Seien Sie ruhig; in drei Stunden befreie ich Sie von Ihren Drängern, deren keiner mit einer Drohung oder Forderung Sie mehr belästigen soll.“ Früh um die dritte Stunde zogen die Dragoner ab. (Merkwürdige Beispiele der göttlichen Vorsehung. Stuttgart 1833.)

Auch in der Ferne vom Heimatlande wurde unser Lied ein Engel des Trostes.

Es begleitete die Deutschen über den atlantischen Ocean nach Amerika. Als der Grundstein der ersten lutherischen Kirche zu Philadelphia im Staate Pennsylvanien am 2. Mai 1743 gelegt wurde, und am 20. Oktober desselben Jahrs der erste lutherische Prediger Amerika's, Heinrich Melchior Mühlberger, die erste Predigt darin beim Einweihungsgottesdienste hielt, wurde dasselbe angestimmt und damit die evangelische Kirche und ihr Gedeihen in der neuen Welt dem Herrn befohlen. Und wunderbar: als jener Prediger, welchen die ganze lutherische Kirche Nordamerika's als ihren Vater ansah, vierundvierzig Jahre später im Sterben lag, betete er vor dem letzten Athemzug noch den Schlußvers desselben Liedes und verschied darauf seliglich. (Kurze Nachricht von einigen evangelischen Gemeinden in Amerika. Halle 1744.)

Am 12. September 1825 wurden sieben Kinder aus der von württembergischen Colonisten bewohnten Gemeinde Karaß in Grusien von Tscherkessen hinweggeschleppt. Herzzerreißende Wehklagen erschollen in den Häusern und auf den Gassen. Es war gerade Sonntag, und die Glocken riefen zum Gottesdienste. Da stimmten sie das Lied an: „Befiehl du deine Wege“; es wurde aber mehr geweint als gesungen. Das Evangelium vom Jüngling zu Nain, über welches nun geredet wurde, enthielt doch den Trost: Weine nicht! Und nach einem halben Jahr der schmerzlichsten Trennung waren die Geraubten gegen ein bedeutendes Lösegeld wieder in den Armen der Ihrigen. (Nach Greiner, Schulliederschatz.)

Bei dem ersten Congreß für Innere Mission 1849 erzählte Prediger Zimmermann aus Marseille von den unglücklichen Deutschen, die nach Algier auswandern, dort aber von der Hitze des Klima und vom Fieber verzehrt, den angewiesenen Boden nicht urbar machen können und deßhalb meist im jämmerlichsten Zustand von den Franzosen wieder zurückgeführt und in Marseille abgesetzt werden. Oft liegen große Scharen derselben obdachlos und nahrungslos am Meeresufer umher. Da sei er eines Tages unter diesen Leuten des Jammers im Dienste der barmherzigen Liebe hingegangen und habe etlichen Obdach, Nahrung und Kleidung verschafft. Überdem habe einer unter ihnen ein ganz beschmutztes, halb zerrissenes Blättchen aus seiner Tasche geholt und es ihm mit Freudenthränen entgegengestreckt mit den Worten: „Das ist mein Anker und mein Trost gewesen die sechs Wochen lang, da ich im Tode lag.“ Es war ein Blättchen, wie er sie im Dienste

der inneren Mission in Ermangelung der Gesangbücher drucken ließ, und darauf standen einige Verse aus unsrem Lied.

Ums Jahr 1708, als Stanislaus König von Polen war, lebte in einem Dorfe bei Warschau ein Bauer deutscher Abkunft und evangelischer Confession, Dobry mit Namen, der sich treulich an Gott und sein heilig Wort hielt. Unverschuldete Unglücksfälle aber brachten ihn und seine zahlreiche Familie in bittern Mangel. Zuletzt sollte ihm mitten im Winter seine Hütte verkauft werden. Auch der dritte Bittgang zu dem harten Gläubiger, ihn zur Geduld und Nachsicht zu bewegen, war vergeblich. Zu Hause angelangt, warf er sich mit verhülltem Angesicht in einen Winkel, und Weib und Kinder schluchzten über solche Trauerbotschaft, daß sie morgen ihre Wohnung verlassen und in der grimmigen Kälte hinauswandern müßten. Da tönte vom Kirchthurm her das feierliche Läuten zum Abendgebet; die ganze Familie fiel auf ihre Kniee nieder und empfahl sich im Gebete dem alten treuen Gott und Helfer in der Noth, und Dobry stimmte Gerhardts trostreiches Lied an: „Befiehl du deine Wege.“ Als sie gerade den letzten Vers sangen, pochte es an den Fensterscheiben. Es war ein alter Hausgenosse, ein Rabe, den schon Dobrys Großvater aus dem Neste genommen, zahm gemacht und dann wieder in Freiheit gesetzt hatte. Seitdem hatte das Thier eine solche Anhänglichkeit an das Haus, daß es, wenn draußen auf den Schneefeldern nichts mehr zu finden war, hier sein Winterquartier bezog. Dobry öffnet das Fenster, der Rabe hüpft herein und legt zu nicht geringem Staunen aller einen Ring voll großer Edelsteine auf den Tisch. Dobry aber, statt den Ring, durch dessen Verkauf er sich hätte mit einemmal aus aller seiner Noth helfen können, für sich zu behalten, zeigte den ganzen Hergang seinem Ortsgeistlichen an; und der, als er auf dem Ring die Krone und den Namenszug des Königs Stanislaus fand, meldete den Hergang dem in Warschau sich gerade aufhaltenden König. Dieser berief den redlichen Dobry zu sich ins Schloß und belohnte ihn reichlich. Er ließ ihm seinen Hof neu aufbauen, und als Scheune und Ställe fertig waren, schickte er ihm von seinen Kühen so viel, als er zu seiner Wirthschaft bedurfte. Dobry aber ließ über dem Eingang des Hauses eine steinerne Tafel anbringen; darauf war der Rabe mit dem Ring im Schnabel, und darunter die Worte: „Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlts ihm nicht; Sein Thun ist lauter Segen, sein Gang ist lauter Licht.“

Jeder einzelne Vers hat nun auch seine besonderen Segensblätter.

Vers 1. Bei der Belagerung Wittenbergs 1813 durch die Deutschen, welche dem Franzosen die Stadt entreißen wollten, war die ganze Bevölkerung in großer Noth. Ein würdiger Küster aber ermunterte den jungen Nitzsch, welcher seinem alten Vater als Prediger zur Seite stand, mit ihm zur Kirche zu gehen, um einen Unfall zu verhüten. Wie sie den Thurm hinaufstiegen, rasten und rasselten die Kugeln gegen das Gemäuer, daß es schier davor erbebte und die Splitter davonflogen. Der greise Küster fieng immer aufs neue an: „Befiehl du deine Wege!“ Siehe, jetzt fuhr ein

brüllendes Geschoß in den Kirchthurm hinein, wo die beiden saßen, und die Funken sprühten und blitzten dicht über dem Zündloche. Den nächsten Augenblick, wenn es auseinanderkracht, wer weiß, wie viel noch vom Thurm bleibt, und wo man hernach die zwei Männer suchen muß, um sie in ein christlich Grab zu legen! Aber der Küster springt herbei, tödtet das Feuer von der Bombenkugel und singt dieweil mit heller Stimme:

Befiehl du deine Wege
und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.

Und über dem Lied war die Gefahr aus dem Felde geschlagen, und auch keine andere that den beiden Wächtern „sehr hoch auf der Zinne" etwas zu leid, noch auch dem Kirchthurm, da sie saßen. (Geschichten des Hunsrücker Chronisten.)

Zu Neukirch am Hochwalde in Sachsen lag T. Hartmann bereits ein volles Jahr und darüber auf einem schweren Krankenlager. An seinem Beine fraß der Brand, und die Ärzte gaben keine Hoffnung mehr, wenn nicht das Bein abgenommen würde. Bisher hatte er alle Schmerzen, die ihn Tag und Nacht umringten, durch Gottes Gnade ruhig und getrost getragen im Aufblick auf den Herrn. Da sah er nun auf einmal nichts vor sich, als gewissen Tod oder ungewisse Rettung unter namenlosen Schmerzen. Schon im voraus kostete seine Seele die Bitterkeit des Todes. Er hatte aufgehört, mit stillem und geduldigem Geiste zu tragen, was Gott ihm auferlegte, und meinte zweifelsvoll, der Herr hätte seiner gar vergessen, so doch eine Mutter eher ihres Kindleins vergessen kann, als Er des Elenden. So war die Stellung seines Herzens, als der treue Seelenhirte der Gemeinde, Pfarrer Müller, bei ihm eintrat. Sogleich begrüßte der Kranke ihn mit dem Liederverse, der seine Gefühle und Empfindungen in Worte umsetzte:

Meines Leibes matte Glieder
legt des Allerhöchsten Schluß
Durch die Krankheit so darnieder,
daß ich kraftlos seufzen muß:
Ach, der Herr hat seine Hand
gänzlich von mir abgewandt;
meiner Seele ist fast bange,
wo bleibt doch mein Arzt so lange?

Die Zeit war kostbar, der Schmerz des Leidenden groß. Mit einem Liedervers hatte der Kranke geklagt, mit einem Liedervers tröstete ihn der Seelsorger und verdrängte den Zweifel. Im Namen Gottes, unter Beweisung des Geistes und der Kraft trat dieser an das Krankenlager und sprach: „Nicht also, mein lieber Hartmann! Betet mit mir den Vers: ‚Befiehl du deine Wege.'" Und als er an die letzten Worte kam: „der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann!" hob er bedeutsam die Finger in die Höhe, als wollte er die Worte mit lebendigen Zügen in das Herz des Leidenden schreiben. Der Kranke hatte mitgebetet, und seiner Seele war wohl geworden durch dies einzige Wort. Nicht lange darauf, 7. Juni 1827, wurde ihm das Bein durch Gottes gnädige Hilfe glücklich abgenommen und gut geheilt. Er hatte nun zwar ein hölzernes Bein, aber das hölzerne Bein trug ihn auch an jedem Sonntag in das Haus des Herrn,

und wenn er die Geschichte seiner Leidenszeit erzählte, die für ihn eine Segenszeit wurde, so vergaß er niemals den Pfarrer Müller, niemals seinen Vers und niemals den Weg, auf dem sein Fuß wandeln sollte. (Pilger aus Sachsen. 1837.)

Vers 2. Im Jahre 1735 sollte kurz vor Himmelfahrt Heinrich Feller, Pfarrer zu Eyla und Thierbach in Sachsen, welcher im Altar ohnmächtig und sprachlos umgesunken war, eine gefahrvolle Operation an der Zunge erleiden, worüber er sehr bekümmert war. In der Nacht zuvor nun, da er halb träumend dalag, war es ihm, als rede ihn ein Engel zu seinen Füßen mit den Worten an:

Dem Herren mußt du trauen,
wenn dirs soll wohlergehn;
Auf Sein Werk mußt du schauen,
wenn dein Werk soll bestehn.

Mit Sorgen und mit Grämen
und mit selbsteigner Pein
läßt Gott ihm gar nichts nehmen,
es muß erbeten sein.

Als der Morgen kam, fühlte er sich voll Gottvertrauens und gab die Operation nicht zu, sondern wollte Gott allein walten lassen. Und siehe da, am folgenden Johannistage konnte er die Kanzel wieder betreten und mit dem stumm gewesenen Zacharia seinem Gotte danken. Das geschah im 72. Jahr seines Alters, worauf er noch etliche Jahre gelebt hat bis zum 10. Februar 1741. (Wimmers Liedererklärung. II.)

Ein aus der Fremde in seine Vaterstadt zurückgerufener Prediger mußte das erste Jahr ohne Einkommen sein Amt versehen, weil die Witwe seines Vorfahren dasselbe noch zu genießen hatte. Da sagte er eines Tags, von schweren Nahrungssorgen angefochten, zu seiner Frau: „Wie werden wir durchkommen, wenn wir immer nur so viele Ausgaben und doch keine Einnahmen haben?" Das hörte eine sechsjährige Nichte der Frau, welche gerade im Zimmer war und für sich mit etwas spielte, ohne daß der Prediger vor Traurigkeit auf sie geachtet hatte. Sogleich verließ das Kind seinen Ort, wo es spielte, trat vor die Frau und sprach: „Tante, es heißt ja in dem Büchlein, so Sie mir gegeben: Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein läßt Gott ihm gar nichts nehmen, es muß erbeten sein!" Drauf sahen die Ehegatten beschämt einander an und achteten das für einen Wink Gottes, ihr Vertrauen nicht wegzuwerfen, sondern fortzuhoffen und fortzubeten. Und sie haben es hernach reichlich erfahren dürfen, daß die, so den Herrn suchen und seinem Rath und Willen dienen, keinen Mangel haben. (Heinrich, Erzählungen über evangelische Kirchenlieder. 3. 1849.)

Vers 4. Als in Folge des Ryswiker Friedensschlusses 1697 und der jesuitischen Politik der pfälzischen Kurfürsten die Evangelischen der Pfalz aufs äußerste bedrückt wurden, zog eine Menge derselben ins Ausland. Nun war es im Jahr 1742, daß ein Häuflein derselben, etwa zwanzig Familien, unter einem jugendlichen Führer, Johannes Seemann, die preußische Regierung in Cleve bat, eine Ansiedelung auf der Heide bei Goch zu erlauben. Nach mancherlei Schwierigkeiten konnten sie am 2. Oktober dahin ziehen. Da war es für alle ein ergreifender Augenblick, als die Exulanten unter den Klängen des Liedes: „Befiehl du deine Wege" heranzogen.

Die Abgeordneten des Raths von Goch warteten ihrer; ein dichter Herbstnebel lag auf der ganzen Gegend. Während sie aber den Vers sangen:

Weg hast du aller Wegen,
an Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
dein Gang ist lauter Licht;

Dein Werk kann niemand hindern,
dein Arbeit darf nicht ruhn,
wenn du, was deinen Kindern
ersprießlich ist, willt thun —

zerriß der Nebelschleier und strahlend schien die Sonne hindurch, eine Gruppe von Menschen beleuchtend, bei deren Anblick ein Schauer der Andacht und der Rührung jedes fühlende Herz überwallen mußte. Nach Familien geordnet, Vater und Mutter von ihren Kindern umgeben, kleine Kindlein zum Theil auf den Armen, hintendrein die Ermüdeten und Schwachen, nahten langsam die Emigranten in ihren bis dahin sorgsam verwahrten Feierkleidern. „Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid!“ so grüßten die Empfangenden; „Nun danket alle Gott!“ so beschlossen alle mit einander den guten Anfang der Gründung von Pfalzdorf. (Christenbote 1863.)

Der Prediger Purgold stand an einer armen Gemeinde mit Namen Parchen. Einst zerstörte eine kalte Frostnacht alle Aussicht auf Brot für die Menschen und Futter für das Vieh. Da hielt er am nächsten Sonntag eine tiefergreifende Predigt, bei welcher man an ihm nichts sah, als die unerschütterliche Standhaftigkeit des Christen in der Noth, obgleich er durch jenen Frost so viel als nur irgend eines seiner Gemeindeglieder zu leiden hatte. Unter Thränen und Schluchzen seiner Gemeinde betete er, und schloß das Gebet mit den Worten: „Stehet auf von euren Knieen und fasset Muth! Weinet nicht: Gott lebet noch. ‚Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlts ihm nicht!‘ Seid nur getrost, wir werden ihm noch danken, daß er unseres Angesichtes Hilfe und unser Gott ist!“ In Gott gestärkt und zu lebendigem Gottvertrauen ermuntert gieng die Gemeinde aus dem Gotteshaus. Und sichtbarlich erfüllte auch der Herr die auf ihn gesetzte Hoffnung. Die Gemeinde, die sich vornemlich durch Lohnfuhren zu ernähren pflegte, bekam in diesem Jahre so viel Gelegenheit zu Verdienst, wie noch nie zuvor, also daß die Leute Brot für sich und Futter für das Vieh bezahlen konnten. So hörte man denn auch Purgold hernach sein Leben lang, wenn er die Beweise der göttlichen Hilfe rühmte, gar oft mit Begeisterung ausrufen: „O wir haben einen guten Gott!“ (Heinrich, Erzählungen. 2. 1847.)

Ein alter Pfarrer machte in seinem eigenen Wagen den Weg von Münster nach Osnabrück, verlor aber in der Sandebene des Abends seinen Weg und gerieth einmal über das andere in Sümpfe. Endlich steigt er aus und ruft mit seinem Knecht unsern Herrn und Gott an: „Hilf uns auf den rechten Weg! Amen.“ Und der Herr erhörte sein Gebet, denn in diesem Augenblick sang ein Knabe, der seine Herde nach Hause trieb, nicht ferne von ihnen den Vers: „Weg hast du allerwegen, an Mitteln fehlt dirs nicht; Dein Thun ist lauter Segen, dein Gang ist lauter Licht.“ Nun war geholfen. Der Knabe zeigte den Verirrten den Weg, und der Knecht rief, als sie an Ort

und Stelle waren: „Herr, ik hewe et saien, dat Bäen batt!“ (Josephsohn, Brosamen. I.)

Vers 5 ist wieder ein wohlklingender Beweis, wie vertraut Paulus Gerhardt mit dem Liederschatz der Reformation war. Sein Vers: „Und ob gleich alle Teufel“ mit dem milden Ton des Gottvertrauens bezeichnet als Nachklang von Luthers „Und wenn die Welt voll Teufel wär“ mit dessen heroischem Glaubenstrotz ganz treffend seine persönliche Art, als des treuen Schülers eines größeren Meisters.

Vers 6. Hier mag der für unsre deutsche Geschichte bedeutsame Trost seine Stelle finden, welchen unser Lied der Königin Luise von Preußen bereitete. Als sie, welche ihre Unterthanen wie den guten Engel Preußens verehrten, am 5. Dezember 1806 in der Zeit der tiefsten Demüthigung Deutschlands vor Napoleon I. nach Ortelsburg in Ostpreußen kam, schrieb sie in ihr Tagebuch Göthe's Worte:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein
und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Göthe sagt im „Westöstlichen Divan“ von der Königin: „Sie zog daraus einen peinlichen Trost. Wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?“ — Den tiefbetrübten Versen entsprach anderthalb Jahre hernach das Wort: „Mein Glaube soll nicht wanken; aber hoffen kann ich nicht mehr. Auf dem Weg des Rechten leben, sterben, und wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werd ich ganz unglücklich sein. Nur hoffen kann ich nicht mehr!“ — Aber die königliche Dulderin wandte sich dazumal sofort von Göthe zu Gerhardt; ihre Thränen trocknend gieng sie zum Klavier und spielte und sang sein Lied: „Befiehl du deine Wege.“ Das war nicht ein peinlicher, sondern ein göttlicher Trost. — Und kommt nicht in demselben Liede der Vers:

Hoff, o du arme Seele,
hoff und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
da dich der Kummer jagt,
Mit großen Gnaden rücken?

Und wie herrlich hat der Mann, welcher am 19. Juli 1870 zu seiner Mutter Grab in Charlottenburg wallte, ehe er den Kampf mit Napoleon III. aufnahm, erfahren dürfen, was da steht:

erwarte nur die Zeit,
so wirst du schon erblicken
die Sonn der schönsten Freud!

Vers 7 (und 8). In den „Basler Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“ erzählt jemand: In dem

traurigen Hungerjahr 1772, da viele Familien brotlos umhergiengen und weinten ohne Hoffnung auf Hilfe, hatten auch wir lange nicht so viel geerntet, als für unsere zahlreiche Familie nöthig war, und zum Kaufen war kein Geld vorhanden. Da versammelten wir uns am Freitag nach dem heiligen Weihnachtsfeste wie gewöhnlich zu unserer häuslichen Erbauungsstunde. Es wurde die Geschichte der Speisung der Fünftausend gelesen, und der Vater stellte es uns recht rührend vor, wie der Heiland zur Zeit des Mangels und der Noth den Seinen geholfen hätte. Da weinte meine Mutter heiße Thränen und sagte: „Ja, wenn dieser mächtige und liebreiche Helfer jetzt noch bei uns wäre, da sollte mirs nicht bange sein in dieser schweren Zeit!“ Darauf tröstet sie der Vater und redet ihr von dem Herrn, der jetzt noch helfen könne und wolle, wie er damals geholfen, und stimmt den rührenden Vers an:

Auf, auf, gib deinem Schmerze
und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was das Herze
betrübt und traurig macht;
Bist du doch nicht Regente,
der alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente
und führet alles wohl.

Wir sangen diesen und den folgenden: „Ihn, ihn laß thun und walten.“ Ich habe die beiden schon oft gesungen, aber in meinem Leben haben sie nie einen so starken Eindruck auf mich gemacht. An allen war die Rührung sichtbar. Gestärkt und voll Hoffnung auf Gottes Fürsorge legten wir uns schlafen. Am Morgen in aller Frühe kamen zwei Wagen, mit Fruchtsäcken beladen, vor unsere Wohnung gefahren. Und die waren von einem alten sieben Meilen weit entfernten Bekannten, dem der Vater im Jahre zuvor beim Hagelschlag mit Saat- und Brotfrucht ausgeholfen hatte und der solches nun mit Dank und reichen Zinsen zurückschickte. „Siehst du, Mutter, sprach jetzt der Vater triumphirend, daß der Herr immer derselbe ist, der er vor Alters war, und keinen verläßt, der auf ihn seine Hoffnung setzt?“

Vers 8. Als Vincke, der bekannte Oberpräsident von Rheinland und Westfalen, im Jahr 1826 den Freiherrn von Stein bat, man möchte in Berlin von ihm als Minister absehen, sagte dieser: „Mir wäre Ihre Entfernung für unsere Provinz sehr leid; wenn Sie aber berufen werden, so folgen Sie. Da es ohne Ihr Zuthun geschieht, dürften Sie den Ruf der Vorsehung darin erkennen. In solchen verwickelten Verhältnissen thut man am besten, wie der alte Paulus Gerhardt räth:

Ihn, ihn laß thun und walten,
er ist ein weiser Fürst
Und wird sich so verhalten,
daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
mit wunderbarem Rath
die Sach hinausgeführet,
die dich bekümmert hat.

Das Resultat meiner Lebenserfahrung ist die Überzeugung von der Kurzsichtigkeit der Menschen und der Leitung der Vorsehung. Der folge man!“

Vers 9 und 10. Ein evangelischer Geistlicher Badens, welcher in einer einsamen, waldigen Gegend, abgeschieden von der übrigen Welt, nur seinem heiligen Predigtamte, dem Wohl der Gemeinde

und der Erziehung seiner Kinder lebte, kam bei seiner zahlreichen Familie, so wohl er auch haushielt, in großes Gedränge, seitdem er seine Söhne auf auswärtigen Schulen unterbringen mußte. In gewissen Terminen sollte das Kost- und Lehrgeld für sie bezahlt werden. Der Geistliche und seine Frau boten alles auf, so viel zu erübrigen; und beinahe war ihnen dies gelungen, als sie auf einmal durch ein unglückliches Ereigniß in eine bedeutende Schuldenlast gestürzt wurden. Die Tilgung dieser Schuld raubte ihnen den letzten Heller; und doch sollten sie innerhalb weniger Wochen mehrere hundert Gulden für ihre Söhne absenden. Bekannte und Freunde hatten sie in ihrer Abgeschiedenheit wenige, und diese, selbst ohne Mittel, konnten nicht helfen. Da stand denn der arme Pfarrer oft mit gepreßtem Herzen, tief gebeugt durch die drückende Lage, in die ihn sein Beruf gebracht, am Fenster seiner Studierstube und blickte zu den Bergen hinauf, von welchen allein ihm Hilfe kommen konnte. Vornemlich aber hielt er sich an dieses Lied Gerhardts, der auch in seinem Predigtamt Noth und Anfechtung erfahren und von Gott reichlich getröstet worden war. Er las es seiner oft fast verzagenden Frau manchmal noch um Mitternacht beim Schein der Lampe vor, um sie und sich damit aufzurichten. Aber nirgends wollte sich Hilfe zeigen. Lange hatten sie an diesem Liede den Glauben aufrecht zu erhalten gesucht und die Noth war aufs höchste gestiegen; da kam unversehens die Hilfe und zwar von einer Seite, an welche sie gar nicht gedacht hatten. Eines Tages traf nemlich von Karlsruhe ein fürstliches Schreiben ein, mit welchem der Großherzog samt seinen beiden Brüdern dem Pfarrer tausend Gulden übersandte als Zeichen der Dankbarkeit für treue Dienste, welche ein nun verstorbenes Glied der Familie des Pfarrers einst dem großherzoglichen Hause geleistet habe. Unter vielen Thränen fiel nun die Pfarrfamilie auf die Kniee nieder und stimmte die Verse an:

Er wird zwar eine Weile
mit seinem Trost verziehn
Und thun an seinem Theile,
als hätt in seinem Sinn
Er deiner sich begeben
und sollst du für und für
in Angst und Nöthen schweben
und fragt er nichts nach dir.

Wirds aber sich befinden,
daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
da du's am wengsten gläubst.
Er wird dein Herze lösen
von der so schweren Last,
die du zu keinem Bösen
bisher getragen hast.

Vers 11. Während der Befreiungskriege trat im Juni 1813 eine Waffenruhe ein, welche nicht wenigen Vaterlandsfreunden bange machte, ob nicht am Ende die Frucht der Erhebung wieder verloren gehe. Doch ist ja jeder Ton des Friedens im Kriege lieblich. So schreibt Feldprediger Schulze am 3. Juni: „Vorgestern hielt ich eine Morgenandacht im Lager, nicht weit vom Fuße des Zobtenberges. Während der Predigt kam ein Schreiben an den Oberstlieutenant Steinmetz. Der Gottesdienst endete mit dem Gesang der Worte:

Wohl dir, du Kind der Treue,
du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
den Sieg und Ehrenkron.

Gott gibt dir selbst die Palmen
in deine rechte Hand,
und du singst Freudenpsalmen
dem, der dein Leid gewandt.

Da trat der Oberstlieutenant hervor mit den Worten an die Gemeinde: ‚Gott gibt dir selbst die Palmen in deine rechte Hand!‘ Hier hob er das Blatt in die Höhe und las den sechsunddreißigstündigen Waffenstillstand vor. ‚Und wenn er Folgen hat, Soldaten, so sollen es keine andere sein, als ein ehrenvoller Friede!‘ setzte er hinzu. Es ist noch immer ein sehr guter Geist in der Armee; wer ihn nur zu nutzen verstünde!“ (Wilhelm Baur, Lebens- und Geschichtsbilder. II.)

Vers 12, der letzte des Liedes, ist wohl am meisten im Munde von solchen gewesen, die mit dem Tode rangen. Max von Schenkendorf, der edle Sänger der Befreiungskriege, rief das Wort in den qualvollen Stunden 1817, als sein Ende nahte; Professor Hengstenberg in Berlin, der starkmuthige Kämpfer für die Kirche in vier Jahrzehnten, betete 1869 mit denselben Worten um seine Erlösung; Tausend andere haben sich an Gerhardts Gebetlein als an ihren Stecken und Stab im Todesthale gehalten.

In Pont-a-Mousson war (vgl. Laurmann, Gedenkblätter 2, 92 ff.) im Herbst 1870 das herrliche Priesterseminar zu einem Lazaret eingerichtet worden. Diese Seminarien mit ihren hellen, luftigen Sälen, stattlichen Treppen, bedeckten Kreuzgängen und prächtigen Gärten boten für ein Lazaret alles, was man nur wünschen konnte. Noch in den Anfang des Winters hinein war der große schöne Garten eine Erquickung. Wenn man aus dem Treibhaus in demselben, das als Todtenkammer diente, Abend für Abend die Leichen herausholte, pflückte man gar oft mit Wehmuth noch eine verspätete Rose, eine duftige Reseda oder andere Blume aus den Beeten ab. Aber die Kehrseite war nun all der Jammer der Kranken und Verwundeten. Der Oberlazaretgehilfe erkrankte über dem täglichen Anlauf so vielen Leids am Typhus, stürzte sich in seinen Fieberphantasieen in einer Samstagsnacht zum Fenster herab und ward todt aufgehoben. — Vielleicht mit unter dem Einfluß dieses erschütternden Ereignisses fand auch der Lazaretpfarrer Schröder seinen Tod. Er hielt am zweiten Adventssonntag Abends wie gewöhnlich seine Andachten in den Hauptsälen, sprach in der letzten über die Stelle: „Wachet, denn ihr wisset nicht, um welche Stunde der Herr kommt!“ und ließ den Vers singen:

Mach End, o Herr, mach Ende
an aller unsrer Noth;
Stärk unsre Füß und Hände
und laß bis in den Tod

Uns allzeit deiner Pflege
und Treu empfohlen sein,
so gehen unsre Wege
gewiß zum Himmel ein.

Aber während sie also sangen, wurde der Prediger vom Gehirnschlage getroffen, und bis man ihm zu Hilfe kam, lag er schon bewußtlos auf dem Sterbebette. In derselbigen Nacht noch, um ein Uhr, gieng der treue Knecht zu seines Herrn Freude ein. Da gewann erst jenes Treibhaus unter Blumenbeeten eine recht schmerzliche Bedeutung. Die Diakonissen bekränzten den Sarg aufs lieblichste. Draußen deckte dichtes Schneegestöber die schönen Ufer der Mosel und den Kirchhof mit weißem Leichentuch. Drinnen aber, im

Kreuzgang, wurde dem auf seinem Posten gefallenen Knechte Gottes die Gedächtnißrede gehalten. Die Schwestern sangen:

> Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh,
> wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?

und die Umstehenden stimmten im Jammer der Erde ein:

> Nein, nein! Hier ist sie nicht;
> die Heimat der Seele ist droben im Licht!

Im Großherzogthum Hessen hatte der eifrige Geistliche eines Dorfes in der Fastenzeit begonnen, vermehrte Wochengottesdienste am Freitag einzuführen. Ein wohlhabender Bauer tobte am meisten gegen diese Neuerung, und als der Freitag kam, rasselte er unter lautem Peitschenknallen mit seinem Wagen an der Kirche vorüber. Darüber zur Rede gestellt, antwortete er höhnisch, den nächsten Freitag wolle ers noch besser machen. — Der Freitag kam und — fand alles besser gemacht. Am Tage zuvor war der Bauer aufs heftigste erkrankt. „Ich muß sterben!“ sagte er und verlangte seinen Pfarrer und das heilige Abendmahl. Der Geistliche ist verreist. Angst und Beklemmung steigen immer höher, er windet sich wie ein Wurm auf dem Lager. Sie beten: „Spann aus, o Herr, mach seiner Qual ein Ende!“ Er aber fährt in die Höhe und ruft mit hohler Stimme: Nein, Herr, spann noch nicht aus, laß mich nicht sterben ohne das heilige Abendmahl, mich großen Sünder, mich! Am Abend kommt der Geistliche nach Hause und findet eine bußfertige Seele, der er das Mahl des Herrn reichen darf zur Vergebung der Sünden und zum ewigen Leben. (Beiblatt der Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Haus. 1866.)

Ein württembergischer Geistlicher unterredete sich in der Schule mit größeren und kleineren Kindern über dies Lied. Als sie nun an dem letzten Verse waren, hob er seine Stimme und sagte: „Merkt es euch doch recht, was hier geschrieben steht:

> So gehen unsre Wege
> gewiß zum Himmel ein!

Es muß ein jedes das gewiß wissen, daß es nach dieser Zeit in den Himmel komme.“ Da auf einmal erhebt sich eine zarte Stimme: „Ob ich in den Himmel komme, weiß ich nicht ganz gewiß!“ Und als der Lehrer sich wandte, stand das fragende Mädchen von acht Jahren mit Thränen im Auge vor ihm. „Sei getrost, liebes Kind, mußte er sagen, dein lieber Heiland wird dirs schon gewiß sagen!“ und legte ihr den Weg zum Leben noch deutlicher aus. (Stuttgarter Evangelisches Sonntagsblatt. 1872.)

Fürwahr ein Lied, das wie das lutherische „Ein feste Burg“ von einer Wolke von Zeugen umgürtet ist! Es steht darum bis auf diesen Tag in vollen Ehren, trotz allerlei Anfechtungen, die auch dieses Kernlied erlitten hat. Gegen unnöthige Änderungen beschützt es Matthias Claudius mit den mannhaften Worten: „Über kräftige Kirchenlieder geht nichts. Es ist 'n Segen drin, und sie sind in Wahrheit Flügel, darauf man sich in die Höhe heben und eine Zeitlang über dem Jammerthal schweben kann. So ein ‚Befiehl du

deine Wege', das man in der Jugend in Fällen, wo es nicht so war, wie's sein sollte, oft und andächtig mit der Mutter gesungen hat, ist wie ein alter Freund im Hause, dem man vertraut und bei dem man in ähnlichen Fällen Rath und Trost sucht. Wenn man den nun anders montirt und im modernen Rock wiedersieht, so traut man ihm nicht, und man ist nicht sicher, ob der alte Freund noch darin ist; — und ich sehne mich denn immer nach dem falschen Knopf und der schiefen Naht." — In der That ist ihm dies Lied eine Stärkung auf dem Wege nicht nur einmal geworden. Als er von Darmstadt 1777 wieder nach Wandsbeck zurück wollte und Herder ihm die Frage vorhielt: was dort anfangen? sagte er in seiner Weise kurz und gut: „Übersetzen, Fortsetzung von meinem ‚Asmus' herausgeben und — befiehl dem Herrn deine Wege!"

Gegen die Geringschätzung solchen Liedergenusses aber haben ganze Kriege, welche für das deutsche Volk entscheidend wurden, Protest eingelegt. — Zunächst der siebenjährige Krieg. Als Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kunnersdorf beinahe sein ganzes Heer vernichtet und sein Land am Abgrund sah, sann er tiefer nach, wie es so habe kommen können, fragte aber auch den Obersten von Möller: Woher kommt es, daß ich seit langem so wenig Glück in den Schlachten habe? Möller wußte den Grund. Es war ihm schon längere Zeit zu Herzen gegangen, daß der König seine Truppen so wenig zum Gebet und zur Furcht Gottes anhalten ließ. „Majestät, sagte er, das Unglück der Schlachten rührt von der mangelnden Religion in der Armee her!" — Was hat die Religion mit den Schlachten zu thun? fragte der König schnell. Möller antwortete: „Es hat schon mancher General gemerkt, daß es Ew. Majestät nichts geschadet hat, wenn er mit einem lauten: ‚Befiehl du deine Wege!' auf den Feind gegangen ist. Majestät müssen die Gottesfurcht aus der Armee nicht schwinden lassen, müssen die Prediger wieder anstellen, daß die Truppen wieder beten lernen. Gut gebetet ist immer halb gesiegt!" — Der König ward nachdenklich, brach das Gespräch ab; aber schon Tags darauf durfte das Wort Gottes seinen Ehrenplatz im Heere wieder haben.

Ebenso aber hat auch der letzte Feldzug 1870 für die Geltung des Kirchenlieds sein Zeugniß abgelegt. Divisionsprediger Rogge in Potsdam schreibt in der Erinnerung dieses Kriegs und auf Grund der Berichte aller Feldprediger: „Sollte es gelingen, den Religionsunterricht aus der Schule zu verbannen, dann werden Lieder, wie das: ‚Befiehl du deine Wege' und Worte, wie das: ‚Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen!' nicht mehr eine solche Macht über die Herzen ausüben, wie sie's im letzten Krieg an Tausenden von Leidensstätten gethan haben; dann werden unsre Soldaten nicht mehr so freudig bewegt in die alten wohlbekannten Sprüche und Liederverse einstimmen, die ihnen oft wie Liebesgrüße ihres Gottes klangen, und über denen ‚Seel und Gebein fröhlich und dankbar wurde.'"

Melodie: Herzlich thut mich verlangen.

142. Du bist ein Mensch, das weißst du wohl.

Von demselben Verfasser und an demselben Orte erschienen, mit der Überschrift:

Sorg, und sorg auch nicht zu viel,
es geschieht doch, was Gott will.

Ein kräftiges Lied „wider eitle Sorgen“, das auch schon in allerlei sorgenvollen Umständen als ein probates Heilmittel sich erwiesen hat.

Der Gedankengang ist folgender. Erkenne deine Unmacht, lieber Mensch, im Erdenleben V. 1—3; und erkenne die Allmacht deines Schöpfers und Erhalters V. 4—8. Wie nichtig ist dein Thun und deine Weisheit V. 9—11; und wie weislich Sein Rath und Seine Führung V. 12—14! Darum sei wohlgemuth und warte im Glauben aufs gute Ende V. 15—18. — Es ist eine ganz entschiedene, kräftige Disputation mit den Sorgenherzen, die so gerne disputiren. — In der großen Theurung des Jahrs 1719 hat Archidiakonus Karl Wilhelm Weisse zu Guben das Lied in acht Predigten ausführlich erklärt und sie unter dem Titel drucken lassen: „Nöthige Christensorgen zu Verhütung der unnützen Nahrungssorgen.“

Es ist aber auch in anderen Leibes- und Seelennöthen ein lindernder Balsam geworden.

In Leibesnoth diente es einem großen Theologus zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Der lag desperat krank darnieder, und die Krankheit war durch die Sorgen und Angst seines Herzens vornemlich so schwer geworden. Da ließ er sich dieses Lied mit seinen köstlichen Heilkräften gegen die eitlen Sorgen vorsingen, und dieser Gesang stärkte ihn so mächtig, daß er Sonntags darauf ganz gesund wieder predigen konnte. (Cramer „Gewissensprüfung.“ 1720.)

In Seelennoth wurde es einem Atheisten, Dr. Christian Ernst Kleinfeld in Preußen, zum Heile. Dieser erzählt 1726 die Sache so: „Es saß im Jahre 1719 neben mir auf dem Schloß zu Königsberg, Blutschulden wegen, ein Kavalier gefangen. Da besuchte uns ein Kandidat der Theologie, Namens Bauer, aus Stolpe gebürtig. Während der bei uns war, wurde gerade in der nahe gelegenen Schloßkirche nach der sonntäglichen Vesperpredigt gesungen. Da entstand auf dem Schloßplatz ein unvermutheter Wirbelwind, der plötzlich einige Fenster aufriß, so daß wir darüber sehr bestürzt und ganz stille wurden. Kaum aber war dies geschehen, so fiel der Schall des Kirchengesangs recht stark in unsere Stube herein, daß wir aus dem Lied: ‚Du siehest, Mensch, wie fort und fort‘ die höchst merkwürdigen Worte: ‚Ach Gott, kommt mir das Urtheil vor, so steigen mir die Haar empor, mein Herz fühlt Angst und Schrecken!‘ deutlich vernahmen. Bei diesen Worten rollten dem Kavalier die Thränen korallenweise aus den Augen die Wangen herab, und er rang die Hände, sich den Tod wünschend. Da redete ihn tiefbewegt der Kandidat Bauer an, und erklärte ihm in einer geistreichen Rede das Lied: ‚Du bist ein Mensch, das weißst du wohl!“ Ich hörte mit Aufmerksamkeit zu und erfuhr in der That und Wahrheit an

meiner eigenen Person, was Apostelgeschichte 16, 14 von der Lydia gesagt wird: ‚Der Herr that ihr das Herz auf.‘ Ich bekam bald eine Begierde zum Wort Gottes, ließ mir meine Bibel herauf holen und las fleißig darin, wobei die Kraft des Geistes Gottes sich dergestalt äußerte, daß mir keine schweren Schriftstellen vorkamen, worin ich nicht so viel Deutlichkeit und Klarheit angetroffen hätte, als zur Erbauung meines allerheiligsten Glaubens vonnöthen war.“

Ein Brennpunkt unseres Lieds ist gleich der erste Vers, welcher durch folgende Geschichte ins Licht treten mag. — Es war drunten am Rhein ein Schuhmachermeister Jakob Bernhardt, welcher zugleich mit frommem treuem Sinn als Küster an der Kirche des Orts diente. Allein die Freudenstunden im Gotteshaus und im geringen Dienst für die Gemeinde des Herrn wurden bei ihm manchmal abgelöst durch allerlei Sorgen. Da war eines Tags sein Sohn lustig zur Ziehung ausgezogen, aber Abends mit der ernsten Botschaft heimgekommen: Sie haben mich genommen! Das war dem Vater eine Trauerbotschaft, ob er wohl ein treuer Unterthan seines Königs war. Er selbst war alt und müde geworden; wer sollte ihm nun Stab und Stütze sein, wenn der Sohn unter das Militär gesteckt wurde? Betrübt machte sich der Meister auf den Weg zum Landrath, um Befreiung seines Sohnes zu erwirken. Da war aber nichts zu machen; der Landrath erinnerte ihn daran, daß er an seinem zweiten Sohn, der ein Lehrer war, noch eine Stütze habe. Der Schuster wollte entgegnen, daß der mit seinem geringen Gehalt eher eine Stütze brauchen als gewähren könnte; allein es half nichts. Noch betrübter giengs auf den Heimweg. Nun hatte ihn ein Nachbar gebeten, ihm vom Buchbinder in der Stadt ein neues Gesangbuch mitzubringen. Dazu war Bernhardt gerne bereit. Er steckte das Buch in die Tasche und trug den Gram im Herzen. Lange gieng er so brütend dahin, endlich fuhr seine Hand in die Rocktasche. „Lies dir eins!“ denkt er, setzt sich auf einen Chausseestein und zieht das Gesangbuch hervor. Er schlägt auf und beginnt zu lesen:

Du bist ein Mensch, das weißt du wohl,
was strebst du denn nach Dingen,
Die Gott der Höchst' alleine soll
und kann zu Wege bringen?
Du fährst mit deinem Witz und Sinn
durch so viel tausend Sorgen hin,
und denkst: wie wills auf Erden
doch endlich mit mir werden?

Weiter und weiter liest er in Einem Zuge. Reichlich flossen, ungesehen von Menschen, aber gezählt vom Vater im Himmel, die Dankesthränen auf das Gesangbuch, das auf den Knieen des Mannes lag. Sein Herz wurde weich und froh; der Kindessinn kehrte bei ihm wieder, der nicht sorgt noch zagt, ja es wurde ihm so kräftig zu Muthe, als „könnte er eiserne Keile in die Luft blasen.“ So legte er froh den übrigen Theil seines Heimweges zurück. Der Sohn wurde Soldat, und der Meister nahm sich einen Gesellen.

Gott schickte ihm einen anspruchslosen, fleißigen Menschen, der zog an Werktagen fleißig den Pechdraht und half am Sonntag das Kirchenseil ziehen. Als aber der Vater nach einigen Jahren seinen Sohn wieder in die Arme schließen konnte, da stand Einer unsichtbar und doch spürbar bei den Zweien. Der hub den Finger, wie in den Tagen seiner Erdenwallfahrt, auf und fragte vernehmlich: „Hast du in dieser Zeit jemals Mangel gehabt?" Der Alte aber antwortete: „Herr, nie keinen!"

Der köstlichste Vers aber ist der letzte. Er ist vielen ein Gnadentrost geworden im Sorgenlande, er hat auch die letzten Stunden Johann Jakob Mosers, des edlen Patrioten Württembergs, erhellt. An seinem Todestag, dem 30. September 1785, sprach der vierundachtzigjährige Greis, der seinen Lebensabend zu Stuttgart verlebte und sich kindlich auf seinen Tod als einen Heimgang zum Vater freute, beim Aufstehen aus dem Bett: „Wir sind Kinder gewesen und werden wieder zu Kindern —

Thu als ein Kind und lege dich
in deines Vaters Arme;
Bitt ihn und flehe, bis er sich
dein, wie er pflegt, erbarme;
So wird er dich durch seinen Geist
auf Wegen, die du jetzt nicht weißst,
nach wohlgehaltnem Ringen
aus allen Sorgen bringen."

Er erwartete Lazari Theil und der Herr hat ihm seine kindliche Bitte gewährt in seines Hirten Arm und Schoß.

Das Lied ist gedichtet auf die Weise, welche Johann Schop, der Hamburger Tonmeister, in dem „ersten Zehn der himmlischen Lieder" Rists 1641 für das Weihnachtslied desselben: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist" gegeben hat. Wenig Jahre darnach kommt sie schon im kirchlichen Gebrauch vor und findet sich in Johann Crügers „geistlichen Kirchenmelodieen. Leipzig 1649." Sie lautet ursprünglich: f f g a b c c h h c, nachher: a f g a h c c h c.

143. Ist Gott für mich, so trete.

Das dritte von Gerhardt in dieser Reihe, ebenfalls 1653 erschienen. Während er mit „Du bist ein Mensch" die Eigenwilligkeit im Sorgenleben niederkämpft, bis er die Seele zum kindlichen Ruhen in den Vaterarmen gebracht hat; „während er sich mit seinem ‚Befiehl du deine Wege' in der That wie ein Kind in die treue Leitung des himmlischen Vaters übergibt, steht er in diesem Liede wie ein Held, der auf einer sicheren Veste die Siegesfahne schwingt." (Greiner, Schulliederschatz.) Langbecker sagt mit Recht: „Dieses Heldenlied Gerhardts ist würdig, dem Liede Luthers: ‚Ein feste Burg ist unser Gott' an die Seite gestellt zu werden. Es spricht sich darin ein Glaube aus, der unter schweren, innern und äußern Drangsalen sich bewährt und sein Haupt freudig emporrichtet."

Gerhardt legt hier sein innerstes Gefühl dar und hat sichtlich seine eigenen Lebensverhältnisse dabei im Auge. — Manche meinten wohl, Gerhardt beziehe sich hier auf seine Amtsentsetzung, die im Jahr 1666 geschah. Allein das Lied erschien im Jahr 1653, als Gerhardt noch Probst zu Mittenwalde war, und der Ton desselben ist nicht der eines vom Amt Entsetzten. Es ist darum auch nicht mit Bezug auf die Zeit gedichtet, da der „große Kurfürst" Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Gerhardts Landesherr, den lutherischen Geistlichen Berlins und dem ganzen Kirchenministerium durch ein Schreiben des Oberpräsidenten Otto von Schwerin im Jahre 1663 seinen Zorn und Ungnade, sowie strenge Maßregeln androhen ließ, falls sie nicht dem Verbot, hinfort noch etwas gegen die Reformirten auf der Kanzel vorzubringen, durch Namensunterschrift sich fügen würden. Man hat hierauf die Worte in V. 13 deuten wollen: „Kein Zorn des großen Fürsten soll mir zur Hindrung sein." Allein der Grundtext lautet hier in der That: „Kein Zorn der großen Fürsten." Die Worte können also nicht nur, sondern sie müssen nach Römer 8, 38 auf die „Fürsten und Gewaltigen, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen" (Eph. 6, 12), welche Fürstenthümer und Gewaltige Christus ausgezogen hat (Kol. 2, 15), bezogen werden. — Allerdings ist der Ausdruck hernach vom Volke, das mit großer Liebe an Gerhardt hieng, auf den „großen Kurfürsten" gedeutet worden, und Gerhardt hat bewiesen, daß ein Mann, der den Fürsten dieser Welt nicht fürchtet, sich in Sachen des Gewissens auch nicht vor dem „großen Kurfürsten" scheuete.

Das Lied trägt die Parole der lutherischen Kirche mit Paulo: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Man denke an Philippus Melanchthons letzte Worte. Als er, durch die mancherlei Streitigkeiten nach Luthers Heimgang und durch so viele bittere und schwere Erfahrungen aufgerieben, am 19. April 1560 am Sterben lag, richtete er sich auf seinem Todtenbette noch einmal auf und rief: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Als man ihn hierauf fragte, ob er etwas begehre, erwiderte er: „nichts, als den Himmel!" und gab seinen Geist auf. — In diesem Geist ist es als „Christliches Trost- und Freudenlied" überschrieben worden, und hat schon vielen Bekümmerten zu Herzen geredet und sie mit neuem Muth gestärkt im Glaubenskampfe.

Vers 1. Bei den heftigen Kämpfen um Sebastopol wurde in der Nacht des fünfzehnten August 1855 ein junger Lievländer von der Kugel ereilt. Der liebenswürdige Baron Alexander entfaltete auf seinem Lager, an welches ihn seine Wunde lange gebannt hielt, eine solche edle Geduld und Freundlichkeit, daß sein Seelsorger im französischen Lager, Max Reichardt, eine herzliche Freude an ihm haben konnte. Es war vier Wochen hernach, daß er wie ein Kind sich des Liedes freute:

Ist Gott für mich, so trete
gleich alles wider mich!
So oft ich ruf und bete
weicht alles hinter sich.

Hab ich das Haupt zum Freunde
und bin geliebt bei Gott,
was kann mir thun der Feinde
und Widersacher Rott?

Das ist mein Lieblingslied! rief er. Hören Sie nur, wie gut ich es kann! Und so mußte es der Seelsorger ihm durch alle Strophen hindurch abhören und dann noch einmal mit ihm singen. Er konnte sich nicht satt hören an der herrlichen Melodie und an dem glaubensvollen Inhalt des Lieds. An demselben Abend erzählte er zwei Bewahrungen Gottes, die er erfahren, und freute sich unaussprechlich auf das Ende dieser dritten und seine Heimkehr ins Elternhaus auf der Insel Oesel. Allein ein paar Tage darnach hatte der Herr unversehens eine andere Heimfahrt beschlossen. Eine Blutvergiftung raffte ihn plötzlich hinweg, und am 16. Sonntag nach Trinitatis, wo es heißt: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“ legten sie den wackern Jüngling zur Erde.

Vers 3 ist ein besonders kräftiger Ton in diesem Glaubensliede.

Als am 9. Juli 1819 der Grundstein zum Betsale in Kornthal gelegt wurde, wobei Vorsteher Hoffmann mit einer Rede begann und der alte Pfarrer Flattich von Münchingen mit einem Gebet schloß, sang man, während die Collegialmitglieder am Grundstein vorüberzogen:

Der Grund, darauf ich gründe,
ist Christus und sein Blut;
Das machet, daß ich finde
das ewig wahre Gut.

An mir und meinem Leben
ist nichts auf dieser Erd:
was Christus mir gegeben,
das ist der Liebe werth.

Was hier mehr im Gleichniß geschah, wurde oft genug unmittelbar auf die Kirche und die glaubigen Seelen angewendet. — Mit den zwei ersten Zeilen kündigte der selige Ludwig Hofacker, der durch sein Predigtbuch noch predigt in der Kraft des Geistes, als Pfarrer zu Rielingshausen bei Marbach 1828 seiner Gemeinde an, wessen sie sich bei ihm zu versehen haben, und in welchem Sinn und Geist er das heilige Amt unter ihnen führen werde. Denn am Schluß seines Lebenslaufes rief er ihr ernst und feierlich zu: „Der Grund, auf den ich gründe, ist Christus und sein Blut. Diesen Grund verkündige ich auch, und will ihn verkündigen!“

In Berlin lebte am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der Nachtwächter Christian Mende. Der war ein wahres Muster seines Standes und versah 25 Jahre lang seinen Dienst mit solcher Vorliebe und solchem Eifer, daß er oftmals sagte: „Es ist die herrlichste Profession, ein Nachtwächter zu sein. Am Tage schlafe ich oder arbeite auf meinem Handwerk, und die ganze Nacht bin ich mit meinem Herrn allein.“ Dabei war er ein lebendiges Gesangbuch und sang bei seinen Wächterrufen die schönsten und kräftigsten alten Kirchenlieder auf so erbauliche Weise und aus dem innersten Herzensgrund, daß er vielen Leuten zu großem Segen ward, denn er wählte dabei seine Liederverse gar geschickt und weise aus, wie sie ihm für jedes einzelne Haus am tauglichsten schienen, und munterte dadurch Arme und Bedrängte auf, mahnte zur Buße, tröstete Kranke und warnte solche, die auf schlechten Wegen giengen. Nun hatte er einmal erfahren, daß in einem Hause, bei einem sonst redlichen Christen, einem Schuhmacher, sich ein Separatist oder Schwarmgeist eingeschlichen habe, welcher auf eine besondere Heiligkeit durch

Fasten drang und dabei von der Kirche abmahnte, weil die vom Staate angestellten Prediger lauter Weltdiener und Baalspfaffen seien. Da der Mann seine Besuche in des Schuhmachers Haus spät Abends machte und auch die Gesellen des Schuhmachers zu Zuhörern hatte, so erschien Mende Abends zehn Uhr, um die Stunde vor diesem Hause abzurufen, und nachdem er dies gethan, sang er mit etwas erhöhter Stimme den Vers: „Der Grund, darauf ich gründe, ist Christus und sein Blut.“ Diese Worte, auf so ungewöhnliche Weise vernommen, machten auf den Schuhmacher einen merkwürdigen Eindruck. Er fühlte das ganze Gewicht des apostolischen Bekenntnisses: 1 Kor. 3, 11. In dem Gesange des Nachtwächters sah er eine deutliche Hinweisung auf dieses Gotteswort und verabschiedete den Separatisten, und die mit ihm gekommen waren, mit den einfachen Worten: „Ich will mit den Meinen bei diesem Grunde bleiben, bis der Glaube in Schauen verwandelt wird, und keinen andern Meister weder suchen, noch annehmen.“ (Christenbote. 1843.)

Der Schluß des Verses ist die Summe evangelischen Glaubens gegenüber rationalistischem Verstandes- und Gerechtigkeitsstolze. Darum sagte der ehrwürdige Woltersdorf in Berlin gegenüber den Gesangbüchern, welche den edlen Wein der Kernlieder verwässerten: „Wenn ich von der Nichtigkeit aller menschlichen Gerechtigkeit und von der glaubigen Zueignung der Gerechtigkeit Christi nicht mehr singen soll: ‚An mir und meinem Leben‘, und hingegen angewiesen werde, es dem Herrn Jesu vorzusagen: ‚Des Lebens Unschuld ist mein Ehrenkleid‘, dann pocht mir mein evangelisches Herz und ich fühle: hier fehlt etwas, was ich vorher hatte, und ich verlange: gebt mirs wieder!“

Vers 10 klingt an den Schluß von Psalm 73 an:

Da ist mein Theil und Erbe
mir prächtig zugericht;
Wenn ich gleich fall und sterbe,
fällt doch mein Himmel nicht.

Muß ich auch gleich hier feuchten
mit Thränen meine Zeit,
mein Jesus und sein Leuchten
durchsüßet alles Leid.

Hengstenberg wandte das Wort einmal in banger Zeit auf die Verhältnisse an: „Wenn nur Er das Feld behält, so mag fallen, was nicht bleiben kann, so mögen auch wir selbst mitgerafft werden. ‚Wenn ich gleich fall und sterbe, fällt doch mein Himmel nicht!‘ Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist doch du, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“

Vers 13 wurde ein Trost für eine Bauernfrau, die sich die Füße jämmerlich verbrannt hatte. Als sie die entsetzlichsten Schmerzen über dem Abschneiden des verbrannten Fleisches ohne Weinen und Schreien mit größter Gemüthsruhe ertrug, bekannte sie, wenn sie in gesunden Tagen die Worte:

Kein Brennen, Hauen, Stechen
soll trennen mich und dich —

gesungen, habe sie immer die Achseln gezuckt und gedacht: „das kannst du nicht singen und sagen, so weit bist du im Glauben nicht gekommen!“ Aber jetzt, da so viel von ihrem Leibe geschnitten

werde, dürfe sie erfahren, wie der Herr mit seinem Wort und Geist stärken könne, auch solche Leiden auszustehen.

Der letzte Vers (15) ist schon mancher glaubigen Seele zum Triumph- und Schwanengesang in der Todesstunde geworden. So berichtete bei der Ravensberger Predigerconferenz zu Herford im Juni 1844 Pastor Kunsemüller von den letzten Tagen des Consistorialrath Weibezahn, sein Krankenlager sei eine Erquickung vor dem Angesichte des Herrn gewesen, daß Leib und Seele sich freuten in dem lebendigen Gott, und diese Freude habe er oft mit den Worten dieses Verses ausgedrückt: „Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein.“ (Evang. Kirchenzeitung. 1844.)

Als ein Frühvollendeter schied 1864 Professor Auberlen in Basel aus dieser Zeit. Dieser hochbegabte und feingebildete Zeuge der Wahrheit mußte eine gesegnete Wirksamkeit, eine Summe von Entwürfen und ein liebliches Familienleben frühe in den Tod geben. Am 2. Mai, wenige Stunden vor seinem Tode, sagte ein Freund zu ihm: „Die Jünger Christi gehen Christi Weg, zuerst Tod und Grab, dann Auferstehung und Himmelfahrt.“ Da antwortete er: „Von Todesfurcht weiß ich, Gott sei Dank, nichts und kann mit Paulus Gerhardt sagen: ‚Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich.‘“ In derselben Nacht, seiner letzten auf Erden, sagte er: „Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein — —“. Sanft erlosch er bald darauf wie ein Lichtlein.

Aber auch im Leben, nicht erst in der Leidensnacht, glänzt der Stern dieses Verses. Amalie Sieveking in Hamburg, die reichgesegnete Schaffnerin der Liebe Christi, sagt in ihrem einundvierzigsten Lebensjahre von sich: „In gewissem Sinne kann ich wohl sagen, daß ich niemals jung gewesen bin; aber jetzt, da ich das eigentliche Element meines Lebens gefunden, fühle ich eine solche Frische und Schwungkraft in mir, daß ich fast rühmen möchte, ich werde auch niemals alt werden. Zur Losung meines Lebens möchte ich jetzt den Gerhardtschen Vers machen, der mich schon vor vielen Jahren an einem Weihnachtsfeste mit einer fast wunderbaren Gewalt ergriff und mein Innerstes durchdrang:

Mein Herze geht in Sprüngen
und kann nicht traurig sein;
Ist voller Freud und Singen,
sieht lauter Sonnenschein.

Die Sonne, die mir lachet,
ist mein Herr Jesus Christ;
das, was mich singen machet,
ist, was im Himmel ist.“

Diese Glaubensfröhlichkeit bewahrte ihr das frische Jugendgefühl bis in die Zeit, da die Krankheit zum Tode 1858 sich einstellte.

In der gehaltvollen Liedersammlung von Eleonore, Fürstin Reuß geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode: „Gesammelte Blätter von El. Berlin 1867.“ steht vorn als Motto das Wort: „Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ; Das, was mich singen machet, ist, was im Himmel ist.“ Fürwahr, eine herrliche Losung für ein christliches Liederbuch, wo überall „Sonnenwende“ gesät sein muß, wie Hippel von Gerhardts Liedern sagt.

Von einem wackeren Berliner, dem Maurer Baurath, der später eine Kleinkinderbewahranstalt leitete, erzählt ein Bericht: Die Stun-

den, in welchen es ihm vergönnt war, sich mit dem Worte Gottes zu beschäftigen und von Christo und seiner Gnade zu reden, galten ihm als die schönsten seines Lebens. Da strahlte sein Angesicht, da jubelte seine Seele, da glänzten Freudenthränen in seinen Augen, und Herz und Mund giengen in Lobgesang über. An ihm konnte man recht sehen, daß wahres lebendiges Christenthum nicht finstere und gedrückte, sondern fröhliche und getroste Menschen macht. Manchmal legte sich im Umgang mit ihm unwillkürlich der Gedanke nahe: der Mann ist eine leibhaftige Illustration zu Paul Gerhardts Vers: „Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein —".

Melodie: Valet will ich dir geben.

144. Weicht ihr Berge, fallt ihr Hügel.

Aus Benjamin Schmolcks, Hauptpastors zu Schweidnitz (1672—1737, vgl. 5, 462 ff.), „Schönen Kleidern für einen betrübten Geist. Breslau 1723." mit der Überschrift: „Der feste Grund. Jesajah 54, 10."

Es ist in der That ein herrlicher Nachklang des Gerhardtschen: „Ist Gott für mich, so trete"; schon der erste Vers athmet tapferen Glaubensmuth:

> Weicht ihr Berge, fallt ihr Hügel,
> brechet alle Felsen ein!
> Gottes Gnade hat das Siegel,
> sie will unverändert sein.
> Laßt die Welt zu Trümmern gehn:
> Gottes Gnade wird bestehn.

Diesem Ton des Lieds entspricht sofort auch die Melodie. Dieselbe: c d e c e fis g g ist aus Joachim Neanders Bundesliedern 1679 genommen, wo sie für sein Lied: „Unser Herrscher, unser König Psalm 8, 2" wohl von ihm selbst erfunden ist. Diese hat einen so frischen freudigen Klang, als wäre sie für die Schmolckschen Gedanken zubereitet.

Neander ist auf den Gedanken des Lieds von Schmolck besonders fest gestanden. Sein Wahlspruch, welchen er unter sein Bild setzte, lautete: ἀκίνητος ἐν Χριστῷ „unbeweglich in Christo Jesu"; was dem letzten Verse sich vergleichen läßt:

> Nun so soll mein ganz Vertrauen
> ankerfest auf ihm beruhn;
> Felsen will ich auf ihn bauen,
> was er sagt, das wird er thun.
> Erd und Himmel kann vergehn,
> sein Bund bleibet feste stehn.

Und als Neander auf seinem letzten Lager „des Eliaswagens seines Vaters" harrete, am Pfingstmontag 1660, sagte er noch: „Es gehet meiner Seele wohl. ‚Berge sollen weichen und Hügel hinfallen, aber Gottes Gnade wird nicht von mir weichen und der Bund seines Friedens nicht hinfallen.'"

Einen schönen Nachklang hat dann unser Lied gefunden in dem Gesang von Württembergs Schmolck und Neander: Philipp Friedrich Hiller 1767, dessen erster Vers lautet:

> Weicht, ihr Berge, fallt, ihr Hügel,
> Gottes Gnade weicht mir nicht;
> Und der Friede hat dies Siegel,
> daß Gott seinen Bund nicht bricht.
> Dieses macht mich unverzagt,
> weil es mein Erbarmer sagt.

„Welch ein Trost!“ setzt Hiller oben hin. Gewiß; denn die sich an ihn halten, dürfen einst nicht rufen: „Ihr Berge, fallet über uns, und ihr Hügel, decket uns!“

145. Gott ist getreu! er selbst hats oft bezeuget.

Von Johannes Muthmann (1685—1747, vgl. 4, 460 ff.) als Hofdiakonus in Saalfeld gedichtet, und erschienen in einem Büchlein „Einige Scherflein zum Heiligthum. Magdeburg 1738.“ über sein Symbolum: Gott ist getreu.

Es war schon im Jahr 1713, da träumte ihm, während er Pfarrer in Teschen (östreichisch Oberschlesien), war und sich verlobt hatte, es gebe ihm jemand ein schwarz gebundenes Buch, welches drei Kapitel enthielt: das erste handelte vom Glück des Menschen, das zweite von ihrem Unglück und das dritte von dem göttlichen Trost im Unglück. Über dem letzten Kapitel stand folgender Vers, den er nirgends gelesen zu haben sich entsinnen konnte:

> Hat dich schon dein lieber Gott
> was verlassen in der Noth,
> So bleibt er dir doch getreu
> und macht von der Noth dich frei.

Das wurde von da an nicht bloß das Thema seiner bewegten Verlobungsgeschichte, sondern auch seines ganzen Lebenslaufs, wie dieses Lieds. Er bezeugt, er habe so viele Zeugnisse von der Treue Gottes erlebt, daß davon ein erwecklicher Traktat geschrieben werden könnte; und schrieb denn auch ein besonderes Büchlein mit dem Titel: „Die göttliche Treue, aus vieljähriger eigener persönlicher Erfahrung bemerkt und in einigen geringen Zeugnissen erwogen. Saalfeld 1740.“ Es ist demnach unser Lied völlig aus eigenster Erfahrung des Sängers geflossen, und klingt darum auch noch heute an vielen Herzen volltönend an.

Der erste Vers hat seine Kraft erprobt an der Seele des Bürgermeisters Hoffmann von Leonberg, spätern Gründers und Vorstehers von Kornthal in Württemberg (1771—1846), dem Vater des Generalsuperintendenten Wilhelm Hoffmann in Berlin. Während derselbe noch im Stande der Unentschiedenheit war, zwar spürte, daß es anders mit ihm werden müsse und er auch gern anders geworden wäre, aber noch kein rechtes Vertrauen zum Herrn fassen und sich ihm noch nicht ganz hingeben konnte, kam Pfarrer Machtholf von Möttlingen zu ihm auf Besuch. Als ihm Hoffmann auf seinem Heimweg das Geleite gab und über seinen Herzenszustand

mit ihm sprach, gab ihm dieser, die Hand auf seine Achsel legend, freundlich die Worte zur Mahnung:

> Gott ist getreu! Er selbst hats oft bezeuget;
> hier ist Sein Wort, das gilt doch ewiglich.
> Er hat zu mir sein Vaterherz geneiget;
> fest glaub ich es: niemals verläßt er mich.
> An meiner Treu ermangelt mancherlei!
> das wußte, der mit mir den Bund gemacht
> und der mein Elend pünktlich überdacht,
> und schenkt mir doch das Wort: Gott ist getreu!

Die faßten alsbald Hoffmanns Herz im innersten Grunde mit wunderbarer Kraft, also daß es bei ihm nun mit einemmale zur völligen Entscheidung kam. In seinen alten Tagen noch erzählte er den Eindruck dieses Verses, besonders der Worte: „An meiner Treu ermangelt mancherlei, — und schenkt mir doch das Wort: Gott ist getreu“, voll tiefer Rührung, und die Thränen liefen ihm dabei aus den Augen, die voll Dankes aufschauten zu der Treue Gottes, welche er nun selbst auch reichlich zu erfahren hatte, besonders in der Gründung und dem Gedeihen der Gemeinde zu Kornthal. (Mündliche Nachrichten.)

Zu Vers 5. Es gibt eine Reihe von Stellen, welche nirgends so sehr wie einer Strafanstalt ihre Anwendung finden. So schreibt ein Seelsorger: „Heute ist mir in der Besprechung mit meinen Gefangenen besonders wichtig geworden Muthmanns Wort:

> Selbst mein Gefühl, daß ich so elend sei,
> und meine Furcht vorm Rückfall wirket er;
> nur daß er brünstiger mich beten lehr —

Wer weiß, wie sehr unsern Gefangenen der Rückfall ins Wachs gedrückt wird und wie sich dieselben zum Theil davor fürchten, der begreift, wie diese Stelle in ihrem Herzen anklingt. Aber nicht bloß in Bezug auf die Strafzulage gilt jene Stelle, denn dies wäre das Außerlichste; sondern es geht auch die Sorge bei manchen tiefer hinein. Sie fürchten sich vor sich selbst, indem sie sich vor dem Rückfall fürchten; denn sie können sich selbst nichts Gutes zutrauen und müssen darum erfahren, was in einem andern Liede steht:

> Recht beharren ist das Beste:
> Rückfall ist ein böser Gast.“

Vers 6. Es war am 10. Mai 1813, wo bereits der Jammer des russischen Feldzugs überall bekannt war und sich nun erst über Deutschland die verhängnißvollsten Wetterwolken zusammenzogen, daß der selige Blumhardt von Basel, damals junger Pfarrer in Bürg bei Neuenstadt, von Kummer und Sorge ums Vaterland ganz übernommen ward und nach Trost und Hilfe aus tiefer Seele zu Gott rief. Eigene innere Seelennoth, der Jammer so vieler Tausende in der Nähe und Ferne, beunruhigende Gedanken über den Zerfall der Kirche Christi, stimmten ihn tief herunter; und er entschloß sich, mit seinen Schulkindern eine Betstunde in der Kirche zu halten, um mit ihnen dem Herrn alles Elend seines Herzens, seiner

Gemeinde und der ganzen Menschheit vorzutragen. Da war es für ihn eine köstliche Erfahrung, als die Kinder beim Eintritt ins Kirchlein von freien Stücken und mit heiterer Stimme den Vers anhoben:

Gott ist getreu! Will mich schon Trägheit quälen,
er trägt, er treibt, er schenkt mir neue Kraft;
Gott ist getreu! Will mir der Glaube fehlen,
läßt Er sein Werk doch nicht, der alles schafft.
Gott ist getreu! Ob Kirch und Polizei
und eigne Noth mich und viel andre kränkt,
kenn ich doch den, der alles weislich lenkt,
der mich auch kennt und liebt: Gott ist getreu!

So sangen sie auch noch den letzten der Verse. Das war so recht auf seinen Herzenszustand passend und ihm aus der Seele gesungen. Die Last war auf einmal von seinem Herzen weg, und er weinte Thränen der Freude über die ihm aufs neue trostreich und köstlich gewordene Treue seines Herrn, dem er eigene und fremde Noth getrost überlassen durfte. (Ostertag, Entstehung der Basler Mission.)

Auch der letzte Vers (7), welcher nicht die Treue in Vergangenheit oder Gegenwart rühmt, sondern für die Zukunft sich erbittet, sollte Muthmanns persönliche Erfahrung werden. Er heißt:

Gott ist getreu! ach drücke die drei Worte,
dreieinger Gott, doch tief in meinen Sinn,
Mit welchen ich dann wohl an jedem Orte
auf jeden Fall in dir gewappnet bin.
Es werde deine Treu mir stündlich neu!
nur laß auch mich dir immer treuer sein,
bis ich vollendet einst vor dir erschein
und ewig rühmen kann: Gott ist getreu.

Er wollte mit dem lebendigen Gefühl der Treue Gottes an jedem Ort, auf jeden Fall gewappnet sein; und so war er es auch, als er bei einer Kirchenvisitation im Gotteshaus vom Schlag getroffen niedersank. Dem bösen schnellen Tod konnte er nur noch das Wörtlein „Ruhe" entgegenstellen und gieng zur Ruhe ein durch die Treue seines Herrn.

Melodie: So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen.

146. Gott ist getreu! sein Herz, sein Vaterherz.

Aus Ehrenfried Liebichs (1713—80, vgl. 6, 391 ff.), Pfarrers zu Lomnitz und Erdmannsdorf in Schlesien, „Geistlichen Liedern und Oden. Hirschberg 1768." mit der Ueberschrift: „Der getreue Gott. 1 Kor. 10, 13."

Gar viele Seelen sind durch dieses köstliche Lied, welches auch das Lieblingslied des am 24. Oktober 1837 heimgegangenen Dr. Johann Christian Friedrich Steudel, Professors der Theologie zu Tübingen, gewesen ist, erquickt und getröstet worden. Es ist dadurch dem Dichter sein über seine Lieder ausgesprochener Wunsch reichlich in Erfüllung gegangen: „Sollte einer seiner Geringsten daraus erbauet, zum Glauben an den Herrn erwecket, im Glauben gestärket,

in der Liebe zu ihm brünstiger und zum Fortfahren in der Heiligung ermuntert werden, o wie demüthig wollte ich ausrufen: „Herr, ich bin viel zu geringe!‘ O wie freudig wollte ich ihm dort in der Ewigkeit in den Chören derer danken, die das Lied des Lammes ewig singen!“

Im August 1870 hielt eine Abtheilung Württemberger, auf dem Marsch von Wörth ins innere Frankreich begriffen, bei Rozieres, westlich von Toul, einen Feldgottesdienst. Weil gerade kein Musikkorps zugegen war, requirirte der Feldprediger Köstlin ein Harmonium aus dem Schulhause und stellte es unter einem Baum auf; als er aber darauf spielen wollte, zeigte es sich als ganz unbrauchbar. Jetzt sang man ohne das. Der Feldprediger mit seinem Kollegen stimmte das wohlbekannte Lied an: „Gott ist getreu!“ und die Versammelten fielen in vollem Chore ein. Man sang das Lied vom ersten bis zum letzten Vers; und es klang über Erwarten schön. Die Franzosen, welche zusahen und welchen solch ein kraftvoller, langsam strömender Gesang ganz neu war, falteten unwillkürlich die Hände. (Greiner, Schulliederschatz.) Es war ja voller Grund in jenen Tagen, wo der große Gott dem deutschen Volke über Bitten und Verstehen einen Sieg um den andern gegeben hatte, mit Liebich zu singen:

> Gott ist getreu! Sein Herz, sein Vaterherz
> ist voller Redlichkeit.
> Gott ist getreu bei Wohlsein und bei Schmerz,
> in gut und böser Zeit.
> Weicht, Berge, weicht! fallt hin, ihr Hügel!
> mein Glaubensgrund hat dieses Siegel:
> Gott ist getreu.

Im Tauberthale begegnete einst eine arme Witwe mit naß geweinten Augen und Wangen einem Prediger. Als dieser sie fragte, warum sie denn so heftig weine, antwortete sie ihm, sie habe in ihrer großen Noth gemeint, sie sei von Gott und Menschen verlassen, und habe sich deßhalb in die Tauber stürzen und ersäufen wollen. Da habe sie aber aus der Ferne das Lied: „Gott ist und bleibt getreu!“ singen hören, worüber es ihr, als wie ein Wolkenbruch, aufs Herz gefallen und als ein Bach voll Thränen nach den Augen und Wangen gelaufen sei, daß sie die verzweiflungsvolle That nicht habe vollbringen können. Dieses Liedes Schluß aber lautete so:

> Gott ist und bleibt getreu:
> laß alle Wetter krachen;
> Gott wird der Trübsal doch
> ein solches Ende machen,
> Daß alles Kreuz und Noth
> dir ewig nützlich sei;
> so liebt der Höchste dich:
> Gott ist und bleibt getreu.

Die Melodie g a a h ist keine Stamm-Melodie, sondern eine von Johann Rudolph Ahle, dem Bürgermeister und Organisten in der sangberühmten thüringischen Reichsstadt Mühlhausen, ursprünglich für den Kunstgesang gefertigte concertmäßige Arie auf das bekannte Sterbelied von Franz Joachim Burmeister in Lüneburg:

Es ist genug; so nimm, Herr, meinen Geist
zu Zions Geistern hin,
Lös auf das Band, das allgemälig reißt,
befreie diesen Sinn,
Der sich nach seinem Gotte sehnet,
der täglich klagt und nächtlich thränet:
Es ist genug!

Diese Arie steht als der neunte Satz in dem „dritten Zehn neuer geistlicher Arien“ 1662. Es ist ursprünglich ein herrlicher sechsstimmiger Tonsatz, der von Ahle sehr sinnig behandelt ist und zu seinen einfachsten und besten gehört. Zuerst tragen die vier höhern Stimmen die Worte: „Es ist genug — Zions Geistern hin“ vor, dann singen die drei tiefern Stimmen in gleicher Melodie die zweite Hälfte des Aufgesangs: „Lös auf das Band — befreie diesen Sinn.“ Hierauf singen die drei höhern Stimmen die Worte des Abgesangs: „Der sich nach seinem Gotte sehnet“ und dann in gleicher Weise die drei tiefern Stimmen die Worte: „Der täglich klagt und nächtlich thränet“; endlich schließt ein voller sechsstimmiger Gesang aller Stimmen mit der letzten kurzen Zeile: „Es ist genug“, die zuerst voll und kräftig gesungen und dann sanft repetirt wird. Obwohl dies alles kunstmäßig geordnet ist, erscheint doch die Melodie, welche in der jedesmaligen Oberstimme liegt, in so faßlicher Gestalt und ist so ansprechend, daß sie leicht im Gemeindegesang heimisch werden konnte und auch bald in denselben übergieng. Aus der concertmäßigen Arie bildete sich durch einige Überarbeitung die Choral-Melodie für den Gemeindegesang. Als solcher begegnen wir ihr im Freylinghausenschen Gesangbuch 1714 bei dem Liede: „Ich habe gnug, mein Herr ist Jesus Christ“, und in manchen andern Choralbüchern, nur daß der Anfang des Originals, der einen sehr eigenthümlichen schwierigen Ausdruck hat, verschieden überarbeitet ist. In Württemberg ist durch das Knechtsche Choralbuch 1798 die aus der Ahleschen Arie entstandene Choral-Melodie in einer Überarbeitung vom Jahr 1726 eingeführt, bei deren nunmehriger Harmonisirung im neuesten Choralbuch Palmer mit Recht auf die schöne Stimmführung im zweiten Theil aufmerksam macht, wo derselbe Gesang, der zuerst im Tenor erklingt, nachher vom Alt aufgenommen wird.

147. Auf Gott und nicht auf meinen Rath.

Aus Gellerts (1715—69, vgl. 6, 263 ff.) geistlichen Oden und Liedern 1757, wo es den Titel hat: „Vertrauen auf Gottes Vorsehung.“

Zu vergleichen ist mit diesem Liede die 21. moralische Vorlesung Gellerts (3. Abth.), in welcher er ganz so wie hier „das lebendige Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und die Ergebung in alle ihre Schickungen“ empfiehlt und dem Christen als Glaubenssprache die auch dieses Lied durchziehenden Schriftworte Ps. 73, 25. 26. 91, 7. 9. 46, 3. Hiob 1, 21. Röm. 8, 38. 39. vorschreibt.

Der Grundton des Liedes ist Assaphs Rede: „Du leitest mich nach deinem Rath und nimmst mich endlich mit Ehren an.“ Ps. 73, 24.

Als Ziethen (1699—1786), der berühmte, tapfere Husarengeneral Friedrichs des Großen von Preußen, von diesem einst wegen seiner Frömmigkeit verspottet wurde, gab er ihm zur Antwort: „Es hat den Kriegern Eurer Majestät noch nie Schaden gebracht, wenn ich an der Spitze meiner Reiter mit dem lautschallenden Liede: ‚Auf Gott und nicht auf meinen Rath!‘ in die Feinde meines Königs eingehauen habe!“ — Es ist ja ein treffendes Wort für Heldenherzen und Heldenthaten aus dem Munde eines so sanften Dichters:

> Auf Gott und nicht auf meinen Rath
> will ich mein Glück stets bauen
> Und dem, der mich erschaffen hat,
> mit ganzer Seele trauen.
> Er, der die Welt
> allmächtig hält,
> wird mich in meinen Tagen
> als Gott und Vater tragen.

Einst lag Ziethen mit seinem König auf dem Strohlager einer Schanze. Als dieser nun in völliger Muthlosigkeit alles verloren geben wollte, sagte er zu ihm: „Ich bin gewiß, daß alles noch gut gehen und einen ehrenvollen Ausgang nehmen wird.“ Der König erwiderte etwas spöttisch: „Hat Er sich etwa einen neuen Alliirten verschafft?“ — „Nein, nur den Alten da oben; aber der verläßt uns nicht.“ — „Aber der thut ja keine Wunder mehr.“ — „Die brauchts auch nicht. Er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken.“ Als sich nun nach einiger Zeit das Kriegsglück wieder zu Gunsten des Königs gewendet, sah sich der gedrungen, zu Ziethen hinzutreten und ihm zu sagen: „Er hat damals doch Recht gehabt, und Sein Alliirter hält Wort.“ (Lebensbeschreibung des Hans Joachim von Ziethen. Berlin 1797.)

Der zweite Vers ist bei Gellert selbst in Uebung gestanden:

> Er sah von aller Ewigkeit,
> wie viel mir nützen würde,
> Bestimmte meine Lebenszeit,
> mein Glück und meine Bürde.
> Was zagt mein Herz?
> ist auch ein Schmerz,
> der zu des Glaubens Ehre
> nicht zu besiegen wäre?

Alle, die sein Leben beschrieben haben, bezeugen, daß er die Schmerzen seines vieljährigen Krankenzustandes mit aller Kraft bekämpft und vor aller Ungeduld sich gehütet habe. — Als Friedrich Mallet das Haus seines Freundes Bleek betrachtete, nachdem dieser das Zeitliche verlassen, rief er aus: „Wie leer ist das Haus, das der Mann und Vater auf immer verlassen!“ Als er aber die Witwe gesehen, fühlte er sich erquickt in der Erfahrung, daß nichts so schwer sei, das ‚zu des Glaubens Ehre‘ nicht zu tragen und zu überwinden wäre, und daß man auf Erden nichts Besseres sehen könne, als eine fromme deutsche Frau.

Zu Vers 6. Pfarrer Hegler in dem württembergischen Dorfe Großingersheim begegnete 1851 einem drei Stunden entfernt wohnenden jungen Schäfer, den er vor drei Jahren mit einer Jungfrau seiner Gemeinde getraut hatte. Auf die Frage nach seinem Befinden erwiderte derselbe: „Ach, Herr Pfarrer! —

Was ist des Lebens Herrlichkeit,
wie bald ist sie verschwunden!

Mit diesen Worten haben Sie vor drei Jahren Ihre Hochzeitrede an uns geschlossen. Wie hab ichs nun erfahren und wie tief ists bei mir eingekehrt!" — „Wie so? was ist Euch denn begegnet? Lebt Ihr vielleicht im Unfrieden oder in Nahrungssorgen?" — „O, das nicht! Aber mein Weib ist mir vor kurzem gestorben. Hören Sie! Ich war seit mehreren Monaten im Oberland bei den Schafen. Endlich konnte ich abkommen, und da ich wußte, daß um diese Zeit meine Frau niederkommen würde, so eilte ich, so viel ich konnte, nach Hause. Nachts Ein Uhr kam ich todtmüde vor meiner Hausthür an; da sah ich eine Laterne vor derselben stehen; darüber erschrack ich nicht wenig, und böse Ahnungen ergriffen mich alsbald. Ich klopfte an: keine Antwort! Stärker und immer stärker pochte ich in meiner Angst, da trat endlich eine Nachbarin ans Fenster ihres Hauses, und als sie mich an der Stimme meines Grußes erkannte, rief sie: ‚Ach Gott, der ists!' Dringend rief ich zu ihr hinauf: ‚was hats denn gegeben?' und vernahm nun die Schreckensnachricht: ‚heute Vormittag wird Dein Weib und Dein Kind begraben!' In den ersten Augenblicken war ich fast sinnlos vor Schmerz und unvermögend, nur Einen Gedanken zu fassen. Da ergriff mich plötzlich die Erinnerung: Hat man dirs nicht bei deiner Copulation gesagt: ‚Was ist des Lebens Herrlichkeit, wie bald ist sie verschwunden?' Aber hat man dir nicht auch das Andere gesagt:

Was ist das Leiden dieser Zeit?
wie bald ists überwunden!
  Hofft auf den Herrn,
er hilft uns gern;
seid fröhlich, ihr Gerechten,
der Herr hilft seinen Knechten!

An diesem Vers hat meine Seele wieder aus unaussprechlicher Pein sich hinaufgewunden." (Mündliche Nachrichten.)

Melodie: Was Gott thut, das ist wohlgethan.

VI. Das gottselige Leben.

148. Dies sind die heilgen zehn Gebot.

Von Dr. Martin Luther (1483—1546, vgl. 1, 230 ff.) in dem Erfurter Enchiridion 1524 als erstes Lied desselben veröffentlicht. Ein echtes Katechismuslied, dem er sofort im Chorgesangbüchlein

ein kürzeres zur Seite stellte: „Mensch, willt du leben seliglich“, und das seine Katechismusauslegung im ganzen nicht erreicht, aber in einzelnen Stellen übertrifft. Es ist von den Freunden der evangelischen Kirche ebenso geliebt und gehegt, als von den Feinden zum Theil angegriffen worden.

Zunächst haben die katholischen Gesangbücher es vielfach, mit geringen Änderungen, aufgenommen. Johann Leisentritt leitet es in seinem Gesangbuch 1567 sehr passend mit der ersten Strophe des kürzeren Liedes ein, welche wir samt der zweiten hier wiedergeben:

Mensch, willt du leben seliglich
und bei Gott bleiben ewiglich,
Sollt du halten die zehn Gebot,
die uns gebeut unser Gott.
Kyrieleis.

Dein Gott allein und Herr bin ich,
kein ander Gott soll irren dich,
Traun soll mir das Herze dein,
mein eigen Reich sollt du sein.
Kyrieleis.

Besonders vortrefflich ist das dritte Gebot in Vers 4:

Du sollt heilgen den siebent Tag,
daß du und dein Haus ruhen mag;
Du sollt von deim Thun lassen ab,
daß Gott sein Werk in dir hab! Kyrieleis.

Philipp Jakob Spener bemerkt dazu: „Die Heiligung des Sonntags im allgemeinen besteht darin, daß dieser Tag von den andern mit ihrer Arbeit abgesondert und einzig der Behandlung des göttlichen Wortes und der göttlichen Arbeit an uns gewidmet werde. Dazu bedarf es auf unserer Seite der Ruhe, damit wir für die göttliche Arbeit empfänglich werden. Das geschieht, wenn die Seele, in der Woche von allerlei Sorg und Mühe umgetrieben, in Gott ruht und dem Einen Nothwendigen sich hingibt: ‚Du sollt von deim Thun lassen ab, daß Gott sein Werk in dir hab!‘ So kehren wir zur Ruhe des Paradieses zurück, los von Müh und Sorge, welche doch nur ein Theil des durch die Sünde eingeführten Fluches sind. Daher man den Sabbat lieber für eine Wohlthat, denn für eine Auflage ansehen soll.“

„Daß Gott sein Werk in dir hab“ gibt nach Schamelius der griechische Poet, Matthäus Gothus, gar schön:

Ἐν σοὶ δ' ἐργάζηται ἄναξ τεὸν ἦτορ ἰαίνων.

„Daß in dir wirke der himmlische König, dein Herze zu heilen.“

Aber ganz besonders unsrem Volke wär dieser Vers wieder zu wünschen, dessen Wohlthat viele so gut nöthig hätten, wie jener Handwerksjunge, welcher Sonntags bei seinem Meister nach der Kirche arbeiten mußte und immer das Lied sang: Dies sind die heilgen zehn Gebot! Als aber der Meister ihn fragte, wie es komme, daß er immer dies Lied singe, antwortete er: Weil darin der Vers steht: „Du sollst heilgen den siebenten Tag.“

Bei Vers 10, welcher das neunte und zehnte Gebot behandelt:

Du sollst deines Nächsten Weib und Haus
begehren nicht, noch etwas draus;
Du sollt ihm wünschen alles gut,
wie dir dein Herz selber thut. Kyrieleis.

sagt Schamelius kurz und fein: „Die Regel ist heilig, nur die Exempel sind rar. Merke Matthäi 7, 12."

In Vers 11 ist nach Pauli Worten der Zweck des Gesetzes: „Durchs Gesetz kommt Erkenntniß der Sünden!" zusammengefaßt:

Die Gebot all uns geben sind,
daß du dein Sünd, o Menschenkind,
Erkennen sollt und lernen wohl,
wie man für Gott leben soll. Kyrieleis.

Das ist ja auch der Sinn aller der „Kyrieleis" oder „Herr, erbarm dich", welche Luther jedem einzelnen Verse angehängt hat; wie denn Caspari in seiner trefflichen Katechismusauslegung, Erlangen 1858, am Schluß jedes Gebots fragt: „Hast du das Gebot vollkommen gehalten?" und die regelmäßige Antwort folgen läßt: „Leider nein!"

Vers 12 ist der viel umstrittene unter den übrigen:

Das helf uns der Herr Jesus Christ,
der unser Mittler worden ist:
Es ist mit unsrem Thun verlorn,
verdienen doch eitel Zorn. Kyrieleis.

Die römischen Widersacher, besonders die Jesuiten, haben die letzten beiden Zeilen unablässig angetastet. Es gibt aus dem Jahre 1660 ein in Prag erschienenes Gesangbuch: Favus mellium, in welchem von den „Sekten" gesagt wird: „Sie singen, klingen viel davon, daß Christus alles hab gethan, des Allerhöchsten Sohn, hab aufgenommen alle Schuld und uns erworben Gnad und Huld. — Daraus soll folgen ihr Gedicht, daß gute Werken gelten nicht für Gottes Angesicht; es sei mit unsrem Thun verlorn, verdienen doch nur lauter Zorn." Ein andrer, Kedd, sagte von unsrem Liede, es sei auf des Teufels Noten lieblich gestellet. Da waren denn die Evangelischen schnell zur Hand: „Es ist vielmehr ganz lieblich und recht nach des heiligen Geistes Noten gesetzet, darin aber Kedd ein schlecht erfahrener Musikus ist; dem vielmehr die Noten des Antichrists wohl klingen, darin es doch ganz verwerfliche Intervalle, lahme Cadenzen, seltsame Quinten und übel klingende Dissonanzen gibt. Denn mit unsrem Thun ists verloren vor Gott." — „Wir singens noch mit freudigem Hall und Schall in unsren Kirchen. Und warum denn nicht? Sagt doch David: Herr, wer wird bestehen? Und Hiob: auf Tausend kann ich Gott nicht eins antworten! Augustinus sagt: Vae hominum vitae, quamvis laudabili, si remota misericordia judicetur. ‚Selbst unsre Gerechtigkeit, wenn sie auch eine wahre ist, um des Ziels des wahren Guten willen, nach dem sie sich richtet, ist doch in diesem armen Leben so, daß sie vielmehr aus Vergebung der Sünden, als aus Vollkommenheit der Tugenden besteht.'"

So kämpften sie um Luthers Worte, die doch St. Pauli und des heiligen Geistes Worte waren. Indessen hielt es der gemeine Mann mit jenem Bergmann in Joachimsthal, von welchem Mathesius erzählt, daß er auf die Frage, wie viele Gebote es gebe, ge-

antwortet habe: elf; und als elftes Gebot bezeichnete er den Vers: „Das hilf uns der Herr Jesus Christ."

Die Melodie, welche Luther seinem Liede zugeeignet hat „auff den thon, In Gottes namen farenn wyr", ist die heitere Volksweise mixolydischer Tonart aus dem zwölften Jahrhundert: g g g g g a h c, für welche das deutsche Lied, manchfach wechselnd, nach einer Handschrift vom Jahr 1422 beginnt:

In gotes namen vare wir,
siner gnaden gere wir.
Nu helfe vns diu gotes kraft
vnd das heilige grab,
da got selber inne lac. Kyrieleis.

Fast zu gleicher Zeit, im zweiten Theil des „Teutsch Kirchenampts 1525", tritt zu Straßburg die dorische Weise hervor: a a g e g f e d, welche sich hauptsächlich in Oberdeutschland und in der Schweiz verbreitet hat und von katholischen Gesangbüchern mit geringen Modifikationen adoptirt wurde.

149. Mir nach, spricht Christus, unser Held.

Von Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius (1624—77, vgl. 4, 3 ff.), gedichtet und erschienen in dessen: „Heilge Seelenlust, fünftes Buch" 1668 mit der Überschrift: „Sie (die Psyche, die Seele) ermahnet zur Nachfolgung Christi."

Es ist ein Meisterstück biblischer Lehrpoesie, in welchem das Wort Jesu Matth. 16, 24. 25. vortrefflich glänzt: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!" — In diesem Grundgedanken spiegeln sich noch andere, z. B.: Ich bin das Licht der Welt! V. 2, Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig! V. 3; aber das Ganze wendet sich immer jenem Gedanken zu, und besonders ist der letzte Vers mit seinem Entschluß ein herrliches Echo des ersten mit seiner Aufforderung. — V. 4 „Ich zeig euch das, was schädlich ist", ist ein zwar unnöthiger, aber doch nicht störender, sondern den Sinn des Herrn ergänzender Zusatz des Freylinghausenschen Gesangbuchs 1704.

Frisch und königlich beginnt sofort der erste Vers:

Mir nach, spricht Christus unser Held,
mir nach, ihr Christen alle!
Verleugnet euch, verlaßt die Welt,
folgt meinem Ruf und Schalle!
Nehmt euer Kreuz und Ungemach
auf euch, folgt meinem Wandel nach!

Dekan Koch, der wackere Begründer dieser Schrift, erzählt von seiner früheren Gemeinde zu Heilbronn am Neckar einen Zug, der die Kraft dieses Liedesanfangs bezeugt. Ein Weltmann, der allsonntäglich nur dem Genuß und Wohlleben nachzuziehen gewohnt war, gieng eines Sonntags Nachmittags an der St. Kilianskirche vorüber, als gerade zum Gottesdienst geläutet wurde. In leicht-

sinnigem Übermuth trat er zur Liedertafel, die an der Kirchthüre gegen die Straße hin aufgehängt war, und rief seinen Begleitern scherzend zu: „ich muß nur auch geschwind sehen, was man da drinnen singt.“ Als er aber das Lied angeschrieben sieht: „Mir nach, spricht Christus, unser Held!“ wird sein Herz wie von einem Pfeil getroffen; und siehe da, er muß Christo nach. Eine geheime Macht, die ihn im Herzen überwältigt, zieht ihn in die Kirche hinein und hält ihn fest, daß er der Predigt zuhört. Das Wort des Lebens aber, das er da verkündigen hört und das schärfer ist, denn kein zweischneidig Schwert, und die Heiligkeit des Ortes, da Gottes Ehre wohnet und da man prediget alle seine Wunder, machen einen solchen Eindruck auf sein Herz, daß er umwandte und seitdem keinen Sonntag mehr fehlte im Hause des Herrn.

Wir erinnern uns bei dem Liede jener Losung von Johannes Arndt, dem Verfasser des „Wahren Christenthums“: „Christus hat viele Diener, aber wenige Nachfolger.“ — In einer Gemeinde des württembergischen Frankenlandes, wo die Sitte besteht, in der Passionszeit die Lektion der Leidensgeschichte mit Liedesantworten zu begleiten und zu bekräftigen, nimmt man bei der Stelle von Simon von Kyrene, wo es heißt: „den zwangen sie und legten das Kreuz auf ihn“, den Schlußvers unsres Lieds:

So laßt uns denn dem lieben Herrn
mit unsrem Kreuz nachgehen,
Und wohlgemuth, getrost und gern
in allen Leiden stehen.
Wer nicht gekämpft, trägt auch die Kron
des ewgen Lebens nicht davon.

Zwar schlägt nun hier der Dichter selbst als Schluß seines Liedes einen andern Reim vor:

Wer nichts will leiden in der Zeit,
muß leiden in der Ewigkeit!

Es kommt dieser Vorschlag daher, daß sein anderes Lied, welches wir sofort betrachten, einen ähnlichen Gedanken wie jenen hat. Allein die Gemeinde wird sich schwerlich von der poetischeren Fassung abbringen lassen.

Melodie: Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt.

150. Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit.

Aus derselben Quelle und von demselben Verfasser, wie das vorige Lied. Der Grundgedanke ist des Apostels Wort: 2 Tim. 2, 3—5., und die Überschrift lautet: „Sie (die Seele) muntert auf zum Streit.“

Zu diesem Lied, das sich im Darmstädter Gesangbuch 1698 mit der noch passenderen Überschrift: Ad arma fideles! findet, macht Bilhuber die treffende Bemerkung: „So nahe sind bei Christen, als guten Streitern Jesu Christi, Streiten und Überwinden mit einander verbunden, daß hier das singende Herz zu beidem zugleich aufbietet und keine Währung von Jahr und Tag dazwischen setzt, wie es oft

in den Kriegen und Streiten großer Herren zu geschehen pflegt. Auf dann, liebe Seele, auf zum Streit! Feinde gibts genug von allen Seiten her, in und außer dir. Der ärgste ist dein eigen böses Fleisch, und wenn dieser nicht mit den übrigen unter der Decke läge, so würden sie nichts wider dich vermögen. Darum nur frisch dran! Der Sieg ist desto größer und herrlicher, je mehr der Feinde sind. Er ist dir aber so gewiß, als hättest du ihn schon in Händen; dann der heilige Geist hat diese genaue Verbindung selbst gemacht: 2 Tim. 2, 5. Die Kampfregel heißt: kämpfe recht, kämpfe beständig; kämpfe unter ernstlichem Gebet, im Glauben, durch Hoffnung und Geduld! Wer so Ernst gebrauchet, erstreitet die Kron."

Das Original, das mit den Worten beginnt: „Auf, auf, o Seel, auf, auf zum Streit" und aus elf Versen besteht, findet sich in den meisten Kirchengesangbüchern in der Überarbeitung, die ihm August Hermann Franke gegeben haben soll, und in der es auch im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 mit Einschaltung des weitern Verses (V. 9) steht: „Wer überwindet, der soll dort in weißen Kleidern gehen."

Der muthige Kampfeston der militia Christi tritt in V. 1—5 besonders im Gleichniß des Kriegsdienstes hervor, und es gehört hieher folgende Geschichte:

Christof Handel zu Dettingen unter Urach, ein Mann nach dem Herzen Gottes, der als achtzigjähriger Simeon am 3. Dezember 1800 starb und jetzt noch in den frommen Kreisen der mittlern Albgegend in gesegnetem Andenken steht, hatte einmal längere Zeit einen kaiserlichen Soldaten bei sich im Quartier. Der äußerte nun unter anderem eines Tags: „Es hat mich noch keine Stunde gereut, daß ich Soldat geworden bin. Wie es Leute geben kann, die mit dem Gedanken ans Desertiren umgehen, ist mir ganz unbegreiflich. Man darf ja nur befolgen, was man einem befiehlt, so hat man es gut. Ich bekomme meinen Sold und meine Montur, wie sichs gehört, und weiter brauche ich nicht. Unser General hat uns gesagt, das Schlimmste, was ein Soldat thun könne, sei, wenn er seinen Posten verlasse, möge ihm auch begegnen, was da wolle. Und so halte ich es denn auch pünktlich überall, wo ich bin." Diese Rede benützte nun Handel als ein Christ, der allezeit Salz bei sich hatte, und sagte ihm den Vers 4:

> Wie schmählich ists, wenn ein Soldat
> dem Feind den Rücken kehret;
> Wie schändlich, wenn er seine Statt
> verläßt und sich nicht wehret;
> Wie spöttlich, wenn er noch mit Fleiß
> aus Zagheit wird dem Feind zum Preis!

Er bemerkte weiter: „Eine solche Anhänglichkeit an unsern himmlischen König sollten wir alle haben und dieselbe redliche Unterwerfung unter seine heilige Gebote und dieselbe glaubige Ausdauer auf dem Posten, dahin uns der Herr gestellt." Dieses Wort wirkte, und aus dem tapfern Soldaten ward ein tapferer Christ. (Christenbote. 1841.)

Das Gleichniß schließt Vers 5 ab mit den derb volksthümlichen Worten:

> Bind an, der Teufel ist bald hin,
> die Welt wird leicht verjaget;
> Das Fleisch muß endlich aus dem Sinn,
> wie sehr dichs immer plaget;
> O ewge Schande, wann ein Held
> vor diesen dreien Buben fällt.

Die zweite Hälfte gibt in Anlehnung an die Sendschreiben der Offenbarung Johannis den Kampfpreis zur Ermunterung an. Vers 6 entspricht der Verheißung für Ephesus und Smyrna, V. 7 Pergamus, V. 8 Thyatira, V. 9 Sardes, V. 10 Philadelphia und V. 11 Laodicea. So daß wir hier eine Dichtung haben, welche ebenso die Ermunterungen jener Sendschreiben ans Herz der Christenheit legt, wie „Fahre fort" es mit den Ermahnungen gethan hat. — Indessen ist ohne Frage eine Verkürzung dieser Verse vom Überwinden, wie dieselbe in den meisten Gesangbüchern vorkommt, für das ganze Lied und seinen Gebrauch in der Gemeinde zweckmäßig und kann den Eindruck des Ganzen nur erhöhen.

Melodie: Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt. — In Preußen wurde für dieses Lied, sowie für „Mir nach, spricht Christus", eine von den Melodieen des Königsberger Kapellmeisters Johann Stobäus benützt: c g e c c c h c, die jetzt noch davon ihren Namen hat und im Freylinghausenschen Gesangbuch 1705 dem Schefflerschen Liede: „Mein Geist frohlocket und mein Sinn" vorangedruckt ist. — Die Weisen des Georg Josephus zu beiden Liedern sind für den Kirchengebrauch ganz untauglich und nirgends in Uebung.

151. Eins ist noth, ach Herr, dies Eine.

Von Johann Heinrich Schröder (1666—99, vgl. 4, 381 ff.) als Pfarrer zu Meseburg im Magdeburgschen 1697 gedichtet und 1697 ins Hallesche geistreiche Gesangbuch, 1698 in das Darmstädter, 1704 in das Freylinghausensche aufgenommen. Es hat die Überschrift: „von der Verleugnung sein selbst und der Welt. Luc. 10, 42."

Dieses zu den Kleinodien des evangelischen Kirchengesangs zu zählende Lied, beliebt beim Volke, wie wenige, ist über den Besuch Jesu bei den Schwestern in Bethanien (Luc. 10, 38—42) gedichtet, und ist darin gezeigt: 1. daß nicht Vieles, sondern nur Eines noth ist zur Seligkeit (V. 1. Luc. 10, 42); 2. wo das Eine zu suchen sei: beim Gottessohn (V. 2. Kol. 2, 9); 3. wie es gefunden werde: in der festen Vereinigung im Glauben mit Christo (V. 3. 4. Joh. 6, 63 ff.); 4. welch reicher Fund damit gethan sei: Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung in Christo (V. 5—9. 1 Kor. 1, 30); 5. wie man darnach redlich und von ganzer Seele verlangen müsse (V. 10. Ps. 139, 23. 24. Phil. 3, 8. 9.).

Es ist für die Volksthümlichkeit des Lieds schon durch den Anfang desselben alles gethan, V. 1:

Eins ist noth! — Ach Herr, dies Eine
lehre mich erkennen doch.
Alles andre, wie's auch scheine,
ist ja nur ein schweres Joch;
Darunter das Herze sich naget und plaget,
und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.
Erlang ich dies Eine, das alles ersetzt,
so werd ich mit Einem in allem ergetzt.

Hier ist der Werth des Einen am Schluß vortrefflich beschrieben; aber nicht minder aus dem Leben gegriffen ist: „Darunter das Herze sich naget und plaget."

Für die einzelne Seele und die Ziele des zeitlichen Lebens gilt Heinrich Müllers Wort in den Erquickstunden: „Viele Menschen sind auf viel Dings bedacht, das doch unnütz ist, und machen uns viel vergeblicher Sorgen. Aber um das Einige, das am nöthigsten ist, bekümmern sich wenige. Mancher sorgt, wie er reich werde, und wäre doch reich genug, so er sich begnügen ließe. 1 Tim. 6, 6. Ein anderer bemüht sich, groß zu werden in der Welt, und wäre groß genug, wenn er sich selbst wüßte zu beherrschen. Sprüche 16, 32. Manchem ists um Glückseligkeit zu thun, die ihm doch nicht entgehen könnte, wenn er so lebte, daß er selig stürbe. Offenb. 14, 13. Ich will mich um das Einige bewerben. Ein gnädiger Gott ist mir Richtschnur genug, an seiner Gnade laß ich mir genügen." — Für die Kirche und in Bezug aufs innere Leben findet sich im Stuttgarter Evangelischen Sonntagsblatt 1872 folgende Bemerkung: „Welch ein großer Gegensatz ist doch zwischen dem inneren Wesen und dem äußeren Gewand unsrer Kirche. Alle Gnadengüter besitzt sie zum herrlichsten Genuß; allen Glanzes entbehrt sie zum Ansehen auf Erden. Wohlan, mag die römische Martha sich behäbig wiegen in einem wohlgebauten Hause; wenn nur die evangelische Maria das einzige Plätzchen findet, welches heiliges Land ist: den Schemel zu Jesu Füßen! Dann wölben sich vielleicht über ihr keine köstlichen Bögen von Münstern und Kathedralen, wohl aber der Schild des Herrn Jesu: Eins ist noth!"

Kraftstellen aus den übrigen Versen, welche, in unsrem christlichen Volke gäng und gäbe, auch in Schriften viel gebraucht werden, sind: „Schwing dich über die Natur!" „Mein Ein und mein Alles, mein seligstes Heil!" V. 2. — „Und wurde ihr Alles in Einem geschenkt." V. 3. — „Was ist wohl, das man nicht in Jesu geneußt!" V. 4. — „Ach wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß, so hab ich der Weisheit vollkommenen Preis." V. 5. — — Besondere Kraftverse aber sind Vers 6 und 9. Der erstere lautet:

Nichts kann ich vor Gott ja bringen,
als nur dich, mein höchstes Gut;
Jesu, es muß mir gelingen
durch dein rosinfarbes Blut.
Die höchste Gerechtigkeit ist mir erworben,
da du bist am Stamme des Kreuzes gestorben.
Die Kleider des Heils ich da habe erlangt,
worinnen mein Glaube in Ewigkeit prangt.

Hier ist Jesajah in das lutherische Kirchenlied gekleidet, ob er nun 61, 10 von Kleidern des Heils redet, mit denen wir durch Gott geschmückt sind, oder ob er die rosinfarbene Sünde 1, 18 durch Gottes Gnadenspruch zu schneeweißer Gerechtigkeit werden sieht. — Ähnlich schwelgt im Frieden der Gnade nach Psalm 23, 1 der neunte Vers: „Volles Gnügen, Fried und Freude."

In dem Dresdener oder Börnerschen, durch Marperger bevorworteten Gesangbuch 1734 finden sich bei diesem Lied erbauliche Anmerkungen von Marperger. Zum letzten Verse: „Drum auch, Jesu, du alleine sollst mein Ein und Alles sein!" wird dort gesagt: „Im Anfang hieß es: ‚Eins ist noth!' Im Beschluß heißt es: ‚Dies Einige, Nothwendige ist, daß ich Christum gewinne', da die Seele alles, was sie gesungen, mit Pauli Vorsatz besiegelt: Phil. 3, 7—9. Ach ja, dies ist die einige Perle, die uns reich macht. Laßt uns alles dran setzen, daß wir sie gewinnen und ewig bewahren mögen. Jesus ist das einige Nothwendige im Glauben, im Leben, im Leiden, im Tode, am jüngsten Gericht und in der seligen Ewigkeit."

Zwei Beispiele von gelungener Besserung in der Form möchten wir nicht unerwähnt lassen. In Vers 3 heißt es: „Wie Maria war beflissen auf des Einigen Genieß, als sie sich zu Jesu Füßen voller Andacht niederließ"; dagegen in neueren Gesangbüchern lesen wir: „Wie dies Eine zu genießen sich Maria dort befließ." Ebenso heißt es in V. 4: „Ob viel auch umkehrten zum größesten Haufen, so will ich dir dennoch in Liebe nachlaufen", und statt dessen in neueren Gesangbüchern: „Ob viele zum größesten Haufen auch fallen, so will ich dir dennoch in Liebe nachwallen."

Zwei Segensspuren unsres Liedes. — Greiner in seinem „Schulliederschatz" berichtet: „Ein junger Prediger, der in seiner Studienzeit zu den Füßen rationalistischer Lehrer, aber nicht des göttlichen Meisters gesessen war, hatte zwölf Jahre lang in einer Gemeinde gewirkt, ohne wahres Leben aus Gott zu besitzen. Eines Tages fiel ihm ein Christusbild in die Augen, welches die bekannte Unterschrift trug: „Das that ich für dich, was thust du für mich?" Das beunruhigte seine Seele aufs tiefste, und er gieng zu einem benachbarten alten Pastor, welcher in Jesu schon lange sein Ein und Alles gefunden hatte, und bat ihn um Rath. Dieser besprach sich freundlich mit dem Gast, las ihm unser Lied vor: „Eins ist noth! ach Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch!" fügte das Gerhardtsche hinzu: „O Jesu Christ, mein schönstes Licht", und betete brünstig mit ihm. Der Prediger wurde anderen Sinnes, durch Gebet und Betrachtung der Schrift gelangte er zu völliger Bekehrung und zeugte auch sofort in seinem Amt mit Freudigkeit von dem, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Schon nach ein paar Monaten starb er; aber er hatte Jesum gewonnen: dies Eine ist noth.

Direktor Georgii aus Düsselthal erzählte beim Congreß für innere Mission in Elberfeld 1851 von einem Jünglinge, der in der dortigen Anstalt gelebt habe und später daselbst gestorben sei; der

sei auf seinem Todtenbett allein durch dieses in seiner Jugend gelernte Lied angeregt worden und zur Erkenntniß des Heils gekommen. (Verhandlungen des 4. Kirchentags. 1851.)

Die Melodie: c c d e f f e e ist von Joachim Neander für sein Lied: „Großer Prophete, mein Herze begehret" in den Bundesliedern 1680 geschaffen und findet sich, dem neuen Versmaß angepaßt, zuerst im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704. Sebastian Bach gibt sie in den Choralgesängen vierstimmig gesetzt. — Noch drei weitere unter sich wesentlich verschiedene Melodieen gibt es zu diesem Liede. Die älteste aus A Moll findet sich im Darmstädter Gesangbuch 1698; die zweite ist von Sebastian Bach und findet sich in dem 1736 durch den Schloßcantor Schemelli zu Zeitz herausgegebenen musikalischen Gesangbuch; die dritte tritt in dem Hirschberger Choralbuch von Christoph Heinrich Laue 1747 hervor. Alle haben den Wechsel des geraden und ungeraden Takts gemeinschaftlich. — Der Wechsel des Taktes ist dem Wechsel des Versmaßes völlig entsprechend. Dem Aufgesang mit seinem trochäischen Versmaß entspricht der gerade Takt, und das Ganze gestaltet sich so gehaltvoll und feierlich. Dem daktylischen Versmaß des Abgesangs entspricht der Trippeltakt, welcher freilich den Eindruck einer Tanzmelodie nicht ganz verleugnet. Obwohl nun die beiden Hälften charakteristisch vorgetragen werden sollten, so wird doch für den Abgesang ein gehaltenes Tempo empfohlen werden müssen, um die Würde des Ganzen zu bewahren.

Eine launige Geschichte knüpft sich an Lied und Weise in folgender Gestalt. — Israel Hartmann, der bekannte spätere Waisenhauslehrer in Ludwigsburg, bewarb sich zuvor nach der Sitte seiner Zeit bei verschiedenen Schulwahlen um das Amt. Da schrieb er einmal einem Gönner im Stuttgarter Consistorium den Brief: „Ich habe mich nun zweimal nach einander bei Schulwahlen examiniren lassen. Das einemal wurde mir das Lied zu singen aufgegeben: ‚Eins ist noth! ach Herr, dies Eine.' Ich sang den ersten Vers; und bin durchgefallen. Diesmal in Laichingen kam dasselbe Lied wieder an mich, und ich sang den letzten: ‚Drum auch, Jesu, du alleine sollst mein Ein und Alles sein!' — Sollte mir dies Lied wieder aufgegeben werden, so würde ich keinen andern Vers singen, als den zweiten: ‚Seele, willst du dieses finden, suchs bei keiner Kreatur!' Denn ich bezeuge Ew. Hochwürden und dem herzoglichen Consistorio, daß wenn ich nicht ohne alles Geschmier und ohne Absicht auf Verheirathung zu einem Dienst erwählt würde, ich für immer keinen Dienst auf diese Art suchen würde." (Basler Sammlungen. 1842.)

152. Jesu, hilf siegen, du Fürste des Lebens.

Von demselben Verfasser und an denselben Orten erschienen, unter der Überschrift: „Vom geistlichen Kampf und Streit." — Der Verfasser war 1696 bei seiner Anstellung als Pfarrer zu Meseburg mit der ihm gleichgesinnten Tranquilla Sophie geb. Wolf in die

Ehe getreten, und obwohl schon nach dreiviertel Jahren der Tod die Gatten von einander schied, erkennt man die Harmonie beider in der Liedergemeinschaft, welche sie pflegten. Sie hatte als geistliche Sängerin nach dem Rhythmus seines Heiligungslieds: „Eins ist noth!" das Jesuslied gesungen: „Treuster Jesu, Ehrenkönig, du mein Schatz und Bräutigam." Darin heißt es am Schluß des vorletzten Verses:

> Es mögen alsdann gleich die Kräfte der Höllen
> mit ihrem Anhange sich wider mich stellen:
> Geist, Macht, Kraft und Stärke legt Jesus mir bei,
> er selber hilft siegen und machet mich frei.

und das Ganze schloß mit der kräftigen Ermunterung:

> Vor allem hebt himmelauf heilige Händ:
> Gott stärk uns; o Jesu, hilf siegen ohn End!

Darauf erscheint nun sein Lied wie eine Antwort in herrlichen Gebetsworten: Jesu, hilf siegen! — Aber auch eine andere Seite ist als gemeinsam zu betrachten: die „Feuerfunken chiliastischen Eiferns um Zions Sieg und Babels Fall" (Koch 4, 382). Wie es in unserem Liede V. 14 heißt: „Laß uns den Untergang Babels einst sehn! Doch wohlan, kracht es, so wird es bald liegen; auf Zion, rüste dich, Jesus hilft siegen!" so singt auch die Gattin: „Auf, ihr Klugen, steht und wachet; schmückt die Lampen: Babel krachet!" Diese Spuren eines gegen das äußere Kirchenthum gerichteten Eiferns sind nicht bloß in der Form, sondern auch im Inhalt verfehlt, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Wittenberger Fakultät das Lied als chiliastisch beanstandete. (Theologische Bedenken wider das Hallesche Gesangbuch. Frankfurt 1716.) Indessen hat doch der gediegene Inhalt diese Schwachheiten überwogen, und die evangelische Kirche das Erbe für die Gemeinde mit Nutzen angetreten.

Dr. Johann Reinhard Hedinger, der jugendliche Hofprediger zu Stuttgart, der dieses Lied in Württemberg durch die Aufnahme in sein Gesangbuch 1700 einführte, ließ am Tage vor seinem Ende den Kapellmeister Schwarzkopf vor sein Sterbebette mit der Harfe treten, daß er ihm einige geistliche Lieder anstimme, die er dann mit dem Herzen mitsänge. Da ließ derselbe das Lied erklingen: Jesu, hilf siegen! und Hedinger war davon so ergriffen, daß er trotz seiner Schwachheit voll Freuden und mit lauter Stimme rief: „Viktoria, Viktoria! der Sieg ist errungen!"

Ein treuverdienter Zeuge des Evangeliums in derselben Stadt mußte in seinem Wirken oftmals erfahren, daß der Herr den Seinen nicht bloß Sieg und Beifall verleiht, sondern zu Zeiten Anfechtung im reichsten Maße zuführt. Als er nun von den gröblichsten Verleumdungen umringt war und unter denselben Tag und Nacht innerlich und äußerlich schwer zu leiden hatte, da kleidete er sein Gebet gerne in die Worte des sechsten Verses und des nachdrücklichen Schlusses:

> Jesu, hilf siegen! damit auch mein Wille
> dir, Herr, sei gänzlich zu eigen geschenkt,

Und ich mich stets in dein Wollen verhülle,
wo sich die Seele zur Ruhe hinlenkt.
Laß mich mir sterben und alle dem Meinen,
daß ich mich zählen kann unter die Deinen!

So wird das eigene Thun mit seinen Mängeln und Anstößen in den Schmelztiegel geworfen und die Gewißheit gewonnen: „Ich bin Gottes, Gott ist mein; wer ist, der uns scheide?"

An den elften Vers schließt sich Ludwig Hofacker an, wenn er im September 1822 an einen angefochtenen Freund schreibt: „Wenn einer nicht mehr beten kann, wenn seine Seele wie eine Wüste geworden ist voll Dornen, Disteln und Unglaubens, oder gar wie eine Wüste voll Unseligkeit, ein Hades, eine Hölle sogar; und es steigt einem Menschen dieser Art mitten in der Unseligkeit der Seufzer, vielleicht täglich nur einmal auf: Herr, erbarme dich! — was meinst du, Lieber? Denkst du, dieser Seufzer sei nicht so viel werth, als ein stundenlanges Gebet? Und nun will ich dir den Vers hersetzen:

Jesu, hilf siegen! wenn alles verschwindet
und ich mein nichts und Verderben nur seh;
Wenn kein Vermögen zu beten sich findet,
wenn ich bin wie ein verschüchtertes Reh:
Ach, Herr, so wollst du im Grunde der Seelen
dich mit dem innersten Seufzen vermählen!

Während nun das Lied in Vers 13 und 14 mit der geharnischten Aussicht auf den Sieg Zions über Babel zu Ende geht, hat Landgraf Ernst Ludwig zu Hessen-Darmstadt, der Bruder der Herzogin Magdalena Sibylla von Württemberg, zwei Verse hinzugedichtet, in welchen der Sieg der kämpfenden Seele schon im Sterben aufleuchtet. — Der erste von beiden, Vers 15, lautet:

Jesu, hilf siegen, wanns nun kommt zum Sterben!
mach du mich würdig und stetig bereit,
Daß ich mich könne recht nennen dein Erben
dort in der Ewigkeit, hier in der Zeit.
Jesu, mein Jesu, dir bleib ich ergeben;
hilf du mir siegen, mein Heil, Trost und Leben!

Dieser Vers mag uns anschaulich werden an dem Sterben von Christian Gottlob Kern, Pfarrer in Dürrmenz-Mühlacker, dem Dichter des schönen Liedes: „Wie könnt ich Sein vergessen!" von welchem Albert Knapp dichtete: „Du süßer Kern in einer schwachen Schale, von edlen Säften vollgedrängt." Als dieser die Seinen vor dem Scheiden gesegnet hatte, rief er: Jesu, hilf siegen! O daß ich dich und den Glauben an dich durchbehauptete, daß niemand dich mir entriße! O es ist etwas Großes, daß Jesus Bürgschaft für uns geleistet hat! Auf Gnade sterbe ich, auf das Verdienst meines Heilandes fahre ich dahin!" — Der letzte Vers lautet:

Jesu, hilf siegen, wann ich nun soll scheiden
von dieser jammer- und leidvollen Welt;
Wann du mich rufest, gib, daß ich mit Freuden
zu dir mög fahren ins himmlisch Gezelt.
Laß mich, ach Jesu, recht ritterlich ringen
und durch das Leben und Tod zu dir dringen!

Die Melodie: cis h a gis fis e fis gis a h a aus A Dur erscheint zuerst in C Dur mit der Anfangszeile: e d c h h a g f e d c im Züehlenschen Darmstädter Gesangbuch 1698. Wegen des zu großen Tonumfangs wurden dann später in der Anfangszeile Änderungen angebracht, mit denen sie z. B. in den Württembergischen Choralbüchern von 1744—1828 aus B Dur erscheint.

153. O Durchbrecher aller Bande.

Von Gottfried Arnold (1666—1714, vgl. 6, 138 ff.), damals Professor in Gießen, veröffentlicht in „Göttliche Liebesfunken, aus dem großen Feuer der Liebe Gottes in Christo Jesu entsprungen. Frankfurt a. M. 1697.“

Der Dichter spricht in diesem Liede, dem er die Überschrift gegeben hat: „Das Seufzen der Gefangenen um den Sieg des neuen Menschen“ sein innerstes Gefühl unter so vielen Kämpfen mit seinem Herzen auf ergreifende Weise aus. Bilhuber überschreibt es: „Vollendung des wichtigen Werks der Bekehrung in der Seele durch völligen Sieg des Glaubens und einen gesegneten Durchbruch.“ In der That ist es ein tägliches Gebetslied ernster Christen, die das apostolische Wort: „jaget nach der Heiligung, ohne welche wird niemand den Herrn sehen!“ Hebr. 12, 14. sich zur Regel und Richtschnur ihres Lebens gemacht haben. Manche derselben mögen es aber auch oft mehr seufzen, als singen.

Arnold betet im ersten Vers mit jesajanischen Anklängen:

O Durchbrecher aller Bande,
der du immer bei uns bist;
Bei dem Schade, Spott und Schande
lauter Lust und Himmel ist:
Übe ferner dein Gerichte
wider unsern Adamssinn,
bis uns dein so treu Gesichte
führet aus dem Kerker hin!

Zur Erläuterung seiner Gedanken dabei dient, was er 1698, als er die Lehrstelle der Kirchengeschichte an der Universität Gießen niederlegte, in seinem „offenherzigen Bekenntniß“ über die Gründe zu diesem Schritte schrieb: „Die Sorge, daß er mit dem Kreuze Christi verfolgt werde, treibt den natürlichen Menschen, daß er lieber unter alle Satzungen sich verwahren läßt, nur daß ihm an seiner Gemächlichkeit, Respekt und Vortheilen nichts abgehe. Sobald dann solche arme Seelen an andern einen Ernst sehen, wie sie dem Himmelreich Gewalt zu thun trachten, so müssen sie freilich um ihrer Sicherheit willen dieselben unter allerlei Vorwand als gefährlich und verdächtig vorstellen; obschon diese eine Kraft und Gnade genießen, wovon Vernunft, Heuchelei, Selbstliebe, Mundgeschwätz, ja alle Welt nichts weiß. Man muß den Kreuzweg finden, daß man selig werde.“

Besonders charakteristisch für die gewaltige Geistes- und Willenskraft, welche Arnold im Ringen mit Fleisch und Blut einsetzte, ist Vers 6:

Herr, zermalme, brich und reiße
die verboste Macht entzwei;
Denke, daß ein armes Reise
dir im Tod nichts nütze sei.
Heb uns aus dem Staub der Sünden,
wirf die Schlangenbrut hinaus;
laß uns wahre Freiheit finden
in des Vaters Hochzeithaus!

Vers 7 enthält aber denselben heroischen Entschluß, dessen gottesfürchtige Gemüther wohl fähig sind. — Man liest im Leben von Karl Heinrich Bogatzky, wie er 1725 von sich und seiner Braut Barbara Eleonore von Felß, einer vater- und mutterlosen Waise, bezeugt, daß ihr beider Sinn gewesen:

Wir verlangen keine Ruhe
für das Fleisch in Ewigkeit!
Wie du's nöthig findst, so thue
noch vor unsrer Abschiedszeit.

Aber unser Geist, der bindet
dich im Glauben, läßt dich nicht,
bis er die Erlösung findet,
da ihm Zeit und Maß gebricht.

Und als die Gattin um 1734 zum Sterben kam, erklärte sie: „In der ganzen Welt ist nichts als Eitelkeit; in der Liebe Jesu allein ist Ruhe."

Wilhelm Hofacker schreibt 1844 einem Freunde: „Ach lieber Bruder! Warum freust du dich nicht viel mehr, die Schmach des Heilandes tragen zu dürfen? Hast du denn darin kein Siegel dafür, daß du auf dem rechten Platze bist? Warum würde der Teufel so rumoren, wenn du sein Reich nicht angefochten hättest? Gib doch dem Kleinmuth nicht Raum, sondern sei wacker und getrost und bedenke: Seine Kirche ist eine streitende bis ans Ende. Wir sagen ja: ‚Wir verlangen keine Ruhe für das Fleisch in Ewigkeit.' Das muß Wahrheit sein und nicht nur Gesang. Das wäre dem Feind eben recht, wenn wir die Segel streichen und uns verkriechen würden. Nein, nicht wir, sie müssen gehen!" (Hofackers Leben von seinem Sohn, S. 241 f.)

Und der achte Vers ist den zwei vorangegangenen gleich. — Ein Student der Theologie, welchem Gott die Gnade geschenkt hatte, von Kind auf in der Erinnerung seines Taufbundes zu bleiben und durch Wort Gottes und Gebet in Gemeinschaft mit seinem Herrn zu stehen, fühlte nichts desto weniger gar manche Anfechtung zur Lust des Fleisches, wie zur geistlichen Trägheit. Da berichtet er, daß es auf einsamen Spaziergängen aus der Stadt hinaus Jahre lang sein Seufzer gewesen sei von Herzensgrunde:

Herrscher, herrsche; Sieger, siege;
König, brauch dein Regiment!
Führe deines Reiches Kriege,
mach der Sklaverei ein End!

Laß doch aus der Grub die Seelen
durch des neuen Bundes Blut;
laß uns länger nicht so quälen,
denn du meinsts mit uns ja gut!

Und es gelang ihm immer besser, auch in diesen Stücken über die Fußangeln des bösen Feindes Meister zu werden, und immer mehr in der Überzeugung zu ruhen, welche der Schluß ausspricht: „Denn du meinst's mit uns ja gut."

Dieser Vers, welcher sich auch in Ernst Moriz Arndts Papieren fand, machte ihm vor dem Untersuchungsrichter einst große Noth. Der arme Mann des Gesetzes meinte, hinter der „Sklaverei" und „des neuen Bundes Blut" wer weiß welche gefährliche Plane gegen den Staat und Bund in Deutschland wittern zu sollen.

Überaus innig und tröstlich ist der letzte Vers unsers Liedes:

Liebe, zeuch uns in dein Sterben;
laß mit dir gekreuzigt sein,
Was dein Reich nicht kann ererben,
führ ins Paradies uns ein.

Doch wohlan, du wirst nicht säumen,
wo nur wir nicht lässig sein;
werden wir doch als wie träumen,
wenn die Freiheit bricht herein.

Bengels Schwiegersohn, der würdige Rath Williardts in Eßlingen, hatte auf seinem letzten Lager 1799 oft in aller Geduld geseufzt mit dem Verse: „werden wir doch als wie träumen!" Als er nun in den letzten Zügen lag, drückte ihm sein Sohn Dr. Williardts die Augen zu mit den Worten: „Lieber Vater, die Freiheit bricht herein! Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude! Herr Jesu, nimm seinen Geist auf!" (Christenbote. 1834.)

Das Freylinghausensche Gesangbuch 1704 gibt die Original-Melodie: f g a g a h c c. Sonst wird das Lied gesungen theils nach „O du Liebe meiner Liebe", welches eine aus dem Volkslied „Sollen nun die grünen Jahre" geschöpfte Melodie der Brüdergemeine bekommen hat: a h cis e d cis h h; theils nach „Werde munter, mein Gemüthe", vgl. Seite 192.

154. Es kostet viel, ein Christ zu sein.
155. Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein.

Zwei gegensätzliche Lieder über das wahre Christenthum von Dr. Christian Friedrich Richter, Inspektor des Pädagogiums und Arzt des Waisenhauses zu Halle (1676—1711, vgl. 4, 354 ff.).

Das erste erscheint schon im Halleschen Gesangbuch 1697 und dann im Anhang zum Freylinghausenschen 1704. Das zweite ist jüngern Ursprungs und erscheint erst im Freylinghausenschen Gesangbuch 1714. Beide finden sich beisammen in dem Anhang zu Richters Schrift: „Erbauliche Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seele" 1718, wo das erste den Titel hat: „Von der Wichtig- und Schwierigkeit des wahren Christenthums", das zweite: „Von der Leichtig- und Lieblichkeit des wahren Christenthums."

Das eine Lied: „Es kostet viel, ein Christ zu sein", hebt den Ernst hervor, ohne welchen wir nicht ins Reich Gottes eingehen können. In demselben klingen die Worte Christi wider von der engen Pforte und dem schmalen Weg, von dem „Ringet darnach!" — In diesem Sinne stellt Richter die Gedanken hin: „der Natur geht es gar sauer ein" V. 1 und „es kostet Müh, auf seiner Hut zu stehn" V. 2. — Um aber diese Müh annehmlich zu machen, wird der Blick aufs himmlische Ziel gelenkt. Der Lohn ist die Herrlichkeit V. 3, die Würde des Gotteskindes V. 4, die Erkenntniß Gottes selbst V. 5, die Gemeinschaft der himmlischen Weisheit V. 6. Kurzum, es heißt zwischen Gott und seinem Kinde: was dein ist, das ist mein! V. 7. — Darum V. 8: auf zum Kampf, und durch Arbeit zur Ruhe! — — Wie nun hier die Kraft zur Christenmühe in dem Kleinod der Zukunft nachgewiesen wird, so wird im andern Lied

das Verhalten im einzelnen beschrieben, an der Hand des Heilandswortes: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht." — Es ist nicht schwer, weil der schwachen Natur die starke Gnade gegenübertritt V. 1. — Du darfst nur kindlich sein in Liebe V. 2, selbstlos im Herzen V. 3. Du darfst nur Glaube im Gebet üben V. 4 und Geduld in Demuth V. 5, so wird der Glaube getrost bleiben auch im Dunkeln V. 6 und endlich das Licht schauen zur Seligkeit V. 7. — Darum V. 8: auf zu kindlicher Ergebung, und dadurch zum Frieden!

Den Gedankengegensatz beider Lieder mögen noch zwei schöne Worte erläutern. Eins von Boos. Dieser schreibt Düsseldorf 10. Mai 1818: . . „Ich habs oft gepredigt: ‚Es ist nicht gut, ein Christ zu sein!‘ Denn kaum bekommt man einen fühlbaren oder unsichtbaren Besuch vom Heiland, so wird man gleich darauf von der Welt als ein Bösewicht, Narr oder Ruhestörer behandelt, inquirirt, eingesperrt, verjagt, in den Rhein oder in's Krankenbett geworfen. — Dann aber hab ich wieder gepredigt: ‚Es ist auch gut, ein Christ zu sein!‘ Denn ein Christ hat fast alle vierzehn oder vierzig Tage etwas Neues, etwas Freudiges, etwas vom Himmel und vom Heiland zu erleben. Nach der Leidenswoche hat der Christ eine Auferstehungs-Freudenwoche, nach dieser eine Himmelfahrtswoche, und nach dieser kommt die Pfingstwoche; nach der Entziehung der sichtbaren Gegenwart kommt und folgt seine geistige und unsichtbare. Ist das nicht gut, nicht selig?"

Das andere Wort ist von Harleß in einer auf Jubilate, 25. April 1847, in der Paulinerkirche zu Leipzig gehaltenen Predigt: „Es begegnen uns nicht wenige, welche aus der Einen Wahrheit, daß das Christenthum leicht und schwer sei, zwei unverträgliche Gegensätze oder ein Räthsel machen, das niemand lösen kann. Denn ein Theil derer, welche sagen: das Christenthum ist schwer! verwerfen die, welche es leicht nehmen, und wiederum die, welche es leicht nehmen, tadeln eben so heftig die, welche sagen, es sei schwer, ein Christ zu sein. Was soll denn bei diesem gegenseitigen Verwerfungsurtheil die räthselhafte Wahrheit sein, die in der Mitte liegt? Mir wird's dabei immer zu Muth, als ob das rechte Christenthum damit begänne, daß man aufhöre zu fragen, ob es schwer oder ob es leicht sei. Die Sache an sich ist sehr einfach. Sehe ich nemlich auf mich, so muß ich sagen: ‚es ist schwer, ein Christ zu sein;‘ sehe ich aber auf Christus und seine Verheißungen, so ist es leicht. Genug des menschlich Schweren liegt auf uns. Gottes rettende Barmherzigkeit ist aber wahrlich nicht dazu in die Welt gekommen, das Schwere uns noch schwerer zu machen, sondern dazu, daß wir das menschlich Schwere gehoben fühlen durch eine Kraft, die von oben kommt, und daß wir das, was von oben kommt, zwar nicht als einen Freibrief der Leichtfertigkeit hinnehmen, wohl aber als ein Geschenk, welches in göttlicher Weise uns leicht macht, das menschlich Schwere zu tragen und zu überwinden. Was schwer ist, leicht zu tragen und zu überwinden, dazu ist Christus im Fleische erschienen und für uns gestorben."

Zu dem Liede: „Es kostet viel“ mögen noch folgende Erzählungen stehen:

Als Pfarrer Fricker auf seinem Krankenlager zum Ende eilte, fragte man ihn in der letzten Nacht, ob es ihm nach den Worten gehe: „Herz, freu dich, du sollst werden vom Elend dieser Erden und von der Sünden Arbeit frei?“ Da antwortete er im Blick auf den V. 2: „Ja,

man muß hier stets auf Schlangen gehn,
die ihren Gift in unsre Fersen bringen!“

Einem Manne, welcher so den Ernst der Pilgerbahn noch in der letzten Stunde auf dem Herzen und Gewissen hatte, mußte dann aber auch der Schluß des V. 8 gelten:

Wie gut wird sichs doch nach der Arbeit ruhn,
wie wohl wirds thun!

Eine gar schöne Erfahrung liegt in folgender Erzählung einer Christin aus ihrem eigenen Leben. „Ich war noch eine junge Mutter und saß zum erstenmal in banger Sorge eine lange Nacht an dem Krankenbett eines heißgeliebten Kindes. Gichter bewegten seine Ärmchen, ja manchmal bäumte es sich ganz auf in seinem Kissen. Das gieng mir sehr zu Herzen, und ich rang darnach, mit meiner Natur fertig zu werden und das Kind willig zu opfern, wenn der liebe Gott es zurückverlange. — Stunde um Stunde zerrann, der Versucher wollte mich an der Liebe Gottes irre machen, und je mehr die körperliche Müdigkeit zunahm, desto dunkler wurde es in meinem Innern. Ich seufzte unwillkürlich: ‚Es kostet viel, ein Christ zu sein!‘ Das Lied war mir bloß der Anfangsstrophe nach bekannt, und das jetzige Gesangbuch noch nicht lange vorher im Druck erschienen. Nun suchte ich das Lied und fieng an zu lesen. — Welche Freude ich empfand über die herrliche Verheißung: ‚Man soll ein Kind des Höchsten sein!‘ V. 4, ‚Da wird das Kind den Vater sehn!‘ V. 5 und endlich: ‚Was Gott genießt, genießt es auch!‘ V. 7, kann ich jetzt nach dreißig Jahren noch nachempfinden. Meine Seele brach in Lob und Dank aus, daß der Herr diesem leidenden Würmlein solche Wonne bereiten wolle. — Als ich nach dem Kindlein sah, war es eingeschlummert und — erwachte wieder zum Leben. Im achten Jahr aber starb es nach einer langwierigen Knochenkrankheit. Viele Nächte saß ich an dem Krankenbett, aber nie mehr so verzagt, ja innerlich oft recht fröhlich bei dem Gedanken: wenn es nun überwunden, so heißt es auch von ihm:

Was Gott genießt, genießt es auch,
was Gott besitzt, wird ihm in Gott gegeben;
Der Himmel steht bereit ihm zum Gebrauch:
wie lieblich wird es dort mit Jesu leben!
Nichts höhers wird an Kraft und Würde sein,
als Gott allein.

Möchten viele Mutterherzen im Hinblick auf das liebliche Los, das sterbenden Kindern zu Theil wird, sich trösten können, wie mir dies in der Liebe Jesu gegeben wurde.“

Die Melodie aus A Moll: a c̄ h a ē h c̄ h a gis ist eine Hallesche Weise aus dem Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 und wird Johann Sebastian Bach zugeschrieben. — Auf das zweite Lied hat Conrad Kocher, Stiftsorganist in Stuttgart, 1828 eine neue Weise aus C Dur: g e d c h c a g erfunden und hernach auf das Lied Rambachs: „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehn" mit verändertem Auftakt (g g g) übergetragen.

156. Heiligster Jesu, Heilgungsquelle.

Eine Perle im evangelischen Liederschatz und ein echt christliches „Morallied", gewichtiger denn hundert jener sogenannten Morallieder aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Es steht zuerst in der Beigabe zu dem zweiten, den Titel: „Neue göttliche Liebesfunken" führenden, poetischen Anhang von Gottfried Arnolds „Geheimniß der göttlichen Sophia 1700" mit der Ueberschrift: „Um volle Jesusähnlichkeit." Daher kam es, daß man so lange Arnold für den Dichter oder wenigstens Bearbeiter dieses Liedes hielt. Jene Beigabe hat aber die Überschrift: „Folgen einige bisher unbekannte, auch meist von andern aufgesetzte Lieder", und außerdem bringt Johann G. Kirchner in seiner „kurzgefaßten Nachricht von ältern und neuern Liederverfassern. Halle 1771." ein entschiedenes Zeugniß eines in Frankfurt a. M. sich aufhaltenden Verwandten des frommen Pfarrers Bartholomäus Crasselius (1677—1724, vgl. 4, 418 ff.) bei, daß dieser dasselbe verfaßt habe. Es muß das ums Jahr 1695 geschehen sein.

Das Lied ist die Überarbeitung eines holländischen Lieds des Jodocus von Lodenstein (1620—1677, vgl. 6, 3 ff.), Predigers zu Utrecht, welches wahrscheinlich 1655 gedichtet und in dessen Uytspanningen 1676 gedruckt wurde, und dessen erster Vers lautet:

Heyl'ge Jesu! Hemelsch voorbeeld!
Der Englen heyligheyd
Werd als duysternis verordeeld
by uwe zuyverheyd.
Jesus is myn onbesmet
hoofd en hert, myn geest en wet,
Heyligt my, heyligt my,
ik moet Jesu zyn als Gy,
Heyligt my, heyligt my,
ik moet heylig syn als Gy.

Es lebte in den beiden Männern Ein Geist: der flammende Trieb wahrer Heiligung in Gott. Lodenstein, der unserem Spener geistesverwandte Wecker des christlichen Lebens in den Niederlanden, war in der Nachfolge Jesu so treu, wie der jugendliche Crasselius, ein Schüler A. H. Francke's, eifrig in dem Werke des Herrn; nur daß der niederländische Dichter ein größeres Gleichgewicht in dem göttlichen Leben erlangt hatte, während sein deutscher Uebersetzer im Kampf mit seiner heftigen Naturanlage in unsrem Liede und im Leben erst darnach zu ringen hatte.

Als Albert Knapp im Anfang seiner Bekehrungszeit in einem Vikariat zu Feuerbach bei Stuttgart stand, trat eines Morgens im Vorfrühling 1821 ein auswärtiger, eingefleischter Demagoge von höherer Bildung und Stellung, den er in Tübingen einige Male auf seiner Durchreise gesprochen hatte, zu ihm in sein einsames Zimmerchen ein, nachdem er kaum aufgestanden war. Er erschrack nicht wenig ob diesem Besuch, da er diesem Manne entschiedenen Widerstand zu leisten hatte, wenn nicht das junge Gebäude seines Christenthums, das eben auch Gehorsam gegen die Obrigkeit forderte, einen schmählichen Riß erleiden sollte. Darum erklärte er ihm auch sofort nach den ersten Begrüßungen, daß er eine andere Überzeugung gewonnen, daß er sich dem Christenthum ergeben und alles für Schaden rechnen gelernt habe gegen die überschwengliche Erkenntniß Jesu Christi, des ewigen Freiheitsspenders. Gleichwohl lud der Mann ihn freundlich ein, ihm nach Stuttgart zu folgen, wo es für die Sache Deutschlands vielerlei zu besprechen und vorzubereiten gebe. Jetzt galt es, fest zu stehen. Knapp bat ihn, weil er wohl empfand, daß noch ein besserer Kern in dem Manne sei: „Lieber Freund! Sie sehen, daß ich kaum aufgestanden bin und nicht ohne weiteres mit Ihnen fortgehen kann. Es ist mir zum Bedürfniß geworden, meinen Tag mit Gebet zu beginnen; nicht wahr, Ihnen auch, da Sie doch ein Christ sind? Darum lassen Sie uns vorher mit einander beten.“ Er war in sichtbarer Verlegenheit, nickte jedoch mit dem Kopfe und sprach: „Nun so thun Sie das!“ Um ihn ja nicht zu bestürmen, nahm der Vikar das Gesangbuch und begann zu beten:

Heiligster Jesu, Heilgungsquelle,
mehr als Krystall rein, klar und helle,
du lautrer Strom der Heiligkeit!
Der Glanz der hohen Cherubinen,
die Heiligkeit der Seraphinen
ist gegen dir nur Dunkelheit.
  Ein Vorbild bist du mir;
ach bilde mich nach dir,
du, mein Alles!
Jesu, ei nu,
hilf mir dazu,
daß ich auch heilig sei, wie du!

Der freiheitsdurstige Freund hatte anfangs seine Hände auf den Rücken gelegt. „Legen Sie, Lieber, Ihre Hände beim Gebet auf den Rücken?“ fragte Knapp; und nun faltete er sie vorne zur Noth zusammen, und der Vikar sprach das herrliche Lied ganz kindlich vor seinem Gott. Er war zum Schlußvers gekommen:

Nun, liebster Jesu, liebstes Leben,
mach mich in allem dir ergeben
und deinem heilgen Vorbild gleich.
Dein Geist und Kraft mich ganz durchdringe,
daß ich viel Glaubensfrüchte bringe
und tüchtig werd zu deinem Reich.

Ach zeuch mich ganz zu dir,
behalt mich für und für,
treuer Heiland!
Jesu, ei nu,
laß mich, wie du,
und wo du bist, einst finden Ruh!

Albert Knapp sprach nun den Segen Aarons über Gottes Volk. Der Mann aber fiel ihm weinend um den Hals und rief: „O mein Bruder, das ist ewige Wahrheit! Darin lassen Sie uns einig im Geiste sein! Ja, darin liegt das ewige Leben!“ — „Nun wohl, erwiderte der andere, so lassen Sie uns auch dem Heiland nachfolgen und unser altes Zeug in den Tod werfen, denn Christus und die Demagogie stimmen nie zusammen! Wir wollen ein ganz neues Leben in Ihm und nach Seinem unvergänglichen Worte beginnen, damit wir einst vor Seinem Angesichte bestehen!“ Er widersprach nicht mehr, und einträchtig giengen sie mit einander über den Berg nach Stuttgart. — Was fernerhin aus ihm geworden, hat Knapp nicht weiter erfahren. (Leben Hofackers von Albert Knapp. Heidelberg 1852.)

An Vers 2 haben schon manche Dulder in schweren Stunden sich aufgerichtet. Er erfleht sich den stillen Gehorsam, welchen der Herr in der Passion bewiesen und welchen auch wir im Leiden zeigen sollen:

O stiller Jesu, wie dein Wille
dem Willen deines Vaters stille
und bis zum Tod gehorsam war,
So mache du auch gleichermaßen
mein Herz und Willen dir gelassen:
ach stille meinen Willen gar.
Mach mich dir gleichgesinnt,
wie ein gehorsam Kind,
stille, stille!
Jesu, ei nu,
hilf mir dazu,
daß ich fein stille sei, wie du!

Diese Worte gebrauchte Theodor Metzler, Buchhändler in Tübingen, der erste Buchhändler dieses Namens in Württemberg, während seiner schmerzlichen letzten Krankheit, an der er im Dezember 1724 starb, gar oft zu seiner Seele Ermunterung. (Pregizer, gottgeheiligte Poesieen. 1724.)

Vers 5 mag, wie wir glauben, besonders mächtig aus des Übersetzers Herzen geflossen sein. Es ist ein Gebet wider die Macht des aufbrausenden Temperaments:

Du sanfter Jesu, warst unschuldig
und littest alle Schmach geduldig,
vergabst und ließst nicht Rachgier aus.
Niemand kann deine Sanftmuth messen,
bei der kein Eifer dich gefressen,
als der um deines Vaters Haus.

Mein Heiland, ach verleih
mir Sanftmuth und dabei
guten Eifer!
Jesu, ei nu,
hilf mir dazu,
daß ich sanftmüthig sei, wie du!

Er war ein so gewaltiger Eiferer für reines christliches Leben, daß seine gesetzliche Schärfe in Düsseldorf bis zu den einschneidendsten Anzüglichkeiten führte. Er wurde ermahnt, auf der Kanzel und sonst alle christliche Liebe und Sanftmuth zu beweisen; ja er hatte darüber sogar Geld- und Gefängnißstrafen zu erdulden. Allein er eiferte nie für seine eigene Ehre, sondern „für den Schaden Josefs" und gegen das Verderben in der Kirche. Daher blieb ihm ein so inniger Friede im Herzen, wie er sich in dem Liede spiegelt: „Friede, ach Friede, ach göttlicher Friede!"

Der sechste Vers, welcher mit dem fünften auf dem Worte des Herrn ruht: „Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig!" ist eine anschauliche Schilderung der Herablassung des Menschensohnes:

Würdigster Jesu, Ehrenkönig!
Du suchtest deine Ehre wenig
und wurdest niedrig uud gering.
Du wandeltest ertieft auf Erden,
in Demuth und in Knechtsgebärden,
erhubst dich selbst in keinem Ding.
Herr, solche Demuth lehr
auch mich je mehr und mehr
stetig üben!
Jesu, ei nu,
hilf mir dazu,
daß ich demüthig sei, wie du!

Im Stuttgarter Evangelischen Sonntagsblatt findet sich 1868 hiezu die Bemerkung: „Wenn ich meinen Heiland so anrufe, stelle ich mir denselben vor, wie er zu den Füßen seiner Jünger kniet am Abendessen, um ihnen den Dienst zu erweisen, welchen hernach die gottseligen Wittwen übten, da sie den Heiligen die Füße wuschen. 1 Tim. 5, 10. ‚Wie müssen sich da die heiligen Engel verwundert haben!' ruft Valerius Herberger aus. ‚Gehe hin und thue deßgleichen!' sagt mein Heiland auch zu meiner Seele."

Ein merkwürdiger Nachhall ist dem Liede zu Theil geworden in dem württembergischen „Brüderbüchlein", der in den Kreisen der Stundenleute heimischen „Sammlung auserlesener geistlicher Lieder zum gemeinsamen Gesang und eigenen Gebrauch in christlichen Familien." Hier findet sich ein Lied mit 31 Versen, in welchen Jesus der Reihe nach angeschaut und angerufen wird als glaubiger, armer, liebvollster, trauernder, weisester, wahrhafter, schweigender, gerechter, gehorsamer, barmherziger, verfolgter, friedfertiger, geschmähter, verlass'ner, betender, weinender, kämpfender, freundlichster, mildester, sterbender, lebender, niedriger, demüthiger, siegreicher, selbständ'ge

Weisheit, treuester, verwund'ter, verklärter, glorreicher, herrlicher Jesus. Den Grundstock desselben bilden die von dem bekehrten Oberst Philipp Friedrich Rieger in seinem Gefängniß zu Hohentwiel über dem Lesen der Passionsgeschichte gedichteten 21 ersten Verse, veröffentlicht in dem Anhang zum „Württembergischen Confirmationsbüchlein und Francke'schen Glaubensweg. Tübingen, Fues, 1771." Weitere Verse stammen von Philipp David Burk, dem Schwiegersohn Bengels. Das Württembergische Gesangbuch 1841 hat davon einen Auszug gegeben in neun Versen: „Glaubiger Jesu, auf Vertrauen."

Es mag von Interesse sein, zu sehen, wie in diesem Nachklang zwei von Natur so verschiedene Geister, wie Rieger und Burk, mit dem ehrwürdigen Lodenstein sich zum Gebet vereinen. Der von Natur jähzornige und gewaltige Oberst Rieger (vgl. 5, 192 ff.), auf dessen herben Lebensgang die Worte zielen: „Das beste Brot ist Thränenbrot", betet in dem Liede:

Schweigender Jesu! Falsche Zeugen
hast du mit unerschrocknem Schweigen
und ohne Antwort widerlegt.
Ich kann nicht schweigen, wie ich wollte,
ich schweige, wenn ich reden sollte,
und werd oft gar zum Zorn bewegt.
 Ach gib mir deinen Sinn,
wann ich verleumdet bin,
daß ich schweige.
Jesu, ei nu,
hilf mir dazu,
daß ich auch schweigen mag, wie du!

Dagegen der milde und in Gott fröhliche Burk, welcher einmal sagt: „Wer vom Glauben irre geht, macht sich selbst viel Schmerzen; wer im Geleise des Glaubens bleibt, bleibt in Gott und Seinem Frieden!" betet:

Herrlicher Jesu! Lauter Freude
wächst, grünt und quillt auf jener Weide,
da du der Hirt der Schafe bist.
Das Brot des Lebens soll der haben,
das Lebenswasser soll den laben,
der durch dein Blut gereinigt ist.
 Laß mich sein einen Gast,
den du berufen hast,
dort zu wohnen.
Mein ganzer Sinn
steht nur dahin;
hilf, daß ich ewig bei dir bin!

Melodie: Wachet auf, ruft uns die Stimme.

157. Herzog unsrer Seligkeiten.

Aus Gottfried Arnolds (1666—1714, vgl. 6, 138 ff.) „Neuen göttlichen Liebesfunken und ausbrechenden Liebesflammen in fortgesetzten Beschreibungen der großen Liebe Gottes in Christo Jesu",

welche den zweiten Anhang bilden zu seiner Schrift: „Das Geheimniß der göttlichen Sophia. Leipzig 1700.“ Hier hat das Lied die Überschrift: „Bittlied um die Vollendung. Nach dem Lied: Eins ist noth.“

Dieses Lied, voll mächtiger Glaubens- und Gebetskraft, ringt demnach, wie Arnold ausdrücklich sagt, nach dem höchsten Ziel eines Christenmenschen auf Erden, nach der Vollendung.

Prächtig zeigt in dieser Beziehung Vers 3 die Hindernisse auf dem Weg und die schwachen Anfänge:

Aber hier erdenkt die Schlange
so viel Ausflucht überall;
Bald macht sie dem Willen bange,
bald bringt sie die Lust zu Fall.
  Es bleibet das Leben am Kleinsten oft kleben
und will sich nicht völlig zum Sterben hingeben;
es schützet die besten Absichten noch vor
und bauet so Höhen und Festung empor.

Es gehört zu den feinsinnigsten Bemerkungen: „es bleibet das Leben am kleinsten oft kleben“; und gewiß ließe sich unendlich vieles beibringen, wie über den Werth des Kleinen in der Welt, so auch über die Hindernisse, welche die kleinen Dinge bereiten auf dem Laufe zum himmlischen Ziele.

Mächtig aber richtet sich dem gegenüber Vers 3 an dem starken Gott und Heilande auf:

Drum, o Schlangentreter, eile,
führ des Todes Urtheil aus;
Brich entzwei des Mörders Pfeile,
wirf den Drachen ganz hinaus.
  Ach laß sich dein neues erstandenes Leben
in unser verblichenes Bildniß eingeben;
erzeig dich verkläret und herrlich noch hier
und bringe ein neues Geschöpfe herfür!

Wo der Kampf mit einem solchen Bundesgenossen eingeleitet und durchgeführt wird gegen den bösen Feind, da darf man auch schon Siegesblicke thun, wie V. 7: „Lebe denn und lieb und labe in der neuen Kreatur, Lebensfürst, durch deine Gabe die erstattete Natur.“

Gar schön ist der Schluß des ganzen Liedes in Vers 8 einmal durch Kindesmund verwendet worden in folgendem Falle.

Pfarrer Köstlin in Möhringen bei Stuttgart gieng eines Tags im Heuet spazieren und traf unterwegs etliche Schulmädchen, die er freundlich grüßte und fragte: Was thut ihr hier beisammen? Spielet ihr mit einander? Da sagte eine derselben: „Nein, Herr Pfarrer, wir spielen nicht, wir sind Schäflein des Heilandes!“ — Welche von euch? fragte er. — „Diese und diese, kurz wir alle zusammen.“ — Und was thut ihr denn mit einander? — „Ich wills Ihnen nur in der Stille sagen. Abends kommen wir in dem Haus von der da zusammen und beten mit einander.“ — Was denn? — „Lieber Heiland, laß auch ein Tröpflein deines Blutes auf unsre Herzen

fließen! Und wenn Eine nicht da ist, so beten wir: Lieber Heiland, gib Acht auf die! Sie könnte leichtsinnig und ausgelassen werden. Zuletzt sagen wir: Nun gute Nacht, lieber Heiland!" — Bald sammelten sich noch mehrere des Sonntags um ihn, und er hatte später einen gesegneten Confirmationsunterricht mit denselben, so daß er einmal sagte: „Nun ist doch mein Gebet erhört. Ich habe den Herrn gebeten, er soll mir doch im Confirmandenunterricht einen Knaben und ein Mädchen schenken, das sich ernstlich anschicke, auf dem Weg des Lebens zu wandeln. Nun sehe ich ein ganzes Häuflein beisammen." Da erhub sich aber eines der Mädchen und sagte: „Aber, Herr Pfarrer, da haben Sie nicht recht gebetet. Sie hätten nicht nur für Eines oder Zwei beten sollen, sondern für alle, dann wären alle gekommen. Es heißt ja:

Der Unglaub mag denken, wir bitten zu viel,
so thust du doch über der Bitte ihr Ziel."

Pfarrer Köstlin ließ sich diesen kindlichen Vorhalt in Demuth gefallen. (Christenbote. 1873.)

Melodie: Eins ist noth, ach Herr, dies Eine.

158. Ach, was sind wir ohne Jesus?

Von Peter Lackmann, Oberpfarrer zu Oldenburg im Holsteinischen († 1713, vgl. 4, 413 f.), einem Schüler August Hermann Francke's, verfaßt und zuerst im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 veröffentlicht, mit der Überschrift: „vom menschlichen Elend und Verderben."

Das Lied ist in seinem ersten Theil V. 1—5 eine klare Ausführung von Jesu Wort: „Ohne mich könnet ihr nichts thun?" Ohne dich, Herr Jesu, sagt er, sind wir voll Elend V. 1. — Finsterniß ist im Geist und Schmerz im Gemüth V. 2; geschreckt sind wir vom bösen Feind V. 3, umgarnt von der argen Welt V. 4 und also kraftlos, ohnmächtig im ganzen Leben V. 5. — — Aber diese Erkenntniß führt nun im zweiten Theile V. 6—10 zu der herzinnigen Bitte: Stärke uns, Herr Jesu! In der Finsterniß (V. 2) sei unsern Augen ein erquickendes Licht V. 6; gegen den bösen Feind (V. 3) gib der Seele den Kuß deiner Liebe V. 7; gegenüber der Welt (V. 4) geleite uns unsträflich auf rechter Straße, und statt der Unmacht (V. 5) gib uns den Geist der Kraft zum tüchtigen Werke V. 9. — Also weicht das ängstliche Seufzen (V. 1), und an die Stelle tritt Lob und Freudenschall zu Jesu Ehre V. 10. Auf diese Weise ist das Lied aus einem Klagelied zu einem Gebetslied in der Nachfolge Jesu geworden.

Der edle Reichsfreiherr von Pfeil war unter vielen Anregungen zum Guten und zum Dienste Christi aufgewachsen. Als er aber auf der Universität Halle sich befand, um der Rechtsgelehrsamkeit obzuliegen, wurde sein Herz mehr und mehr zum weltlichen Sinn und Streben hingezogen. Da hatte ihm denn der gnädige Gott sofort bei seinem ersten Besuch der Kirche zu Halle ein heilsames Denkzeichen gegeben. Man sang das Lied, dessen erster Vers lautet:

Ach, was sind wir ohne Jesus?
Dürftig, jämmerlich und arm.
Ach, was sind wir? Voller Elend;
ach Herr Jesu, dich erbarm!
Laß dich unsre Noth bewegen,
die wir dir vor Augen legen.

Das Lied machte einen unaussprechlichen Eindruck auf sein Herz. Kam es auch zu Halle überhaupt noch nicht zu einer rückhaltlosen Hingabe an seinen Herrn und Heiland, so war es doch eine Vorstufe zu der Entscheidungsstunde am 10. Sonntag nach Trinitatis 1730, als ihm in Tübingen sein Herz unter den Thränen Jesu wie Wachs am Feuer zerfloß, und er dasselbe dem Erbarmer gänzlich zu Füßen legte.

Der Verfasser stellt mit besonderer Kraft den Gegensatz zwischen unserer Ohnmacht und Gottes Allmacht ins Licht in den beiden Versen 5 und 7:

Ach wie kraftlos, Herzens-Jesu,
richten sich die Kranken auf;
Unsre Kraft ist lauter Ohnmacht
in dem müden Lebenslauf.
Denn man sieht uns, da wir wallen,
öfters straucheln, öfters fallen.

Tritt den Satan, starker Jesu,
unter unsern schwachen Fuß;
Komm zu deiner Braut gegangen,
gib ihr einen Liebeskuß,
Daß sie Himmelfreud verspüre
und kein Leid sie mehr berühre.

Es ist eben der Gedanke: „ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Lackmann hat ihn bekanntlich am kürzesten gefaßt in dem Worte:

Der Glaube bricht durch Stahl und Stein
und faßt die Allmacht in sich ein.

Ein Wort, welches Zinzendorf zu dem Glaubens-Zeugenlied gleichen Anfangs begeistert hat.

Das Lied wird nach verschiedenen Weisen gesungen. Einmal nach den Melodieen von „Herr, ich habe mißgehandelt.“ Zu diesem Liede Johann Francks gibt es eine Weise im Freylinghausenschen Gesangbuch 1741: g d g a b c a g, welche den Namen Joachim von Burgk's trägt, aber ohne weitere Begründung; eine andere und beliebte gibt Johann Crüger in seinen „Geistlichen Kirchenmelodieen 1649“: g d fis g a b a g, eine Nachbildung der Goudimelschen Melodie des 77. und 86. Psalms 1555. — Sodann nach den Melodieen von „Jesu, Kraft der blöden Herzen.“ Diesem Lied hat sein Verfasser, Knorr von Rosenroth, selbst im „Neuen Helikon“ 1684 eine Weise gegeben: d e f d a d c a, und in Neanders „Bundesliedern“ 1779 findet sich eine andere dazu unter dem Liede „Meine Hoffnung stehet feste“: a gis a h c h a h e. — Endlich: „Weicht ihr Berge, fallt ihr Hügel.“

159. Seele, was ermüdst du dich.

Von Dr. jur. Jakob Gabriel Wolff (1684—1754, vgl. 4, 375 f.), nachmaligem Professor der Rechte zu Halle, in seiner Jugendzeit

gedichtet, da er als gottesfürchtiger Student, die Lüste der Jugend fliehend, nach Sirach 6, 18—37 sich richtete und durch die Männer des Glaubens, deren Unterricht er in Halle genoß, den Herrn suchen lernte. Es erschien zuerst im Freylinghausenschen Gesangbuch 1714.

Die ernste Mahnung des Lieds faßt sich zusammen in den Kehrreim:

> Suche Jesum und sein Licht,
> alles andre hilft dir nicht!

Über diesen schreibt ein rechtschaffener Christ aus Pommern: „Je einfältiger, kindlicher und wahrhaftiger die Seele in der Selbsterkenntniß auf den Grund kommt, desto unentbehrlicher, höher, theurer, überwiegender wird ihr Christus Jesus in seinem ganzen Umfange. Vor seinen Füßen die verborgene himmlische Weisheit zu suchen und zu lernen, aus sich selbst aus- und ganz in Christum einzugehen; nichts, nichts, nichts zu werden, damit Christus Alles, Alles, Alles in Einem werde, daran hat man genug zu thun alle Tage, Stunden und Augenblicke des Hieniedenseins. Wir fleißigen uns, sagt Paulus, daß wir ihm wohlgefallen; das will weit mehr sagen, als man denket. Da schweigt man gern von allem Andern, wenn dieses die Hauptsache wird und bleibt." (Basl. Samml. 1800.)

Freiherr von Seld berichtet aus Ostfriesland: „Ich war am Krankenbett eines Schulmeisters, dessen Sterbestunde nahe schien. Er hatte sechs unversorgte Kinder, seine Frau verhehlte sich die Gefahr nicht; aber sie war ergeben und triumphirte. Als ein Besucher ihr Trost zusprechen wollte, erwiderte sie: „Suche Jesum und sein Licht; alles Andre hilft dir nicht!" (Evang. Kirchenzeitung.)

Besonders herrlich und kräftig tritt der Vers 11 ein:

> Laß dir seine Majestät
> immerdar vor Augen schweben;
> Laß mit brünstigem Gebet
> sich dein Herz zu ihm erheben:
> Suche Jesum und sein Licht,
> alles Andre hilft dir nicht!

Melodie: Jesus, meine Zuversicht.

160. Ringe recht, wenn Gottes Gnade.

Von Johann Joseph Winkler (1670—1722, vgl. 4, 383 ff.), Prediger zu Magdeburg, gedichtet auf die drei Leibsprüche der seligen Frau Ursula Maria Zorn, geb. Bernhard zu Berlin: Luc. 13, 24. Phil. 2, 12. 1 Mos. 19, 15—22. So wurde es zum erstenmal gedruckt als Zugabe zu dem dieser Frau von Johann Lysius gehaltenen Leichensermon, und von Freylinghausen in sein Gesangbuch 1714 aufgenommen; auch in den Cöthnischen Liedern steht es mit dem Titel: „Vom Kampf und Sieg der Glaubigen."

Jene drei Hauptsprüche durchziehen das ganze Lied. Luc. 13, 24: „Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet!" ist

das Thema von V. 1—5, in welchen der Eingang zum Reich beschrieben wird. Philipper 2, 12: „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern!" ist der Inhalt von V. 6—15, in welchen das Festhalten des erlangten Kleinods empfohlen und der fleischlichen Sicherheit die wahre Treue entgegengestellt wird. Genesis 19, 15—22: „Eile, errette deine Seele und sieh nicht hinter dich!" ist die Grundlage von V. 16—23, in welchem die Welt dieser Zeit mit Sodom, Zoar aber mit dem Leben in Gott verglichen wird. — Es ist begreiflich, daß man oft das Lied verkürzt hat, um es nützlicher zu machen, wie der Inhalt es auch verdient.

Es war das Lieblingslied des in der Oberlausitz in gesegnetem Andenken stehenden Diakonus Johann Jakob Pötzschke zu Kittlitz bei Löbau, der daselbst am 20. Dezember 1823 als achtzigjähriger Greis heimgieng. Er verordnete, daß es bei seinem Begräbniß gesungen werde. (Basler Sammlungen.)

Ein tüchtiger Stundenhalter des Schwabenlands, Martin Fauser von Glems, war schon als Knabe ernstlich bemüht, nicht nur in der Schule auf Gottes Wort zu hören, sondern auch auf dem Weg der Heiligung zu wandeln. Da gabs ein ernstes Ringen mit dem eigenen Herzen, und sein treuer Lehrer merkte den Stand des Kampfes meist schon an den Liederversen, welche der junge „Marte" zu seinen Schriften nahm. So schrieb er einmal:

A und O, Anfang und Ende,
nimm mein Herz in deine Hände,
wie ein Töpfer seinen Thon;
Meister laß dein Werk nicht liegen,
hilf mir beten, wachen, siegen,
bis ich steh vor deinem Thron!

Als nächste Vorschrift bekam er aber das nächste Mal den Vers zur Ermuthigung:

Ringe recht, wenn Gottes Gnade
dich nun ziehet und bekehrt,
Daß dein Geist sich recht entlade
von der Last, die ihn beschwert.

Der junge Mensch verstand den Zuruf und bewahrte die Vorschrift als ein Kleinod bis in sein Alter auf, das ganze Lied aber sagte er sich oftmals in seinen inneren Kämpfen vor. (Basl. Samml. 1869.)

Aus den Versen ließe sich wohl eine Perlenschnur heiliger Gedanken und körniger Sprüche auffassen. Wir nennen beispielsweise: halbe Liebe hält nicht Stich V. 3; Rückfall ist ein böser Gast V. 8; Fleischesfreiheit macht die Seele kalt und sicher, frech und stolz V. 11; Fleuch vor dem verborgnen Bann V. 21.

Ein junger Mensch vom Lande kam nach seiner Confirmation in die Stadt und sollte bei einem christlichen Meister seine Kenntniß erwerben. Er war treu und aufmerksam, auch fühlte man ihm an, daß er in dem Segen seiner Confirmation stehe. Nun redete einmal der Lehrer davon vor den Ohren der anderen. Das erschütterte aber den jungen Menschen und beschämte ihn aufs tiefste, denn

er fühlte, daß dem doch nicht ganz so wäre. Unter einem Strom von Thränen bekannte er, daß sein seliger Stand in der Confirmation nicht mehr vorhanden sei. Er habe seinen Bund gebrochen, habe die Sünde wieder ausgeübt, könne nicht recht beten und erfahre nun das Wort, das am Schluß von V. 8 stehe:

Halt ja deine Krone feste,
halte männlich, was du hast!
Recht beharren ist das Beste:
Rückfall ist ein böser Gast.

Auf dieses Bekenntniß hin wurde ihm die rechte Unterweisung zu Theil, und so fand er den rechten Weg und blieb in seinem Herrn. (Basler Sammlungen. 1785.)

Die Melodie: f g a g a b c a steht im Choralbuch der Brüdergemeine 1784. Sie ist ebenso wie „O der alles hätt verloren": c d es d es f g g im Freylinghausenschen Gesangbuch 1705 aus der Melodie herausgebildet: „Seelenweide, meine Freude": e d c h c h a gis 1698, welche Adam Drese zugeschrieben wird.

161. Jesu, geh voran.

Gar liebliche Worte des edlen Nicolaus Ludwig, Grafen von Zinzendorf (1700—1760, vgl. 5, 248 ff.), gedichtet 1721 und in ihrer jetzigen Form zusammengestellt im Neuen Brüdergesangbuch 1778.

Es war im Mai 1721, als der jugendliche Zinzendorf nach seiner Reise über Holland und Paris bei seinen Verwandten in der Heimat sich aufhielt, daß er zu Berlin als „Morgengedanken" das Lied dichtete: „Glanz der Ewigkeit, Gott und Herr der Zeit", in welchem V. 9 die Worte enthält: „Richte unsern Sinn auf das Ende hin" und V. 11 lautet: „Solls uns hart ergehn —". Bei einem Besuch in Halle legte sich ihm nun der Plan nahe, als Francke's Gehilfe an Baron von Cansteins Stelle in Halle einzutreten. Allein seine Angehörigen widersetzten sich diesem Gedanken, und so trat er im Herbst in den sächsischen Staatsdienst ein, ohne daß darum der Plan aufgehalten wurde, dem er sein Leben weihte. Damals nun, im Herbst 1721, dichtete er das Lied: „Seelenbräutigam, o du Gotteslamm", dessen 10. Vers heißt: Jesu, geh voran —, der 11. Vers: Ordne meinen Gang — und der 4. Vers: Rührt mein eigen Herz —.

Der Gedanke der Nachfolge Jesu auch unter harten Proben bewegte also in beiden Liedern den gottliebenden Jüngling, der eben am Scheideweg seines Lebens angekommen war. Und so ist es bei der sonstigen Wortfülle des Dichters ein glücklicher Wurf gewesen, die vier Verse aus beiden Liedern so zu verschmelzen, wie wirs nun vor uns haben.

In Vers 1, dem herrlichen und vielgebrauchten Anfang:

Jesu, geh voran
auf der Lebensbahn;

Und wir wollen nicht verweilen,
dir getreulich nachzueilen:
Führ uns an der Hand
bis ins Vaterland!

ist mit glücklichem Griff die Antwort der Seele auf den Ruf des Bräutigams gegeben. Sagt er: Folge mir nach! so ruft sie: Geh voran! oder, wie das Hohe Lied sagt: Zeuch uns dir nach, so laufen wir! — Das war Zinzendorfs Art, von welchem Albert Knapp in der „Lebensskizze Zinzendorfs" bezeugt: „Er traute dem Herrn, an welchem er seine Lust hatte, nichts als Gutes zu. Sein Anliegen war insonderheit, den Willen seines Herrn zu thun und stets inne zu werden, was ihm in diesen und jenen Umständen das Liebste sei; ja sich an ihn, den er nicht sahe, überall so zu halten, als sähe er ihn. Wenn er ihn um etwas bat, wie er denn in einem unablässigen Gebetsumgang mit ihm stand, so that er es mit der kindlichsten, gewissesten Hoffnung der Erhörung. Aus seinem ganzen Wesen leuchtete seine kindlich-innige, persönliche Liebe zu Jesu Christo, ‚dem herzlichen Lamm Gottes', wie er ihn meist zu nennen pflegte, voll Gnade und Wahrheit hervor." Es ist der Liebesgehorsam, welcher uns aus den bekannten Versen so leuchtend anblickt:

Merk, Seele, dir das große Wort:
wenn Jesus winkt, so geh;
Wenn er dich zieht, so eile fort,
wenn Jesus hält, so steh!

Wenn er dich lobet, bücke dich,
wenn er dich liebt, so ruh;
Wenn er dich aber schilt, so sprich:
ich brauchs, Herr, schlage zu!

Wenn Christus seine Gnadenzeit
bald da, bald dort verklärt,
So freu dich der Barmherzigkeit,
die andern widerfährt;

Wenn er dich aber brauchen will,
so steig in Kraft empor;
Wird Jesus in der Seele still,
so nimm auch du nichts vor.

Kurz, liebe Seel, dein ganzes Herz
sei von dem Tage an
Bei Schmach, bei Mangel und bei Schmerz
dem Heiland zugethan!

Im Jahr 1851 zogen sechs Brüder von St. Chrischona bei Basel über den Ocean, um in Texas den dortigen Deutschen Evangelium zu predigen. Die waren aber längst der wahren Seelenkost entfremdet und darum auch sittlich verwildert. Die Sendboten blieben aber doch in Gottes Namen getrost, und als sie sich auf ihre verschiedenen Stationen vertheilten, sangen sie noch beim Auseinandergehen auf der Prärie: Jesu, geh voran auf der Lebensbahn! und der Entschluß geleitete sie auch weiter hin, welchen einer niederschrieb: „Ich will beim Kreuze bleiben und Jesu Marter treiben, bis ich ihn seh von Angesicht!"

Vers 2, die Bitte um Beständigkeit in der Noth:

Solls uns hart ergehn,
laß uns feste stehn
Und auch in den schwersten Tagen
niemals über Lasten klagen:
Denn durch Trübsal hier
geht der Weg zu dir!

war höchst nöthig als Herzensflehen. Es ergieng dem Sänger recht bald hart. Wegen seiner 1722 begonnenen Gründung der Brüdergemeine wurde er hart bekämpft und verleumdet, und oft gar als das Thier aus dem Abgrund und als der falsche Prophet erklärt. Unübersteiglich scheinende Hindernisse stellten sich ihm häufig in den Weg, ja er mußte 1737 in eine zehnjährige Verbannung aus dem Vaterland gehen, wo er als Pilger unter tausend Noth und Gefahr in der Welt umher irrte und alles hingab, was ihm lieb war. Aber an Jesu Hand hielt er fest, von ihr ließ er sich getrost leiten. So erinnerte er auch einmal seine treue Frau an die Worte vom Jahr 1728:

Mein Beruf heißt: Jesu nach,
durch die Schmach,
Durchs Gedräng von auß- und innen,
das Geraume zu gewinnen,
dessen Pforte Jesus brach.

Ein besonders schönes Zeugniß, wie ihn der Herr an der Hand nahm und er mit seinem Herrn „feste stand", ist folgende Erzählung des Schiffskapitäns Nikolaus Garrison. Als Zinzendorf im März 1742 von seiner Missionsreise unter den Indianern Nordamerika's auf einem Schiff, das Garrison nach England führte, heimkehrte, erhob sich in einer klippenreichen Gegend mitten auf dem Meer ein so furchtbarer Sturm, daß die kühnsten Matrosen an ihrer Rettung verzweifelten, und der Kapitän selbst knieend und betend zum Tode sich bereitete. Nach einiger Zeit trat der Graf aus seiner Kajüte in das Getümmel der Geängsteten und bedeutete dem Kapitän, er möchte ganz ruhig sein, denn es sei keine Todesgefahr vorhanden. Der achtete aber nicht darauf, sondern blieb im Gebet. Nach einer Weile, da das Jammern sich immer mehr verstärkte, kam Zinzendorf wieder herauf und versicherte den Kapitän, daß der Sturm in zwei Stunden vorüber sein werde. Nach dieser Zeit zog Garrison seine Uhr; und siehe da, mit einemmale brach der Wind, worauf das Ungewitter sich schnell verzog. Auf die Frage des Staunens, wie er dies habe so genau wissen können, erwiderte der Graf: „Ich habe den Heiland lieb und er mich. Es ist schon zwanzig Jahre, daß ich mit meinem lieben Heiland in einem herzvertraulichen Umgang stehe. Wenn ich nun in gefährliche und seltsame Umstände komme, so ist mein Erstes dabei, genau zu untersuchen, ob ich daran Schuld sei oder nicht. Finde ich etwas, womit er nicht zufrieden ist, so falle ich ihm gleich zu Füßen und bitte um Vergebung. Da vergibt mirs denn mein guter Heiland und läßt mich gemeiniglich wissen, wie es ablaufen werde. Wenn es ihm aber nicht gefällt, mich den Erfolg wissen zu lassen, so bin ich stille und denke, es sei das Beste für mich, daß mirs unbekannt bleibe. Diesmal aber hat er michs wissen lassen, daß der Sturm noch zwei Stunden dauern werde." Der Kapitän verwunderte sich über diese innige Herzensgemeinschaft eines Menschen mit dem erhabenen König Himmels und der Erden und trat in der Folge mit seiner ganzen Familie der Brüdergemeine bei.

Die beiden letzten Zeilen dieses Verses hießen im Morgenlied ursprünglich:

Denn das ist der Weg
zu der Sternen Steg.

An die Fassung des Brüdergesangbuchs 1778 aber knüpft sich folgende Geschichte. In einer jungen Predigersfamilie am Neckar war eines Tags eine liebe Freundin eingekehrt, welche eine frische Jugendzeit, aber nur einen kurzen hoffnungsreichen Ehestand hinter sich hatte. Der Mann ihrer Liebe, welcher eine schöne Laufbahn in Aussicht hatte, war früh dahingesiecht, und das junge Weib hatte nicht wenig in kurzer Zeit zu tragen. Allein sie bezeugte sich mit ihren beiden Kindern in Gott zufrieden. Als sie nun wieder hinweggegangen, und beim Essen von ihr und ihrem Lebensgang weiter die Rede war, sagte der Vater des Hauses zu seinem Weibe: „Sie ist durch viel Noth und Verleugnung gegangen, aber man fühlt es ihr auch wohl an; sie hat viel an innerlicher Kraft gewonnen durch ihre Trübsal." — „Ja, fiel nun der jüngste Knabe, ein Junge von dritthalb Jahren, ein, gelt Papa: ‚denn durch Trübsal hier geht der Weg zu dir!'" Wunderbar hatte das Wort Trübsal in dem Herzen des Kleinen widergeklungen, das er in unserem Vers kaum zuvor gelernt hatte. Alle aber waren erquickt von der treffenden Anwendung, die dem Jungen über sein Verstehen hinaus gelungen war. Ja wohl: „denn durch Trübsal hier geht der Weg zu dir!" Per aspera ad astra, per crucem ad lucem!

V. 3, der Blick von der eigenen auf die fremde Noth:

Rühret eigner Schmerz
irgend unser Herz,
Kümmert uns ein fremdes Leiden,
o so gib Geduld zu beiden;
Richte unsern Sinn
auf das Ende hin!

zeigt uns, daß Zinzendorf wohl auch für den eigenen Schmerz betete, wie für fremdes Leiden; aber in seinem Lebensgang ist es herrlich zu sehen, daß ihn die fremden Anliegen bis zur Aufopferung alles Eigenen zogen, in der Nachfolge dessen, von dem er sang: „O Liebe, die in fremde Noth sich selbst hineingestürzt!"

Der letzte Vers (4) mit dem Ausblick aufs Ende möge in folgender Erzählung seine Bestätigung finden. — An einem schönen Frühlingstag sang in einer Kinderschule die fröhliche Schar:

Jetzt ist der schöne Frühling da,
jetzt sind die Bäume weiß,
Jetzt hängen schöne Blüten dran,
und nicht mehr Schnee und Eis.

Während dieses Gesangs geht eine Judenfrau vorbei. Sie hört die Kinder so munter singen, sie sieht dieselben so lieblich spielen und gedenkt ihres eigenen Kindes daheim, das immer so mißvergnügt und eigensinnig ist. Ihr kleiner Maier wäre gewiß hier gut aufgehoben, und die Geschichte Jesu und die Lieder von ihm könnte sie

ja daheim demselben wieder ausreden. Vielleicht würde auch der wilde Bursche diese gar nicht lernen. Eine geordnete Erziehung und Pflege schien ihr neben der Abhaltung des Knaben von der Straße die Hauptsache. — Am andern Morgen bringt sie richtig ihren schwarzgelockten Knaben in die Kinderschule mit der Bitte an die Lehrerin, ihn aufzunehmen und Geduld mit ihm zu haben. Diese verspricht es, nimmt ihn bei der Hand und setzt ihn zu den andern Knaben, mit denen er bald Freundschaft schloß. Anfangs zwar machte er der Lehrerin viel Mühe, nach und nach aber schien er sich in die Ordnung zu finden. Die Lehrerin legte ihn mit ihren andern Kindern täglich dem Herrn Jesu ans Herz. — So vergiengen Wochen, während welcher Maier regelmäßig in die Schule kam. Eines Tages fehlte er und die Lehrerin erfuhr zu ihrem großen Schmerz, daß er auch an der im Ort herrschenden Halsbräune erkrankt sei. Der Knabe war am Abend vor seiner Erkrankung fröhlich von der Schule nach Hause gekommen und hatte auf seiner Staffel mit heller Stimme das Lied von Zinzendorf gesungen, das er in der Kinderschule gelernt: „Jesu, geh voran!“ Da kam sein Großvater, ein gesetzeseifriger Israelite, die Straße herauf. Er hatte den Gesang seines Enkels, den er sehr liebte, schon von weitem gehört, und traute seinen Ohren kaum. Mit einem Fluch auf den Lippen eilte er in das Haus seines Sohnes, den verwunderten Maier mit sich ziehend. „Woher hat der Knabe diese Lieder gelernt? Von wem hat er solches Zeug gehört?“ herrscht er wüthend seine Schwiegertochter an. Blaß und zitternd wagte diese kaum zu antworten; nur auf abermaliges heftiges Herausfordern gestand sie, den Kleinen zur Kinderschule geschickt zu haben, weil sie ihn zu Hause nimmer in Ordnung habe bringen können. Aber sie wagte auch zu bemerken, daß er sich seither gegen alle im Hause recht lieb betrage und besonders viel gehorsamer geworden sei. Ungeduldig hörte der Großvater dieses an und brach dann in eine Flut von Schimpfreden gegen Jesum, den verhaßten Nazarener, aus, fluchte der Mutter, die ihr Kind Christen zur Erziehung schicke, und dem Vater, der dies zugelassen, und verbot Maier unter Androhung schwerer Strafe, jene Schule je wieder zu besuchen. Maier, der eben noch so fröhlich gesungen, saß jetzt blaß und zitternd da und weinte. Er konnte nicht begreifen, was sein Großvater gegen Jesum habe, der ja, wie die Lehrerin erzähle, alle Menschen und namentlich die Kinder so sehr liebe. Und daß er nun seine Schule nicht mehr besuchen dürfe, das machte ihn ganz traurig. — Weinend und zitternd begab er sich zu Bett, in Gedanken noch einmal sein Lied hersagend, das ihm nun doppelt lieb geworden. Da brach in der Nacht ein heftiges Fieber bei ihm aus, verbunden mit jenem heisern Husten, dem Vorboten der Halsbräune. Der Vater eilt schnell zum Arzt, während die Mutter am Bett des armen Kindes zurückbleibt, das mit geschlossenen Augen leise stöhnt und wimmert. Wie sie so dasitzt und in tiefster Betrübniß gen Himmel blickt, schlägt Maier seine vom Fieber glänzenden Augen auf, sieht mit einem Blick unaussprech-

licher Liebe seine Mutter bittend an und betet mit heiserer Stimme den letzten Vers seines geliebten Liedes:

Ordne unsern Gang,
Jesu, lebenslang!
Führst du uns durch rauhe Wege,
gib uns auch die nöthge Pflege;
Thu uns nach dem Lauf
deine Thüre auf!

Die Mutter küßte unter vielen Thränen ihren Liebling. Ach, es schien ihr unmöglich, ihn verlieren zu können! — Der Vater kam mit dem Arzt aus der Stadt zurück. Maier wurde untersucht, und der Arzt erklärte den Eltern, die Krankheit habe so rasche Fortschritte gemacht, daß an eine Rettung wohl nicht mehr zu denken sei. Er verordnete das Nöthige, aber die Krankheit stieg von Minute zu Minute; das arme Kind konnte kaum mehr athmen. Mit der letzten Kraftanstrengung richtete der liebe Knabe sich noch einmal auf, um sein Lied zu beginnen. Nur die erste Strophe: „Jesu, geh voran!" brachte er mit erstickter Stimme noch heraus, ein furchtbarer Hustenanfall warf ihn in die Kissen zurück. Einige Minuten später hatte er ausgekämpft. Seine Seele war beim Herrn, wo ihn kein Fluch und kein Verbot mehr trifft, wo er sein theures Lied in neuer Weise singen darf, und wo er nun seinen geliebten Heiland von Angesicht zu Angesicht schaut. (Zeitschrift „Christliche Kleinkinderschule.")

Eine liebliche Zusammenfassung des Liedes hat der edle Maler Gustav König 1865 auf einem Blatte gegeben, das der Prinzessin Alexandra von Preußen zur Hochzeit mit dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin dargeboten wurde. Er beschreibt es selbst also: „Die Gedankenfolge des Lieds ist im Bilde wiedergegeben. Das Ganze stellt einen Hausaltar vor. Über dem Altarstein sieht man Jesum, wie Er schon die Kinder zu sich kommen läßt. Im Hauptbild sitzt zu den Füßen des lebendigen Wortes Maria, Martha's Schwester. (V. 1.) Über demselben ist Christus, der gute Hirte, wie er sein in Dornen verstricktes Lämmchen sucht und rettet; im Hinblick auf die trüben Stunden des Lebens, deren härteste die sind, die der Mensch durch eigene Vergehung sich zu Schulden kommen läßt. (V. 2. 3.) Oben im Bild endlich eilt die Seele, von ihrem Engel bis an den Eingang des Himmels geleitet, in die Arme ihres Heilandes. (V. 4.) In der Arabeske, welche das Lünettenbild mit dem obern Luftgebilde verbindet, sieht man das Dornengeflecht, in welches das Lamm sich verstrickt hatte, da wo es durch den Rahmen des Bildes hindurchbricht, in Rosen enden, die zugleich die architektonische Basis für das Luftgebilde sind." (Ebrard, Gustav König. Erlangen 1871.)

Melodie: „Seelenbräutigam, Jesu, Gottes Lamm."

162. O Vaterherz, o Licht, o Leben.

Von dem frommen Edelmann, Karl Heinrich von Bogatzky 1690—1774, vgl. 4, 468 ff.), erschienen in den Cöthnischen Liedern

1736, dann in seinem Buch: „Übung der Gottseligkeit in allerlei geistlichen Liedern" 1750 mit der Überschrift: „Christi treuväterliches Leiten und der Gläubigen kindliches Gebet."

Bogazky dichtete es im Jahre 1725, als er sich nach einer Badekur in Carlsbad zu seiner leiblichen und geistlichen Erholung drei Monate lang bei dem frommen Grafen Erdmann Heinrich Henkel in Pölzig aufhielt. Er berichtet darüber: „Ich hatte damals eine besondere Erquickung. Es war mir nemlich die so nahe Gegenwart meines Heilandes sehr klar und tröstlich. Ich sah ihn als meinen Berather und Führer an, und obgleich die Untergebenen es oft nicht gerne sehen, wenn ihr Aufseher immer um sie ist und auf alles ihr Thun Acht gibt, so war es mir hingegen sehr lieb und tröstlich, daß mein Heiland immer bei mir wäre und auf mich sähe; und ich bat ihn herzlich, daß er mich nur stets in genauer Aufsicht haben und mich ja keinen Schritt allein gehen lassen möchte. Und alles das, was damals in meinem Herzen war, brachte ich in dieses Lied, welches, wie es mir selbst ermunternd war, auch hernach manchen andern zur Erweckung gedient hat, daher der selige Abt Steinmez in Klosterbergen auch einige Stunden darüber gehalten hat." (Bogazky's Lebenslauf. Halle 1810.)

Es entspricht ganz und gar dem Sinne, in welchem der selige Bogatzky sein Leben zubrachte und dem Herrn weihte. Die kindlichste Hingebung an den Führer von oben spricht sich sofort im ersten Verse aus:

O Vaterherz, o Licht, o Leben,
o treuer Hirt Immanuel!
Dir bin ich einmal übergeben,
dir, dir gehöret meine Seel.
  Ich will mich nicht mehr selber führen,
der Vater soll das Kind regieren,
so geh nun mit mir aus und ein
Und leite mich nach allen Tritten;
ich geh, ach hör, o Herr, mein Bitten!
für mich nicht einen Schritt allein.

Die letzte Zeile in der Fassung des Württembergischen Gesangbuchs: „Ich gehe keinen Schritt allein!" wählte sich eine Braut in den Stunden zu ihrem Wahlspruch, als sie sich entschlossen hatte, einem Bräutigam die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Sie that es aber in der Überzeugung, daß auch zwei verbundene Herzen allein gehen und sich nicht genug auf einander stützen können, wenn sie nicht zum Herrn ihres Bundes, dem treuen Heiland selbst, sagen: „Ich gehe ohne dich — keinen Schritt allein!" Das entsprach dem Sinne unsers Sängers, der schon im Jahre drauf sich mit Eleonore Barbara von Fels verehlichte und bezeugte, er habe sich in diesen neuen Stand hineingebetet.

Sinnig erscheint uns Vers 4:

O daß ich auch im kleinsten merke
auf deine Weisheit, Güt und Treu,

Damit ich mich im Glauben stärke,
dich lieb und lob und ruhig sei
Und deine Ordnung lasse walten,
stets Ordnung, Maß und Ziel zu halten;
sonst lauf ich vor, da lauf ich an.
Drum mach im besten mich gelassen,
nichts ohne dich mir anzumaßen,
was du mir thust, ist wohlgethan!

Wie das letzte Wort einen bekannten Ton anschlägt, als die letzte Trostesaussicht in allen Fällen, so ist es eine unvergleichlich treffende Lebensregel, welche der Dichter hier gegeben: „lauf ich vor, so lauf ich an!“ Es ist das in christlichen Kreisen zum Sprichwort geworden.

Der letzte Vers (11) ist der selige Entschluß einer gläubigen Sulamith, eines durch Gott befriedeten Gemüths:

So lob und lieb ich in der Stille
und ruh als Kind in deinem Schoß;
Das Schäflein trinkt aus deiner Fülle,
die Braut steht aller Sorgen bloß.
Sie sorget nur allein in allen,
dir, ihrem Bräutgam, zu gefallen,
sie schmückt und hält sich dir bereit.
Ach zeuch mich, zeuch mich weit von hinnen;
was du nicht bist, laß ganz zerrinnen,
o reiner Glanz der Ewigkeit!

Das war Bengels Sinn: „in Lieb und Leid, in Lust und Pein an Gottes Lieb zu hangen.“ Als er von dem Herrn mit Krankheit eines Kindes geprüft wurde, war er ganz getrost; und so schwer es ihn auch ankam, gab er sein Kind doch mit Loben dem Herrn wieder heim, der es ihm gegeben und genommen. Als seine Frau, in deren Abwesenheit das Kind schnell gestorben war, heimkehrte und fragte: „Was macht das Kind?“ kündigte er ihr mit freundlicher, sanfter Miene seinen Tod mit den Worten an: „Es liebt und lobt.“ — Hiezu mag auch das Wort Hedingers auf seinem Todtenbette im Dezember 1704 als Zustimmung angeführt werden: „Welch ein elender Mann wäre ich, wenn ich mich jetzt erst bekehren und unter vielen Ängsten auf der Ärzte Gesichter Achtung geben müßte, was sie von meiner Krankheit urtheilen und wie lange meine Buß- und Lebenszeit etwa noch währen möchte! So aber kann ich mich mit süßer Ruhe in den Arm und Schoß meines Jesu, dem meine Seele anhangt, als ein Kind hinlegen und mein schon längst bestimmtes Stündlein mit Freuden erwarten.“

Melodie: Wie wohl ist mir, o Freund der Seele. — Eine in Württemberg sehr beliebte Weise ist die 1810 von dem Schulmeister Johann Georg Weller in Vaihingen an der Enz zu dem Lied: „Mein Schöpfer, der mit Huld und Stärke“ erfundene, nun im Württembergischen Choralbuch 1841 auf unser Lied angewendete Melodie: e a a c d cis b a b b.

163. Jesus Christus gab sich uns.

Von Philipp Friedrich Hiller, Pfarrer in Steinheim bei Heidenheim (1699—1769, vgl. 5, 107 ff.), gedichtet, und erschienen in dessen: „Geistliches Liederkästlein“ zweiter Theil, Stuttgart 1767.

Das Lied ist eine seiner „kleinen Oden über biblische Sprüche“, welche oft wahre Kleinodien sind. Der Spruch, um den es sich hier handelt, ist 1 Petri 2, 21: „Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußstapfen“; und Hiller bemerkt dazu: „Der Weltsinn macht alle, auch närrische Moden, nach, und alle Sünden; ein Christ siehet auf den Herrn.“ Es ist in schlichten Worten und ungekünstelter Form ein liebliches Seitenstück zu dem schwungvolleren: Heiligster Jesu, Heilgungsquelle. — Das Ganze wird in ein helles Licht gesetzt durch folgende Erzählung.

Eine kleine Gesellschaft christlicher Freunde saß, wie die Basler Sammlungen 1797 berichten, eines Tags beisammen und führte ein ernstes Gespräch über den Ausspruch Jesu: „Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge mir nach!“ Es ist doch fürwahr eine mächtige Aufgabe, welche Hiller in Vers 1 kurz beschreibt:

> Jesus Christus gab sich uns
> selbst zum Vorbild alles Thuns,
> Sein Wort stellet ihn uns dar:
> ich soll sein, wie Jesus war.

Je mehr man vollends ins Einzelne eingeht, wie es Hillers Verse 2—6 beschreiben, desto höher steigt die Arbeit. Die Freunde mögen wohl auch etwas Ähnliches in ihrem Gespräche ausgedrückt haben. Siehe da fängt eins der Kinder des Hauses, ein sechsjähriges Töchterchen, mitten im Spiel aus freiem Trieb und unvermuthet an zu sagen, Vers 7:

> Lieber Meister, lehr michs nun!
> ohne dich kann ich nichts thun.
> Unter deines Geistes Zucht
> bringt mein Glaube solche Frucht.

Es hatte oft schon in dieser Weise auch sonst Verse gesagt und wiederholt; aber dieser Vers machte nun auf alle Anwesenden einen gewaltigen Eindruck. Mußte ihnen ein Kind den Weg sagen, auf welchem sie auch die schwersten Aufgaben in der Nachfolge Jesu übernehmen dürften, so hielten sie sich versichert, der Herr werde sie durch seinen Geist darin stärken und kräftigen. Es ward ihnen aber auch zugleich zu einem neuen Antrieb, ihre Kinder frühzeitig zum Wort Gottes anzuhalten und mit den Liedern der Kirche bekannt zu machen. In einer Welt, wo Hillers Vers 8 seine Anwendung findet:

> Viele folgen ihrem Sinn;
> aber, Herr, wo soll ich hin?
> Du bist Christus, Gottes Sohn;
> wer dir folgt, hat großen Lohn!

weiß man doch nicht, wie und wo der heilige Geist solche Schätze des Gedächtnisses zu ihrem und Anderer ewigen Heile gebrauchen kann. Und siehe, ein Jahr darnach legte sich jenes Töchterlein aufs Todtenbette, und die vielen gelernten Sprüche und Verse waren ihm ein großer Trost. Es ist denn auch selig entschlafen, nachdem es den letzten Vers öfters gebetet hatte:

Gabst du nach vollbrachtem Lauf
deinen Geist mit Beten auf;
Gib auch, daß durch deine Treu
mein End wie dein Ende sei!

Melodie: „Nun komm der Heiden Heiland" a a g c h a h a 1524 nach der alten geistlichen Weise von Veni redemptor gentium. — Oder: „Gott sei Dank durch alle Welt" f a b c c d e f im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704.

164. Wenn ich mir auf viele Jahre.

Aus derselben Quelle, wie 163, über den Spruch: „Gott sprach: du Narr, heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und weß wird sein, das du bereitet hast? Also gehets, wer ihm Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott." Lucä 12, 20. 21. „Man denke hier nach."

Der vierte Vers ist im Blick auf Matthäi 16, 26 gedichtet:

Könnte man die Welt gewinnen,
führe dennoch arm von hinnen,
wer nicht Theil am Himmel hat;
Wer sich reich in Christo glaubet,
dem wird nichts im Tod geraubet;
nichts als Gott macht ewig satt.

Der Grundgedanke desselben tritt in folgender Erzählung hervor: Zu Anfang des Jahrs 1844 starb in einem Dorfe Vorpommerns ein alter Bauersmann im Hause einer seiner verheiratheten Töchter. Unter seiner geringen Verlassenschaft war ein Schuldschein über 25 Thaler, die er dieser Tochter und ihrem Manne geliehen hatte. Diese reizte nun die Habgier, sich des Schuldscheins zu bemächtigen. Wie das anzugreifen sei, das berathschlagten die zwei Eheleute öfters mit einander. Eben sprachen sie eines Abends auch wieder davon, aber ganz leise, damit ihr dreizehnjähriges Töchterlein, das gerade sich abmühte, die Sprüche für die Schule zu lernen, nichts davon hören möchte. Da sagte dasselbe in seiner eintönigen Weise wohl hundertmal den Spruch: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" laut vor sich her. Das störte die Eltern, und sie geboten dem Mädchen, zu Bette zu gehen. Aber noch ehe dasselbe einschlief, tönte es ein paarmal verstohlen aus dem Kissen heraus zu der Eltern Ohren: „Was hülfe es dem Menschen!" Endlich verschloß der Schlaf des Mädchens Mund, und die Eltern verabredeten vollends ihren Plan. Früh Morgens geht der Vater als Drescher zur Arbeit

in die Scheuer, aber ehe er zur Thür hinaus ist, tönt es aus seines Töchterleins Bett ihm wieder an die Ohren: „Was hülfe es dem Menschen!“ Das Kind war früh aufgewacht und wollte seinen Spruch noch einmal repetiren, gab aber damit unwissend, als Werkzeug in Gottes Hand, dem Vater eine Warnung, die nicht vergebens war. Die Gottesworte hatten allmählich die harte Kruste seines Herzens aufgelockert und mürbe gemacht, wie sanfter Regen selbst den härtesten Boden erweicht. In der Scheuer klingt ihm die Mahnung jenes Spruches immer in die Ohren, er drischt und drischt und will damit die innere Stimme übertäuben, je kräftigere Schläge er aber mit seinem Dreschflegel thut, desto lauter und immer lauter schrie in ihm jene Stimme und ließ ihm keine Ruhe, bis er's endlich nicht mehr aushalten kann, den Dreschflegel wegwirft und nach Haus läuft, um seiner Frau gerade aus zu erklären, aus ihrem gestrigen Plane könne nichts werden, um ein Paar schnöder Thaler willen möge er sein Seelenheil nicht auf das Spiel setzen. Als er zur Thüre eintritt, kommt ihm seine Frau mit derselben Erklärung entgegen; denn auch ihr hatte sich das göttliche Wort wie ein Hacken in das Herz geworfen, der immer tiefer hineindrang, je mehr sie sich abmühte, ihn herauszureißen. Sie ließen nun wirklich die Erbschaft unberührt und erwarteten ruhig, was ihnen rechtmäßiger Weise zufiel. Der himmlische Erzieher aber setzte das einmal in ihnen angefangene Werk fort, deckte ihnen durch den schweren Fall, vor dem er sie bewahrt hatte, das ganze Verderben ihres bösen Herzens auf und brachte sie zu einer wahren, gründlichen Buße, zu der göttlichen Traurigkeit, die da wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet. (Tippelskirch, Volksblatt für Stadt und Land. Halle 1844.)

Melodie: „Alles ist an Gottes Segen“, welches mit einer Reihe von Weisen geschmückt ist, vor allem mit der anonymen g g d h c d h g, welche Häußer für eine der geistlichen Arien des 1673 verstorbenen Bürgermeisters und Organisten Johann Rudolf Ahle zu Mühlhausen hält, welche der Conrektor Georg Bernhard Beutler daselbst 1799 nebst den Gesängen Eccards und Burgks, der andern berühmten Meister Mühlhausens, zugerichtet habe. Winterfeld behauptet, die Ahlesche Weise habe keinen Anklang gefunden und sei bald mit andern vertauscht worden. Sie erscheint in Königs harmonischem Liederschatz 1738. — Sonst wird es gesungen nach: „Ach, was soll ich Sünder machen.“

165. Wer ausharrt bis ans Ende.

Aus derselben Quelle: „Philipp Friedrich Hillers Liederkästlein“, zweitem Theil 1767 über das Schriftwort: Matth. 24, 13: „Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig!“ mit dem Beisatz: „Es ist kläglich, im Christenthum zurückweichen nach einem feurigen Anfang, und die Geduld verlieren, wenn man schon vieles erlitten hat.“

Dieses Lied mit seinen vier Versen ist ein besonders gelungenes

Beispiel, wie Hiller die Gottesworte ganz kindlich einfach und doch köstlich beleuchtet. Ohne Zweifel der trefflichste Vers ist die Schlußbitte:

Herr, du kennst meine Schwäche,
nur deiner harre ich.
Nicht das, was ich verspreche,
was du sprichst, tröstet mich.
Richt auf die lassen Hände
und stärk die müden Knie,
und sage mir am Ende:
die Seligkeit ist hie!

Diese Worte pflegte der bekannte Pfarrer von Kornwestheim und Echterdingen, Philipp Matthäus Hahn, welchem die Bekehrung Schubarts gelang, gar oft mit aller Inbrunst zu beten, wenn bei seinem Eifer, sich und seine Mitchristen mit großer Entsagung und Aufopferung zu dem Einen, was noth ist, zu leiten, seine Kräfte ihm einige Zeit versagen wollten und das Fleisch den Geist zu beherrschen drohte. (Basler Sammlungen. 1831.) Die Heftigkeit des Temperaments auf der einen und die Mattigkeit unsres Herzens auf der andern Seite sind Schwächen, bei welchen wir froh sind, sagen zu dürfen: „der Herr kennet die Seinen" und — „ist größer, als unser Herz."

Ein ähnlicher Gedanke bewegte den seligen Ludwig Hofacker, als er zum Anfang seiner Antrittspredigt zu Rielingshausen, 2. Juli 1826, mit leiser Stimme die Worte aus einem andern Liede Hillers setzte:

Daß ich schwach bin, wird Er wissen,
daß Er stark ist, weiß auch ich.

Melodie: Valet will ich dir geben.

VII. Trost im Kreuz.

166. Warum betrübst du dich, mein Herz.

Ein Lied ungewissen Ursprungs. Es erschien, soweit wir bis jetzt wissen, zuerst auf zwei Einzeldrucken: „Zwey schöne Newe Geistliche Lieder, das Erste, warumb betrübst du dich, mein hertz — — Getruckt zu Nürenberg, Durch Valentin Newber", der andere: „Durch Friderich Gutknecht." Wackernagel setzt dieselben ins Jahr 1560. — Doch findet es sich mit seiner Melodie bereits in dem „Piesni chrzescianskie", einem polnischen Gesangbuch des Predigers Seklucyan in Königsberg, bei Daubmann 1559. Der Anfang heißt: „Czemu sie troßczyß" (Choralkunde von Döring, Musikdirektor in Elbing. 1865.). — Sodann finden wirs in zwei niederdeutschen

Gesangbüchern: „Enchiridion Geistliker leder vnd Psalmen. Hamborch, Löw. 1565.“ und „Vthsettinge Etliker Psalmen vnd Geistliker leder. Lübeck, Richolff. 1567.“

Zugeschrieben wird es seit zweihundert Jahren dem edlen Meistersänger Hans Sachs (1494—1576, vgl. 1, 317 ff.), aber auf der gänzlich ungenügenden Grundlage des von Johann Michael Dilherr herausgegebenen Gesangbuchs: „Bei 1000 Alte und Neue Geistliche Psalmen, Lieder und Gebete. Nürnberg 1654.“ Man sollte wohl meinen, es wäre diese Aussage auf altnürnbergische Tradition gestützt; allein das ganze Buch ist, wie Wackernagel (Kirchenlied 4, 129) nachweist, überaus ungründlich gearbeitet, so daß sein Zeugniß keinen Werth ansprechen kann; dagegen sind die Zeilen in dem Original so frei behandelt, daß von der ängstlichen Pünktlichkeit eines Meistersängers bei diesem Lied nicht die Spur zu finden ist.

Die namenlosen Lieder sind aber nicht immer die geringsten. Ist unser Gesang nicht von einem Meistersänger, so ist es doch ein Meisterlied. — Schamelius gibt ihm den Titel: „Trostreiche Gedanken über die Vorsorge Gottes“, und Wimmer: „Eines frommen Christen Trost in seiner Armut“; sonst nannte man's der alten Leute Trostpredigt, die aber für Jung und Alt heilsam sei, und Schubert sagt mit Recht: „Es ist in Zeiten der Noth und Trübsal ein Trostlied schon für Tausende von bekümmerten Seelen gewesen. Wie manche arme Mutter, welche in theurer Zeit nicht wußte, wo sie am andern Morgen Brot hernehmen sollte für ihre hungernden Kinder, hat nach halbdurchwachter Nacht endlich ihre Sorgen mit jenem Lied eingesungen! Gesungen haben dies Lied die armen Wanderer im Fremdlingsland, wenn sie nicht wußten, wo heute Abend ihr ermatteter Leib seine Ruhestätte und Erquickung finden werde. In Zeiten der Todesnoth und des Krieges hat man öfters mit dem Todtenglöcklein zugleich die Töne dieses Liedes in den Kirchen und Häusern gehört. Ja, wenn der fromme Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen dasselbe ein Engelslied nannte, weil es ihm kurz vor seinem Tode im Traume vorkam, als sängen es die Engel, so hatte er wohl Recht; denn man empfindet in diesem einfältigen Liede, wenn man es andächtig singt, Kräfte der Engel, welche emporsteigen zu Gottes Thron und mit kindlich unwiderstehlicher Gewalt Gottes Vaterherz bewegen.“

Johann Wilhelm, Herzog zu Sachsen-Weimar, hörte nemlich 1573 kurz vor seinem Ende im Traum dieses Lied sehr lieblich singen, worauf eine herrliche Musik folgte. Endlich sah er nach seiner Erzählung immer noch träumend einen schönen Engel mit einem Schwert, auf dessen Rücken ein Zettel mit den Worten zu lesen war: „Traue auf Gott, der wird dir helfen und dich zur Ruhe bringen!“ (Olearius, Liederschatz. 4. 1707.)

Avenarius, Diakonus von Schmalkalden, fragte in der großen Theurung 1694 zu Berka an der Werra einen armen, dabei aber gottesfürchtigen Mann, wie er sich in diesen schweren Zeiten fortbringe und des Bettelns erwehren könne. Darauf gab ihm derselbe

zur Antwort: „Nichts erhält mich in dieser schweren und theuren Zeit, als das trostvolle Lied: ‚Warum betrübst du dich, mein Herz?‘ Dieses singe ich jetzt täglich Morgens und Abends, und gehet mir dabei so wohl, daß mir Gott Arbeit zuschickt und Verdienst.“ (Avenarius, Liederkatechismus. 1714.)

Dr. Johann Nikolaus Jakobi, Superintendent zu Meißen, welcher 1700 in einem Alter von einundsechzig Jahren selig entschlafen, legte mit diesem Lied den Grund zu seinem zeitlichen und ewigen Glück. Er war nemlich in seiner Jugend, da er zu Wittenberg studirte, sehr arm, tröstete aber sein Herz in bedrängten Umständen oft mit dem Lied, bekam dadurch ein um so herzlicheres Verlangen nach Gott und seinen ewigen Gütern und gieng deßhalb auch fleißig zur Kirche. Das bemerkte Professor Ostermann, ließ ihn zu sich kommen und verlangte, daß er, um ihn empfehlen zu können, einen lateinischen Brief aufsetzen solle. Der Jüngling begab sich nach Hause und verfertigte zweihundert griechische Verse über sein herzliebes Trostlied, das er seither Tag und Nacht in seinem Herzen bewegt hatte. Dies gefiel dem Professor so wohl, daß er ihn bald hernach zum Hauslehrer seiner Kinder machte und über sechs Jahre bei sich behielt, welches der Grund zu vielen nachfolgenden Beförderungen und Ehrenstellen für ihn war. (Wimmer. 4. 1749.)

Fast jeder Vers des Liedes ist einem Samenkörnlein gleich, aus dem köstliche Früchte des Trostes und der Hoffnung auf den lebendigen Gott gewachsen sind.

Vers 1 ist ein Nachklang des Psalmwortes 42, 6. 12. 43, 5. „Was bekümmerst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott!“

> Warum betrübst du dich, mein Herz,
> bekümmerst dich und trägest Schmerz
> nur um das zeitlich Gut?
> Vertrau du deinem Herrn und Gott,
> der alle Ding erschaffen hat!

Schamelius bemerkt zu „Warum“: „Die Sprache eines starken Glaubens, der die fleischliche Seele zur Rechenschaft fordert. Bedenke, was du singest, und merkt Lucä 21, 19: Fasset eure Seelen in Geduld!“; und zu „Vertrau“: „Das ist armer Leute bester Trost!“ Die rechte Antwort auf dieses „Vertrau!“, welches auch in „O Herre Gott, dein göttlich Wort“ so schön heraustritt: „Setz dein Vertrau!“ ist das Wort von Helmbold: „Auf ihn will ich vertrauen in meiner schweren Zeit; es kann mich nichts gereuen, er wendet alles Leid.“

Vers 2 ist eine kräftige Zusprache ans Christenherz:

> Er kann und will dich lassen nicht,
> er weiß gar wohl, was dir gebricht,
> Himmel und Erd ist sein;
> Mein Vater und mein Herre Gott,
> der mir beisteht in aller Noth.

Schamelius hebt die drei Wörtlein: „kann — will — weiß“ heraus und setzt bei: „Merke die drei Hauptgründe des Vertrauens wohl!“

Dr. Johann Jakob Rambach, Professor in Gießen, lag 1735 im Sterben. Er bereitete sich in der Stille auf seinen Abschied. Als ihn seine Frau fragte: Was betest du? antwortete er: „Herr, dein Wille geschehe!“ Eine halbe Stunde nachher sagte er: „Hörst du, wie unser Jakob (der zwei Jahre alt war) in der Stube unten so lieblich singt: ‚Er kann und will dich lassen nicht, er weiß ja wohl, was dir gebricht!‘ Ei höre doch, wie es so angenehm lautet!“ Der Knabe sang aber nicht; es war nur Kindesgeschrei, welchem der Vater diese tröstlichen Worte unterlegte. Das letzte Wort auf die letzte Frage: Hältst du dich beständig an Jesum? lautete: Omnino ita est. (Ja wohl!) (Büttner, Lebenslauf von Rambach. 1737.)

Hörte Rambach seines Kindes Stimme in diesen Tönen, so sprach ein andermal ein Vater ähnlich an's Kindesherz. — Als Johannes Wider, Prediger in Nürnberg, 1630 das Zeitliche segnen wollte, trat sein jüngstes Söhnlein, Septimius genannt, zu ihm an's Sterbebett mit der kindlich freundlichen Bitte, der Vater wolle ihm zu guter Letzt noch ein Sprüchlein befehlen, dabei er seiner stets gedenken könne. Da wies ihm der sterbende Vater unsern Vers und sprach: „Mein Vater und mein Herre Gott, der mir beisteht in aller Noth.“ (Thomas Schmidts Hist. et mem. 1707.)

Auf Grund der Ermunterung des zweiten Verses betet nun die zagende Seele in Vers 3:

> Weil du mein Gott und Vater bist,
> dein Kind wirst du verlassen nicht,
> du väterliches Herz!
> Ich bin ein armer Erdenkloß,
> auf Erden weiß ich keinen Trost.

Davon schreibt Wagenseil in seinem Traktat von den Meistersängern, er habe einmal einen vornehmen Theologen in öffentlicher Predigt bezeugen hören, daß er in seinem lange Zeit geführten Seelsorgeramt auf der Welt nichts mehr gefunden, so nach den Kraftsprüchen göttlicher Schrift betrübte, kleinglaubige und fast verzagende Gemüther mehr getröstet und gestärkt hätte, als dieses güldene, ja, ganz unvergleichliche Gesätz.

Daniel Seiffart erzählt 1704 in seinen Deliciae melicae von sich selbst: „Ein gewisser Prediger, als er in seinen Studentenjahren am 13. Oktober 1682 von seiner Vaterstadt Zwickau die Trauerpost bekommen, daß sein lieber Vater an der Pest gestorben sei, hat anfangs nicht gewußt, wo er sich vor Schmerzen und Betrübniß lassen könne. Bei der größten Melancholie fallen ihm die tröstlichen Gesangsworte ein: „Weil du mein Gott und Vater bist, dein Kind wirst du verlassen nicht!“ Darüber wird sein höchstbetrübtes Herz wiederum so erfreuet und erquicket, daß er bei sich gedacht: „Nun, wohlan, der ewige Vater lebet noch; der wird sich deiner, als eines armen Waisen, erbarmen und annehmen.“

Vers 4 rühmt, wie viel besser das Vertrauen auf Gott sei, als irdischer Reichthum. Vers 5—9 erinnert an alttestamentliche

Fälle der Hilfe Gottes, wie sie V. 5 Helias im Sidonierland, und V. 6 unter dem Ginsterstrauch der Wüste, V. 7 Daniel unter den Löwen, V. 8 Josef in Ägypten und V. 9 die drei Männer im Feuerofen erfahren haben. — Es dürfte von Interesse sein, die auf Elia bezüglichen Verse 5 und 6 in der Lesart der Lübecker niederdeutschen Quelle 1567, welche noch einen Vers zwischen einschiebt, zu lesen. Es ist ein gar schönes treuherziges Bild von alttestamentlicher Geschichtsanwendung:

Helias, wer ernerde dy,
do ydt so lange regende nicht
in so ghar düre tidt?
Ein wedewe vth Sodomer landt
tho dy ward van Gade gesant.

Vnd op dat du nicht lidest nodt
vnd vortruwest dinem leuen Godt
vnd richtest vth sin beuel,
Most dy de raue flesch vnd Brodt
stedes tho bringen fro vnd spad.

Du legest vnder einem wachalderbom,
do Gades Engel tho dy kam
vnde bracht dy spise vnd dranck,
Do gingestu einen widen ganck
beth an den Berch, Harepta genant.

Den neunten Vers sollen, wie Stiesler im „Historien=Schatz" erzählt, drei Kinder, welche von den Soldaten in einem Backofen verbrannt worden, freudig gesungen haben. Er lautet so:

Es verließ auch nicht der treue Gott
die drei Männer im Feuerofen roth:
sein Engel sandt er ihn'n;
Bewahrt sie vor des Feuers Glut
und half ihnen aus aller Noth.

Vers 10 ist eine Appellation an die reiche Barmherzigkeit des an allen Gütern reichen Gottes:

Ach Gott, du bist noch heut so reich,
als du gewesen ewiglich,
mein Trauen steht zu dir.
Mach mich an meiner Seele reich,
so hab ich gnug hier und ewiglich.

Schamelius bemerkt zu der mittleren Zeile, welche auch lautet: „Mein Vertrauen steht ganz zu dir" (vgl. 1 Petri 1, 13), Folgendes: „O eine Glaubenskraft! Wiewohl, der Artikel von der Vorsehung wird von einem jeden erkannt und mit dem Munde geglaubt, so lange gnug da ist. Wer aber nichts weiß von der Versuchung, ob denn auch Gott wahrhaftig für seine Kinder sorge, denselben laß nur einen Schaden leiden, in schlechten Zeiten leben; oder heiß ihm den Zehenten von seinen Mitteln den Armen geben, da wollen wir sehen, wie es mit den lieben Worten dieses Liedes beschaffen ist."

Diesen Vers rief Rosina, das siebenjährige Kind eines Taglöhners zu Nickern bei Dresden, dem der Vater gestorben war, seiner Mutter zu, die weder Geld noch Brot im Hause hatte und gar oft und bitterlich über den Tod ihres Mannes weinte. Das Töchterlein sagte ihr mit gefalteten Händen und himmelwärts gerichtetem Blick die tröstlichen Worte immer und immer vor, bis sie dieselbe ermuntert hatte, daß sie Gott vertraute. Er hielt denn auch seinen Segen über ihrem Hause, daß sie keinen Mangel hatten.

Vers 11 hat einst unerwartet in das Leben eines zufriedenen Gemüths eingewirkt. Vor vielen Jahren wurde einem Landprediger von seinem Superintendenten auf Befehl des Consistoriums eine sehr ansehnliche Adjunkturstelle angetragen. Er aber wollte lieber im niedrigen Stande bei seiner Gemeinde bleiben, und schrieb deßhalb auf einem halben Bogen sonst nichts, als diesen Vers:

Zeitlicher Ehr ich gern entbehr,
des Ewigen mich nur gewähr,
das du erworben hast
Durch deinen herben bittern Tod;
deß bitt ich dich, mein Herr und Gott!

und schickte dasselbe dem Superintendenten zu. Als nun durch diesen der Herzog davon Kunde erhalten hatte, wurde er nach wenigen Wochen zum Superintendenten ernannt, in welchem Amte er auch Gott noch lange Zeit gedienet hat. (Avenarius, Liederkatechismus. 1714.)

Durch den 12. Vers hat ein reicher Mann den elften mit wahrem Ernst beten gelernt. Ein Zigeuner, den er ums Wahrsagen angegangen hatte, gab ihm nemlich den letzteren als Sprüchlein. Er heißt:

Alles was ist auf dieser Welt,
es sei Silber, Gold oder Geld,
Reichthum und zeitlich Gut, —
Das währt nur eine kleine Zeit
und hilft doch nichts zur Seligkeit.

Dem Zigeuner, der ihm also wahrgesagt, gab er eine Gabe, darnach aber schloß er sich in seine Kammer und seufzte: „Lieber Gott! Ist das wahr, wie der Zigeuner sagt, und hilft Reichthum nicht zur Seligkeit, warum hab ich mich doch bisher so sehr darüber bemühet?“ Und darnach betete er: „Ach, demnach, o Jesu, wollest du mir nur ‚das Ewige gewähren, das du erworben hast durch deinen herben, bittern Tod‘ und die Gedanken auf Reichthum aus meinem Herzen reuten und tilgen.“ (Seiffarts Deliciae melicae. 1704.)

Mit diesem zwölften Verse wies der nach der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 gefangen gehaltene Landgraf Philipp von Hessen die blendenden Anträge freudig zurück, die man ihm machte, wenn er von der reinen Lehre des Wortes Gottes abtrünnig werden würde. Kaiser Karl V., in dessen Händen er war, bot ihm dafür als Preis die Grafschaft Katzenellenbogen, und der Herzog Georg von Meißen versprach, ihn zum Erben aller seiner Güter

und Länder machen zu wollen. Allein er hielt fest an der erkannten evangelischen Wahrheit und stützte sich, so oft sie auch ihre Anträge erneuern mochten, auf diesen Vers. Ueberhaupt war dieses Lied in seiner Gefangenschaft sein Halt und Trost, während sein Unglücksgenosse, der Kurfürst von Sachsen, in jener betrübten Lage an Blarers schönem Trostlied sich erquickte: „Wie's Gott gefällt, so gfällt's mir auch."

Die beiden letzten Verse sind als Amen zum ganzen Lied kräftige Gebetsworte. — Über das ganze Lied hielt Pastor Buroner in Salzwedel eine Predigt und ließ sie 1677, um der damaligen nahrlosen und betrübten Zeit willen, drucken, unter dem Titel: „Armer Leute Haußtrost", worin er sich nach Serpilius Zeugniß als einen „rechten Barnabam und Sohn des Trostes" erwiesen haben soll.

Das Lied kann selbst in der deutschen Literaturgeschichte eine Bedeutung ansprechen. Es wurde nemlich die Dilherrische Überlieferung, wonach Hans Sachs der Sänger unsers Liedes wäre, für die Kenntniß des treuherzigen Meistersängers in einem Falle überaus förderlich. — Im Frühsommer 1740 hatte in der sächsischen Stadt Chemnitz ein strebsamer lateinischer Schüler, Salomo Ranisch, die Abgangsprüfung für die hohe Schule trefflich bestanden. Dennoch war der junge Mann tief betrübt; denn er hatte wohl ein gutes Zeugniß in der Tasche, aber kein Geld. In dieser Noth gieng er am Sonntag ins liebe Gotteshaus. Die Gemeinde sang eben mit hellem Ton das Lied: „Warum betrübst du dich, mein Herz, bekümmerst dich und trägest Schmerz nur um das zeitlich Gut?" Als der arme Schüler diese und die folgenden Worte samt der tröstlichen Weise hörte, flog es wie ein lichter Sonnenstrahl über sein bewölktes Gesicht; und er sprach bei sich: „Hat der Mann, welcher dies Lied erdacht hat, also können gesinnt sein, warum bin ichs nicht auch?" Und als er darauf dem Verfasser nachforschte und erfuhr, daß derselbe Hans Sachs hieße und zu den Zeiten Luthers ein berühmter Meistersänger und Schuster in der Stadt Nürnberg gewesen, aber vom deutschen Volke längst vergessen sei, da beschloß er bei sich, diesem Meister im Trösten beim Abgange von der Schule öffentlich eine Erinnerungs- und Lobrede zu halten. Das geschah am 9. Juni 1740, und er rühmte den verachteten Schuster so herzbeweglich, daß die ganze große Versammlung jenes Lied nochmals anstimmte. — Der junge Redner aber erhielt die Tage darauf so viele unerwartete und ansehnliche Geschenke, daß er leichten Herzens auf die hohe Schule nach Leipzig zog und auch dort noch reichlich ob seiner Schutzrede für den ehrlichen Schuster bedacht wurde. Um so eifriger ward er, den Lebensumständen des Mannes nachzuspüren. Da fand er denn, daß derselbe in ganz Deutschland ehedem ebenso berühmt gewesen war, wie die alten heidnischen Poeten Homerus und Virgilius zu ihren Zeiten, und daß man seine Reime von einem Ende des Vaterlandes bis zum andern mit solcher Lust und Liebe gelesen habe, wie keines anderen vor ihm und nach ihm, weil darin „deutsch und deutlich genug, ja hell und klar wie der lieben Sonne Schein die Wahrheit Gottes geleuchtet, auch aller Tugenden Lehr und Bei-

spiel gegeben und der Menschen Wesen und Wandel geschildert ward, die dem gemeinen Mann, wie dem Vaterlande deutscher Nation dienstlich und löblich sein." — Nach langjährigem Studium gab der dankbare Salomon Ramisch 1765 die Lebensgeschichte Hans Sachsens heraus und schilderte darin dessen ergetzliche und zugleich herzbessernde Reimkunst mit warmen Worten. Das war der erste Anfang, den verlästerten und verketzerten Schuhmacher wieder zu Ehren zu bringen. (Julius Disselhof, Hans Sachs.)

Die Melodie aus G Moll, g g b a $\bar{d}$ $\bar{c}$ b a, wird ebenfalls gewöhnlich Hans Sachs zugeschrieben. — Sie findet sich, wie oben bemerkt, mit dem Lied schon 1559 in dem polnischen Cantional des Seklucyan, und ist vielleicht eben jene Volksmelodie, auf welche der Einzeldruck Neuber und Gutknecht zu Nürnberg verweist: „In dem Thon: Fröhlich bin ich auß Hertzen Grund." In die lutherischen Gesangbücher kam sie, wie es scheint, durch Elers „Cantica sacra. Anhang 1588." und das Dresdener Gesangbuch 1593.

Johann Rist, der bekannte geistliche Dichter, erzählt mit Beziehung auf sie Folgendes: „Als in dem letzten hochverderblichen Kriege (1658) ich mich in Hamburg eine Zeit lang mußte aufhalten und einstens am Sonnabend mir die Zeitung gebracht ward, daß mir der Rest aller meiner zeitlichen Güter wäre hinweggeraubt worden, daß auch nicht eine einzige Hühnerfeder mir übrig wäre geblieben, da gieng ich des folgenden Sonntags Morgens in die St. Catharinenkirche zu einem Freunde, Herrn Scheidemann, auf die Orgel, des vortrefflichen Theologen Dr. Corsini Predigt anzuhören. Als nun selbiger unter andern auch gar bewegliche Reden führte von dem Mitleiden mit den armen verjagten Holsteinern, da ward mir das Herz dermaßen gerührt, daß ich fast nicht wußte, wie mir geschahe. Und als nach geendeter herrlicher Predigt mein sehr werther und vertrauter Freund, der alte vielbeliebte Herr Schoppe, zu Herrn Scheidemann sagte: ‚Mein Bruder, lasset uns doch unserem werthen Rüstigen zu Gefallen ein feines Stück mit einander machen; vielleicht möchte doch sein bekümmertes Herz ein wenig dadurch wiederum erleichtert werden!' da war der edle Scheidemann ganz willig dazu, fiengen derwegen ein über alle Maße bewegliches Stücklein an zu spielen; und bewegten dadurch mein Herz dergestalt, daß, wenn ich an mein schweres Unglück dachte, so ward ich darüber so wehmüthig, daß ich, in einen Winkel mich verbergend, unzählige Thränen vergoß, ja fast mit der Verzweiflung mußte ringen, bis nach der Vollendung dieser Musik der Direktor des musikalischen Chors, mein alter, mehr als dreißigjähriger Freund, Herr Sellius, mit dem vollen Chor unser schönes, aber von ihm (1646) noch viel schöner in die Musik gesetztes Kirchenlied: ‚Warum betrübst du dich' anfieng zu musiciren, wodurch ich wiederum dermaßen ward erquicket, daß mir däuchte, ich wäre gleichsam neu geboren und könnte alles meines ausgestandenen Unglücks augenblicklich schier vergessen, wie ich denn aus der Kirche so freudig wiederum zu Hause gieng, als wenn all meine Trübsale wären verschwunden."

Johann Rudolf Ahle hat in seinem „Thüringischen Neugepflanzten Lustgarten“ 1657 eine schöne Composition, in welcher er mit den Gedanken des Zweiflers die Töne unsers ersten Verses kämpfen läßt, bis sie endlich den Sieg des echten Gottvertrauens vollständig erringen. — Auch Johann Sebastian Bach hat eine Cantate über unser Lied gegeben zum Evangelium vom 15. Sonntag nach Trinitatis. Man lese Winterfeld 2, 299 f. 3, 322 f. und die interessante Vergleichung beider Sätze S. 324.

167. Ach Gott, wie manches Herzeleid.

Von Martin Moller, als Pfarrer zu Sprottau in Niederschlesien (1547—1606, vgl. 2, 211 ff.) gedichtet und erschienen in dessen: Meditationes Sanctorum patrum, zweite Ausgabe. Görlitz, Fritsch 1587 im dritten Abschnitt. — Es hat sich indessen über den Verfasser eine durchgreifende Meinungsverschiedenheit gebildet. Auf der einen Seite findet sich unser Lied in Mollers Manuale de praeparatione 1593 unter den Gebetlein, „so von andern geistreichen Leuten gemacht sind“; andererseits hat es Conrad Hojer, Subprior in Möllenbeck, in seinem Buch „Die Funff Hauptt Stücke Christlicher Lehr. Stadthagen, 1614“ unter seinen eigenen Gesängen aufgeführt. Allein die letztere Angabe ist nach anderen Vorgängen nicht vollkommen zuverlässig und kann sich auch auf eine Redaktion des Lieds beziehen, und so wird bis auf weiteres Moller seinen Platz neben diesem Gesang behaupten.

Es trägt die Überschrift: „Ein Trostgebet, anmit ein betrübt Herze in allerlei Kreuze und Anfechtung dieser letzten müheseligen Zeit sich ganz lieblich trösten und an dem süßen Namen Jesu Christi sehnlich ergetzen kann. Aus dem Hymnus Jesu dulcis memoria.“

Das lateinische Lied, welches somit als die Quelle unseres Gesangs anzusehen ist, gehört wohl seinem Grundstock nach, wenn auch nicht in seiner ganzen Ausdehnung von 50 Versen, dem heiligen Bernhardus, dessen glühende Jesusliebe es athmet. Es ist in der lutherischen Kirche sehr beliebt gewesen und durch Arndts Paradiesgärtlein, in dessen Anhang es sich mit doppelter Übersetzung findet, in der Erinnerung erhalten geblieben. In unsrem Liede schimmert der lateinische Hymnus nur hie und da hindurch, da jener „Jubel über den Jesusnamen“ hier ganz zu einem Trost im Herzeleid verwendet ist. — Im Rhythmus des lateinischen Lieds, dem Mollers Arbeit sich anschließt, läge auch der vierzeilige Strophenbau, in welchem es manchfach erschien; die 18 Strophen wurden dann gesungen nach: O Jesu Christ, meins Lebens Licht. Der Gedankengang jedoch weist entschieden auf die sechszeilige Strophe hin, nach der Weise: Vater unser im Himmelreich.

Vers 1 mit seinem Herzensseufzer ist für betrübte Seelen oftmals der Ausdruck ihres Jammers geworden. — Von Anna Maria, Herzogin zu Sachsen, erzählt Seiffart in seinem Mel melicum, daß sie frühe schon in die Schule der Trübsal geschickt worden sei und

als eine von Gott herzlich geliebte Anna, aber auch zeitlich versuchte Maria, oft geseufzt habe:

Ach Gott, wie manches Herzeleid
begegnet mir zu dieser Zeit;
Der schmale Weg ist trübsalvoll,
den ich zum Himmel wandeln soll:
Wie schwerlich läßt sich Fleisch und Blut
zwingen zu dem ewigen Gut!

Sie habe aber auch als geübte Kreuzträgerin manchen tröstlich zugesprochen. — Den Gegensatz des schmalen Wegs und des Wandels zum Himmel bezeichnet Schamelius kurz: Via lucis via crucis. Act. 14, 22. — Derselbe bemerkt zu „Fleisch und Blut": „Das ist die Trübsal. Wärs möglich, daß ein Christ gar kein Kreuz hätte, so wär schon das Kreuz über Kreuz, daß ihm Fleisch und Blut so fest anklebt und sich nicht will zwingen lassen, das zu thun, was der Geist will. Lieber Gott! Bei allem Eifer bringt man's doch nicht dahin, daß man dich so fürchtet und liebt, als man von Herzen gerne wollte! Ach, das thut weh." Man vergleiche hiemit Richters Worte: „Der Natur geht es gar sauer ein, sich immerdar in Christi Tod zu geben."

Bei Vers 2 tritt nun der lateinische Hintergrund ein wenig hervor. Er lautet:

Wo soll ich mich denn wenden hin?
zu dir, Herr Jesu, steht mein Sinn;
Bei dir mein Herz Trost, Hilf und Rath
allzeit gewiß gefunden hat:
Niemand jemals verlassen ist,
der getraut hat auf Jesum Christ.

Die Frag und Antwort im Anfang begleitet Schamelius mit dem körnigen Wort: „Wohl getroffen auf dieser Wegscheide!" (vgl. „Wo soll ich fliehen hin?" S. 228 f.) Bernhardus aber ruft im Hymnus V. 3:

Jesu, spes poenitentibus,
quam pius es petentibus,
Quam bonus te quaerentibus,
sed quid invenientibus!

Vers 4 und 5 sind in den Andachtsbüchern unserer Väter gerne gebraucht. In jenem hat das Wort: „Es kann kein Trauern sein so schwer, dein süßer Nam erfreut viel mehr!" in dem andern das Wort: „Wenn ich dich hab, so hab ich wohl, was mich ewig erfreuen soll!" sprichwörtliches Gepräge bekommen.

Vers 6 klingt mit dem lateinischen Original zusammen. Er heißt:

Kein besser Treu auf Erden ist,
denn nur bei dir, Herr Jesu Christ.
Ich weiß, daß du mich nicht verläßt,
dein Wahrheit bleibt mir ewig fest:
Du bist mein rechter treuer Hirt,
der mich ewig behüten wird.

Bernhardus sagt dafür zum Ruhme Christi, seines Herrn:

Quando cor nostrum visitas,
tunc lucet ei veritas,
Mundi vilescit vanitas
et intus fervet caritas.

Schamelius bemerkt: „Treu, umgekehrt: teur! Theuer ist sie und rar in der Welt, groß und offenbar in Christo. Offenb. 3, 12. Ach daß wir ihm nur nimmermehr untreu würden! 2 Tim. 2, 13.“

Vers 10 finden wir als Hoffnungston im Kreuze gerne gebraucht:

Wenn ich mein Hoffnung stell zu dir,
so fühl ich Fried und Trost in mir;
Wenn ich in Nöthen bet und sing,
so wird mein Herz recht guter Ding.
Dein Geist bezeugt, daß solches frei
des ewgen Lebens Vorschmack sei.

Der lateinische Text hiezu wird der Vers sein:

Hic amor missus caelitus
haeret mihi medullitus,
Mentem incendit penitus,
hoc delectatur spiritus.

Magister Hävecker kam eines Tages zu einem Bürger in Magdeburg, welcher ganz contrakt war, und fand ihn über seiner Bibel, wie er eben die Worte las: „Der Herr hat alles wohl gemacht!“ Natürlich fragte ihn der Seelsorger, ob er denn das auch für seine Person und seinen Leidenszustand glauben könne. „Ach ja, antwortete der Leidende: ‚Wenn ich in Nöthen bet und sing, so wird mein Herz recht guter Ding!‘ Bei meinem Gebet gibt mir Gott im Leiden allezeit tröstliche Gedanken ins Herz. Und wenn ich sonst nichts in der Welt hätte, so wär ich doch mit solchem Seelentroste Gottes zufrieden!“ (Seiffart, Singularia evangelica.)

„In geistlichen Liedern, sagt Schamelius mit Lütkemann, ist eine köstliche Erquickung und Stärkung im Leben und Sterben. Auf solche Weise kannst du das Paradies in deiner Seele schmecken. — Das aber ist die gute Stunde. Oft folgt ein Sturm, der die Freude störet.“

Die beiden letzten Verse 11 und 12 enthalten den Entschluß: „Drum will ich, weil ich lebe noch, das Kreuz dir fröhlich tragen nach!“ wozu Schamelius sagt: „O ein Kunststückchen! Gehöret unter die admiranda und geheimen Gaben der Kinder Gottes!“ und die Bitte: „Hilf mir auch zwingen Fleisch und Blut!“ Diese Gedanken greifen wiederum, wie der Anfang des Lieds, weit über die Worte des heiligen Bernhardus hinaus. — Das mittelalterliche Lied ist beschaulich, der lutherische Gesang praktisch.

168. Nicht so traurig, nicht so sehr.

Das erste in der Reihe der Trostlieder von Paulus Gerhardt (1607—1676, vgl. 3, 297 ff.); gedichtet in seiner Wartezeit als

Hauslehrer bei Kammergerichtsadvokat Bartholdt in Berlin, und zuerst erschienen in der Praxis pietatis melica von Crüger 1648 mit der Ueberschrift: „christliche Zufriedenheit", was ergänzt wird durch die witzige Benennung von Schamelius: „Lektion der Unvergnügten."

Der Grundgedanke des Lieds läßt sich in den zwei Sprüchen zusammendrängen: Psalm 116, 7. „Sei nun wieder zufrieden, meine Seele; denn der Herr thut dir Gutes!" und Psalm 42, 6. 12. „Was betrübst du dich, meine Seele? Harre auf Gott!" — Zu diesen Schriftgedanken gesellt sich in unsrem Liede die Weisheit auf der Gasse; es ist wesentlich eine an den Verstand des Mißvergnügten gerichtete Vorstellung, dahin gehend, daß, wer Gott hat, keinen Grund habe, zu klagen. Und diese Vorstellung hat Gerhardt meisterhaft durchgeführt, so daß Preuß in seiner Geschichte der Dichter des Mecklenburgischen Gesangbuchs mit Recht sagen kann: „Merkst du nicht, o Seele, wenn du dieses Lied betrachtest, wie sehr der liebe Gerhardt sich bemühe, die edle Zufriedenheit als die kostbarste Blume in dir zu pflanzen? Leset und singet dies Lied fleißig, ihr Mißvergnügten, die ihr nimmer genug vom Irdischen bekommen könnt; es wird euch eine heilsame Arzenei sein, daß ihr einmal von eurer Welt- und Geldsucht befreiet werdet."

Es mag von Interesse sein, die Kern- und Schlußreime, welche als Sprichwörter oft gebraucht oder gebräuchlich sind, als eine Perlenschnur aufzuzeigen:

1. Nimm vorlieb mit deinem Gott;
   hast du Gott, so hats nicht Noth. V. 1.
2. Gott ist Herr in seinem Haus;
   wie er will, so theilt er aus. V. 2.
3. Bleibt der Centner dein Gewinn,
   fahr der Heller immer hin! V. 4.
4. Alles bleibet hinter dir,
   wenn du trittst ins Grabes Thür. V. 5.
5. Erdengut zerfällt und bricht;
   Seelengut, das schwindet nicht. V. 6.
6. Deiner Augen helles Glas;
   siehe, welch ein Schatz ist das! V. 7.
7. Ist dirs gut, so geht Er's ein;
   ists dein Schade, spricht Er: Nein! V. 11.
8. Geht dirs widrig, laß es gehn:
   Gott und Himmel bleibt dir stehn. V. 15.

Zu Vers 4. Hamann schreibt den 27. Oktober 1783 an eine Freundin: „Solange es noch Menschen gibt und solange wir es selbst sind, wird es uns an Freunden nicht fehlen. Der Baum des Lebens sowohl als der Freundschaft thut aus Ihm entspringen, gar hoch vom Himmel her aus Seinem Herzen. So singe ich auch alle Tage und hatte auch gestern gesungen vor Empfang Ihrer gütigen Zuschrift:

Bleibt der Centner mein Gewinn,
fahr der Heller immer hin!"

Das ist die rechte Selbständigkeit des christlichen Philosophen; zumal wenn der Centner noch über die Freundschaft hinaus gesucht

wird in der Gemeinschaft Gottes; worauf doch Gerhardts Wort im Anfang des Verses zielt:

> Der ist albern, der sich kränkt
> um ein Hand voll Eitelkeit,
> Wenn ihm Gott dagegen schenkt
> Schätze der beständgen Zeit.

Zu Vers 6. Ein Kaufmann zu Rendsburg pflegte, wie Seiffart erzählt, allezeit vor dem Glockenläuten zur Kirche zu gehen. Als man ihn nach dem Grund dieser Gewohnheit fragte, antwortete er, er hätte zu Haus eine Glocke, die läute ihm immer zuvor schon. Er habe nemlich einmal einen großen Verlust zur See gehabt und ein Freund habe ihn getröstet, indem er ihn an den Schaden erinnerte, welchen manche mit dem reichen Mann eben durch solches Erdengut an der Seele nähmen. Da habe er denn beschlossen, Gottes Wort inskünftige nicht mehr so unbeachtet zu lassen, wie vordem; und habe deß zur Erinnerung eine Glocke in seinem Haus aufhängen lassen, die ihn an das Gotteshaus mahne, ehe die Kirchenglocken tönten. Die Glocke aber sei eine Tafel, darauf stehe der Spruch: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!“ und drunter die Worte:

> Erdengut zerfällt und bricht;
> Seelengut, das schwindet nicht!

Was aber das Seelengut sei, kann niemand treffender sagen, als Gerhardt wiederum im Anfang des Verses:

> Aber, was die Seele nährt,
> Gottes Huld und Christi Blut,
> Wird von keiner Zeit verzehrt,
> ist und bleibet allzeit gut.

Ein gar schöner Gedanke tritt uns in Vers 12 entgegen. Während des Herzens Verlangen in irdischen Dingen oft so wenig befriedigt wird und der Mensch aufs Warten angewiesen ist, gibt es einen vollgültigen Ersatz:

> Unterdessen trägt sein Geist
> dir in deines Herzens Haus
> Manna, das die Engel speist,
> ziert und schmückt es herrlich aus.
> Ja, er wählet, dir zum Heil,
> dich zu seinem Gut und Theil.

Ists doch auch bei unsrem Gerhardt so gewesen. In der Wartezeit nahm er Manna von oben, das in seinen Liedern uns noch heute speist; und des „Dankes Saitenspiel“, welches uns aus ihnen ertönt, freut uns noch zur Stunde in Gemach und Ungemach.

Melodieen finden sich zu diesem Liede gar viele. Die Weise, welche Johann Crüger demselben in G Moll 1648 mit auf den Weg gegeben hat: g b a b c b a g fis, wurde allgemein angenommen und Ebelings Versuch konnte sie nicht verdrängen; sie ist in Norddeutschland noch gebräuchlich. Im Freylinghausenschen Ge-

sangbuch 1714 findet sich die Melodie: e fis g h a g fis, welche Winterfeld dem Meister Johann Sebastian Bach zuschreibt. In Königs harmonischem Liederschatz 1738 findet sich die ins Ende des siebzehnten Jahrhunderts zurückgreifende Weise: f g f c f g a (Württembergisches Choralbuch 1844) und: fis fis g fis h h cis (Pfälzisches Choralbuch 1859). — Weitere Melodieen: im Württembergischen Choralbuch von Störl und Stötzel 1744: c g e g a h c; in Norddeutschland: b b b f g a b.

169. Warum sollt ich mich denn grämen.

Von Paulus Gerhardt; erschienen im Rungeschen Gesangbuch: „Dr. Martin Luthers und andrer vornehmen und geistreichen und gelehrten Männer geistliche Lieder und Psalmen. Berlin 1653.“ Bei Gerhardt hat es den Titel: „Christliches Freudenlied“; Schamelius gab ihm die Überschrift: „Zernichtete Einfälle und Herzensstöße der Schwermüthigen.“ Bilhuber nennt es die Schatzkammer allerlei göttlichen Trostes im Leiden und Sterben, und Seiffart den besten Antimelancholikum.

Der Gedankengang ist folgender. Das arme Herz hat schon gefragt in Kreuz und Noth: ach, warum? ach, du Herr, wie so lange? Darum beginnt das Trostlied mit der Gegenfrage: Warum sollt ich mich denn grämen? Vers 1, und in der Frage liegt die Antwort: ich habe Christum und habe den Himmel mit ihm; was bedarf ich mehr? Allein das bekümmerte Gemüth will Gründe haben, einen um den andern. — Darum V. 2. 3.: mein Leben ist Sein; Er thue damit, wie er will. Hiob 1. — V. 4. 5. Das Kreuz kann Er enden und lindern; also getrost! — V. 6—8. Satan, Welt und Tod können mir den Muth nicht nehmen; denn der Satan kann spotten, aber auch zu Schanden werden V. 6; der Tod kann tödten V. 7, aber doch nicht gar, er führt zur Himmelsfreude V. 8. — V. 9. 10. Erdengut zerfällt und bricht, Himmelsgut verschwindet nicht. — Darum wendet sich der Sänger empor zum höchsten Gut, seinem Herrn, und ruht in Seiner Gemeinschaft betend aus V. 11. 12.

Das Lied hat in unendlich vielen Fällen seine tröstende und stärkende Kraft an Unglücklichen und Angefochtenen, an Leidenden und Sterbenden erprobt.

Vers 1. Als man die Salzburger Emigranten auf ihrem Zug durch Schwaben im Jahre 1732 irgendwo fragte, ob sie denn nicht zuweilen schmerzlich an ihr Vaterland gedächten und an das, was sie zurückgelassen, fiengen sie mit großer Freudigkeit an zu singen:

> Warum sollt ich mich denn grämen?
> hab ich doch Christum noch,
> wer will mir den nehmen?
> Wer will mir den Himmel rauben,
> den mir schon Gottes Sohn
> beigelegt im Glauben?

Als sie damit zu Ende waren, sagte einer unter ihnen: „Da habt ihr die Antwort. Wir grämen uns über nichts mehr, als daß wir

so lange haben heucheln können und die erkannte Wahrheit nicht eher mit dem Munde bekannt, vielmehr uns vor Menschen gefürchtet haben." — Das stimmt mit einem Stammbuchblättchen aus jener Zeit, das die Überschrift trägt: „Umb der Evangelischen Wahrheit vertriebene saltzburger." Da sind zwei Gestalten, Mann und Frau; diese strebt frisch voraus und trägt eine kleine Wiege, aus der des Kindleins Köpfchen herausblickt, auf dem Rücken; jener aber schreitet mit bewußtem festem Schritte nach, seinen Scheitberger lesend und einen Sack mit dem Nöthigsten tragend. Darunter steht der Reim: „Die Reise ist zwar schwer, doch aber leicht vorgnommen; Weil wir im Preissenland die reine Lehr bekommen."

Pastor Arnold Stolterfoht in Lübeck wurde am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu einem schwer Angefochtenen gerufen, welchem das Wort Christi: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater!" wie ein Centnerstein auf dem Herzen lag. Er versuchte mancherlei Trostmittel an ihm, aber keines wollte anschlagen, selbst das Beispiel von der Wiederannahme Petri nicht, der doch auch seinen Herrn verleugnet habe. „Ich habe ja nicht Petri Thränen, auch nicht Petri Buße!" war die Antwort. Da läßt der Seelsorger etliche Schüler, die er dazu mitgenommen hatte, dieses Lied anstimmen; und als es an die Worte kam: „den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben", ruft er dem Angefochtenen dieselben nochmals beweglich zu und setzet bei: „also ein Glaubiger schon hier und zeitlich selig!" Darauf fängt der Mann bitterlich zu weinen an, und Stolterfoht ruft freudig aus: „Petri Thränen, Petri Buße; Viktoria! Ihr seid selig zeitlich und ewig. Viktoria!" (Daniel Seiffarts Deliciae melicae. 1704.)

Als am 2. Juli 1800 dem Pfarrer Hosch in Gächingen auf der Alb französische Husaren das Haus fast rein ausgeplündert hatten, griff er am Abend des Unglückstages nach seiner Harfe, die sie ihm noch gelassen hatten, und sang guten Muths unser Lied als einen rechten „Antimelancholikum". „Hab ich doch Christum noch; wer will mir den nehmen? Wer will mir den Himmel rauben?" das war sein Trostgedanke. Durch diesen gekräftigt konnte er auch am nächsten Sonntag auf die Kanzel treten und sagen: „Es sind Räuber in unser Dorf gefallen. Was haben sie uns geraubt? Tugend und Unschuld, Ehre und guten Namen, Seele und Seligkeit? Haben sie uns das Neue Testament entrissen, den Zugang zu Gott versperrt, die Gemeinschaft mit dem Himmel abgeschnitten? Ach nein! das sind nicht die Güter, denen die Diebe nachstellten. Was denn? Etwas von unserem Überfluß, der sich leicht entbehren oder leicht wieder ersetzen läßt."

In Vers 2 klingt Hiobs Wort 1, 21 wider:

> Nackend lag ich auf dem Boden,
> da ich kam, da ich nahm
> meinen ersten Odem;

Nackend werd ich auch hinziehen,
wenn ich werd von der Erd
als ein Schatten fliehen.

Eine launige Auslegung erhielt dieser Vers beim Tode Friedrich Wilhelms I., Königs von Preußen, am 31. Mai 1740. Der strenge Monarch lag in seinen letzten Zügen, als er befahl, man sollte singen: „Warum sollt ich mich denn grämen?“ Wie der Gesang aber an die Worte kam: „Nackend werd ich auch hinziehen —“ machte er noch einmal seinem Unmuth Luft, indem er vor sich hin sprach: „Das ist nicht wahr; ich werde in meiner Montirung begraben werden!“ Indessen waren seine letzten Worte unserem Liede ganz entsprechend. Er starb mit dem Ruf: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und Sterben!“ (Kirchner, die Kurfürstinnen und Königinnen des Hauses Hohenzollern. 3.)

Die Ergänzung des zweiten ist der dritte Vers, ebenfalls mit Hiob 1, 21 stimmend:

Gut und Blut, Leib, Seel und Leben
ist nicht mein; Gott allein
ist es, der's gegeben.
Will er's wieder zu sich kehren,
nehm er's hin; ich will ihn
dennoch fröhlich ehren.

Da heißt es denn nicht, wie Eli's Schwiegertochter, Pinehas Weib, gerufen: „Ikabod, die Herrlichkeit ist dahin!“ sondern: „Der Name des Herrn sei gelobet!“

Zu Vers 5. Johann Paul Trier, der als Berggerichtsdirektor zu Meiningen 1768 starb, verlor seinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling, nachdem er so eben von der Universität zurückgekehrt war, durch den Tod. Bald darauf starben ihm auch seine beiden Töchter, von denen er sagen konnte: „sie haben mich nie betrübt.“ Mit großer Fassung ertrug er diesen dreifachen Verlust. Da fiel der fünfundsiebenzigjährige Greis in seinem Garten und brach den Fuß. Man befürchtete, dies werde bei seinem hohen Alter den Tod nach sich ziehen; seine Frau war untröstlich, und alle, die um ihn waren, beklagten seine großen Schmerzen. Er aber, mit den Zügen der ruhigsten Gelassenheit auf seinem Angesicht, antwortete:

Gott hat mich in guten Tagen
oft ergetzt, sollt ich jetzt
nicht auch etwas tragen?

Und siehe da, der das Unglück geschickt, der wendete es auch wieder; er genas zu großer Verwunderung der Ärzte und lebte noch bis in sein siebenundachtzigstes Jahr. Dann starb er lächelnd, mit gen Himmel ausgereckten Händen. (Feddersen, Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. 2.)

Der Schluß des Verses aber, wo es heißt:

Fromm ist Gott, und schärft mit Maßen
sein Gericht; kann mich nicht
ganz und gar verlassen!

stimmte die Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, Christiane Charlotte Luise, welche sich auf ihrem schmerzvollen letzten Krankenlager dieses Lied vorlesen ließ, zu dem Bekenntniß: „Alles, was Gott an mir thut, ist wohlgethan; und ich bin gewiß, daß mein leibliches Leiden, wie groß es auch sei, unter seiner guten Regierung ein herrliches Ende nehmen wird.“ (Feddersen, a. a. O.)

Im sechsten Verse erhebt sich der Sänger zum Glaubenstrotz seines Liedes „Ist Gott für mich, so trete“:

Satan, Welt und ihre Rotten
können mir nichts mehr hier
thun, als meiner spotten.
Laß sie spotten, laß sie lachen,
Gott mein Heil wird in Eil
sie zu Schanden machen.

Mit dem ganzen Liede wurde auch dieser heroische Vers dem treuverdienten Prediger an der Wendischen Kirche zu Camenz in der Oberlausitz, Johann Gottfried Schumann, in großer Anfechtung zu kräftigem Trost. Als derselbe im Jahr 1716 im Sterben lag, war er in großer Dunkelheit der Seele, daß er endlich von seinem Lager stieg und auf den Boden kniete, indem er sagte, er wolle mit seinem Heiland an den Ölberg gehen und beten. Nachdem er so eine Viertelstunde lang auf der Erde gelegen und über seine Sünden zu Gott geschrieen hatte, stand er mit einemmale auf und rief getröstet und gefaßt: „Warum sollt ich mich denn grämen? Dort steht zwar der brüllende Löwe und will sein Heil an mir versuchen, aber ich habe einen stärkern Löwen auf meiner Seite, den Löwen vom Stamm Juda; der hat überwunden und in seiner Kraft will ich auch überwinden.“ (Gerbers Historie der Wiedergeborenen.)

Der siebente Vers tritt aufs denkwürdigste in dem Lebensgang Johann Jakob Mosers, des frommen Staatsmanns und edlen Patrioten, hervor. Weil er sich als Landschaftskonsulent durch seine feste, unerschrockene Vertheidigung der Rechte und Freiheiten des württembergischen Volkes den Zorn des Herzogs Carl Eugen zugezogen hatte, welcher unbegrenzten und unumschränkten Gehorsam forderte, ließ ihn dieser am 12. Juli 1759 in das Schloß zu Ludwigsburg vor sich bescheiden, um ihm seine Gefangensetzung anzukündigen und ihn sogleich nach Hohentwiel abführen zu lassen. Jedermann ahnete das Schlimmste für ihn. In dem Augenblick aber, da er nach langem Harren im Vorzimmer durch den Geheimsekretär vor den Herzog gerufen wurde, rief er jenem zu:

Unverzagt und ohne Grauen
soll ein Christ, wo er ist,
stets sich lassen schauen.

So trat er vor den Herzog, und als dieser ihm zürnend seine Verhaftung ankündete, sprach er ganz gefaßt: „Euer Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden.“ Er wurde sofort auf die Festung Hohentwiel abgeführt. — Das Wort aber verbreitete sich von Mund zu Mund und ward bald so bekannt unter dem Volke, daß

es nach fünf Jahren, da er endlich seiner schweren Haft ledig wurde, noch nicht vergessen und verklungen war. Auf seiner Heimreise von Hohentwiel nach Stuttgart im September 1764 traf er im ersten württembergischen Dorfe einen Schulmeister im Wirthshaus, der sich in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte. Moser aber wich ihm aus. Da sagte der Mann, heute könne er, obwohl er sonst nicht dahin gehe, nicht aus dem Wirthshause gehen. „Warum?“ fragte Moser. Der Schulmeister aber hob den Finger, deutete auf Moser und sagte: „Unverzagt und ohne Grauen!“ — Moser hatte nun die gründlichste Erfahrung von diesem Worte erlebt und auch den Schluß des Verses erprobt:

> Wollt ihn auch der Tod aufreiben,
> soll der Muth dennoch gut
> und fein stille bleiben.

Auch noch ein anderer Zeitgenosse des Herzogs, Karl Friedrich Harttmann, der als Stadtpfarrer in Lauffen seinen amtlichen Lauf beschloß, hat sich an diesen Vers gehalten. Als er Professor an der Karlsakademie war, zogen sich einsmals von einem in Ungnade gefallenen Professor die meisten andern zurück. Da hatte er Gelegenheit, seinen Grundsatz durchzuführen: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen!“ — und wurde nicht zu Schanden.

Vers 8 rief sich der sterbende Dichter des Liedes, Paulus Gerhardt, selbst noch ermunternd zu, als er sich bei der letzten Ohnmacht und Todesschwäche, die über ihn kam, kaum in seinem Krankensessel halten konnte. Es war für den neunundsechzigjährigen Knecht Gottes, von dem in seiner Kirche zu Lübben bezeugt wurde: Theologus in cribro satanae versatus (ein im Sieb des Satans geschüttelter Gottesgelehrter), wie Honigseim, sagen zu dürfen:

> Kann uns doch kein Tod nicht tödten,
> sondern reißt unsern Geist
> aus viel tausend Nöthen;
> Schleußt das Thor der bittern Leiden
> und macht Bahn, daß man kann
> gehn zur Himmelsfreuden.

So gieng er unter diesem Troste seines Liedeswortes am 7. Juni 1676 ein „zur Himmelsfreude“. — Wir setzen hier mit seiner letzten Liedeszeile 1668 hinzu: „Gott woll uns auch so sterben lehren!“

Denselben Vers hielt Pastor Mathesius zu Pretzsch der Königin von Polen und Kurfürstin von Sachsen, Christine Eberhardine, am 5. September 1726 in ihrer Sterbestunde vor, da sie geseufzt hatte: „Nun ist es bald aus!“ Er bedeutete ihr, daß es durch einen seligen Tod nicht gar aus sei, weil der Tod nicht könne aus Christi Hand reißen, und berief sich auf die Worte: „Kann uns doch kein Tod nicht tödten!“ Durch diese Worte empfand die Königin einen so kräftigen Trost, daß sie das ganze Lied bis zum Schluß sich vorlesen ließ und von einer unnachläßlichen Himmelsbegierde erfaßt wurde.

Vers 10 beginnt mit einer äußerst niedrigen Schätzung der irdischen Dinge:

> Was sind dieses Lebens Güter?
> eine Hand voller Sand,
> Kummer der Gemüther!

aber das geschieht um des hohen Gegensatzes willen, den die folgenden Zeilen beschreiben. Hievon erzählt ein Schulmeister in Niederdeutschland zu Anfang des Jahrs 1760 eine liebliche Geschichte. Ein siebenjähriger Knabe fühlte sich plötzlich gar schwach und legte sich am hellen Tage zu Bette. Da kam eine Jungfer zu seinen Eltern, die ehrsame Bürgersleute waren, auf Besuch. Die fragte den noch ganz gesund aussehenden Knaben, warum er denn bei hellem Tage zu Bette liege. „Es habens nicht alle so gut, daß sie auf dem Bett sterben!“ war des Knaben Antwort. Darauf sagte die Jungfer, sie habe ihm was Schönes mitgebracht. „Das Schöne möchte ich sehen!“ erwiderte er, und sie zeigte ihm das mitgebrachte Zucker- und Backwerk. „Sind das die schönen Sachen? Die geb Sie meiner Schwester!“ sagte er mit heiterer Miene, wies dann mit den Fingern in die Höhe und fuhr fort:

> „Dort, dort sind die edlen Gaben,
> da mein Hirt, Christus, wird
> mich ohn Ende laben.“

Darauf bat er um ein Gesangbuch, schlug munter das Lied des Pastors Salomo Liscovius auf: „Schatz über alle Schätze“, und sang mit heller Stimme: „O Herrlichkeit der Erden, ich mag und will dich nicht, mein Geist will himmlisch werden —“. Da er bis dahin gesungen, neigte er sein Haupt, ließ seine Händlein sinken und gab den Geist auf. (Basler Sammlungen. 1784.)

Einem wenig bemittelten Mann, der sich von der Arbeit seiner Hände nähren mußte, wurden einmal zwanzig Thaler gestohlen. Dieser für seine Umstände sehr empfindliche Verlust schmerzte ihn tief, weil er nicht so bald wieder so viel verdienen konnte. Als er nun dadurch nicht eine kleine Zeit ganz niedergedrückt war und in tiefer Betrübniß steckte, fielen ihm mit einemmal wie ein Lichtstrahl die Worte dieses Verses in seine Dunkelheit, und im Augenblick und für immer war aller Kummer über den Verlust aus seinem Herzen verschwunden.

Eine besonders reiche Geschichte, ähnlich wie die Schlußverse von „O Haupt voll Blut und Wunden“, haben die Schlußverse unsers Lieds. Vilmar macht ihren Grundgedanken: „Ich bin dein, du bist mein!“ zum Kennzeichen jeden echten Kirchenlieds; unzählige Abendmahle schließen noch mit diesen Tönen, und manche Seele wird von den beiden Versen, wie auf Engelsfittigen, heimwärts getragen. — Sie lauten:

> Herr mein Hirt, Brunn aller Freuden,
> du bist mein, ich bin dein,
> niemand kann uns scheiden.

Ich bin dein, weil du dein Leben
und dein Blut mir zu gut
in den Tod gegeben;

Du bist mein, weil ich dich fasse
und dich nicht, o mein Licht,
aus dem Herzen lasse.
Laß mich, laß mich hingelangen,
da du mich und ich dich
leiblich werd umfangen!

Ein junger Tübinger Theolog, Sigismund Brünkmann, eines Buchbinders Sohn von Nürnberg, welcher im Jahr 1704 seine Pfingstpredigt in der benachbarten Dorfkirche zu Weil im Schönbuch mit diesen zwei Versen beschloß, hatte wohl auch schon erfahren, welcher sichere Ankergrund in diesen Trostworten liege und wie man sich aus der Schwüle und den Stürmen der Erdennoth emporschwingen könne in jene selige Stille des Glaubens, in welcher die Worte gehört werden: „Du bist mein, ich bin dein; niemand kann uns scheiden." Als er aber am andern Tage bei schwüler, heißer Witterung, aus der sich ein schweres Gewitter bildete, nach Hause gieng, da wurde seine Seele schnell und unversehens hinweggerückt aus der Heimat der Ungewitter in die stille, selige Ewigkeit; denn ein Blitz traf und tödtete ihn nebst dem ihn begleitenden Sohn des Pfarrers. „O Wundergott!" setzt Schamelius hinzu, der das erzählt. (Schubert, Altes und Neues. 4, 1.)

Dr. Johann Salomo Semler in Halle (1752—1791), der berühmte theologische Kritiker, erzählt von dem Tode seiner hoffnungsvollen einundzwanzigjährigen Tochter, die seiner kurz zuvor gestorbenen Gattin bald nachfolgte, folgende rührende Züge. „Ich hatte sie Abends wieder eingesegnet, etwa um 9 Uhr, und hatte mich mit Kummer eben niedergelegt, als sie herunterschickte, mich zu ihr zu bitten. ‚Vergeben Sie, bester Vater, daß ich Sie so nöthig habe; helfen Sie mir, im Glauben und Entschlossenheit als Ihre christliche Tochter zu sterben!' Ich erhob mein Herz und redete etwas von dem großen Unterschiede der unsichtbaren Welt Gottes, worin sie bald ein glückseliges Mitglied sein würde. Sie fuhr fort aus Liedern — er hatte seine Kinder im Liederlernen und Liedersingen fleißig geübt; Gellerts Lieder konnten sie auswendig, — da ich ihr nur sehr wenig zusetzte. Als ich ihr sagte: ‚Allerliebste, bald kommst Du zu Deiner Mutter!' antwortete sie sehr bewegt: ‚Ja, welche Wonne wird das werden!' Ich fiel nieder vor ihrem Bette und empfahl ihre Seele in Gottes allmächtige, unendliche Kraft. Früh besuchte ich sie wieder vor dem Collegio. ‚Hast Du es noch behalten, Beste, Liebste? fragte ich. Du bist mein, weil ich Dich fasse?' — ‚O ja!' sagte sie, und wiederholte den Vers: ‚Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden!' — ‚Ewiger!' sagte ich. Ich verließ sie noch ziemlich sicher, daß es so eilig nicht gehe. Aber man rief mich aus dem Collegio, daß ich noch eben ihr einige große Worte zurufen konnte und nun ihren herrlichen Geist Gott

gern wieder zurückgab und ihre frommen Augen selbst zudrückte. Da verwandelte sich meine unruhige Betrübniß in sanftes Nachdenken und eine sehr weiche Zufriedenheit mit Gottes weisem Willen." (Semlers Lebensbeschreibung. Halle 1781.)

Als Dr. Johann Philipp Fresenius in Frankfurt 1761 sterben sollte, da war sein Gang aus der Welt gar erbaulich. Sie sangen an seinem Bette das Lied: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld." Darauf sprach der Beichtvater dem Sterbenden die letzten Verse aus dem Liede: „Warum sollt ich mich denn grämen?" vor. Als er an den letzten Vers kam: „Du bist mein, weil ich dich fasse und dich nicht, o mein Licht, aus dem Herzen lasse —", da hob der Sterbende die Hand auf und sprach mit erhobenem Finger: „fasse!" — nemlich, daß es darauf, aufs Fassen des Herrn im Glauben, ankomme. So starb der gesegnete Mann. (Christophorus. 1.)

Ludwig Hofacker, der treue Zeuge von dem Hohenpriesterthum Jesu Christi, spürte als dreißigjähriger Mann zu Rielingshausen das Annahen des Todes. „Ich wandle im Todesthal!" sagte er in seinen letzten Zügen. Und auf den Zuspruch, daß der Herr sein Stecken und Stab sei, erwiderte er freundlich: „ich fürchte mich nicht!" Dann lispelte er noch: Betet, betet! und man sprach ihm die beiden Verse unsers Lieds. Dreimal noch bewegten sich die erblassenden Lippen, um das hohe Wort: Heiland, Heiland, Heiland! zu lispeln. Dann stockte der Athem, und er entschlief sanft und stille am 18. November 1828. (Leben Ludwig Hofackers von Knapp. 1852.)

Dr. G. H. Götze schrieb ein besonderes Büchlein: „Heilsame Tröstungen wider die betrübten Gedanken aus dem Lied: ‚Warum sollt ich mich denn grämen?' Lübeck 1722." und widmete dasselbe seiner Ehefrau, als sie über den Tod ihrer Tochter sehr betrübt gewesen. In der Vorrede nennt er den Verfasser „einen lieblichen und im Kreuz wohl geübten Poeten, einen Mann, in welchem die Gaben des Geistes, trostreiche Lieder zu dichten zum gemeinen Nutz, mit vieler tausend Seelen Vergnügen sich gezeiget." — Unter denen, welche sich am Liede in ihren schwersten Stunden, im letzten Kampf, aufgerichtet haben, nennen wir noch: Israel Clauder, Superintendent in Bielefeld († 1721), August Bähr, Pfarrer in Weigsdorf († 1846); Magdalena Sibylla, Herzogin von Württemberg († 1712), Johanna Ursula von Geusau († 1718) und Johanna Rebekka, Ehefrau von Dr. Johann Christian Senkenberg zu Frankfurt a. M.

Johann Crüger hat 1653 dem Liede die Melodie: e gis a g c h a gis mit auf den Weg gegeben. In diesem Fall aber trug Ebeling, sein Nachfolger in Berlin und Herausgeber der Gerhardtschen Lieder, den Sieg über Crüger davon mit der Melodie: g a h a h d e d in „Pauli Gerhardi geistliche Andachten 1666." Sie taugt ganz zu diesem „christlichen Freudenliede", wie es Gerhardt selbst bezeichnet wissen wollte, denn die G-Dur-Tonart gibt ihr einen sehr freudigen Schwung, und mit dem ersten Ton ist auf den Gram hingedeutet als einen schon verschwundenen; während die Weise Crügers in

A moll eher schwermüthig tönte, als drücke sie den Gram aus, der erst am Schlusse des Lieds verscheucht sein solle. (Winterfeld 2, 192 f.) — Einzelne Varianten finden sich bei König im harmonischen Liederschatz 1738. — Die bedeutsamste Entwicklung der Ebelingschen Weise hat Johann Sebastian Bach in zwei von einander abweichenden Sätzen des Verses gegeben: „Ich will dich mit Fleiß bewahren.“ „Sie strebt bei ihm mäßiger empor, als die des ursprünglichen Sängers, bescheidener also, demüthiger. Allein dieses Aufwärtsdringen wird durch einen in Halbtönen chromatisch abwärts bewegten Fortschritt der zweiten und der Grundstimme begleitet, der ihm das Gepräge eines Emporringens verleiht und — das innige sehnsüchtige Schließen ins Herz lebendig ausdrückt. (Winterfeld a. a. O.)

170. Schwing dich auf zu deinem Gott.

Von Paulus Gerhardt, erschienen im Rungeschen Gesangbuch 1653 mit dem Titel: „Trost in schwerer Anfechtung.“ Jedoch nur mit den Versen 1. 2. 4. 6—8. 13—17., mit welchen es noch in der Crügerschen Praxis pietatis melica 1666 erscheint, während in der Ebelingschen Ausgabe von demselben Jahre die Verse 3. 5. 9—12 hinzufügt erscheinen; hier mit dem Titel: „Trostgesang in Schwermuth und Anfechtung.“

Wie dem Psalmisten der lutherischen Kirche so gar oft jenes Zwiegespräch des Psalmisten im Alten Testament Psalm 42. 43. in der Seele liegt: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Trost ist!“ — so ists hier im großen durchgeführt. Der Sänger spricht seiner Seele in ihrer Betrübniß zu, Vers 1, und legt ihr gegen alle Anfechtung die Worte in den Mund Vers 2—16. — Das soll im ersten Gedankenkreise eine Abweisung des bösen Feindes selbst sein. Satanas, du bist überwunden durch Christum, Vers 2; meine neue Sünde gibt dir kein Recht, Vers 3; mein Lösegeld ist Christi Blut, Vers 4; Christi Gerechtigkeit meine feste Burg V. 5: also kannst du mir nicht mehr schaden, V. 6. — In zweiter Linie weist der Sänger auch die böse Welt ab. Tolle Welt, du willst mir den Muth nehmen zu dem Gott, von dem ich doch alles habe, Vers 7; irdische Güter verleiht er mir, Vers 8. 9., sein heiliges Wort und seine gewisse Schrift schenkt er mir, Vers 10. 11.; das ist ein Felsengrund, den stoße um, wer kann! Vers 12. — Das angreifende Wort Vers 2—6 und Vers 7—12 mündet in der dritten Wendung in ein triumphirendes Selbstgespräch aus V. 13—16. Ich bin Gottes; ist das Kreuz von ihm, so kann es mir nichts anhaben, Vers 13; so wird es mich zum Guten ziehen, Vers 14; so wird es zum herrlichen Ziele, zur himmlischen Freudenernte hinauslaufen, Vers 15. 16. — — Und so schließt der letzte Vers (17) mit dem ersten sich zusammen: alle deine Schmerzen, meine Seele, sollen zu Gottes Preis werden!

Gar schön sagt Wimmer in seiner Liedererklärung (4, 94) bei diesem Lied, das er „Melancholeivertreib" nennt: „Ein Adler, der den Jäger gewahr wird, schwingt sich in die hohe Luft, als in sein Element, und je höher er fleugt, desto sicherer ist er. Ein Hirsch nimmt seine Zuflucht zu den Bergen. Wo wendet sich aber ein Christ hin in seiner Angst und Anfechtung? Er flieht zu den Bergen, von welchen ihm Hilfe kommt; seine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Darum, du Betrübter, auf und fliehe zu Gott; zweifle nicht, daß er dein Gott, dein Hort und Erlöser sei; zu dem komme im wahren Glauben und herzlichen Gebet. Denn das sind die beiden Flügel, mit welchen du dich hinauf zu ihm schwingen und deine Ruhe gewiß mit herunter bringen kannst!"

Prälat Friedrich Christof Ötinger, der „tiefe Forscher in den Gründen der sichtbaren Welt der Dinge, wie in der unsichtbaren Welt der Offenbarung", bekam als siebenjähriger Knabe bei Gelegenheit dieses Liedes eine innere Erleuchtung, in welcher er sich wirklich zu Gott aufgeschwungen fühlte. Er erzählt in der Selbstbiographie von seiner Knabenzeit, die er in Göppingen unter der Leitung eines Informators Wölffing zubrachte, Folgendes: „Derselbe ließ mich viele Lieder auswendig lernen, und einsmals zwischen dem sechsten und siebenten Lebensjahr legte ich mich neben ihm nach Gewohnheit schlafen. Ich mußte einen ganzen Rosenkranz von Liedern vor dem Einschlafen herbeten. Endlich wurde ich etwas ungeduldig und dachte: ‚Wenn ich doch auch wüßte, was ich betete!' Ich kam an das Lied: ‚Schwing dich auf!' Nichts von Betrübniß wissend, wurde ich heftig angetrieben, zu verstehen, was es sei, sich zu Gott aufschwingen. Ich bemühte mich inwendig darum vor Gott; und siehe, da empfand ich mich aufgeschwungen in Gott. Ich betete mein Lied ganz aus; da war kein Wort, welches nicht ein distinktes Licht in meiner Seele zurückließ. In meinem Leben habe ich nichts Fröhlicheres empfunden; und das hatte in folgender Zeit die Wirkung, daß ich, wenn ein heftiges Donnerwetter kam, davor sich mein Vater hinter den Vorhang des Bettes verbarg, getrost dachte: ‚Ich fürchte mich nicht, weil ich weiß, wie man zu Gott betet.' Das blieb eine gute Zeit also und hatte eine Influenz auf mein ganzes Leben, denn ich setzte es zum Muster, alles, was ich lernte, müßte ich also verstehen. Das verursachte hernach, daß, was ich hörte, mir nicht genug war, weil es der unbeschreiblichen Realität jener ersten Gedanken nicht beikam." (Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten.)

Nach einer anderen Richtung ist Vers 1 zur inneren Erfahrung geworden. Scriver schreibt: „Ich kenne einen Menschen, der schwere Anfechtungen hat erfahren müssen. Seine Angst war manchmal so groß, daß er weder ein noch aus wußte. Thränen waren sein Brot Tag und Nacht, so oft er sich allein befand. Er suchte in allerhand Büchern geistreichen Trost; er lief zur Kirche und bat den barmherzigen Gott inständig, daß er ihm in der Predigt doch etwas hören lassen wolle, was ihm zu kräftigem Troste dienen könnte.

Die Angst ließ ihn nicht im Bette, sondern er sprang in der Nacht öfter aus demselben, zündete sein Licht an und nahm die heilige Schrift, besonders aber die Psalmen Davids, vor und las dieselben mit größter Begierde durch, sang auch die schönen Lieder fleißig: „Jesu, der du meine Seele" und „Befiehl du deine Wege." Endlich stieg die Angst aufs höchste, und er klagte dem lieben Gott mit heißen Thränen, daß, wenn es bis Morgens nicht anders würde, er davon abnehmen müsse, daß derselbe keinen andern Ausgang haben wollte, als er sich in seinem Herzen bereits vorgenommen. Was geschah? In derselben Nacht wurde sein Herz mit so kräftigem Trost überschüttet, daß er bei anbrechendem Tage mit freudiger Stimme in seinem Kämmerlein das Lied anstimmte:

Schwing dich auf zu deinem Gott,
du betrübte Seele!
Warum liegst du Gott zum Spott
in der Schwermuthshöhle?
Merkst du nicht des Satans List?
er will durch sein Kämpfen
deinen Trost, den Jesus Christus
dir erworben, dämpfen.

Nun war sein Mund voll Jauchzens und seine Zunge voll Rühmens; und wie er früher vor Angst nicht hatte schlafen können, so kam jetzt vor lauter Freude kein Schlaf in seine Augen. (Greiner, Schulliederschatz.)

Vers 4 ist schon vielen Seelen Rechenschaft und Trost gewesen in der letzten Stunde. Georg Nitsch, Generalsuperintendent des Fürstenthums Gotha, welchen sie den „Moses des Gothaischen Zions" nannten, predigte am 22. Sonntag nach Trinitatis 1729 über das Evangelium von der Rechnung des Königs mit seinen Knechten und schloß die ernste Vermahnung mit den Worten:

Hab ich was nicht recht gethan,
ist mirs leid von Herzen;
Dahingegen nehm ich an
Christi Blut und Schmerzen.
Denn das ist die Ranzion
meiner Missethaten;
bring ich dies vor Gottes Thron,
ist mir wohl gerathen.

Vierzehn Tage hernach, am 20. November 1729, starb er. (Pilger aus Sachsen. 1841.)

Der dem siebzehnten Jahrhundert geläufige Ausdruck „Ranzion", welcher mit dem französischen rançon zusammenstimmt und von den einen aus dem Lateinischen (= redemptio, Erlösung), von den andern aus dem alten Sächsischen (Ran = Raub, und Sona = Bund, Friede) abgeleitet wird, ist im Württembergischen Gesangbuch gut in der Fassung gegeben: „Denn das ist das Lösegeld meiner Missethaten; Dadurch ist der ganzen Welt und auch mir gerathen."

Der Anfang von Vers 15:

> Es ist herzlich gut gemeint
> mit der Christen Plagen —

greift ebensowohl in die Gegenwart hinein, von welcher Vers 14 sagt: „er will mich von meiner Sünd auf was Gutes ziehen“, wie in die Zukunft, von der es hier heißt: „wer hier zeitlich wohl geweint, darf nicht ewig klagen.“ Heinrich Müller sagt in seinen „Erquickstunden“ 198: „Es ist wohlgemeint. Fürchte dich nur nicht. Ein Wölklein ists nur, darunter sich die Sonne verbirgt, wird bald vorübergehen. Schaust du nicht den Honig in der bittern Heideblume, das Freundesherz unter der Feindeslarve, das Ja im Nein? — Ich muß ja einmal meinen Jesum kennen lernen und mich in seine Weise schicken. Er runzelt seine Stirne, stellt sich zornig, redet den Seinigen scharf zu, wenn er sie ihrer Bitte gewähren will. — Ich will ihm vertrauen, wenn er tödtet, und lieben, wenn er züchtigt. Er meints nicht böse. Sein Zorn nimmt allezeit ein Ende in Liebe.“

Die beiden letzten Verse wurden einst in dem Hause des Mezgers Hufeland zu Erfurt aus Kindesmund zu großem Trost. Ein Knabe von fünf Jahren, welcher auf eine sehr schmerzliche Weise durch einige Jahre hindurch zur Ewigkeit gezogen wurde, hörte eines Tags dem Gespräch seines kranken Vaters mit einem Freunde zu. Auf einmal richtet sich das Kind, von dem man eher geglaubt hätte, daß es sterben müßte, auf und fängt mit heller Stimme an, zu singen:

> Gottes Kinder säen zwar
> traurig und mit Thränen;
> Aber endlich bringt das Jahr,
> wonach sie sich sehnen.
> Denn es kommt die Erntezeit,
> da sie Garben machen;
> da wird all ihr Gram und Leid
> lauter Freud und Lachen.
>
> Ei so faß, o Christenherz,
> alle deine Schmerzen,
> Wirf sie fröhlich hinterwärts,
> laß des Trostes Kerzen
> Dich entzünden mehr und mehr,
> gib dem großen Namen
> deines Gottes Preis und Ehr:
> er wird helfen! Amen.

und als es am Schluß war: „Er wird helfen, Amen!“ sprach es noch: „Er kann helfen, er wird helfen, er muß helfen!“ Die Mutter war herzugesprungen, als sie am Herde draußen die Stimme hörte, und sie alle mit einander waren herrlich getröstet. Als das Kind 1697 starb, waren sie dessen gewiß, daß es nach seinen letzten Worten zum Vater gieng.

Mit dem letzten Verse stärkte sich auch eine fromme Frau zu Aufhausen, damals noch Ulmischer Herrschaft, als sie am 8. Mai 1705 zu einer schweren Operation sich anschicken mußte.

Das Lied ist gedichtet in dem Versmaße des alten Passionsliedes: Patris sapientia veritas divina etc., deutsch von Michael Weiß: „Christus, der uns selig macht“; und es gehört also hieher die vorreformatorische Weise: e e c d d c h bei den böhmischen Brüdern 1531 und im Bapstschen Gesangbuch 1545. — Allein Johann Crüger hat unserem Liede sofort seine eigene Melodie:

e e a gis a h c (A moll) mit auf den Weg gegeben und 1658 mit einem Tonsatz begleitet. Dieselbe ist dem Liede auch fernerhin geblieben und entspricht dem Charakter des Lieds vorzüglich. Palmer bemerkt hiezu in der Hymnologie: „Nicht nur bezeichnet die erste Zeile den Aufschwung der Seele durch das Aufsteigen der Töne, zu dem in der Mitte ein neuer Anlauf genommen wird; sondern die rasche energische Modulation ins helle C dur, womit die erste Zeile schließt, läßt auch den Gegensatz der Gotteshöhe, des klaren blauen Himmels, zu der Schwermuthshöhle erkennen." — Ebeling hat 1666 eine andere Melodie gegeben: d fis a a h cis d, welche jene zwar nicht verdrängen konnte, aber doch erhalten blieb und im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 für das Lied entlehnt wurde: „Christe, wahres Seelenlicht." — Aus dem ersten zu repetirenden Theil dieser Melodie und aus einer Überarbeitung des zweiten Theils der Weise von „Christus, der uns selig macht" ist eine dritte Melodie in D dur gebildet, welche aus dem Hohenloheschen Melodieenschatz als Nebenmelodie ins Württembergische Choralbuch übergieng: d e fis g a a h cis d.

171. Gib dich zufrieden und sei stille.

Von Paulus Gerhardt, erschienen in „Pauli Gerhardi geistlichen Andachten" von J. G. Ebeling 1666, erstes Duzend; sodann in Praxis pietatis melica 1690.

Der Grundgedanke des Lieds ist Psalm 37, 7: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn!" Das Lied ist, wenn auch kein Kirchenlied im höheren Ton, so doch ein Trostlied, das seine Probe vielfach bestanden hat.

Als der selige Prälat Ullmann in Carlsruhe auf seinem letzten Lager duldete und seine Kräfte sich immer mehr verzehrten, waren allerlei Liederverse seine besondere Erquickung. So beschloß er einmal eine besonders mühselige Nacht mit den Worten: „Schau her, hie steh ich Armer, der Zorn verdienet hat! Gib mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad!" — In großer fieberhafter Aufregung ließ er sich sodann das Lied lesen:

> Gib dich zufrieden und sei stille
> in dem Gotte deines Lebens;
> In ihm ruht aller Freuden Fülle,
> ohn ihn mühst du dich vergebens.
> Er ist dein Quell und deine Sonne
> scheint täglich hell zu deiner Wonne:
> gib dich zufrieden!

bat aber nach einigen Versen inne zu halten und sagte: „ich will das erst üben!" und wirklich fand er in dem leise wiederholten Wort: „Sei stille!" seine Ruhe. (Ullmann, von Beyschlag. 1867.)

Nicht auf die eigene Seele allein, sondern auf die Seinen wendete es Pfarrer Heinrich Puchta an, der reich angelegte hoffnungsvolle Dichtergeist, welcher 1858 zu Augsburg starb. Er trug

seine sich lange hinziehenden Leiden mit großer Geduld, in Übun
eines seiner Sinnsprüche:

In trüben Tagen Sein Kreuz getragen,
In hellen Stunden Sein Heil empfunden,
Ueberall nur Er! Was brauch ich mehr?

Allein im letzten Halbjahr wurde die Gewalt des Leidens imm
größer, und er fühlte, was es heißt, durchs Feuer der Trübs
geführt werden. Da griff er eines Tags auch zu Gerhardts Lie
las es mit kräftiger Stimme den Seinen von Anfang bis zu End
vor und sagte dann zu seiner Gattin, welche er mit drei Söhne
und fünf Töchtern zurücklassen sollte: „Da hast du alles, was d
brauchst." — Es liegt ja unendlicher Trost in einem Vers, w
dem dritten:

Wie dirs und andern oft ergehe,
ist ihm wahrlich nicht verborgen;
Er sieht und kennet aus der Höhe
der betrübten Herzen Sorgen;
Er zählt den Lauf der heißen Thränen
und faßt zu Hauf all unser Sehnen:
gib dich zufrieden!

Der Inhalt des zehnten Verses, der auf den Verzug göttliche
Hilfe in unbehaglichen Stunden geht:

Bleibt gleich die Hilf in etwas lange,
wird sie dennoch endlich kommen;
Macht dir das Harren angst und bange,
glaube mir, es ist dein Frommen —

ist von dem edlen Maler Gustav König, der seinen Griffel in de
Dienst der Christengemeinde und seiner lutherischen Kirche stellt
einmal in origineller Weise angewendet worden. (Ebrard, König
Leben.) Er hatte bei seinen prächtigen Psalmbildern und eben
später bei seiner herrlichen Volksbibel manchfach die Erfahrung z
machen, daß die Oberflächlichkeit der Leute den tiefen Sinn nic
verstand, und daß in Folge dessen seinen Arbeiten die Aufmunterun
des Beifalls fehlte. Da sagt er einmal: „Gerade die Vereine habe
wenig dafür gethan; doch einzelne Geistliche haben gedankt und di
Erfahrung gemacht, wie nachhaltig eine biblische Geschichte im Ge
dächtniß bleibt, wenn dieselbe dem Kinde zur Anschauung gebrac
wird. Nun ich denke mit Paulus Gerhardt:

Was langsam schleicht, faßt man gewisser;
und was verzeucht, ist desto süßer:
gib dich zufrieden!"

Der Verfasser dieser Blätter erinnert sich, in der Evangelische
Kirchenzeitung von dem seligen Hengstenberg einmal an besonder
treffender Stelle den Schluß des 13. Verses gelesen zu haben
Dieser beginnt:

Es kann und mag nicht anders werden,
alle Menschen müssen leiden;
Was webt und lebet auf der Erden,
kann das Unglück nicht vermeiden.

Diese Nothwendigkeit wendete jener kräftige Lehrer des Alten Testaments auf die Wichtigkeit des Buchs Hiob an, indem er sagte, es sei von großer praktischer Bedeutung, über den Zweck des Leidens ins Klare zu kommen, wenn anders Gerhardts Wort wahr sei:

Des Kreuzes Stab schlägt unsre Lenden
bis an das Grab, da wird sichs enden:
gib dich zufrieden!

Die Melodie: c b as g g f g es d (C moll) ist wohl von Jakob Hintze, Stadtmusiker in Berlin; sie steht in der 24. von Hintze besorgten Ausgabe der Crügerschen Praxis pietatis melica 1690 mit „J. H." bezeichnet. Sie findet sich freilich auch schon im Lüneburger Gesangbuch vom Jahr 1686. — Eine andere Melodie: d f g a b c a g f hat Ebeling geschaffen und in „Pauli Gerhardi geistlichen Andachten" 1666 mitgetheilt. — Das Schicksal beider ist nach Winterfelds Ausführung (2, 190 ff.) wohl durch äußerliche Umstände in das umgekehrte Verhältniß zu ihrem Inhalt getreten. Die Ebelingsche, reich bewegte und gedankenreiche, ist zwar im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 und im Württembergischen Choralbuch 1744 aufgenommen worden und hat sich bis auf die Gegenwart da oder dort im Gebrauch erhalten. Allein weit gebräuchlicher ist die musikalisch arme von Hintze, welche Johann Sebastian Bach durch seinen Satz reicher und bewegter gestaltete. — Daneben gibt es eine dritte, welche wahrscheinlich von Johann Sebastian Bach herrührt und in dessen „Choralgesängen" sich findet. Dieselbe ist zwar sehr ausdrucksvoll, aber wegen ihres arienmäßigen Charakters nicht für den Gemeindegesang tauglich. Sie beginnt: h g a h a g fis g fis e.

172. Straf mich nicht in deinem Zorn.

Von Johann Georg Albinus, Rektor an der Domschule zu Naumburg (1624—1679, vgl. 3, 392 ff.), auf einem Einzeldruck 1655 erschienen und hernach in: „Hundert anmuthig und sonderbar geistlichen Arien. Dreßden 1694."

Durch den Hymnologen Caspar Wetzel ist uns über die Entstehung des Lieds und seiner Melodie Folgendes mitgetheilt. Albinus hatte bei seinen Studien zu Leipzig als eine dichterisch angelegte Natur mit dem begabten Musikdirektor Johannes Rosenmüller daselbst Freundschaft gepflogen und ihm hie und da etwas für seine Compositionen geboten. Es scheint aber, daß der letztere sich nicht ganz tadellos in seinem Wandel verhalten habe, und so wurde er wegen der Anklage einer gröblichen Vergehung gegen das sechste Gebot gefänglich eingezogen, wußte sich aber dem Gefängniß durch die Flucht nach Hamburg zu entziehen. Als er nun von dort an seinen Landesherrn, Kurfürst Johann Georg von Sachsen, eine Bitte um Begnadigung richtete, soll er derselben unser Lied und seine ergreifende Melodie beigelegt haben, um sein Gesuch desto nachdrücklicher zu machen. Das Gesuch wurde nicht genehmigt.

Es liegt in dieser Entstehungsgeschichte noch viel Unklares. Urkundlich ist nur durch einen Brief von dem Sohne des Johann Georg Albinus an Schamelius (8. Mai 1714) bezeugt, daß der letztere sein Lied: „Straf mich nicht in deinem Zorn“ als ein für Rosenmüller gemachtes anerkannt habe. Allein das scheint am Ende eher auf die Universitätszeit, als auf jene verhängnißvolle Flucht zu gehen. So hätte denn Rosenmüller das ihm lange vorliegende Lied für sein Gnadengesuch hervorgezogen. — Und selbst die Urheberschaft der schönen ergreifenden Melodie, welche sich bis heute im Gebrauch erhalten hat, von Rosenmüller ist nicht über allen Zweifel erhaben. In dem oben angeführten ältesten Druck 1694 findet sie sich mit der Beischrift: Incerti Melodia propria (vgl. auch Winterfeld 2, 241 ff.)

Es ist ein ergreifendes Lied in tiefster Noth, und ebenso ein Bußlied wie ein Kreuz- und Trübsalslied; eine freie Bearbeitung des sechsten Psalms, welcher in den einzelnen Versen ziemlich klar hervortritt. — Seiffart bezeugt in seinen Deliciae melicae, daß viele fromme und betrübte Seelen das Lied mit seiner kräftigen Weise bald so lieb gewonnen hätten, daß sie es nicht nur von den Currentschülern wöchentlich vor der Thür absingen ließen, sondern auch für sich täglich zu singen pflegten.

Winterfeld führt aus den „Kernsprüchen meistentheils aus heiliger Schrift, Leipzig 1648“, einer musikalischen Arbeit Rosenmüllers, folgende Stelle an: „Derjenige müßte ein lebendiger Teufel sein, welcher, wenn er ein Miserere oder vielleicht einen göttlichen Strafspruch in einer durchdringenden Harmonie anhöret, nicht wollte nur in etwas zur Erkenntniß seiner Sünden beweget werden; diejenige Seele müßte ihr eigener Richter und Henker sein, welche aus einem wohlklingenden Trostspruch ihr selbst unauflösliche Ketten, höllisch Feuer und die ewige Pein zusprechen und herausklauben wollte; derjenige Geist müßte nicht wohl bei Sinnen sein, welcher, wenn er von der unvergänglichen Freude des ewigen Lebens eine artige Zusammenstimmung höret, ihm doch wollte dieser Welt Wollust so sehr gefallen lassen, daß er auch nicht einmal eine Begierde nach dem Ewigen tragen sollte.“ — Fast hört man aus diesen Worten das Ringen des talentvollen Mannes mit Fleisch und Blut heraus; und hat denn nun doch vielleicht die Musik nicht genug Schutz gegen die Versuchung gewährt, so begreifen wir desto besser, wie dem Gefallenen das Lied von Albinus zum ungeheuchelten Ausdruck seiner Buße dienen konnte (V. 1):

Straf mich nicht in deinem Zorn,
großer Gott verschone;
Ach laß mich nicht sein verlorn,
nach Verdienst nicht lohne!
  Hat die Sünd dich entzündt,
lösch ab in dem Lamme
deines Grimmes Flamme!

Herr von Bomsdorf, welcher einige Meilen von Magdeburg ein Rittergut besaß, verwendete, wie das Evangelische Monatsblatt

für Westfalen 1850 erzählt, fast sein ganzes Vermögen dazu, christliche Schriften drucken zu lassen und zu vertheilen. Einst kam er mit einem christlichen Begleiter durch ein reiches Dorf im Halberstädtischen, wo Üppigkeit und Rohheit zu Hause war. Eben ward in dem neuerbauten Wirthshaus getanzt. Er trat ins Haus, ließ sich etwas zur Erfrischung geben und fragte dann den Wirth, ob es wohl erlaubt sei, den Tanzenden zuzusehen. Der Wirth versetzte: „O das wird uns eine große Ehre sein!" Herr von Bomsdorf gieng nun zur großen Verwunderung seines Begleiters auf den Tanzsaal und wartete, bis der angefangene Tanz zu Ende war. Dann trat er zu den Spielleuten und fragte, ob er wohl für sein Geld könnte aufspielen lassen, was er wollte? „Ei wohl!" versetzten jene. Drauf gab er ihnen zwölf Groschen und ließ sie spielen: „Straf mich nicht in deinem Zorn." Er selbst aber kniete vor allen Gegenwärtigen nieder und sang dieses Bußlied bis zu Ende. Einige konnten das nicht aushalten und liefen davon. Es war allerdings der Gegensatz einer solchen Lustbarkeit und dieses Gebets peinlich groß, wenn es im Vers 5 heißt:

Ach, ich bin so müd und matt
von den schweren Plagen;
Mein Herz ist der Seufzer satt,
die nach Hilfe fragen.
Wie so lang machst du bang
meiner armen Seele
in der Schwermuthshöhle?

Allein die Übrigen knieten nach und nach zu ihm nieder. Hernach stand er auf und hielt eine Anrede an die Zurückgebliebenen, wodurch dieselben tief gerührt wurden. Dies war der Anfang zu einer Erweckung in dem Dorfe, an der zuletzt 176 Seelen Theil nahmen. Und so hatte das Lied dennoch Recht behalten, Vers 6:

Weicht, ihr Feinde, weicht von mir,
Gott erhört mein Beten;
Nunmehr kann ich mit Begier
vor sein Antlitz treten.
Teufel, weich! Hölle, fleuch!
was mich vor gekränket,
hat Gott mir geschenket.

Die in der That geistreiche Melodie, welche gegenwärtig meist zu dem Liede: „Mache dich mein Geist bereit" gesungen wird, beginnt: a a b c c f g a.

173. Sollt es gleich bisweilen scheinen.

Von einem gottesfürchtigen Studenten, Christof Titius, nachmaligem Pfarrer an verschiedenen Orten des Nürnberger Gebiets (1641—1703, vgl. 3, 523 ff.), zu Altorf gedichtet und erstmals gedruckt in einer von ihm 1664 herausgegebenen kleinen, aus 14 Liedern bestehenden Sammlung: „Sündenschmertzen, Trost im

Hertzen, Todenkertzen, erwecket, entdecket, angestecket von Christoph[...] Titio Silesio, S. Theol. Studioso. Nürnberg, bei Felßecker.“ Spät[...] erscheint das Lied in der Hauptsammlung seiner Lieder 1701, nac[...] dem es bereits in die Crügersche Praxis pietatis melica 1675 u[...] ins Nürnberger Gesangbuch 1677 aufgenommen gewesen war. Got[...] fried Arnold brachte es mit mehreren Änderungen in den zweit[...] Anhang zu seinem „Geheimniß der göttlichen Sophia. Frankfu[...] 1700.“, und in dieser Fassung kam es dann in das Freylin[...] hausensche Gesangbuch 1704 und sofort in alle Kirchengesangbüch[...] der damaligen Zeit.

Es ist gewiß eine überraschende Erscheinung, daß ein schlesische[...] Student auf seiner Hochschule schon ein Lied dichtet, welches vo[...] Verzug göttlicher Hilfe handelt. Obwohl wir die näheren Umständ[...] unseres Tietze nicht kennen, liegt doch die Vermuthung nahe, daß be[...] ihm, wie bei nicht wenigen seiner Zeit, die Hochschule der Wissen[...] schaft auch eine Hochschule des Wartens auf Gottes Hilfe war. E[...] ist ihm denn auch ein Lied gelungen, das als echtes Volkslied be[...] zeichnet werden darf und dessen Verse in tausenderlei Fällen täglic[...] im Munde des Volkes leben. Es wurde ins Schwedische übersetz[...] und selbst in die malabarische Zunge. Serpilius rühmt in seine[...] „zufälligen Gedanken“ schon zu Anfang des vorigen Jahrhundert[...] die weite Verbreitung dieses Liedes selbst über Deutschland hinaus.

Der Gedankengang ist einfach. — Gott verzieht mit seiner Hilfe, aber bleibt nicht aus, Vers 1. 2.; denn er ist ein Vater voll Weisheit und Güte gegen seine Kinder, Vers 3. 4. Darum trotze ich dem Satan, Vers 5, und der Welt, Vers 6—8. Ist sie meine Feindin, Gott ist mein Freund, Vers 6; ist sie meine Neiderin, Gott ist mein Richter, Vers 7; ist sie meine Verfolgerin, Gott ist meine Zuflucht, Vers 8. Darum sage ich mit Assaph: Herr, wenn ich nur dich habe! Vers 9.

Als im Jahre 1796 die Franzosen das Remsthal gegen Schorndorf heraufzogen, und man in dem Dorfe Plüderhausen am nächsten Tag ihrer schreckensvollen Ankunft mit Zittern entgegensah, versammelte der damalige Pfarrer Johann Burkhard Pichler den Tag zuvor seine geängstete Gemeinde in der Kirche, um sie aus Gottes Wort zum Gottvertrauen zu ermuntern, und ließ in der Betstunde, die er da hielt, das Lied singen, dessen erster Vers so hoffnungsfreudig beginnt:

> Sollt es gleich bisweilen scheinen,
> als wenn Gott verließ die Seinen;
> O so glaub und weiß ich dies:
> Gott hilft endlich noch gewiß!

Da brach denn die Gemeinde vor großer Rührung in ein solches allgemeines Weinen aus, daß man im Singen oft inne halten mußte; sie ward aber dadurch auch so mächtig getröstet, daß alle zusammen mit glaubiger Zuversicht auf die Hilfe des Herrn hofften, und solche Hoffnung ließ sie — nicht zu Schanden werden. Die Feinde verfuhren schonend, und die Gefahr gieng gut vorüber. (Mündliche Nachrichten.)

Der ehrwürdige Christian Adam Dann war wegen eines freien Zeugnisses am Grabe eines Schauspielers durch den König Friedrich im Jahr 1812 von seiner Predigerstelle in Stuttgart entfernt und nach Öschingen, einem Dorf am Fuß der Alb, versetzt worden. Als er nun nach zwölfjähriger Verbannung auf die dringenden Bitten seiner Stuttgarter Gemeinde, welche mit großer Liebe an ihm, als ihrem geistlichen Vater, hieng, durch den König Wilhelm am 5. Februar 1824 zum Oberhelfer an der Stiftskirche in Stuttgart ernannt war, fuhren noch an demselben Abend, an welchem die Nachricht seiner Ernennung sicher bekannt worden war, vier christliche Freunde zu ihm hinauf nach Mössingen, ihm die freudige Nachricht zu bringen. Frühmorgens kamen sie an und richteten es nun so, daß sie sich, während er noch schlief, vor der Thüre seines Schlafzimmers aufstellten und in Verbindung mit der Frau, die ihm haushielt, und einer christlichen Magd dies Lied anstimmten. Als er darob erwachte und sich ganz verwundert nach ihrem Beginnen erkundigte, riefen sie ihm freudig zu: „Gott hilft endlich noch gewiß — (Vers 2)

Hilfe, die er aufgeschoben,
hat er drum nicht aufgehoben;
Hilft er nicht zu jeder Frist,
hilft er doch, wenns nöthig ist!“

Daran knüpften sie die frohe Kunde von seiner Berufung nach Stuttgart; und das Heimweh, welches er stets in seinem Herzen getragen, war nun gestillt. (Mündliche Nachrichten.)

Johann Caspar Wetzel erzählt in seiner Hymnopöographie, Theil 3, 1724, er habe einmal in der Hofkapelle zu Coburg über das Evangelium des 2. Epiphaniensonntags (Joh. 2, 1—11), besonders über die Worte: „meine Stunde ist noch nicht gekommen“ gepredigt und mit Zugrundlegung des zweiten Verses unsers Lieds „die von Gott aufgeschobene, aber nicht gänzlich aufgehobene Hilfsstunde“ vorgestellt, und ausgeführt, „wie die göttliche Hilfsstunde gleich der natürlichen Stunde eben auch vier Viertel habe, die ein Christ im Kreuz practiciren müsse, nemlich: 1. wart, 2. hof—fe, 3. glau—be — nur, 4. er — wird — kom—men.“ Dadurch angeregt, habe ihm sodann eine in mancherlei Kreuz geprüfte, wohlgebildete Jungfrau, Anna Maria Bachmann vom Kloster Heilsbrunn, folgende von ihr verfaßte Verse überbracht:

Wart, hoffe, glaube nur, er wird gewißlich kommen,
Er, der all unser Noth schon, eh wir selbst, vernommen,
Er, der da helfen will, sobald es seine Zeit:
Der hat, Betrübter, dir die Hilfe schon bereit.
Er wird, er will, er kann, er muß doch endlich kommen,
Dadurch du aller Noth einst hier und dort entnommen.

Zu Vers 4. Der selige Dekan Koch, der Begründer dieses Werkes über das Kirchenlied, erzählt, daß es sich in seiner ersten Gemeinde, Großaspach bei Backnang, unter Sturmfeder'schem Patronat, im August des Jahrs 1781 zugetragen habe, daß ein rechtschaffener, gottesfürchtiger Bauer, Namens Jakob Conrad, im Itten-

berger Walde eine Tanne fällte, die er zu seinem Hausbau gekauft hatte. Weil aber gerade die Sonne hoch stand und ihm beim Hinaufsehen ins Gesicht schien, täuschte er sich über die Richtung, in der sie fallen werde. Er wollte zwar, als er sie nun plötzlich gegen seinen Standort fallen sah, der Gefahr entweichen; allein die Spitze der Tanne traf ihn noch, so daß sie ihm das Fleisch fast ganz von den Knochen abschälte, einen Fuß und eine Hand abschlug, und er jämmerlich verstümmelt am Boden lag. Schnell verbreitete sich diese Schreckenskunde im Ort, und als es der beklagenswerthen Hausmutter zu Ohren kam, wankte sie wehklagend und händeringend dem unglücklichen Manne entgegen. Unterwegs schrie sie im heftigsten Schmerz, der Verzweiflung nahe: „Ach, weß soll ich mich trösten?" Da zupfte sie das Söhnlein, das an ihrer Seite gieng, und sprach: „Mutter, weißt Du nicht mehr, was Du mich so oft beten gelehrt:

Seiner kann ich mich getrösten,
wenn die Noth am allergrößten;
Er ist gegen seinem Kind
mehr als väterlich gesinnt?"

Durch diesen Zuspruch wurde die jammernde Mutter beschämt und so wunderbar gestärkt, daß sie vollends im Vertrauen und glaubigen Aufblick zu Gott ihrem verstümmelten Mann, den man auf einer Tragbahre brachte, entgegenlief. Sie war nun so fest im Glauben, daß sie auf dem ganzen Weg neben demselben hergieng und ihn unabläßig mit göttlichen Trostsprüchen tröstete. Selbst als er am 14. August starb und ihr sechs lebende Kinder hinterließ, blieb sie aufrecht; denn der Herr war ihr Stecken und Stab. Die zuvor ein Knäblein hatte trösten müssen, wurde von nun an eine gar freundliche Trösterin aller Unglücklichen und Leidtragenden im Orte, also, daß ihr Gedächtniß jetzt noch im Segen ist. (Mündliche Nachrichten.)

Zu Vers 9. In Douzy, einem der Lazarete um Sedan, lag ein sächsischer Unteroffizier aus Großenhayn; der hatte einen tödtlichen Schuß durch die Lunge erhalten. Ziemlich drei Monate lang mußte er unter den entsetzlichsten Qualen seufzen. Und doch war es eine Gnadenfrist, die ihm Gott damit geschenkt hatte. Anfangs war er nichts weniger als empfänglich für die göttliche Wahrheit, und der Lazaretgeistliche, einmal abgewiesen, vermied es absichtlich eine Zeit lang, mit einer Besprechung über religiöse Dinge in ihn zu dringen. Eines Morgens aber rief der Kranke den Seelsorger zu sich und sagte, er habe im Psalter eine Stelle gefunden, die ihm überaus wohl gethan habe und wie für ihn geschrieben sei. Es war Psalm 73, 25. 26. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde —". Er glich freilich schon einem, dem Leib und Seele vergehen. Von nun an ließ er leichter mit sich reden über den Gott, der unsers Herzens Trost und Theil bleibt. An einem andern Morgen wußte er auch mit Freuden von einer Überraschung zu erzählen, die ihm in der Nacht geworden war. Mehrere Wochen lang hatte er vor Schmerzen kein Auge zuthun können. In der letzten Nacht hatte ihm Gott drei Stunden Schlaf

geschenkt. Er hatte das selbst nicht glauben wollen, als es ihm der Krankenwärter versicherte. Aber dieser durfte auch berichten, wie der Kranke dafür Gott mit lauter Stimme gedankt habe. Als er in dem letzten Stadium seiner Krankheit ein besonderes Zimmer bekam, betete der Lazaretgeistliche Morgens und Abends mit ihm. Eines Abends hatte er ihm wie gewöhnlich noch zum Schluß seinen Spruch Psalm 73 vorgesagt und dazugesetzt:

Ach Herr, wenn ich dich nur habe;
sag ich allem andern abe;
Legt man mich gleich in das Grab:
gnug, Herr, wenn ich nur dich hab!

Darauf reichte ihm der Kranke die Hand, dankte und wollte Abschied nehmen. Er nickte zustimmend auf die Frage, ob er sich freue, daß er nun zu seinem Gott und Heiland gehen dürfe, und bemerkte noch, es sei ihm so wohl zu Muthe, wie noch nie, als brenne ein Licht in seinem Herzen. In der Frühe des nächsten Morgens lag er im Todesröcheln ohne Bewußtsein. Bald war er verschieden. Nun sieht er wohl das Licht in dem Lichte Jesu Christi. (Laurmann, Gedenkblätter 2, S. 51 f.)

Die alte Melodie aus Es Dur: es es b b as as g g, auf das Versmaß: „Nun komm der Heiden Heiland" gefertigt und gewöhnlich „die Nachtwächtermelodie" genannt, in welchem Gebrauch sie wohl ziemlich allgemein steht, soll sich schon in den Cantiones sacrae des Melchior Vulpius 1603 vorfinden, vielleicht aber ohne ihn zum Urheber zu haben. Während sie dann in keinem weitern der bekanntern Gesangbücher sich mehr findet, erscheint sie, dem Liede: „Ach wenn kommt die Zeit heran" angepaßt, in Angelus Silesius „heiliger Seelenlust 1668" mit der Überschrift: „Bekannte Melodie." Zwei neuere Weisen, die eine: f f c c b g a f von Georg Philipp Telemann in Hamburg († 1767) und harmonisirt von Gottfried August Homilius in Dresden († 1785), die andere: f f c c g a g g von Doles, Musikdirektor in Leipzig, in seinem Choralbuch 1785 mitgetheilt, stammen von der obigen „Nachtwächtermelodie" ab. Die Doles'sche ist zum wenigsten damit verwandt; die von Telemann ist sicher keine andere, als diese, deren Anfangszeile man mit ziemlich vielen, aber unwesentlichen Varianten findet. — Weitere acht Melodieen theilt König im harmonischen Liederschatz 1738 mit; ein Zeugniß, wie beliebt und verbreitet das Lied war. — Sonst verweist man auf die Melodie: „Allenthalben, wo ich gehe." — Endlich finden sich noch zwei treffliche Weisen, die eine im Darmstädter Cantional 1687 von Kapellmeister Briegel, die andere im Württembergischen großen Kirchengesangbuch 1711 und bis heute im Gebrauch; jene aus G Moll: b b c d b a g fis d, diese aus G Dur: g a h c d c h a a.

174. Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Samuel Rodigast, der nachmalige Rektor am grauen Kloster zu Berlin (1649—1708, vgl. 3, 420 f.), dichtete dieses Lied im

Jahre 1675, als er sich zu Jena als Hilfslehrer bei der dortig philosophischen Fakultät aufhielt, „dem damals krank liegenden Jen schen Cantori Severo Gastorio, als seinem getreu gewesenen Sch und akademischen Freunde, auf seine Bitte zum Trost, welcher, d durch gestärkt, auf dem Krankenbette die Melodie dazu compon und bei seinem Begräbniß zu musiciren befohlen. Nachdem er ab wieder genesen, hat die Cantorei wöchentlich es ihm vor der Th singen müssen. So geschah es denn auch, da es mancher from Studiosus hörte, nahm er es zurück in sein Vaterland und veru sachte damit, daß es im ganzen Lutherthum bekannt wurde." S berichtet Avenarius im Jahr 1714 und nach ihm Schamelin Caspar Wetzel dagegen läßt den Gastorius dieses Lied erst na seiner Wiedergenesung in die überall bekannte Melodie setzen.

Das Lied, von dem man sagen kann: unum sed leonem! e schien ohne Melodie zuerst in einem Einzeldruck zu Erfurt, da gleichfalls ohne Melodie im „Hannoverschen Gesangbuch, Göttin 1676." in einem „Anhang etlicher schöner Gesänge, so gemeinigli bei Leichprocession abgesungen werden und sonsten in diesem Bu nicht zu finden gewesen"; hierauf in dem Gesangbuch für das Mar grafthum Anspach, das den Titel hat: „Davidische Seelenharfe, Nür berg 1684"; bald darnach auch in dem Braunschweigischen orden lichen allgemeinen Gesangbuch: „Gottes Himmel auf Erden. Brau schweig 1686."

Schamelius setzte diesem allbeliebten Trostlied die Überschrif „Das Wohl im Weh" oder: „Die Wohlthaten Gottes im Kreuz. Wetzel führt in seiner Hymnopöographie aus den Novis litterar germ. 1708 eine Stelle an, wo dasselbe genannt wird: hymn suavissimus et per universam fere evangelicorum ecclesiam notissimu quem in academia adhuc versatus composuit et quo vel solo nomin aeternam memoriam meritus est. — Es ist in der That eine tref liche Ausführung des mosaischen Wortes 5 Mose 32, 4: „Alle was er thut, das ist recht." Das Lied hat einen Vorgänger dem Gesang Johann Michael Altenburgs († 1640), der auf d Kriegszeiten gemünzt war, und dessen erster Vers lautet:

Was Gott thut, das ist wohlgethan,
kein einig Mensch ihn tadeln kann,
ihn soll man allzeit ehren.
Wir mach'n mit unser Ungeduld
nur immer größer unser Schuld,
daß sich die Strafen mehren.

Aber während in diesem Lied die Noth mit dem besonderen G präge der Kriegsnoth auftritt, ist Rodigasts Dichtung aufs Allg meine der Noth erweitert und dadurch, sowie durch seine körnige sprichwörtlichen Gedanken und seine Melodie zu größerer Geltun gekommen. Nicht nur die Strophe selbst kehrt bei vielen Lieder wieder, sondern auch eigentliche Nachklänge gibt es; wir erinner an Schmolcks Gesang bei Mißernten: „Was Gott thut, das i wohlgethan! so denken Gotteskinder; Er siehet sie oft sauer a und liebt sie doch nicht minder."

Die geschichtliche Wirksamkeit des Lieds knüpft sich naturgemäß vornemlich an seine Losung, mit welcher jeder Vers beginnt: Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Von Johann Jakob Triebel, einem Bürger und Hammermeister in Suhla, erzählt Superintendent Grötzsch daselbst im Jahre 1738, daß er in seinen besten Jahren auf beiden Augen blind wurde. Bald darauf verlor er nach Gottes Rath seine treue Ehefrau, die ihm, dem blinden Mann, sechs kleine Kinder hinterließ. Jeder, der es wußte, was Triebel stets für ein guter und fleißiger Mann gewesen war, beklagte ihn, er aber war ganz gelassen und geduldig, und antwortete: „Wir singen ja: ‚Was Gott thut, das ist wohlgethan!‘ und stehet es ja in allen Versen dieses Liedes, also wird es auch bei mir eintreffen.“ (Gottschalds Liederremarquen.)

Als Pfarrer Fresenius zu Niederwiese bei Kreuznach, Vater des Frankfurter Seniors, auf dem Todtenbette lag, rüttelten ihn die Seinen, um zu sehen, ob er noch lebe. „Lasset mich jetzt ruhen, sprach er, ich habe es mit meinem Hohenpriester zu thun!“ So lag er lange da. Endlich sagte er mit einem freudevollen Angesichte: „Gottlob, meine Rechnung ist richtig befunden!“ Bald gab er den Geist auf, und sein Sohn mit den Umstehenden stimmte nun das Lied an: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ (Rocholl, Christophorus. 1.)

Als die Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig die Nachricht empfangen, daß ihr Sohn Leopold als Opfer seines menschenfreundlichen Herzens in der Wasserflut ertrunken sei 1785, fand sie Hofprediger Feddersen eine Stunde hernach an ihrem Lesetische und die Bibel vor ihr. Die ersten Worte waren: „Gott hat mich wieder tief gebeugt, aber Gott hat es gethan, und: ‚Was Gott thut, das ist wohlgethan!‘“ Dann aber schickte sie sich zum heiligen Abendmahl, um in dem Ruhe zu finden, der sein Leben für uns in den Tod gegeben. (Seelbach, Beispiele des Guten. 1821.)

Wie wohl es aber gethan ist, den Trost dieses Lieds glaubig ins Herz zu fassen und dadurch Christo nachsprechen zu lernen: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! ‚Es bleibt gerecht dein Wille!“ zeigt der Schaden, den einst eine Mutter nahm, die sich nicht also in Gottes guten Willen fügen wollte. Der lag ein Söhnlein todtkrank darnieder. Als nun der herbeigerufene Prediger Samuel Gilpin über dem, wie es schien, schon im Sterben begriffenen Kinde betete: „Herr, wenn es dein Wille ist, so erhalte“ — — so fiel ihm die Mutter in unbändigem Schmerz in seine heilige Rede und schrie: „Es muß sein Wille sein; solches ‚Wenn‘ kann ich nicht leiden.“ Gilpin hält inne in seinem Gebet. Was geschieht? Das Kind genas zum Erstaunen vieler Menschen wieder; und die Mutter, welcher es schon als Knabe tausendfältigen Verdruß und Kummer gemacht hatte, mußte zuletzt noch das bittere Herzeleid erleben, ihn in seinem 22. Jahr als Verbrecher an dem Galgen hängen zu sehen. Drum ist es gut zu sagen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille.“

Ganz anders stellte sich hiezu ein Schulmann (in Zwickau?),

von welchem Blumberg und Seiffart erzählen. Demselben war in einer großen Feuersbrunst der Stadt seine ganze kleine Habe vom Feuer verzehrt worden. Sofort kamen ihm zum Troste ins Gedächtniß die Worte:

> Er ist mein Gott,
> der in der Noth
> mich wohl weiß zu erhalten;
> drum laß ich ihn nur walten!

Nicht lange darnach gerieth er aber in Murren und Unglauben hinein und klagte seinem Superintendenten seine Noth. Dieser tröstete ihn aus Psalm 28, 20 mit dem Worte: „Gott leget uns eine Last auf, aber er hilft uns auch, Sela. Wir haben einen Gott, der da hilft." Allein der Schulmann klagte weiter, daß er nicht mehr das selige Reminiscere kenne, in welchem andere singen und sagen: „So oft ich nur gedenk an dich, all mein Gemüth erfreuet sich." Er sei ein Atheist; er glaube zwar an einen Gott, aber er könne nicht glauben, daß er sein Gott wäre. Vielmehr finde das Wort des Psalm 42 auf ihn seine Anwendung: Wo ist nun dein Gott? Der Superintendent sagte ihm, das sei doch nur ein eingebildeter Atheismus. Denn wer an Gott denke, der liebe ihn auch; sonst würde er ihn sich aus den Gedanken schlagen. Es verlange ihn aber nach Gott, also liebe er ihn. Er ermunterte ihn sofort mit dem Beispiel des kananäischen Weibleins und fragte ihn, ob ihm denn kein Trostspruch zur Ermunterung einfiele. Der Schulmann sagte: Ja, der Vers, welcher ihm beim Brand schon eingefallen sei: „Er ist mein Gott, der in der Noth —". Diese Worte nahm denn der Superintendent, legte sie ihm kräftig ans Herz und in kurzem rief der Schulmann: „Es wird mir ganz leicht ums Herz, ich spüre Linderung und Trost. Jetzt soll es mein erstes Wort sein, wenn ich in die Schule zu meinen Schülern komme: ‚Höret mir zu, Kinder, höret mir zu: Er ist mein Gott, der in der Noth mich wohl weiß zu erhalten; drum laß ich ihn nur walten!'" (Seiffarts Singularia evangelica. Jena 1706.)

Das ganze Lied war das Lieblingslied des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Die Melodie desselben bildete darum auch bei seinem Leichenbegängniß am 11. Juni 1840 die Trauermusik, und Bischof Dr. Dräsecke hielt eine seiner zwei gedruckten Gedächtnißpredigten darüber.

Ein hochgestellter Kirchenbeamter in Preußen war in seiner Jugend durch einen schnellen Glückswechsel in die düsterste Stimmung gerathen und der Verzweiflung nahe, als er, durch Freiburg an der Unstrut reisend, vom Thurm herab die Melodie dieses Liedes blasen hörte. Mit diesen Tönen gieng ihm eine Binde von den Augen. Er sah alles, was ihm begegnet war, als eine Fügung Gottes an, und lernte glauben an die tröstliche Wahrheit, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Er hat seitdem manches Harte getragen, aber in Glück und Unglück ist nun sein Wahlspruch: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" und

die Currentschüler seines Wohnorts sind angewiesen, immer dieses Lied vor seinem Hause zu singen. (Pilger aus Sachsen. 1846.)

Besonders lieblich ist noch folgende Geschichte. Eine Frau in der Gemeinde von Pastor Woltersdorf in Berlin hatte immer zu klagen, so oft er zu ihr kam. Eines Tags, als sie wieder so anfieng, fragte er: Hat Sie einen Porst? (Porsts altes Berliner Gesangbuch). — O ja. — Hole Sie ihn einmal her! — Sie bringt das Buch. Woltersdorf schlägt auf und spricht: Seh Sie, hier steht das Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ das will ich jetzt herausreißen. — Herr Pastor, Sie werden doch nicht? — Ja, Sie glaubt es ja nicht mehr! — Diese Kur schlug bei der Frau trefflich an: sie klagte hinfort nicht mehr, das Blatt blieb erhalten; und wir hoffen, daß es zu einem unverwelklichen Segensblatt geworden sein möge.

Die allbekannte Melodie aus C Dur: d g a h c d c h, ursprünglich: d g a h c d c h, erscheint zuerst in einem Fränkischen Gesangbuch, nemlich in dem Anhang zu dem „Nürnbergischen Gesangbuch mit der Vorrede von Conrad Feuerlein. Nürnberg bei Spörlin. 1690.“ — Winterfeld bestreitet die Urheberschaft des Severus Gastorius, indem sonst die sehr sangbare Melodie sich zuerst in einem sächsischen oder thüringischen Gesangbuch vorfinden müßte, zumal wenn sie, wie erzählt wird, zugleich mit dem bald beliebt gewordenen Liede entstanden wäre; wobei weiter bedenklich sei, daß bis jetzt noch niemand den Tonsatz gesehen habe, in welchem dieses Lied zuerst von Gastorius verfaßt worden wäre. Winterfeld stellt daher folgende Vermuthung auf: Gastorius paßte dem Liede seines Freundes Rodigast, da er noch krank und schwach war und in solchen Umständen wenig Künstlerisches zu setzen vermochte, nur geschwinde eine Melodie an, die er vielleicht aus der Weise: „So wünsch ich nun ein' gute Nacht“, auf die der oben berührte zu seinen Umständen passende Gesang: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, kein einig Mensch ihn tadeln kann“ gesungen werden konnte, oder aus der Melodie des Lieds: „Es ist das Heil uns kommen her“, dessen 13. Vers auf seinen Zustand paßte, unter Anbringung der nöthigen Abänderungen sich zusammengesetzt haben möge. Als aber das Lied einmal allgemeine kirchliche Bedeutung erhalten hatte und längst der Name des Dichters und somit alle persönliche Beziehung erloschen war (in den ersten Gesangbüchern erscheint das Lied ohne Namen des Dichters, mit den Beisätzen: „Anonymus“, „Incerti“), so mußte es wünschenswerth erscheinen, an der Stelle einer dem Liede doch immerhin nur angepaßten Melodie eine eigene, dasselbe ganz erschöpfende Weise zu haben. Da nun die jetzt allgemein verbreitete Weise zuerst in einem Nürnberger Gesangbuch erschien, so weist dies auf einen Nürnberger Tonmeister hin, der aber zugleich in Thüringen, wo das Lied seine Entstehung und weiteste Verbreitung hatte, verweilte. Es wäre dies nach Winterfelds Vermuthung der berühmte Orgelmeister Johann Pachelbel, ein geborener Nürnberger, der von 1678—1690 als Organist zu Erfurt in Thüringen und vom Jahre 1695 an als Organist in Nürnberg bis

zum Jahr 1705 angestellt war. — Der Hauptgrund hiefür, abgesehen von den bisherigen Vermuthungen, ist, daß wir von Pachelbel einen herrlichen concertmäßigen Tonsatz zu dieser Melodie besitzen, der nach Art eines Motetts gehalten ist und alle Strophen des Lieds mit mannigfaltigem Wechsel zweistimmigen, drei- und vierstimmigen Gesangs und mit ebenso wechselnder, bald vollern, bald sanftern Instrumentalbegleitung umfaßt. Dieser Tonsatz, der von dem innigsten Verständniß des Liedes zeugt, ist wohl zwischen den Jahren 1678 und 1690 entstanden, und aus ihm war dann die Grundlage, die durchlaufende Grund-Melodie, entnommen und von Pachelbel zwischen 1684 und 1690 den Nürnbergern zur Bekanntschaft gebracht worden. Bei diesem Tonsatz bewegt sich Pachelbel in dem Liede so heimisch, daß eben hierauf Winterfeld die Behauptung stützt, er müsse in nächster Beziehung zur Melodie oder Grundlage stehen, und seine Behandlung derselben könne nicht auf bloßer Berechnung beruhen, während es außerdem auch zu jener Zeit schon zu den Seltenheiten gehörte, daß ein Tonsetzer eine fremde, von Zeitgenossen herrührende Melodie für seine contrapunktischen Durchführungen gewählt haben sollte. (Vgl. den ähnlichen Schluß bei „Nun lob, mein Seel, den Herren" Seite 317, und zur ganzen Ausführung Winterfeld 2, 585 ff. 627 ff.)

Ungemein wohlthuend und anregend wirkt diese Melodie auf das Gemüth und spricht, ohne eben im alten, streng kirchlichen Styl gehalten zu sein, so wahrhaft aus, was in dem Liede lebt, daß sie sogleich in dessen Kreis hineinzieht; es weht in ihr ein Geist des Friedens, und sie hat zugleich eine große melodische Sangbarkeit.

175. Meine Seel ist stille zu Gott.

Von Johann Caspar Schade (1666—98, vgl. 4, 222 ff.) im Jahr 1690 zu Leipzig gedichtet. Es war ihm nemlich um diese Zeit das Diakonat in der Stadt Wurzen angetragen; er hatte schon seine Probepredigt gehalten, und Rath und Bürgerschaft waren mit Freuden bereit, ihn wirklich anzustellen, als die ganze Sache durch die Leipziger Professoren, seine Feinde, die ihm wegen seiner Franckeschen Wirksamkeit alle mögliche Schmach und Schimpf anthaten, wieder rückgängig gemacht wurde. Schade litt und schwieg, und in solcher Herzensfassung dichtete er dieses Lied. — Es erschien sodann mit mehreren andern von ihm verfaßten in dem sogenannten Pietistengesangbuch: „Andächtig singender Christenmund. Wesel, Duisburg und Frankfurt bei Andreas Luppius 1692."

Es war eine gute Stunde, in welcher Schade dieses Lied dichtete. Er hatte die Grundgedanken von Psalm 62 tief in seine Seele wirken lassen. Mochte ihm auch Psalm 62, 4 f. 10 f. besonders in seiner Lage nahe liegen, so ließ er sich dadurch nicht zu herausfordernden Worten bestimmen, sondern zum Stillesein und Harren. So entspricht Vers 1 dem 2., Vers 2 dem 8. und 11., Vers 3 dem 6., Vers 4 dem 9., Vers 5 dem 6. und Vers 6 dem 12. und 13. Psalmverse. Und dadurch ist es gekommen, daß ein Gesang,

der in besonderem Sinn Gelegenheitsgedicht war, ein allgemeines Gebetslied wurde, und daß man das Lied des Mannes, dem Spener seine Leichenrede über das Wort hielt: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen!“ zu Zeiten dem sanft redenden Lehrer unsrer Kirche, Christian Scriver, zuschreiben konnte.

Ungemein innig ist schon der erste Vers:

Meine Seel ist stille
zu Gott, dessen Wille
mir zu helfen steht.
Mein Herz ist vergnüget
mit dem, was Gott füget,
nimmts an, wie es geht.
Geht es nu
dem Himmel zu,
und bleibt Jesus ungeschieden,
so bin ich zufrieden.

Es gibt nicht leicht ein Wort, das für die Seelsorge tröstlicher und brauchbarer sich erwiesen hätte und an dem sich die Kranken und Harrenden besser aufrichten könnten. —

Dr. Johann Jakob Rambach erzählt von dem Tode seiner am 30. März 1730 heimgegangenen Frau, Johanna Elisabet, Tochter des Dichters Dr. Joachim Lange, durch eine unaufhörliche Hitze sei alles Mark ihrer Knochen verzehrt worden, ihre Seele aber sei doch voll göttlichen Friedens gewesen, und man habe gar oft aus ihrem Munde die Worte gehört: „Geht es nur dem Himmel zu und bleibt Jesus ungeschieden, so bin ich zufrieden.“ In solch stillem Leidenssinn habe sie denn auch niemand jemals murren hören unter den empfindlichsten Schmerzen, sondern sie sei in der schrecklichsten Herzensangst wie ein verstummtes Lamm gelegen, und wenn ihr Gott nur die geringste Erleichterung schenkte, sei ihr Angesicht voll Freundlichkeit und ihr Mund voll Dankens gewesen.

Der tapfere preußische Obristlieutenant Peter v. Lohbeck, der sich im siebenjährigen Kriege durch seine Waffenthaten sehr hervorgethan hat, war seiner Herkunft nach ein Schäfer aus Franken, den preußische Werber mit Gewalt aus seiner Heimat geschleppt hatten, worauf er in der von Prinz Ferdinand kommandirten Armee als gemeiner Soldat eingereiht wurde. Als dieses Unglück über ihn kam, tröstete er sich in seiner großen Betrübniß mit unsrem Vers. Dadurch wurde sein Glaube, es sei das Gottes Wille und der werde alles herrlich hinausführen, so mächtig gestärkt, daß er sich fest vornahm, im Vertrauen auf Gott alle seine Pflichten treu und gehorsam zu erfüllen. Und der Herr, dem er also vertraut, ließ ihn auch nicht zu Schanden werden; er ließ ihm manche kühne That, besonders einmal die Vertheidigung einer festen Schanze mit zehn Mann gegen ein herandrängendes großes französisches Corps, gelingen, wofür er zum Offizier ernannt wurde. Ja, fort und fort half ihm der Herr Wunder der Tapferkeit verrichten und in ganz besondern Lagen bald hie bald da die Ehre der Armee retten; so daß er von Grad zu Grad stieg und sogar in den Adelsstand erhoben wurde.

Erwähnenswerth ist an dieser Stelle, daß der große württembergische Theologe Dr. Jakob Andreä auf seinem letzten Krankenlager 1590 den Arzt Dr. Mögling fragte, wie es stehe; und als

der Arzt sagte: Mein lieber Pfarrherr: „es muß geschieden sein, da wird nichts anders aus!" antwortete er: „von Gott ungeschieden!"

Resolut und ernst entschlossen lautet Vers 3. — Derselbe wurde von einer Gemeinde des fränkischen Württembergs in eine eigenthümliche, aber ergreifende Beleuchtung gestellt. In ihren Passionsandachten nemlich pflegt sie bei den Worten: „Welchen wollt ihr unter diesen zween: Barabbam oder Jesum? Da schrie der ganze Haufe: hinweg mit diesem und gib uns Barabbam los!" einzufallen:

Nein, ach nein! nur Einer
sag ich und sonst keiner
wird von mir geliebt.
Jesus der Getreue,
in dem ich mich freue,
sich mir ganz ergibt.
Er allein,
er soll es sein,
dem ich wieder mich ergebe
und ihm einig lebe.

Es ist das ein Protest gegen alle und jede Weltlust, gegen allen und jeden Weltsinn, der einen Königshut wohl mit einer Messe erkauft und um ein Linsengericht das Erstgeburtsrecht vergeben kann.

Zu Vers 4. Als die Gräfin Sofie Charlotte von Stollberg-Wernigerode ihrem Ende nahe war, beschäftigte sie sich mit unserem Liede besonders gern. Was Paulus schreibt und sie ihrem Sohn sagte: „Allzeit brünstig im Geist, fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal!" das war ihre Übung auf dem Sterbebette. So ließ sie ihren Kindern zu Castell sagen: „Meine Seel ist stille zu Gott, dessen Wille mir zu helfen steht —". Und am Abend vor ihrem Ende sagte sie: „Gott hat mich in dieser Krankheit recht ausgezogen. Ich konnte im Anfang der Krankheit nicht beten, nicht einen Seufzer, nicht einen guten Gedanken fassen vor Schwäche des Leibes. Ach, da verlasse sich einer auf seine Stärke!" Mit leiser Stimme aber setzte sie auf ihren Sohn blickend bei:

„Wer sich weiß in Gott zu schicken,
den kann er erquicken — nach allen Seiten."

Herrlich hat sich an dem Sänger selbst Vers 6 erfüllt. Als er damals stille hielt, um nur dem Herrn die Bahn frei zu lassen auch für seine Person, that er ihm bald darauf eine Thüre in Berlin auf, wohin er auf das Diakonat an der St. Nikolaikirche neben Spener berufen wurde. Aus schwerem Leid durfte er nun übergehen in große Freude, in welcher er, einige Tage vor seiner Einführung in das Amt, von Berlin aus seinen Freunden schrieb: „Heute ist die Schrift nach der Wahrheit Gottes erfüllt an einem Elenden in hohem Grade: ‚Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde, du schenkest mir voll ein.' Psalm 23, 5. Er thut ein Zeichen an mir, daß sich meine Feinde schämen müssen. Ich finde mich nun aber auch gottlob bereit dazu, den Lohn der treuen Boten Gottes auf mich zu nehmen, Spott, Verfolgung, Trübsal, sollte es auch nach des Höchsten Willen der Tod selber sein. Er verwahre nur mein Herz vor dem Ansehen der Menschen und Zaghaftigkeit, daß ich der keines achte, und gebe Freudigkeit, Muth, Weisheit und Geduld zum Sieg. Ach, Herr Jesu, sei du mit mir,

so kann niemand wider mich sein!" So erfahren es die geduldigen Herzen auch fernerhin:

Amen, es geschiehet;
wer zu Jesu fliehet,
wird es recht erfahr'n,
Wie Gott seinen Kindern
pflegt das Kreuz zu mindern
und das Glück zu sparn
Bis zu End;
alsdann sich wendt
das zuerst gekost'te Leiden,
und gehn an die Freuden.

Melodie: Jesu, meine Freude.

176. Wunderanfang, herrlichs Ende.

Von Heinrich Arnold Stockfleth, Kirchenrath und Gymnasialdirektor in Bayreuth (1643—1708, vgl. 3, 494 f.) gedichtet, und erschienen in „Der geistlichen Erquickstunden Dr. Heinrich Müllers poetischem Andachtsklang. Nürnberg, Felsecker. Zweite Auflage. 1691."

Dieses Buch war eine merkwürdige Erscheinung in der damaligen Zeit. Die sogenannten Pegnitzblumengenossen, welche so manches schale Zeug zu Tage förderten, hatten in den geistvollen „Erquickstunden Heinrich Müllers" einen Inhalt für ihre geistlichen Poesieen gefunden, wie er nicht köstlicher konnte gedacht werden. Die markige Prosa des geistgesalbten Lehrers unserer lutherischen Kirche bot diesen Poeten eben das, was ihnen so oft fehlte: Salz für ihre Dichterei. Und mag nun wohl in den meisten Fällen die Müllersche Prosa poetischer gewesen sein, als die Poesie dieser Dichter, so sind doch einzelne Lieder in dem „Andachtsklang", welche mit zu den Kernliedern zählen; unter ihnen dieses Lied.

Es behandelt die Betrachtung 280 in den Erquickstunden, mit dem Titel: „Von Gottes wunderbarer Regierung im Kreuz. Wunderlich, weislich." Die Hauptstellen derselben, die hieher gehören, lauten: „Seltsamer Anfang, herrlichs Ende. Du sprichst: es läßt sich wunderlich an, wie wills hinaus? (Vers 1). Freilich muß sichs wunderlich anlassen, soll Gott Wunder thun und sich herrlich beweisen; des Ausgangs wegen aber sei du unbekümmert (Vers 2). Der Weg Gottes ist im Meer, und sein Pfad in großen Wassern, und spürt man doch den Fuß Gottes nicht (Vers 3). Man sieht und spürt ja oft wohl, wie fromme Christen im Angst-, Kreuz- und Höllenmeer herumschwimmen, und wie sie im tiefen Schlamm, da kein Grund ist, versinken wollen (Vers 4). Aber keine Vernunft kann ergründen, wie Gott sie darin erhalten wolle (Vers 5). Das macht, der Herr wohnt im Dunkeln (Vers 6). — Gott muß man den Ausgang aller Sachen, sonderlich die verwirret sind, heimgeben; er als der Allweise wird schon wissen herrlich auszuführen, was er wunderlich angefangen. Anfang und Ende steht beides in seinen Händen (Vers 7). Rollt er mit dir hinüber über Stock und Block, Berg und Thal, hindurch durch Feuer und Wasser, also daß alle Kreatur schreit und nicht anders meint, er werde dir noch den Hals entzwei rennen (Vers 8): sei du getrost und guten Muths. Fürwahr, er wirds so stattlich hinausbringen (Vers 9), daß du seine

unergründliche Weisheit und unbegreifliche Macht gleich als mit Fingern tasten wirst und sagen: Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland!" (Vers 10.)

Besonders der Anfangston hat unsrem Liede eine große Beliebtheit erweckt: „Wunderanfang, herrlichs Ende", eine poetische Übersetzung des prophetischen Wortes: „Des Herrn Rath ist wunderbar, und führet es herrlich hinaus."

Christian Mende, der originelle Nachtwächter in Berlin, hatte einmal in Erfahrung gebracht, daß in einem gewissen Hause ein Mann neu eingezogen war, der seine Frau erst seit kurzer Zeit verloren hatte und an seinem Sohne Schande erlebte, der Zurücksetzung erfuhr statt Beförderung, durch einen Anverwandten fast um sein ganzes Vermögen gekommen und in solcher Lage des Trostes höchst bedürftig war. Da sang er vor dem Hause das Lied:

Wunderanfang, herrlichs Ende,
wo die wunderweisen Hände
Gottes führen ein und aus;
Wunderweislich ist sein Rathen,
wunderherrlich seine Thaten;
und du sprichst: wo wills hinaus?

Er sangs bis zu Ende. Der Tiefgebeugte hörte es zum erstenmal in seinem Leben, und es war ihm, als ob mit jeder Strophe das vierfache Kreuz von seiner niederdrückenden Schwere verlöre, ja daß es ihm zum Besten dienen müsse. Von Stund an ward er Mendes vertrauter Freund. (Christenbote. 1843.)

Der Sänger des Liedes selbst mußte durch tiefe Wasser der Noth. Im Jahr 1701 gieng ihm seine ganze kostbare Bibliothek im Feuer auf, doch wurde ihm seine alte Handbibel, deren er sich gegen 34 Jahre in seinem heiligen Amte täglich bedient hatte, mitten aus den Flammen unversehrt gerettet. Da war es Zeit, an Vers 8 und 9 seines Liedes zu denken:

Rollet er mit dir im Schrecken
durch die Dornen, durch die Hecken,
über Stock und über Stein,
Berg und Thal und Felsenklüften,
Feuer, Wasser und in Lüften
und was mehr kann schrecklich sein:

So laß dir doch nimmer grauen,
lerne deinem Gott vertrauen,
sei getrost und gutes Muths.
Er fürwahr, er wird es führen,
daß du's wirst am Ende spüren,
wenn er dir thut lauter Guts.

Der edle Sänger von der Treue Gottes, Johann Muthmann (S. 414), hat diesen Ton von Stockfleth hernach auch angestimmt. Von so mancher Noth er zu erzählen wußte, von so vieler Errettung durfte er singen; und so heißt es denn in einem seiner Lieder:

Herr, mein Helfer und Erretter!
wie so manches grause Wetter
hat dein Arm von mir gewandt.
Ich kann zwar von vielen Plagen,
aber auch mit Freuden sagen:
Wunderanfang, herrlichs End!

Melodie: „Ach was soll ich Sünder machen" oder: „Alles ist an Gottes Segen."

177. So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen.

Von Gottfried Arnold, als Professor der Geschichte zu Gießen (1666—1714, vgl. 6, 138 ff.) herausgegeben in den „Göttlichen Liebesfunken aus dem großen Feuer der Liebe Gottes in Christo Jesu. Frankfurt am Main 1697." mit dem Titel: „Der beste Führer." Freylinghausen nahm es in sein Gesangbuch 1704 auf.

Der Ruhm des seligen Albert Knapp, welcher unser Lied das „tiefsinnigste, erfahrungsreichste, gedankenreichste Kirchenlied voll majestätischer Weisheit" genannt hat, ist von uns nur in bedingter Weise anzunehmen. Daß es ein Lied voll prächtiger Gedanken aus Schrift und Erfahrung ist, muß freudig anerkannt werden. Allein das Lob neigt sich zum Tadel, wenn wir das Lied als Kirchenlied in Anspruch nehmen. Es fehlt ihm in dieser Richtung die Einfachheit der Form, wie des Inhalts. Man sieht den gewaltigen, auch poetisch angelegten Geist Arnolds ringen mit dem Gedanken, und es ist ihm nicht gelungen, demselben Grundgedanken, welchen das vorige Lied behandelte: „Wunderanfang, herrlichs Ende", einen kurzen, klaren und schlichten Ausdruck zu schaffen. — Das nimmt dem Werthe des Lieds, wenn wir nach seiner Trostkraft fragen, nichts; aber es weist das Lied aus dem Gotteshaus in's Kämmerlein.

Am beliebtesten ist sofort der erste Vers des Lieds geworden. — Als Missionar Mack in Indien mit seiner Gattin die Missionsstation aus Gesundheitsrücksichten verlassen mußte, um in europäischer Luft wieder Kräfte zu sammeln, sangen die Hindu-Mädchen, 60—70 an der Zahl, zum Abschied:

> So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen,
> ja selig und doch meist verwunderlich.
> Wie könntest du es böse mit uns meinen,
> da deine Treu nicht kann verleugnen sich?
> Die Wege sind oft krumm und doch gerad,
> darauf du läßt die Kinder zu dir gehn;
> da pflegt es wunderseltsam auszusehn:
> doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath.

Weinend und schluchzend in tiefer Gemüthsbewegung führten sie den Gesang hinaus, der von indischen Mädchenlippen in der That nicht eine geringe Leistung verlangte. (Christenbote. 1873.)

Die prächtigsten Gegensätze hat Arnold zum Preise des Bundesgottes im dritten Verse vereinigt:

> Was unsre Klugheit will zusammenfügen,
> theilt dein Verstand in Ost und Westen aus;
> Was mancher unter Joch und Last will biegen,
> setzt deine Hand frei an der Sternen Haus.
> Die Welt zerreißt, und — du verknüpfst in Kraft;
> sie bricht — du baust, sie baut — du reißest ein;
> ihr Glanz muß dir ein dunkler Schatten sein;
> dein Geist bei Todten Kraft und Leben schafft.

Das sind Nachklänge von dem, was eine Hanna im Alten und eine Maria im Frühroth des Neuen Bundes gesungen haben; sie als

schlichte Jüngerinnen des Herrn, er als ein gelehrter Mann, der Gottes Wege im großen und im kleinen überschaut, und eben auch zum gleichen Ziele kommt: Soli Deo Gloria!

Der neunte Vers hat sich im Leben des Sängers selbst deutlich bestätigt:

> Also gehst du nicht die gemeinen Wege;
> dein Fuß wird selten öffentlich gesehn,
> Damit du siehst, was sich im Herzen rege,
> wenn du in Dunkelheit mit uns willt gehn.
> Das Widerspiel legt sich vor Augen dar
> von dem, was du in deinem Sinne hast.
> Wer meint, er hab den Vorsatz recht erfaßt,
> der wird am End ein Anders oft gewahr.

Arnold meinte lange Zeit im Gegensatz gegen die verweltlichte Kirche den Rath Gottes erfaßt und darin seinen Willen erkannt zu haben, daß er die göttliche Sophia, die Weisheit Gottes, zu seiner einzigen Braut erkoren und das ehelose Leben als das beste gepriesen. Dennoch trat er im Jahr 1701 von seinem Separatismus zurück und in den Dienst der Kirche ein und verheirathete sich mit Anna Maria, der Tochter seines Freundes, des Hofdiakonus Sprögel in Quedlinburg. Das war ein solches Widerspiel vor den Augen seiner bisherigen Genossen, der Gichtelianer, und seiner bisherigen Gegner, der Kirchlichen, daß er darüber viele Anfechtung erfahren mußte, als sei dies ein Abfall vom wahren Christenthum. Allein er durfte bei seiner Erläuterung dieses Schrittes, die er an das Ministerium zu Quedlinburg einsandte, unter Anderem Folgendes sagen: „Nur wer einigen Anfang von den verborgenen und seltsamen Führungen Gottes an seiner eigenen oder an anderen Seelen erfahren hat und dem lautern, allerheiligsten Zug des Vaters zu seinem Sohne offen und untergeben bleibt, mag wissen, wie viele und ganz verschiedene Zustände und Beschaffenheiten einer Seele sich nach und nach wechselsweise ereignen und wie mancherlei seltsame Aufgaben und Proben oft nach einander von Gott vorgelegt werden."

Eine Originalmelodie auf dieses Lied findet sich in „Störls, weiland württ. Kapellmeisters neu bezogenes Davidisches Harpfen- und Psalterspiel, herausgegeben von Stözel, Hofcantor. Stuttgart 1744", wahrscheinlich von dem Stiftsorganisten Störl selbst stammend: f b c d b es d c d c b. — Sonst wird auf die Weise des 27. Calvinischen Psalms: g e f g g c c b c a g verwiesen; im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 ist als Melodie „Jehova ist mein Licht und Gnadensonne" aus Joachim Neanders Bundesliedern genannt: c h a g a h c c f g d e f d c.

178. Meine Seele senket sich.

Von Johann Josef Winckler, Diakonus am Dom zu Magdeburg (1670—1722, vgl. 4, 383 ff.), in dem Anhang zu „Neuß, Hebopfer zum Bau der Hütten Gottes. Wernigerode 1703" heraus-

gegeben, und von Freylinghausen in sein Gesangbuch 1714 aufgenommen.

Das Thema des Liedes ist Psalm 62, 1: „Meine Seele ist stille zu Gott"; also wie bei Schades Lied: „Meine Seel ist stille zu Gott, dessen Wille." Diese Stille wird entfaltet als ruhiges Warten ohne alle Ansprüche, Vers 1, als Gegensatz zum Murren, Vers 2, zum Sorgen, Vers 3, zum Sichgrämen, Vers 4, zum Klagen, Vers 5, und mündet zuletzt in Lob und Preis Gottes aus, Vers 6: „Gott, man lobet dich in der Stille zu Zion."

Ein junger hoffnungsvoller Theologe, John Mackintosh, Schüler des trefflichen Chalmers, wurde während seiner Studien in Tübingen am 11. März 1851 von der Schwindsucht hingerafft. Seine Mutter und Schwester waren noch aus Schottland herbeigeeilt; allein ihr Eintreffen machte ihn mürrisch gegen seinen Gott, und er klagte, daß er von seiner zärtlichen Mutter gerissen werden sollte. Es gilt ja ohnehin von dieser Krankheit so oft, was der Dichter sagt: „Am Grabe noch pflanzt er die Hoffnung auf!" Aber endlich wichen diese Anfechtungen, und nun lernte er, seine Seele in Geduld, ja in Gott zu fassen. Unser Lied, welches er wohl manchmal bewundert, aber noch nicht ganz erfaßt hatte, war ihm jetzt wie aus der Seele gesprochen:

Meine Seele senket sich
hin in Gottes Herz und Hände
Und erwartet ruhiglich
seiner Wege Ziel und Ende,
Liegt sein stille, nackt und bloß
in des liebsten Vaters Schoß!

Sein Friede wurde ihm nicht mehr genommen, und als die Seele sich losgerungen, konnte auch die Mutter sagen: „Ich bin glücklich, eines solchen Sohnes Mutter zu sein!" (Christenbote. 1851.)

Der selige Dr. Hengstenberg, welcher in seinen schriftlichen Arbeiten vielfach erkennen ließ, wie tief er mit unsern Kirchenliedern verwachsen sei, ward auch noch auf seinem Sterbebette ihrer Tröstungen froh. Schon am Himmelfahrtsfeste jubelte er: Wie köstlich, daß ich zum lieben Himmelfahrtstage „meine Nachfahrt halten" soll! Am Tag vor seinem Tode sagte er, die Summe seiner Lebensaufgabe betonend, unter anderem: „Man muß es ihnen klar machen: das ist die Hauptsache, daß Christus ist, daß Christus ist." Und bezeugte: „Meine Seele ist stille zu Gott, ich hab großen Frieden,

ich bin wie ein stilles Meer,
voll von Gottes Preis und Ehr."

Endlich am 28. Mai 1869 um die Mittagsstunde kam sein Ende. Er flisterte betend: Mach End, o Herr, mach Ende! Nimm mich! In deine Hände befehle ich meinen Geist! und seine letzten Worte waren: „Man ist so selig und ist im Himmel!" — Ja das ist man, wenn man als ein Israel rechter Art gekämpft hat; dann kommt wohl das Stündlein, da wir sagen dürfen, Vers 6:

Meine Seel ist still zu Gott,
und die Zunge bleibt gebunden;
Also hab ich allen Spott,
alle Marter überwunden:
Bin gleich wie ein stilles Meer
voll von Gottes Preis und Ehr.

Melodie: „Jesus, meine Zuversicht“ oder: „Meinen Jesum laß ich nicht.“

179. Gott wills machen, daß die Sachen.

Von Johann Daniel Herrnschmidt, Diakonus in Bopfingen, später Professor in Halle (1675—1723, vgl. 4, 349 ff.), gedichtet und im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704 erschienen.

Ein echt volksmäßiges Kernlied, das in körnigten Sentenzen kräftig zum festen Glauben ermuntert. Der Dichter desselben, ein treuer Schüler von Francke, Breithaupt und Anton, hatte als junger Prediger in seiner Vaterstadt Drangsale aller Art durchzumachen, als die Stürme des spanischen Erbfolgekriegs in den Jahren 1703 und 1704 über seine Gegend zogen. Er sah damals in einem Lazaret voll Pestkranker, die er geistlich zu berathen hatte, dem Tod hundertfach ins Angesicht. Auch später mußte er mit einer Familie von acht lebenden Kindern sich bis an sein Ende manchesmal kümmerlich durchbringen. Aber er hielt Glauben und war stille und gelassen gegen Gott und Menschen, also, daß er mit Freudigkeit die Treue des Herrn rühmen konnte, die ihm jedesmal wieder herausgeholfen.

Das Lied schließt sich an das Evangelium des vierten Epiphaniensonntags Matthäi 8, 23—27 an; daher ist die Rede von den tosenden Wellen (Vers 1), dem schlafenden Herrn (Vers 2. 3.) und der mächtig hereinbrechenden Hilfe (Vers 10). Dieses Thema hat aber eine ganze Reihe von praktischen Rathschlägen im Gefolge, aus welchen sich die Beliebtheit des Lieds leicht erklären läßt.

Johann Tobias Kießling, der gottesfürchtige Kaufmann zu Nürnberg, war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf seinen Reisen eines Sonntags in eine Kirche gekommen. Ein junger, eben von der Universität heimgekehrter Prediger legte der Gemeinde nicht Gottes lebenskräftiges Wort und Gottes Weisheit, die im Evangelium enthalten sind, dar; sondern gefiel sich in schön klingendem, aber unkräftigem Menschenwort und Menschenweisheit. Da wurde der um die Ehre seines Herrn gar eifrige Mann herzlich und innig betrübt und dachte: Was soll doch wohl noch mit unsern evangelischen Gemeinden werden? Er konnte sich, als die Predigt zu Ende war, der Thränen nicht enthalten. Da er aber nun so betrübt war, fieng die Gemeinde an, zu singen:

Gott wills machen, daß die Sachen
gehen, wie es heilsam ist;
Laß die Wellen sich verstellen,
wenn du nur bei Jesu bist!

Darauf wurde er wieder ganz froh und konnte muthig beten für Christi Reich und Evangelium, und daß der Leuchter des hellen Lichtes doch nicht möge von uns genommen werden. (Schubert, Altes und Neues. 2.)

In der Geschichte eines bräutlichen Lebens war der fünfte Vers der rothe Faden, an welchem sich die Gedanken aufreihten:

Glaub nur feste, daß das Beste
über dich beschlossen sei;
Wenn dein Wille nur ist stille,
wirst du von dem Kummer frei.

Und als aus dem bräutlichen Leben das eheliche wurde, ist das Wort mit seiner Ermunterung und Verheißung nur noch mehr in Übung gekommen. Denn wo würde eine Christenseele sein, welcher der Herr Jesus nicht zuriefe: „Fürchte dich nicht, glaube nur?"

Zu Vers 7: Als die zweite Gattin des Pfarrer Karl Friedrich Harttmann, Sofie Elisabet, im März 1787 auf dem Todtenbette lag und unter dem Einfluß großer Fieberhitze sehr unruhig wurde, tröstete er sie mit dem Verse:

Willst du wanken in Gedanken,
fall in die Gelassenheit!
Laß den sorgen, der auch morgen
Herr ist über Leid und Freud.

Sie wurde bald ruhig und durfte in einem lieblichen Traum Blicke der Erquickung in die andere Welt thun, zu welcher der Herr sie berufen hatte. (Ehemann, Harttmanns Leben.)

Am allerbewährtesten ist der zehnte Vers. Das Sprichwort sagt: „wenn die Noth am größten, so ist Gott am nächsten." Die Kirche singt:

Wann die Stunden sich gefunden,
bricht die Hilf mit Macht herein;
Und dein Grämen zu beschämen,
wird es unversehens sein.

Ein Straßburger schrieb in den schweren entscheidungsreichen Tagen des Jahrs 1870: „Als am 27. September Abends 5 Uhr die weiße Fahne auf dem Münsterthurm flatterte, quoll mir unwillkürlich der Ausruf aus dem Herzen: ‚Herr, mein Gott, ich kann's nicht fassen!' — Ich hatte seit Wochen krank gelegen. Die Nächte wurden immer grausiger, die Bomben drangen je mehr und mehr in den Mittelpunkt der Stadt. Wir erwarteten mit Bangigkeit den Sturm auf dieselbe, als die einzig mögliche Errettung aus unserer furchtbaren Lage. Da hat Gott seine allmächtige Hand ausgestreckt und sein ‚Es ist genug!' gesprochen. — Ich sagte zu meiner Frau, wenn ihr während der Belagerung der Muth zu sinken begann: Sei getrost; ‚Gott wirds machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist!' Er wird gewiß die Gebete seiner Kinder erhören, die nicht allein im Elsaß, sondern auch in ganz Deutschland für unsre arme Stadt zu ihm emporsteigen.

Wann die Stunden sich gefunden,
bricht die Hilf mit Macht herein!

Und so ists denn auch zu unserer Freude geschehen." (Christenbote.)

Es war im Jahr 1828 (Albert Knapps Leben, Stuttgart 1867), daß Albert Knapp, dem eben noch die Freude an seiner ersten Gedichtsammlung das Herz erfüllte, durch eine tödtliche Krankheit seiner Gattin in die schwerste Trübsal versetzt wurde. Die Kosten der langwierigen Krankheit fiengen an zu drücken, die Ausgaben überstiegen die Einnahmen fast um's Doppelte, und gegen Weihnachten hin bekannte ihm die langsam sich erholende Gattin, daß in ihrer Haushaltungskasse nur noch Ein Kronenthaler sei und dagegen mehrere Jahresrechnungen auf ihre Erledigung warten. Das war eine bange Zeit. Sie seufzten brünstig zu dem, der das Mehl im Kad nicht ausgehen und dem Ölkruge nichts mangeln läßt: und siehe da, sie hatten die Hilfe vor der Thür. Über Nacht erschien, über alles Bitten und Verstehen, eine herrliche Tröstung. Kurz vor der Zahlungszeit kam der Postbedienstete mit einer großen Schachtel. Was ist das? fragten sie erstaunt. Und nun erschien zuerst eine Lage der herrlichsten Feinbäckereien und Basler „Leckerli", unten aber mehrere Geldrollen, eine Abschlagszahlung für den Ertrag der Gedichte, nebst einem gar herzlichen Brief von Obersthelfer Linder in Basel, der die Gedichte brüderlich besorgt hatte. Mit Freudenthränen stand die getröstete Gattin da, und sie priesen den Gott, der da hilft. Vor ihren Augen lag die Erfüllung des Lieds:

Und dein Grämen zu beschämen,
wird es unversehens sein!

Ein herrliches Amen auf jede Gottesführung, eine innige Zustimmung zu jedem ergebungswilligen Gebete finden wir in dem letzten (17.) Verse:

Amen, Amen! In dem Namen
meines Jesu halt ich still;
Es geschehe und ergehe,
wie und wann und was er will!

Als Melodie ist im Freylinghausenschen Gesangbuch angegeben: „Seelenweide, meine Freude", c d c h c h a gis (A moll). Demnach eignet sich dazu auch: „Ringe recht, wenn Gottes Gnade." — Eine Melodie württembergischen Ursprungs, in Halleschem Geschmack, mit freudigem festem Glaubensschritt und munterer Bewegung, findet sich im Störlschen Choralbuch 1744 und in den folgenden. Palmer schildert treffend den Gang der Melodie, wenn er sagt: „Die zwei ersten Zeilen muthig dreinrufend, die zwei letzten sich gleichsam wiegend in der getrosten Sicherheit eines Kindes Gottes." Sie beginnt: d e fis g g a d c h a g.

180. Gott lebt; wie kann ich traurig sein?

Aus Benjamin Schmolcks (1672—1737, vgl. 5, 463 ff.), Diakonus zu Schweidnitz, „Heiligen Flammen der himmlisch gesinnten Seele, in fünfzig Arien 1704", mit der Überschrift: „Gott macht Muth."

Das Lied, eines von den frühesten Schmolcks (es war seine erste Liedersammlung), stammt aus gründlicher Erfahrung. Konnte

er doch sagen: „Mein Geburtstag, der Thomastag, hat mich oft in meinem Kreuz und Kummer mit Vorhalt der Worte Thomä aufgerichtet: ‚Mein Herr und mein Gott!‘“ Schon in seinen Universitätsjahren, aber auch hernach gar oft mußte er sagen: „Der alte Gott lebt noch.“ Das führt er nun in diesem Liede aus: Gott lebt V. 1, Gott hört V. 2, Gott sieht V. 3, Gott führt V. 4, Gott gibt V. 5, und faßt endlich das Ganze zusammen in die schöne Schlußfolge V. 6:

Gott lebt! — wohlan, ich merke das;
Gott hört! — ich will ihm klagen;
Gott sieht! — er setzt den Thränen Maß,
Gott führt! — ich darf nicht zagen.
Gott gibt und liebt, —
nur unbetrübt!
er wird mir endlich geben,
auch dort mit ihm zu leben.

Ein Bürger, welcher durch unverschuldete Unglücksfälle in seinem Vermögensstande ganz herabgekommen war, verfiel dadurch in die tiefste Schwermuth, die sein rechtschaffenes Weib durch alle Vorstellungen und Tröstungen nicht zu heben vermochte. Es war das Schlimmste bei ihm zu befürchten. Da stand das Weib eines Morgens sehr traurig auf; und als der Mann in sie drang, was denn der Grund ihrer Traurigkeit sei, sagte sie ihm, es habe ihr geträumt, unser Herr Gott sei gestorben, und die heiligen Engel wären zur Leiche gegangen. Darüber lachte der Mann, der schon lange nicht einmal mehr gelächelt hatte, und fragte sie, ob sie denn nicht wisse, daß Gott unsterblich sei. Wer denn daran zweifeln werde? Darauf aber sagt ihm das Weib: „Das weißt du und verläßst dich doch nicht auf ihn, der nie stirbt, von dem jedes Haar gezählet wird?

Gott lebt! wie kann ich traurig sein,
als wär kein Gott zu finden?
Er weiß gar wohl von meiner Pein,
die ich hier muß empfinden.
Er kennt mein Herz
und meinen Schmerz;
drum will ich nicht verzagen
und will ihm alles klagen!“

Das war die Lektion, die in dieser Stunde der Mann zu lernen bekam. Er gieng in sich, schämte sich seines Kleinglaubens und seiner Zweifelung und fieng an, im Vertrauen auf Gott wieder zu arbeiten, der ihn dann auch seine Hilfe bald erfahren ließ. (Anekdoten für Christen zur Stärkung des Glaubens. 1833.)

Das hat diese Frau wohl Luthers treuem Ehegemahl abgelernt. Als nemlich der vielfach angefochtene Glaubensmann längere Zeit in Bekümmerniß gewesen, wie Einer, der keinen versöhnten Gott im Himmel hat, was er nur seine „hohen geistlichen Anfechtungen“ zu nennen pflegte, soll er nach einer mehrtägigen Abwesenheit in Kirchengeschäften seine Käthe im schwarzen Trauerkleid in der Stube sitzend und traurig dreinsehend getroffen haben. Als er nun in sie

gedrungen, warum sie denn so traurig sei, habe sie erst eine Weile zurückgehalten, dann aber endlich geantwortet: „Sieh, lieber Mann, unser lieber Herr Gott ist gestorben, und darum traure ich so!“ Darüber soll dann Luther herzlich gelacht und sich der Weisheit seiner Frau gefreut und entgegnet haben: „Hast Recht, liebe Käthe; ich habe mich recht durch meinen Kleinmuth versündiget. That ich doch, als wenn kein Gott im Himmel wäre!“ Und darauf sei der finstere Schwermuthsgeist von Luther gewichen und das alte klare Gottvertrauen wiedergekehrt.

Aus Anlaß des Schlußverses, wo es heißt: „Gott gibt und liebt“ ist als Vers 6 ein Zusatz eingeschoben worden, der also nicht von Schmolck stammt (sondern von Knapp?):

Gott liebt, ob ich die Vaterlieb
in Schlägen nicht gleich finde;
Wie er ein lieber Vater blieb
am Kreuze seinem Kinde,
So bleibt er mir
mein Vater hier,
der je und je mich liebet,
obgleich sein Kreuz betrübet.

Melodie: Was Gott thut, das ist wohlgethan.

181. Was von außen und von innen.

Erscheint zum erstenmal gedruckt als Anhang zu einer Leichenpredigt, welche August Hermann Francke (1663—1727, vgl. 4, 305 ff.) der Frau des Johann Heinrich Michaelis, Professors der Theologie zu Halle, Eleonore, geb. Kubitz, in der St. Georgenkirche zu Glaucha am 1. November 1711 über Psalm 62, 2 hielt, und wobei sein Thema war: „Das stille Harren der Glaubigen auf die Hilfe ihres Gottes.“ Das angehängte Lied hat die Überschrift: „Psalm 62. Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Melodie: ‚O Durchbrecher aller Bande.‘“

Die Verstorbene, eine Tochter des Stadtrichters und Apothekers Kubitz in Sorau, war geboren 1670 und seit 1706 mit Michaelis verheirathet, nachdem sie zuvor mit Diakonus Böse zu Sorau von 1691—1700 in der Ehe gelebt hatte. In demselben Jahre, in welchem sie ihren ersten Mann verlor, brannte am 25. August bei einer großen Feuersbrunst, welche die Stadt Sorau fast ganz in Asche legte, nicht nur ihres Vaters, sondern auch ihr eigenes, von ihrem Manne kurz zuvor erst neu erbautes Haus ab, und der größte Theil ihres Vermögens gieng zu Grund; nicht lange darnach mußte sie ihren Vater zu Grab begleiten. Die Kinder, welche sie in zweiter Ehe gebar, raubte ihr der Tod wieder. In dem allem aber war sie stille und hoffte auf Gott. Sie befließ sich einer redlichen und ungefärbten Gottesfurcht und ließ sich allezeit willig und bereit finden, sonderlich dem nothleidenden Nächsten mit unverdrossenem Fleiß aus allen Kräften zu dienen. Ihr Hauptanliegen trug sie Gott alle Tage in dem Gebetsvers vor: „Mein

Vater, zeuge mich, dein Kind, nach deinem Bilde!" In der Todesstunde war sie freudiger Hoffnung, doch kamen da auch von innen Anfechtungen, ob solche ihre Freude auch Wahrheit sei und sie ihr Heiland gewiß annehmen würde. Durch einigen Zuspruch wurde aber ihr Herz bald wieder zufriedengestellt, und sie tröstete sich öfters, daß ihr Heiland sie bald mit dem himmlischen Manna und dem Wein der Freuden reichlich erquicken werde. Nach ihrem Tod, bei dessen Herannahen sie sich noch die zwei Lieder: „Jesus, meine Zuversicht" und „Christus, der ist mein Leben" hatte singen lassen, fand man in einem Schrank einen Zettel von ihrer Hand beschrieben, worauf Abschieds- und Dankesworte an ihren Mann standen und sie bezeugte: „Gott ist meine Zuversicht gewesen von Mutterleibe an und hat mich in keiner Noth verlassen, sondern ist mir allezeit mit seiner Hilfe treulich beigestanden, dafür sein Name hochgelobet und gebenedeiet sei. Er hat alles wohlgemacht; ihm sei allein die Ehre und der Preis in Ewigkeit!" — So war das Wesen und der Lebensgang der Vollendeten, zu deren Gedächtniß Francke 1711 dieses Lied gedichtet hat. Was von außen und von innen ihre Seele drückte, trug sie in stillem Harren auf die Hilfe des Herrn, dem sie es zuletzt nachrühmen durfte: Er hat alles wohlgemacht. Diesen Sinn schilderte Francke, wie die Unterschrift deutlich zeigt, die sich am Schluß des Liedes befindet: „Also wollte den Sinn und Wandel der seligen Frau Professorin durch den Inhalt des 62. Psalms ausdrucken A. H. F."

Zugleich aber ist dieses Lied auch ein schöner, heller Spiegel von Francke's eigenem Sinn und Wandel, Herzens- und Lebenserfahrungen.

Bei Vers 1—4 ist zu beachten, was Guerike im Lebenslauf Francke's, Halle 1827, S. 358 über ihn berichtet: „Durch alle die vielen Anfechtungen und Streitigkeiten, welche Francke in Halle von den Stadtgeistlichen und auswärts von den Gegnern des Christenthums, die ihn mit Spott übergoßen und sein edles Werk verdächtigten, durchzumachen hatte, wurde sein Muth nicht gebeugt. Alle Anfeindungen dienten ihm nur dazu, sich desto sorgsamer vor dem Bösen zu hüten, dessen seine Gegner ihn fälschlich beschuldigten, desto eifriger seinem Beruf und seiner Liebe zu leben, desto inniger sich an den anzuschließen, dessen Gnade alle Leiden dieser Welt so unendlich überwiegt. Alle Machinationen seiner Widersacher scheiterten an seiner innern Glaubensgewißheit und dem Frieden in ihm, den die Welt weder gibt noch nimmt; alle Schmähungen seiner Feinde prallten an dem Zeugnisse, das ihm der Geist Gottes ausstellte, auf die Urheber selbst zurück."

Zu Vers 5. Francke pflegte oft zu sagen: „Auf den lebendigen Gott kann man schon was wagen; er ist groß genug, es auszuführen, und wird wohl seine armen Kinder, die das glauben, nicht stecken lassen." So wagte er ja auf den lebendigen Gott den Bau des großen Waisenhauses mit ein paar Thalern, die allein sein eigen waren; und gerade wegen dieses Baues, da es oft am nöthigsten Geld gebrach, hatte er es reichlich zu erfahren, daß man nur an-

klopfen darf beim Herrn, wenn Hilfe nöthig ist. Er konnte in d
„segensvollen Fußstapfen“ 1709 bereits dreißig Fälle aufzählen,
welchen ihm der Herr auf sein Gebet gerade zu der Stunde,
ers brauchte, Geldunterstützung zukommen ließ. So erzählt
„Um Michaelis war ich im äußersten Mangel, und da ich bei g
schönem Wetter ausgegangen war und den klaren Himmel betra
tete, ward mein Herz sehr im Glauben gestärket, also, daß ich
mir selbst gedachte: Wie herrlich ist es doch, wenn man nichts h
und sich auf nichts verlassen kann, kennet aber den lebendigen Go
der Himmel und Erde erschaffen hat, und setzt auf ihn allein se
Vertrauen, dabei man auch im Mangel so ruhig sein kann! Ka
darauf nach Hause, da ich die Arbeiter bezahlen sollte. ‚Ist w
kommen?‘ fragte der Zahlmeister. ‚Nein! antwortete ich, aber
habe Glauben an Gott.‘ Kaum hatte ich das Wort ausgeredet,
ließ sich ein Studiosus bei mir melden, welcher dreißig Thaler v
jemand brachte, den er nicht nennen wollte. Darauf gieng ich wied
in die Stube und fragte den Verwalter, wie viel er zur Ausbeza
lung brauche. ‚Dreißig Thaler‘, sagte er. — ‚Hier sind sie; brau
man nicht mehr?‘ — ‚Nein!‘ — Ein andermal forderte der Hau
verwalter Geld für die Ausgaben der Woche, und es war nich
mehr da. Da wollte ich gerade ins Kämmerlein gehen, um bei de
großen Waisenvater anzuklopfen, und noch ehe ichs thun konn
kam von einem Kaufmanne ein Brief mit tausend Thalern fü
Waisenhaus. Da dachte ich an die Worte: ‚Ehe sie rufen, will i
antworten; wenn sie noch reden, will ich hören!‘ und gieng i
Kämmerlein zum Loben und Danken.“

Abermals war Francke im Gedränge. Er hatte eine so gro
Summe nöthig, daß er nicht absah, wie er mit hundert Thale
auskommen würde, und gleichwohl wußte er nicht, wo nur zeh
Thaler hernehmen. Der Verwalter kam und forderte Geld. Franc
beschied ihn auf den Nachmittag und betete unterdessen. Nach de
Mittagessen war noch nichts da, er beschied ihn auf den Aben
Mittlerweile besuchte ihn ein christlicher Freund; mit dem betete e
nun auch, und bei diesem Gebet erschienen die merkwürdigsten Be
spiele der heiligen Schrift von Gottes Hilfe und Errettung durc
das Gebet wie in einem Brennpunkt gesammelt vor seiner Seel
so daß er, statt zu beten, Gott nur preisen und im Loben vor ih
sein Herz ausschütten mußte. Der Freund gieng weg; Francke be
gleitete ihn bis an die Hausthüre. Hier erblickte er auf der eine
Seite zuerst den Verwalter, welcher das Geld holen wollte, auf de
andern Seite aber einen Menschen, der ihm in einem versiegelte
Beutel 150 Thaler brachte. — Wieder einmal, als schon das Waisen
haus bezogen war, geschah es, daß der Hausvater Francke'n anzeigte
es seien nur noch sechzehn Groschen in der Kasse, und dabei seh
kleinlaut that. Da sagte Francke: „Fürchtet Euch nicht; Gott lebe
noch, der wird schon für seine Kinder sorgen.“ Drauf gieng e
zum Fenster, sah gen Himmel und betete: „Mein Vater! unse
Vorrath ist aus, deine Kinder haben kein Brot. Du bist Vater
und die Kinder sind dein. In meiner Hand stehet es nicht, ihne

Brot zu schaffen, aber bei dir ist Rath und That, auch ein erbarmendes Vaterherz." — Und siehe da, nach einer halben Stunde kam ein Bote und brachte ein Packet mit zehn Thalern; ja des andern Tages kam wohl sechsmal so viel von unbekannten, milden Herzen.

Dieser Vers ist in der That der aufmunterndste im ganzen Lied und darum auch für andere schon überaus stärkend geworden, es sei in Krankheitstagen oder in andern Nöthen. Er heißt:

Lieben Leute, traut beständig
auf ihn als auf euren Hort;
Er ist Gott und heißt lebendig,
ist euch nah an jedem Ort.
Wenn und wo euch Hilfe nöthig,
da klopft an: Er ist zu Haus,
kommt und ist zur Hilf erbötig;
schütt't das Herz nur vor ihm aus!

Zu Vers 6. Francke erzählt in „den segensvollen Fußstapfen" 1709: „Als einmal wieder fast gar nichts mehr übrig war und der Ökonomus darstellte, es müsse, wolle man nicht großen Schaden haben, Vieh gekauft und 20—30 Scheffel Korn gemahlen werden, zeigte sich eine Gelegenheit, daß einer damals gegenwärtigen Person solcher Mangel nur hätte kund gegeben werden dürfen, so würde dieselbe nach Vermögen beigesprungen sein. Aber man wollte lieber Gott die Ehre geben, daß man nicht von seiner Thüre weggienge vor eine andere, da er ja mächtig genug ist, selbst auf eine solche Weise zu helfen, daß man seinen Finger klärer darunter merken und ihm desto fröhlicher danken könnte. Darauf gab Gott aufs neue viel Freudigkeit zu beten und Gewißheit der Erhörung, da er auch das Geschrei der jungen Raben höret. Als das Gebet verrichtet war und ich mich kaum zu Tisch gesetzt hatte, klopfet jemand an die Stubenthür; da ich aufthat, war es ein wohlbekannter Freund, welcher einen Brief und eine Rolle mit fünfzig Thalern brachte, die von einem andern Ort her geschickt waren, worauf noch zwanzig andere folgten, daß also aller Mangel auf dasmal zur Genüge ersetzet ward und man deutlich erkannte, daß Gott gehöret, noch ehe man gerufen, welches desto mehr Lob und Preis seines heiligen Namens erweckt."

Zu Vers 7 und 8. Als Francke so viele spöttische und schändliche Gerüchte wegen des Waisenhausbaues über sich ergehen lassen mußte, sprach er sich deßhalb in den „segensvollen Fußstapfen" gegen die spöttischen Gerüchte so aus: „Des Unglaubens Sprache ist, das Werk könne nicht aufkommen, weil keine Mittel dazu vorhanden wären; und wenn gleich das Haus gebaut würde, wo wäre dann das Kapital, die Leute in demselben zu erhalten? Es könne das Werk nicht bestehen, weil es kein Fixum oder gewissen Fundum habe. Ist denn Gott nicht gewiß genug? Ist der Himmel nicht fixer, als der Menschen ihr Kapital, darauf sie sich so gewiß fundiren? Ich will solcher Sprache des Unglaubens die Sprache des Glaubens entgegensetzen. So spricht der Glaube: Gott ist mein

Vater, so bin ich sein Kind, welches er im Herzen lieb hat; darum so wird er mir aushelfen aus allen meinen Nöthen durch seinen lieben Sohn. Er wird mir so helfen, daß sichs verwundern werden alle meine Feinde und alle die, so es hören; sein Segen wird über mich kommen reichlich und überschwenglich, daß ich sein werde in allem, wie ein wasserreicher Lustgarten. Alles, was ich werde anfangen, das wird wohl gelingen, wie kümmerlich und nährlich es auch zuweilen geht und wie viele Winde und Wellen mein Schifflein zuwider hat. Ich werde noch meinen Segen nicht übersehen können, auf daß jedermann schauen und merken könne, daß derjenige nicht zu Schanden wird, der seine Dinge in Gott, mit Gott und für Gott angefangen und sich auf seine unendliche Kraft, Liebe und Treue verlassen hat" (V. 7). — Gegen die schändlichen Lügen und Lästerungen aber, selbst von solchen, denen er Gutes gethan, — als reiche er den Waisenkindern schlechte Kost, sorge für sein Interesse, unterschlage Gelder, sei unbarmherzig, — ermahnte er seine Widerwärtigen immer nur damit, daß sie nicht richten sollten vor der Zeit, da der Herr komme, wo eines jeglichen Werk werde offenbar werden. „Ich bin, sagte er, der guten Zuversicht zu dem, der Himmel und Erde gemacht hat, daß er den Unglauben samt allen seinen Lügen und Verleumdungen noch immer gewaltiger zu Schand und Spott machen wird" (V. 8).

Gar herrlich schließt darum das Lied ab:

Breit, o Herr, doch deine Güte
über mich, nimm mich in dich;
So wird hinfort mein Gemüthe
stille bleiben ewiglich.
Werde alles und in allen;
gib uns, daß wir dir allein
trachten allzeit zu gefallen, —
so wird alles stille sein.

182. Mein Herz, gib dich zufrieden.

Eines der werthvollen „Eier" des Johann Anastasius Freylinghausen zu Halle (1670—1739, vgl. 4, 322 ff.), von welchen sein Freund und Kollege Wiegleb, Pastor in Glaucha, schreibt: „Man sollte sich allemal freuen, wenn Freylinghausen Zahnweh hat; denn wenn die Hennen schreien, so hat man allemal ein Ei zum Besten." Er dichtete nemlich dieses Lied im Jahr 1713, gerade, als er an den heftigsten Zahnschmerzen litt. — Gedruckt erscheint es im zweiten Theil seines „Geistreichen Gesangbuchs, den Kern alter und neuer Lieder in sich enthaltend. Halle 1714."

In der That haben wir in diesem Liede einen artigen Nachklang der Psalmen Paulus Gerhardts, vgl. 2, 1. 2. mit: Mit Sorgen und mit Grämen ꝛc.; 3, 1. 2. mit: Kreuz und Elende, das nimmt ein Ende; 4, 2. 3. mit: auf den Nebel folgt die Sonn; 4, 4. 5. mit: wenn der Winter ausgeschneiet; und dergleichen. Die Trostworte haben darum auch ihrerseits in Christenherzen fortgeklungen.

Vers 3. Unter dem König Friedrich Wilhelm I. wurde ein Candidat der Theologie, der seinem alten Vater im Amt folgen sollte, mit Gewalt zum Soldatenstand gezwungen. In einer stürmischen Herbstnacht wurde er einfach abgeholt, um den blauen Rock anzuziehen. Es half kein Bitten und kein Jammer; die Familie war trostlos. Von einem Monat zum andern wartete der gebeugte Vater auf ein Schreiben des Sohnes; zwei Jahre verstrichen, ehe man etwas von ihm erfuhr, und dann brachte die erste Nachricht er selbst. Er erzählte: „Heute vor 14 Tagen stand ich Posten als Grenadier auf dem großen Korridor des königlichen Schlosses in Berlin. Ich dachte wie gewöhnlich an die Heimat, und unwillkürlich sang ich das Lied von Freylinghausen: Mein Herz, gib dich zufrieden! Als ich an den Vers kam:

Kann's doch nicht ewig währen;
oft hat Gott unsre Zähren,
eh man's meint, abgewischt.
Wenn's bei uns heißt: wie lange
wird mir so angst und bange!
so hat er Leib und Seel erfrischt.

öffnete sich zu meinem Schrecken die Thüre und eine Dame sah heraus. Nach einer Weile kam ein Page mit den Worten: Schildwache, wenn du abgelöst wirst, sollst du in diese Thür zu Ihrer Majestät der Königin kommen! Mit sehnlicher Angst erwartete ich den Stundenschlag und zitternd trat ich ins Gemach der Königin. Ihr mußte ich alles erzählen; sie selbst aber sagte: „ich kann zwar nichts für dich thun; doch will ich Sorge tragen, daß du morgen von 11—12 Uhr hier abermals Wache stehst. Da wird der König bei mir sein. Singe dann mit deiner hellen Stimme einen Vers aus dem Lieblingslied des Königs: Wer nur den lieben Gott läßt walten! Dann wollen wir weiter sehen!" Es geschah. Ich sang:

Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen
und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
den Armen aber groß und reich:
Gott ist der rechte Wundermann,
der bald erhöhn, bald stürzen kann.

Vergebens wartete ich, abgerufen zu werden. Aber am andern Tage mußte ich vor dem König erscheinen, erhielt eine goldne mit Dukaten gefüllte Tabatiere und das Patent eines Generalsuperintendenten." — Die ganze Errettung beugte die Eltern zum tiefsten Dank; das Patent hatte seinen Grund in der Liebe eines adeligen Fräuleins, welches man dem jungen Theologen zur Heirat anbot. (Fritz Schwerin, christliche Geschichten.) — War auch dieser Ausgang nach dem Geschmack jener Zeit, so war doch die Veranlassung zu dem plötzlichen Wechsel nach dem Wohlgefallen des Herrn.

Vers 5 wurde einer ehrwürdigen Frau, Christiane Luise, geb. Spittler, der Gattin des seligen Dr. Bahnmaier in Kirchheim u. T., zu unverhofftem Troste. Dieselbe mußte in ihren Krankheitstagen die Wassersucht befürchten, was ihrem Herzen wie eine Centnerlast erschien. In diesen bangen Stunden ungewisser Furcht und Sorge tauchte in ihrem Gedächtniß der in der Jugend gelernte Vers wieder auf:

Indeß ist abgemessen
die Last, die uns soll pressen,
auf daß wir werden klein;
Was aber nicht zu tragen,
darf sich nicht an uns wagen,
und sollts auch nur ein Quintlein sein.

Es war zur rechten Stunde ein kräftiger Trost.

183. Je größer Kreuz, je näher Himmel.

Aus Benjamin Schmolcks (1672—1737, vgl. 5, 463 ff.) Gebetbüchlein: „Das in Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz, vor den Thron der Gnade geleget. Breßlau und Liegnitz 1715." Dem darin enthaltenen allgemeinen Kreuzgebet ist das über Jak. 1, 12 gedichtete Lied angehängt mit der Überschrift: Kreuz- und Trostlied.

Das Lied ist für die bilderliebende Dichtungsweise des fruchtbaren Schlesiers ganz charakteristisch und macht den Eindruck, daß es ein poetischer Umguß von den gleichnißreichen Gedanken Christian Scrivers über das Kreuz im „Gotthold" und im „Seelenschatz" sei. Man vergleiche Scriver, Seelenschatz 4, 1, 24: „Wir erfreuen uns über den herrlichen Bet- Trost- und Dankpsalmen des königlichen Propheten; wir ergetzen uns in den Schriften der heiligen Männer Gottes — —; wir haben aber billig dabei zu gedenken, daß dieser Männer Herz gewesen ist, wie eine Traube, die zerquetscht und in der Kelter gepreßt wird und also ihren süßen Saft von sich gibt. Ich will sagen: das Kreuz, die mancherlei Trübsal, Anfechtung und Verfolgung, damit sie sind von Gott belästiget, hat gemacht, daß sie tröstlich, saftig, kräftig und erbaulich haben reden und schreiben können." — Deßgleichen ist dabei eine offenbare Anspielung an ein vor Alters häufig vorkommendes Symbolum, das in einem Palmbaum mit der Ueberschrift besteht: pressa valentior. Bei Gessius finden sich die Worte: palma non cedit oneri, sed magis sub pondere crescit.

Aber gerade diese gleichnißreiche Sprache ist für trostbedürftige Kranke auf langwierigem Lager außerordentlich anziehend. — Während der langen Krankheit einer Förstersfrau in der Pfalz las der Ortsgeistliche derselben zuweilen auch geistliche Lieder vor, und unter andern eines Tages das Lied von Schmolck: „Je größer Kreuz, je näher Himmel", das sie mit besonderer Freude anhörte. Da sie beim Fortgehen den Wunsch äußerte, dieses Lied öfters zu hören, ließ er ihr das Büchlein, aus welchem er es vorgelesen hatte. Und wie es scheint, ist das Lied auch an ihrem Manne nicht ohne Segen geblieben. Als die Dulderin endlich zu ihrer Ruhe gekommen war, kam er bald nach der Beerdigung und sagte: „Herr Pfarrer, ich habe noch etwas von Ihnen; aber es fällt mir schwer, mich davon zu trennen. Es ist das Büchlein, in dem das Lied steht: ‚Je größer Kreuz.' Darf ich Sie bitten, es mir zum Andenken zu lassen?"

Das ganze Lied, besonders aber Vers 5, ist eine Zeichnung des Liederlebens im Lebensleide:

Je größer Kreuz, je mehr Gebete:
geriebne Kräuter riechen wohl;
Wenn um das Schiff kein Sturmwind wehte,
so fragte man nicht nach dem Pol.

Wo kämen Davids Psalmen her,
wenn er nicht auch versuchet wär?

Wozu man den Ausspruch von Gervinus vergleichen mag, der sonst selten Geistliches geistlich zu richten verstand, aber doch schrieb: „Die ganze deutsche Kirchenpoesie ist durch nichts so sehr gefördert worden, als durch den dreißigjährigen Krieg, der des David Nothzeit über die einzelnen verhängte.“

Noch Eins mag hier erwähnt werden. Es ist ein schöner Gedanke, zu sagen (Vers 7):

Das Kreuze, das die Gräber ziert,
bezeugt, man habe triumphirt.

Die alte Kirche schrieb seit Constantinus Tagen um das Kreuz: In hoc vinces. In diesem Zeichen sollst du siegen! Schmolck sagt mit Recht, das Kreuz auf unsern Gräbern sei ein Zeugniß davon, daß wir überwunden haben. Seliges Perfektum!

Melodie: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

184. Gott, den ich als Liebe kenne.

Der fromme Arzt, Christian Friedrich Richter in Halle (1676—1711, vgl. 4, 354 ff.), dichtete dieses Lied, als sein letztes auf dem Krankenbette, sich selbst zur süßen Arzenei. Erst nach seinem Tod erschien es zum erstenmal im Freylinghausenschen Gesangbuch 1714 mit der Überschrift: „Eines Kranken.“ Auch in der Sammlung seiner Lieder, die der Schrift vom „Ursprung und Adel der Seele. Halle 1718.“ angehängt ist, steht es als das letzte mit der Überschrift: „Krankheitslied.“

Es ist ein brünstiges Lied, dem man wohl anfühlt, daß es aus einem Herzen gequollen ist, welches im Tiegel der Trübsal lag. Der Dulder bittet: brenne doch das Böse ab, Vers 1; in den Schmerzen sei mir süß, Vers 2; Leiden ist jetzt mein Geschäfte, Vers 3; ich nehm's aus deinen Händen als ein Liebeszeichen an, Vers 4; laß nur nicht den Geist ermüden, Vers 5; hilf, daß ich sanft leiden möge, Vers 6; dir empfehl ich denn mein Leben und Leiden! Vers 7.

Johann Friedrich Hutmacher, Buchbinder zu Mühlheim am Rhein, der dort noch in gesegnetem Andenken steht († 1797), hatte dieses Lied in seiner Krankheit sich zum Lieblingslied erwählt. Als es ihm ein Freund einmal vorgelesen hatte, sagte er: „Hier ist meine ganze Seelengestalt, meine Sehnsucht und Verlangen so vollkommen enthalten, daß ich nicht eine Silbe dazu setzen noch davon thun könnte. Das sind Läuterungstage. Gott meint es gut mit mir. Ich liege hier im Schmelztiegel. Doch gottlob, der Schmelzer ist mein Freund!“ (Basler Sammlungen. 1798.) In der That, die Stelle in Maleachi „Er sitzet und schmelzet die Kinder Levi“ hat hier eine verständnißvolle Anwendung gefunden, Vers 1:

Gott, den ich als Liebe kenne,
der du Krankheit auf mich legst
Und des Leidens Flut erregst,
daß ich davon hitz und brenne:
Brenne doch das Böse ab,
das den Geist bisher gehindert,
das der Liebe Regung mindert,
die ich öfters von dir hab!

Der einzige Bruder des Prälaten Johann Albrecht **Bengel**, der gottesfürchtige Expeditionsrath und Vogt Josef Bengel zu Sulz am Neckar († 1752), dessen letzte Krankheit viel mehr noch, als bei Hiob, ein „Gefängniß“ zu nennen war, ergetzte sich am Tage seiner sehnlich gewünschten Erlösung noch ganz besonders an diesem Liede. (Basler Sammlungen. 1831.)

Überaus gedankenreich erscheint uns Vers 3:

Leiden ist jetzt mein Geschäfte;
anders kann ich jetzt nicht thun,
als nur in dem Leiden ruhn;
leiden müssen meine Kräfte.
Leiden ist jetzt mein Gewinnst;
das ist jetzt des Vaters Wille,
den verehr ich sanft und stille:
Leiden ist mein Gottesdienst.

Es ist schon ein außerordentlich fruchtbarer Gedanke, das Leiden als einen Beruf zu bezeichnen, dem man sich mit eben derselben Treue widmen muß, wie irgend einem andern; in dem man nicht müssig sein, sondern tüchtig seine Geisteskräfte einsetzen muß. Dann aber ist es eine köstliche Steigerung: nicht bloß Geschäft, sondern Gewinn; nicht bloß Gewinn, sondern Gottesdienst!

Die Melodie: e e e e a h a gis e, ist eine echte Halle'sche Melodie und mit dem Liede im Freylinghausen 1714 erschienen. — Im Württembergischen Choralbuch 1744 ist auf die Melodie: „Jesu, als du erstlich kamest“: a a g f e f g a a (D Moll), verwiesen, wofür sich aber bei Freylinghausen 1714 eine andere Melodie: a h c c h a gis e findet.

185. Der Himmel hängt voll Wolken schwer.

Aus Dr. Heinrich Möwes (1793—1834, vgl. 7, 247 ff.) „Gedichten. Magdeburg 1836.“ mit der Überschrift: „Gebet in Noth und Tod.“

Möwes dichtete dieses Lied am 9. Oktober 1831 unter ganz besonders schwerer Heimsuchung und tiefer Todesnoth. Er hatte nemlich ein Jahr zuvor sein Predigtamt, an dem sein Herz hieng, niederlegen müssen, weil er wegen heftiger Blutungen und Brustleiden zu schwach zum Prediger geworden war; und nun lebte er in Magdeburg ohne Mittel, sich und seine Familie recht zu versorgen. Da befielen ihn nach einigen Monaten der Besserung plötzlich Schmerzen und Krämpfe, die über alle Beschreibung furchtbar waren und wirklichen Todesleiden glichen. Daneben lag auch seine älteste Tochter Marie auf den Tod krank. Diese Lage, in der er das Lied dichtete, schildert er selbst in einem Briefe an einen Freund also: „Ich bin durch ein dunkles Thal geführt, ein Ausgang voll Licht war hier nicht zu erwarten; aber wenn Er will, so muß der Todte auferstehen. Die Zeit des Sterbens für mich schien gekommen. Es war nicht eine kurze, schnelle Stunde, da Tod und Leben mit einander stritten. Es war eine lange Woche, in der des Todes Gewalt sich an mir versuchte. Der Tod stürmte mit wilden Schmerzen auf mich ein, meinen Glauben und meine Treue zu prüfen. Meine Seele rang mit aller Kraft, um sich dem gefolterten Körper zu entschwingen, und zerriß mit ihren Gebeten die Wolken, um von

dem Herrn droben den Befehl zum Aufbruch zu erflehen. Er könne nicht ausbleiben, dieser Befehl, so schien es jedem. Während aber mein Leib erliegen wollte, schwang sich meine Seele auf, sie sang, was ich Ihnen hiemit mittheile (Vers 1 und 2):

Der Himmel hängt voll Wolken schwer,
ich seh das blaue Zelt kaum mehr;
Doch über Wolken hell und klar
nehm ich ein freundlich Auge wahr.

Es tobt der Sturm mit wilder Macht:
sie wird so dunkel oft, die Nacht;
Doch wenn auch meine Seele bebt,
sie weiß, daß dort ein Heiland lebt.

Nun aber (er schrieb den Brief acht Wochen nach seiner Wiedergenesung) sehe ich auf die Zeit der Noth nicht mit weinendem, sondern mit frohlockendem Gefühl, rechne nicht, was ich gelitten, sondern freue mich, daß ich gestritten — gestritten mit den Waffen und in der Rüstung, die uns der reicht, der die Welt für uns überwunden hat. O, es sind unschätzbare Proben des Glaubens und Stärkungen des Glaubens, solche Leidensstunden. Darum sagt die Schrift: selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! Diese dunkle Zeit war eine große Zeit für mich, und ich danke dem Herrn, der sie hereinbrechen ließ. Der Mensch muß durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen. Wie es dem Menschen geht, der am Tage in einen dunkeln, tiefen Schacht steigt, er sieht, was zu der Zeit keiner sieht, die freundlichen Sterne des Himmels: so habe ich auch, als der Herr mich in die Tiefe der Noth und des Wehs fallen ließ, mitten in der Finsterniß um mich, über mir die hellen Sterne der ewigen Gnade des Vaters in Christo, unserem Heilande, gesehen, und dieser Stern war mein Leitstern und gieng mir nicht unter und leuchtete immer heller; und ich weiß, wo er steht, und ich kann ihn nicht aus den Augen verlieren, und wo ich bin, da ist er über mir, und wo ich gehe, da geht er vor mir her." (Möwes sämtliche Schriften. 2. Theil.)

Gar schön und treffend, wenn auch etwas modern anklingend, ist das Bild, Vers 4 und 5:

Die Erd ist mir ein morsches Boot,
das unter mir zu sinken droht;
Ich steh, nach oben hingewandt,
mit einem Fuß auf seinem Rand:

Gebeutst du, Herr, mit Einem Blick,
so schleudr' ichs hinter mich zurück;
Und schwinge mich an deiner Hand
hinauf, hinauf, und jauchze: Land!

Eine Stelle aus einem Brief vom 19. November 1831 möge das erläutern: „So manches Herz bittet den Herrn des Lebens um längeres Bleiben für mich hier unten; ich selbst, wenn er will, bleibe noch gern. Aber das Weggehen hat er mir nun auch leicht

gemacht; er hat mich vertraut gemacht mit dem, was andere sterben heißen, vertraut gemacht mit dem Leben, zu dem er den Pilger ernennt, daß ich — fröhlich wie ein Kind, das am Strande mit den vorübergehenden Wellen spielt, bis sein Bruder von drüben kommt, um es auf jene schöne Wiese abzuholen, — am diesseitigen Ufer sitze und wohlgemuth harre und ganz glücklich zusehe, ob er von drüben nun kommt, der Kahn, der mich einnehmen und hinüberführen soll. Also segnet der Herr, wenn er zu zürnen scheint, und darum hab ich Ursach, mich der Zeit der Noth und des Wehs dankbar zu freuen."

Auguste Eisenlohr, Gattin des Rektors Dr. Eisenlohr in Nürtingen, wurde (Auguste. Ein Lebensbild von Ottilie Wildermuth) von dem Herrn durch eine längere Leidensschule geführt. Doch zuletzt trug sie die Überzeugung in sich: der Herr will mich nicht im Sturm, sondern in einem sanften stillen Säuseln zu sich nehmen. Im Blick aufs eigene Herz kam sie je länger je mehr zu der Ueberzeugung: es bleibt am Leben und für das Leben nichts übrig als Barmherzigkeit, so daß sie eines Tags an der Stelle des schönen Lieds von Harttmann: „Endlich bricht der heiße Tiegel" Anstand nahm: „Zu des Himmels höchsten Freuden werden nur durch tiefe Leiden Gottes Lieblinge verklärt"; indem sie sagte: „Ich will kein besonderer Liebling Gottes sein; wir sind alle seine Kinder." Aber überaus tröstlich wurden ihr in dem Liede: „Der Himmel hängt voll Wolken schwer" die Verse 6 und 7:

Ich gienge gern, so gern zu dir;
doch wenn du mich noch länger hier
In Sturm und dunkeln Nächten läßst,
so halt du meine Seele fest;

Daß sie in Sturm und Nächten treu
zu deiner Ehre wacker sei,
Bis du mir rufst: nun ist mirs recht,
nun kannst du kommen, treuer Knecht!

„Ach nehmet mirs nicht übel, sagte sie, aber seht, es ist mir, wie einem Kinde, das sich auf eine Reise freut. Alles ist eingepackt, man hat sich angekleidet und wartet und wartet vor der Thür, und der Wagen kommt immer noch nicht. Wenn es dann zuletzt hieße: zieh dich nur wieder aus, du mußst da bleiben! seht, das wäre doch traurig." Darum wiederholte sie mit besonderer Innigkeit:

Bis er dir ruft: nun ist mirs recht,
nun kannst du kommen, treuer Knecht!

Melodie: Herr Jesu, Christ, wahr Mensch und Gott.

Drittes Buch.

Die letzten Dinge.

I. Sehnsucht nach Erlösung.

186. Ach Gott vom Himmel, sieh darein.

Eine freie Bearbeitung des Psalm 12 (Salvum me fac, Domine), von Dr. Martin Luther gedichtet 1523 und gedruckt 1524, als das fünfte in dem Nürnberger Gesangbüchlein mit den acht Liedern: „Etlich Christlich lider, lobgesang vnd Psalm" und als das zwölfte im Erfurter Enchiridion desselben Jahres.

Cyriacus Spangenberg schreibt davon 1569: „Ist dies nicht eine herzliche Klage und eine ernste Bitte, auch ein gewisser Trost wider die falschen Lehrer und Heuchler, die die liebe Kirche Christi jämmerlich betrüben? Sie werden mit allen ihren Farben, List und Trotz ganz meisterlich abgemalet und wie es um ihr Herz und Mund, um ihre Gedanken und Wort gelegen, offenbarlich vorgestellet. Dagegen wird auch Gottes gnädige Fürsorge, Rath und Wille, Macht und Kraft mit schönen Worten uns zum Trost beschrieben und dann der lieben Kirche Gefahr und Schutz in angeheftem Gebetlein angezeiget." Schamelius aber setzt ergänzend hinzu: „Zielet auf das Papstthum seiner Zeit. O daß nur aber auch die Evangelischen sich hüteten, damit sie der alte Vers nicht beschämen könnte bei Horatius:

Iliacos intra muros peccatur et extra."

Der Gang des Liedes ist einfach dem Psalm entsprechend. Zuerst eine Klage gegen Gott, Vers 1: Ach Gott, sieh darein; es ist eine glaubenslose, böse Welt. „Mit keinem Mörder und Dieb handelt die Welt so unbarmherzig, als mit rechtschaffenen, frommen Christen!" sagt Spangenberg. Die Wahrheit haben wir wohl in Büchern, nicht im Leben! bemerkt Schamelius. — Darauf folgt eine Betrachtung der verworrenen Lehre, Vers 2: Menschenwitz, zwiespältiges Wesen in Herz und Gemeinde. Hier greift Luther für seine Zeit auslegend über den Wortsinn des Psalms hinaus, aber treffend in die Wirklichkeit hinein. — Weiter ein Aufschrei bedrängter Gewissen, Vers 3. „Gott woll ausrotten alle lar!" lautet schon in der Straßburger „Ordenung vnd ynnhalt Teutscher Meß vnd Vesper 1524": „alle gar." Es ist ein Nothruf gegenüber der Hierarchie in jeder Form, besonders in der, auf welche Schamelius deutet mit der Bemerkung: „‚Wer ist, der uns soll meistern?' Der Papst soll infallibel sein,

wenn er gleich wider Christum und Paulum lehret. Ach Gott, b
wahre für diesem Dominat die liebe evangelische Kirche!" — N
der Höhepunkt, Vers 4: die göttliche Stimme: „Darum, spri
Gott, ich muß auf sein!" — Nächst dem dreingreifenden Gott ste
sein Zeuge mit dem Ruhm des Worts, Vers 5. Gottes Wort a
dem Plan, nach Vers 4, muß verbreitet werden (meditatio) im He
zen und erprobt werden im Kreuz (tentatio). — Endlich Gebet: H
auch ferner deinem Worte unter uns in dieser argen Welt! D
Gefahr bleibt auch jetzt noch, daß sich das Unkraut unter den Weiz
menge, „flechte", einschleiche wie Flechtengewächs im Felde. „Falsc
Principia, sagt Spangenberg, machen lose und falsche Christen. D
Teufel kann einem wohl mit Einem Wort die ganze Schrift nehmen

Es ist ein Lied voll weltgeschichtlicher Gedanken, ein Meisterli
unsers treuen Vaters Luther, die Zwillingsschwester von „Nun fre
euch, lieben Christen gmein." Während dieses den frohen Ton e
hebt im Blick auf Gottes Heilsthaten, führt jenes den ganzen wel
geschichtlichen Ernst entscheidender Tage in die Herzen ein. Ähnli
wie Psalm 2, hält Psalm und Lutherlied einen dramatischen Wechse
das letztere noch mehr und deutlicher als der Psalm. So hat e
denn auch in kirchengeschichtlichen Wendepunkten seine Kraft bewähr

Mit diesem Psalm hat sich das Volk an manchen Orten d
Einführung der Reformation ersungen.

Als im Jahr 1527 Johann Oldendorp und Lampe zu S
Magnus in Braunschweig unter großem Zulauf des Volks anfienge
die päpstlichen Ceremonieen abzuschaffen, beschloß der Rath, eine
tüchtigen Doktor der Theologie aus der Magdeburger Domkirch
herbeizurufen, der diese Feuersbrunst dämpfen solle. Das war nu
Dr. Sprengel, sonst Sprütze genannt, der vorgegeben hatte, er wollt
mit drei Predigten alle lutherische Ketzerei in Braunschweig stürze
und ausrotten. Mit freudigem Willkommen wurde er von de
Pfaffen und Mönchen in die Franziskanerkirche aufgenommen, un
hielt daselbst am 22. Sonntag nach Trinitatis eine Predigt übe
das Evangelium vom bösen Knecht mit der großen Schuld. Als e
nun mitten im Predigen war und einen Spruch aus dem Brie
Petri anführte, damit zu beweisen, daß man durch gute Werke di
Seligkeit Gott abverdienen könne, stand unter den Zuhörern ei
fremder Prediger aus der Stadt Lüneburg auf, mit Namen Johann
ein kühndreister Mann. Der fiel dem auf der Kanzel prahlende
Doktor in die Rede und sagte etlichemale laut: „Herr Doktor, Ih
führet den Spruch nicht recht an!" wies ihm sein Buch und sprach
„Herr Doktor, hier steht anders geschrieben!" Dr. Sprengel, darübe
sichtlich bestürzt, antwortete: „Guter Freund, Ihr möget vielleich
eine andere Uebersetzung haben; in meinem ist's so geschrieben."
Hierauf predigte er und machte den Schluß: „Hieraus ist nun be-
wiesen, daß ein jeder Mensch durch seine guten Werke könne selig
werden." Darauf hub ein Bürger, mit Namen Rischau, an und
sagte mit lauter Stimme: „Pfaffe, du leugst!" und fieng darauf
mit eben so heller Stimme an, den zwölften Psalm zu singen,
welchen erst neuerlich Dr. Luther in recht nachdenkliche deutsche Verse

gebracht hatte. Alsbald fiel die ganze Gemeinde in diesen Gesang ein. Da stieg Dr. Sprengel, der diesen Namen hatte, weil er sich sonst mit seinem Sprengel und Weihwasser gar viel zu schaffen machte, sehr beschämt von der Kanzel herunter, konnte vor starkem Gedränge des Volks kaum aus der Kirche kommen, zog davon und unternahm sich zu Braunschweig keines Predigens mehr. (Rehtmeyer antiquitates ecclesiae inclytae urbis Brunsvigae. 2.)

Ähnlich war es zu Lübeck. Im Jahre 1529 begab sichs daselbst, daß ein armer, blinder Mann vor den Thüren deutsche Psalmen sang. Der wurde darob von dem papistisch gesinnten Rath aus der Stadt verwiesen. Am nächsten Sonntag nun, 5. Dezember 1529, dem zweiten Advent, verrichtete zu St. Jakob ein Kapellan, Namens Hillebrand, die Frühpredigt, und da er nach der Predigt damaliger Sitte zufolge angehoben, für die Todten zu bitten, begannen zwei kleine Knaben zu singen: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein!“ und das Volk fiel ein und sang den ganzen Psalmen mit bis zu Ende, so andächtig, als ob es das Lied in der Schule gelernt hätte. Und das ist der erste deutsche Psalm, der zu Lübeck in der Kirche gesungen worden. Dadurch ward die ganze Stadt zu Gunsten der evangelischen Lehre beweget, und nach diesem Tag, wenn ein Mönch oder anderer Prediger auf die Kanzel kam und etwas redete, so den evangelisch Gesinnten nicht anstand, haben sie alsbald angefangen, zu singen: „Ach Gott vom Himmel, sieh darein!“ und der Prediger mußte von der Kanzel gehen. So geschah es, daß dieses einzige, einfache Lied mehr ausrichtete, als viel menschliche Kraft und Klugheit hätten ausrichten können. (Starkens Lübeckische Kirchenhistorie.)

Diese Anwendung des Lieds ist wohl begreiflich. Die Schilderung von den Erfindungen des Menschenwitzes, den Spaltungen der kirchlichen Parteien in den Orden und dem Hochmuth des Papsts und seiner Trabanten war ja so treu der Zeit entsprechend wie möglich; und die Reformation ließ sich wie eine Erlösung aus dem Diensthause ansehen: „Mein heilsam Wort soll auf den Plan!“

Die Feindschaft der Römischen gegen das Lied ist daher begreiflich. Leisentritt brachte 1567 eine Parodie, in welcher alle Angriffe auf die evangelische hinübergewälzt werden: „Die alt wahr Lehr soll auf den Plan, die Ketzer weidlich greifen an, wie vor Alters auch gschehen!“ — Ja, Wackernagel führt in seinen „Liedern Luthers 1847“ folgende Stelle von Caspar Ulenberg, „Psalmen Davids. Kaiserswerth 1582.“ an, welche besonders Vers 2 und 3 aufs Korn nimmt: „Niemal einig Ketzer sind so jemmerlich vnd schendlich vnter sich zutrennet vnd zuspalten gewesen (das freilich ein zeichen ist falscher lehr) als eben diese armen ellenden leute. Sie haben wol an ihren irthumen, dem lengst verworffenen lumpenwercke, viele jar daher allerlei flickwerck gebrauchet, haben daran geschmiert, gekleistert vnd getünchet, wolten gern vmb des betrogenen gemeinen volckes willen, weil sie wol wissen, daß ware einigkeit nimmer vnter ihnen zuuerhoffen, einen Syncretismum vnd schein der einigkeit anrichten. Aber da will ja nichts helffen,

vnd ist alle mühe verloren." Hier haben wir einen klassischen Au
druck der bekannten Vorwürfe, welche wir in der Frage der Eini
keit der Kirche so oft von den Römischen hören. Wackernagel sa
mit Recht: „Wie wahr, und doch wie falsch!" Daß die Einigk
der römischen Kirche eine nur geträumte sei, darf der Aufrichti
ebensowenig vertuschen, als daß in der evangelischen Kirche d
Zertrennung eine leidige Thatsache geworden ist. Sogar die Eini
keit der äußeren Form und des hierarchischen Zusammenschlusses h
in unserer Zeit sich durch den Altkatholicismus als eine trügerisc
erwiesen.

Darum hatte Gustav Adolfs Feldprediger sein gewisses Rech
beim Einzug in Augsburg 1632 Psalm 12, 6 zum Text zu nehme
entsprechend unsrem Vers 4. — Aber es traten je und je Zeiten i
unserer Kirche ein, wo das Lied intra muros seine Anwendung fan

Zunächst bei den Streitigkeiten über die Osiander'sche Lehre i
Preußen. Im Jahr 1553 stand zu Königsberg ein treuer Knec
Gottes, Dr. Joachim Mörlin, welcher ohne Ansehen der Perso
Gottes Wort predigte. Herzog Albrecht aber hatte die von der ein
fachen evangelischen Wahrheit abweichende Lehre seines Hofpredige
Dr. Andreas Osiander in Schutz genommen, welcher Mörlin ent
schieden und derb nach der Art seiner Zeit entgegentrat. Der let
tere wurde deßhalb von seinem Amte verstoßen. Da giengen vier
hundert vom Adel und Bürgerstand vor den Herzog und thate
einen Fußfall, daß er den Prediger in seinem Amte erhielte. E
war umsonst, der Herzog blieb unerbittlich. Nun giengen sie hina
auf den Schloßplatz. Einige fromme Jungfrauen und Matronen stimm
ten das Lied an und kläglich tönte es durch die Menge: „Ach Got
vom Himmel, sieh darein und laß dich deß erbarmen!" Auch dies
Sturmpetition blieb ohne Erfolg, und Mörlin zog von dannen. I
Braunschweig war ihm eine Stätte bereitet; und in allen Arbeite
und Kämpfen betete der streitbare und heftige, aber nur für di
Wahrheit des göttlichen Wortes eifernde Mann für das alte grau
Haupt, für den Herzog in Preußen. Und so kam es, daß diese
ihn noch zu Ehren setzte: er berief ihn zurück als Bischof von Sam-
land 1587, und noch vier Jahre durfte er dort im Segen wirken.

Wiederum, hundert Jahre nachher, trat dieser Psalm mit ein-
greifender Kraft hervor. Als Spener zu Frankfurt am Main voll
großer Betrübniß über den traurigen Zustand der Kirche in die
Betstunde gieng, sang die Gemeinde bei seinem Eintritt in die Kirche
den vierten Vers:

> Darum spricht Gott: ich muß auf sein,
> die Armen sind verstöret;
> Ihr Seufzen dringt zu mir herein,
> ich hab ihr Klag erhöret.
> Mein heilsam Wort soll auf den Plan,
> getrost und frisch sie greifen an
> und sein die Kraft der Armen!

Dadurch ward er mit einem mal wunderbar getröstet und auf-
gerichtet. — Nun geschah es, daß er nach zwanzigjährigem, geseg-

netem Wirken zu Frankfurt im Juli 1686 nach Dresden zog, wohin er zur wichtigsten geistlichen Stelle Deutschlands, zum Oberhofpredigeramte, berufen war. Mit gar ernsten Gedanken und in Erwartung vieler innerlicher und äußerlicher Demüthigungen fuhr er Dresden zu. Und siehe da, bei seiner Ankunft im ersten sächsischen Dorf trat ein Schuldiener mit sechs Currentschülern, ohne zu wissen, wen er empfange, vor seinen Wagen und stimmte denselben Vers an: „Darum spricht Gott: ich muß auf sein!" Abermals klang er Spener, wie einst zu Frankfurt, als ein göttliches Zeichen entgegen. Ganz heiter und Gott vertrauend setzte er seinen Zug nach Dresden fort; blieb aber von dem Worte so bewegt, daß er sich diesen Vers gleich am ersten Sonntag, den er in Dresden feierte, am sechsten nach Trinitatis, von den Schülern vor seiner Thüre singen ließ und dies noch oft wiederholte, zu nicht geringem Aufsehen, weil ihm gegenüber die Kurfürstin Mutter wohnte. — Es war dieser Vers das große Losungswort seines reformatorischen Wirkens. (Spener und seine Zeit, von Hoßbach. Berlin 1828.)

Und auch in unsern Tagen fehlt es an Gelegenheit für unser Lied leider nicht. — Dr. Mallet in Bremen verwendete die Geschichte von Braunschweig, welche wir oben erzählten, in dem Streite über Geibel in der Weise, daß er sagte: „Wie einst das päpstliche, wird das kräftige Volk Braunschweigs das rationalistische Joch abschütteln und es kann sich in seiner Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts jene Scene des 16. wiederholen. Lernen die Protestanten das Lied wieder singen, wie viele Doktoren und Pastoren müssen dann die Kirche verlassen!" — Er hat Recht. Es ist das Lied bis auf diesen Tag ein zweischneidiges Schwert nach rechts und links, und innerhalb unserer Kirche gegen die protestantischen Rationalisten nicht weniger, als gegen die Sekten.

In dem Erfurter Enchiridion 1524 findet sich bereits ein Gloria patri, das dem ganzen Ausklang des Psalms eine versöhnende Wendung gibt:

Ehr sei Gott Vater allezeit,
auch Christ dem Eingeboren,
Und dem Tröster heiligen Geist
gar hoch in Himmels Choren,
  Wie es im Anfang und auch jetzt
gewesen ist und bleibet stets
in der Welt der Welt. Amen.

Im Augsburger Gesangbuch 1530 tritt dafür die Oelerische Psalmstrophe (1525) ein:

Er sei dem Vater und dem Sohn
und auch dem heilgen Geiste,
Als er im Anfang war und nun,
der uns sein Gnade leiste,
  Daß wir wandeln in seinem Pfad,
daß uns die Sünd der Seel nit schad;
wer das begehrt, sprech Amen!

Im Achtliederbuch 1524 ist als Melodie unsrem Lied, wie den „Es spricht der Unweisen Mund wohl" und „Aus tiefer Noth" d Weise von „Es ist das Heil uns kommen her" vorgeschrieben g wesen. — Nun erscheinen aber in demselben Jahr die vier unsere Lied eigenthümlichen Melodieen. Zunächst im Erfurter Enchiridi 1524: h c h a e e c h oder a b a g d d b a in der phrygisch Tonart und unbekannten Ursprungs. Martin Agricola hat da 1544 einen trefflichen Tonsatz gegeben. — Sodann im Chorgesan büchlein 1524: g g d g a b c a g, in der versetzten dorisch Tonart, wahrscheinlich von Walther selbst. Sie ist im Straßburg großen Kirchengesangbuch 1560 dem Liede des Wolfgang Musculus „Der Herr ist mein getreuer Hirt" zugeeignet und hat sich unt diesem Namen in Norddeutschland forterhalten; auch noch in de Württembergischen Choralbüchern 1711 und 1744. — Von Stra burg aus trat für unser Lied, ursprünglich für Oelers Psalm 1 „Wohl dem Menschen, der wandelt nit" im „Teutschen Kirchenam 1524" die mixolydische Weise ein: g c h a g a h g, welche vo Mattheus Greitter stammt. Diese verbreitete sich rasch in Sü deutschland und gieng nach Norddeutschland über. Ein schöner Sa von Benedict Ducis findet sich 1544. — Endlich tritt auch noch ein weitere phrygische Melodie hervor: h c h a h g a h im Klugsche Gesangbuch 1535, welche später allgemein, und zwar schon bei Bab und Köpphl 1545, dem Liede Knöpkens: „Hilf Gott, wie geht da immer zu" zugeeignet wird. — — Es ist somit die erstgenann phrygische dem Lied wesentlich eigen. Hammerschmidt hat eine trefflichen Satz nach seiner Art gegeben, in welchem er die neunt Strophe des Lieds „Gott hat das Evangelium": „Wo bleibt di brüderliche Lieb" mit der ersten Strophe unseres Lieds zu einer ergreifenden Gemälde von Bitte und ernster Weissagung verflochte hat. — Selbst Mozart hat im zweiten Finale der „Zauberflöte" di Motive unsers Chorals zu verwenden gewußt.

187. An Wasserflüssen Babylon.

Von Wolfgang Dachstein, welcher als Mönch Organist an Münster zu Straßburg war, 1524 die evangelische Lehre annahm und von da an als Helfer an der St. Thomaskirche seine dichteri schen und musikalischen Gaben in den Dienst der Reformationskirch stellte. Es erscheint im „Teutsch Kirchenampt", dritter Theil 1525 wurde von Luther ins Bapstsche Gesangbuch 1545 aufgenommen und gieng in alle deutschen Gesangbücher über.

Der Grund davon lag wohl weniger im Inhalt. Es ist eine ziemlich wörtliche Bearbeitung des 137. Psalm (Super flumina) mit nicht wenigen ungelenken Stellen und ohne die volle neutestament liche Verklärung. Doch ist der Inhalt recht, die Melodie noch besser. Dieselbe: c d c a c b b a (F dur), bei uns gewöhnlich dem Liede „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld" zugetheilt, ist eine un gemein frische, lieblich dahinfließende Weise, dem Passionsliede ganz entsprechend. Nach Mohnike soll der Gesang in der ersten Zeile

dem einer Lerche nachgebildet sein; und Dr. Heinrich Müller in Rostock erzählt in seiner „Evangelischen Schlußkette“ zum 15. Trinitatis, daß er eine Lerche gehabt habe, welche ihm alle Morgen die herrliche Melodie dieses Kirchenliedes aufs lieblichste vorgesungen. — Gabriel Wimmer sagt: „es hat dieses Lied eine sehr schöne Melodey, gleichwohl aber wenig Liebhaber, weil es die wenigsten recht verstehen.“

Zu diesen wenigen gehörte Martin Herberger, Kürschnermeister zu Fraustadt, der treue Vater von Valerius Herberger. Gar oft pflegte er bei seiner Arbeit zu singen:

An Wasserflüssen Babylon,
da saßen wir mit Schmerzen;
Als wir gedachten an Zion,
da weinten wir von Herzen.
  Wir hiengen auf mit schwerem Muth
die Harfen und die Orgeln gut
an ihre Bäum der Weiden,
Die drinnen sind in ihrem Land;
da mußten wir viel Schmach und Schand
täglich von ihnen leiden.

In Polen mag es schon damals Ursache gegeben haben, solch wehmüthig Lied anzustimmen. Der Sohn, welcher erst neun Jahr alt war, als der Vater starb, und doch die inhaltsvolle Weise lebenslang nicht mehr vergessen konnte, fand in seinem Predigtamt Gelegenheit, zu erkennen, daß die Wasserflüsse Babylons in Tagen der Gegenreformation reichlich wiederkehrten. — Hieß doch schon die erste Überschrift dieses Lieds: „Ein Klag und Gelübdpsalm über die Unterdrückung des wahren Gottesdienstes von den gottlosen Tyrannen und ernste Begierde, den wahren Gottesdienst wieder anzurichten.“

Schamelius bemerkt zu „die Harfen und die Orgeln gut“: „Der Autor verstehe gleich die Instrumente nach der damaligen Zeit oder bloße Pfeifen; so ists doch nicht accurat geredet, wenn die Namen nach jetziger Zeit Brauch behalten werden, da wir wahrhaftig Orgeln haben. Käm ebenso heraus, als wenn ich die Rüstung des Saul mit jetzigen Namen des Soldatengewehrs ausdrücken und sagen wollte: ‚Saul ließ dem David ein Bajonnet reichen u. dgl.‘ Hätte nur in genere das Wort ‚Pfeifen‘ stehen können. Doch es mag heißen: jetzt ists Zeit zu weinen, nicht zu lachen, zu wehklagen, nicht zu musiciren und zu singen. Sonst ist der Text sehr wohl gerathen.“

Serpilius erzählt, daß dieses Lied auf den zehnten Trinitatis in „unsern Kirchen“ gesungen werde, da man von der Zerstörung Jerusalems durch die Römer predigt. — Am ergreifendsten war aber seine Verwendung in Magdeburg, wie Backius in seinem Psaltercommentar berichtet. „Nach der grausamen Zerstörung unserer Stadt Magdeburg am 10. Mai 1631 (durch Tilly), welche wohl schrecklicher ist denn die von Troja und Jerusalem, ordnete der hohe Rath im Einverständniß mit den Geistlichen an, daß jedes Jahr an diesem Tag ein feierliches Klag- Buß- Bet- und Dankfest soll ge-

halten werden, wobei dieses so großen Jammers nimmermehr v
gessen werden sollte. An diesem Gedächtnißtage stellt sich die G
meinde in großer Zahl, wie billig, im Hause Gottes ein, demüthi
Gebete werden dem Herrn vorgetragen, und dann singt die G
meinde den tief wehmüthigen Psalm 137 von Wolfgang Dachste
mit seiner herrlichen Melodie. Eine entsprechende Predigt schlie
sich an, und so geht dieser Gottesdienst nicht ohne viele reichli
Thränen, wie bei Israel, zu Ende." — Die Gestalt der trauernd
Magdeburg auf dem Lutherdenkmal zu Worms, die Lage so manch
Gustav Adolf-Gemeinden mag wohl die beiden Verse uns wied
in Erinnerung rufen, 2 und 3:

Die uns gefangen hielten lang
so hart an selben Orten,
Begehrten von uns ein Gesang
mit gar spöttlichen Worten
Und suchten in der Traurigkeit
ein fröhlich Gsang in unsrem Leid:
ach lieber, thut uns singen
Ein Lobgesang, ein Liedlein schon
von den Gedichten aus Zion,
das fröhlich thut erklingen!

Wie sollen wir in solchem Zwan
und Elend, jetzt vorhanden —
Dem Herren singen ein Gesang
so gar in fremden Landen?
Jerusalem, vergiß ich dein,
so wolle Gott der Rechten mein
vergessen in meim Leben.
Wenn ich nicht dein bleib eingede
mein Zung sich oben anehäng
und bleib am Rachen kleben.

Zu der melodia suavissima, wie Bacius sagt, mag noch Fo
gendes bemerkt sein. — Als Johann Sebastian Bach 1722 sich na
Hamburg begab, um die Organistenstelle zu St. Jakob daselbst z
erlangen, spielte er auf der schönen Orgel der St. Katharinenkirc
zwei Stunden lang. Der Glanzpunkt war, als er auf Verlang
über den Choral „An Wasserflüssen Babylon" in langen und kuns
vollen Variationen phantasirte. Unter seinen Zuhörern war d
99 Jahr alte aber rüstige Reinken. Als Bach seine Phantasie
geschlossen, trat der alte Meister, welcher selbst auch Composition
über diesen Choral herausgegeben hatte, zu ihm und umarmte il
mit den Worten: „Ich dachte, diese Kunst wäre gestorben; nun i
sehe, daß sie noch lebt, will ich mit Freuden heimgehen." Ba
erhielt aber den Preis nicht. Die Kirchenvorsteher fanden den Silbe
klang der schönen Thaler, welche ein Mitbewerber für sie in d
Wagschale legte, noch musikalischer als Bachs Orgeltöne; und Bach
Gönner, der wackere Hauptpastor zu St. Jakob, Dr. Erdmann Ne
meister, konnte sich nicht enthalten, sie kräftig zu bestrafen, inde
er an Weihnachten predigte: „Wenn selbst von den bethlehemitische
Engeln einer vom Himmel käme, der göttlich spielete, und woll
Organist zu St. Jakob werden, hätte aber kein Geld, der mag nu
wieder davonfliegen." (5, 619 f.)

188. Mag ich Unglück nit widerstahn.

Eines jener Lieder, bei welchen es schwer wird, dem Verfasse
auf die Spur zu kommen. Es erscheint im Erfurter Gesangbüchlei
1531 (also schon im Klugschen 1529) ohne den Namen, dem es ei
niederdeutscher Einzeldruck und das Magdeburger Gesangbuch 153
zuschreiben, das letztere: „Dorch de Vörstinnen tho Ungarn", de

erstere: „Twe schöne Leede van der Königinnen van Ungarn, Frow Maria unde erem Gemahl Köninck Ludowich (als er von ihr in Streit zog wider den Türcken), unde ys dat erste ym thone: ‚Mach ick ungelücke nicht wedderstan.‘" (Vgl. 1, 451 f.) — Wackernagel gibt indessen einen Einzeldruck (3, 119): Nürnberg durch Georg Wachter, welchen er aufs Jahr 1525 oder 26 zurückdatirt, und wo die Zeilenzahl der Strophen bereits verlängert erscheint.

Die Urheberschaft der Königin Maria von Ungarn und Böhmen (1505—1558) läßt sich weder bestreiten noch bestätigen. Olearius, Rambach und Bunsen, auch Wackernagel (Kirchenlied 3, 118 f.) stimmen für Luther selbst, und seinen Geist wenigstens athmet das Lied. Maria war schon frühe der evangelischen Sache zugethan, und als sie ihren Gatten 1526 durch die Schlacht bei Mohacs gegen den Türken verloren hatte, tröstete sie Luther mit einem schönen Trostbriefe und Übersendung seiner Auslegung des 37., 62., 94. und 109. Psalms. Viele Analogieen würden dafür stimmen, daß es ihr Lied genannt wurde als ihr Lieblingslied und Trostlied (vgl. Wie's Gott gefällt —, Verzage nicht). — Schwierig bleibt endlich das Verhältniß zu dem weltlichen Lied gleichen Anfangs, das in dem „Lautenbuch von Hans Neusiedler 1536" sich findet, auch in einem älteren Einzeldruck, und das Akrostichon Maria mit dem geistlichen Lied gemein hat. Originalität steht wohl dem geistlichen noch mehr zur Seite, als dem weltlichen.

Es ist ein starkgläubiger Geist, der sich sofort in Vers 1 offenbart:

> **M**ag ich Unglück nit widerstan,
> muß Ungnad han
> der Welt für mein recht glauben,
> So weiß ich doch, es ist mein Kunst
> Gotts Huld und Gunst:
> die muß man mir erlauben.
> Gott ist nicht weit; ein kleine Zeit
> er sich verbirgt, bis er erwürgt,
> die mich seins Worts berauben.

Schamelius bemerkt: „Die blutdürstigen ungarischen Bischöfe hatten 1525. 1526 viel Personen um der reinen Lehre willen lassen torquiren und hinrichten." Maria war eine Vorgängerin mancher fürstlichen Dulderinnen für den rechten Glauben; man denke an die edle Erzherzogin Maria Dorothea, Palatinus von Ungarn und geborene Prinzessin von Württemberg († 1855). — Ein feiner Gedanke ist jedenfalls: „Es ist mein Kunst Gottes Huld und Gunst."

Vers 2 hat auch in anderen fürstlichen Herzen Anklang gefunden:

> **N**icht, wie ich wöll itzund mein Sach,
> weil ich bin schwach
> und Gott mich Furcht läßt finden;
> So weiß ich, daß kein Gwalt bleibt fest,
> ists allerbest,
> das zeitlich muß verschwinden.

Das ewig Gut macht rechten Muth;
dabei ich bleib, wag Gut und Leib:
Gott helf mir überwinden!

Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen, ein Musterbild unter den Fürsten, von welchem Tholuk in seinen „Lebenszeugen der lutherischen Kirche“ sagt, es habe sich in ihm der große Mann und der Regent mit dem lauteren Christen auf eine solche Weise zur Harmonie verbunden, wie vielleicht bei keinem andern Fürsten der evangelischen Kirche vor und nach ihm, sagte einmal, als er zu Heldburg auf der Jagd war, zu dem dortigen Superintendenten Buchröder: „Was hat man doch von zeitlichen Ergetzungen in der Welt! Nichts als Beschwerung und Müdigkeit: das ewig Gut macht rechten Muth.“ Dieses hatte er von Jugend auf gesucht und in Christo gefunden, in vielen Früchten verherrlicht und bis ans Ende bewahrt.

Als Graf Wolf von Hohenlohe-Neuenstein, ein Gesinnungs- und Schicksalsgenosse Ernsts, im Dezember 1698 auf dem Todtenbette lag, fragte ihn der Hofprediger Höber, ob er willig und bereit wäre, nach Gottes Willen das Zeitliche zu segnen. Da antwortete er, er stelle alles Gottes Willen anheim; denn es sei doch alles eitel in der Welt, hingegen: „das ewge Gut macht rechten Muth“. — Auch tröstete er sich am heiligen Abend in der Frühe des Wortes: „Ach Herr, wann ich dich nur habe, sag ich allem andern abe. Legt man mich gleich in das Grab, ach Herr, wenn ich nur dich hab!“ — So ist er am Stephanstage eingeschlafen und, wie er oftmals gebeten: „Ach Gott, hilf mir überwinden!“ hat er selig überwunden. (Braun, Graf Wolfgang von Hohenlohe.)

Der dritte Vers athmet dieselbe Ergebung:

‚All Ding ein Weil!‘ ein Sprichwort ist.
Herr Jesu Christ,
du wirst mir stehn zur Seiten
Und sehen auf das Unglück mein,
als wär es dein,
das wider mich wird streiten.
Muß ich denn dran auf dieser Bahn,
Welt, wie du willt! Gott ist mein Schild,
der wird mich wohl begleiten!

Oft hat dieser Vers eine ähnliche Verwendung gefunden, wie bei Heinrich Müller, der in seinem „Dankaltar“ sagt: „Gottes Freundschaft ist der Welt Feindschaft. Aber unverzagt! Der in mir ist, der ist mächtiger als alle, die wider mich sind. Ich fürchte mich nicht vor viel hundert Tausenden, die sich umher wider mich lagern. ‚Welt, wie du willt: Gott ist mein Schild!‘ der helf mir überwinden!“

Eine ebenfalls akrostichische Parodie unseres Liedes auf den Namen von „Margareta, geborne Gräfin zu Gleichen und Tonna, Gräfin und Frau zu Waldeck“, hat Philipp Nicolai herausgegeben 1596 in einer Streitschrift wider die Calvinisten. Das Lied verfolgt denselben Zweck; es heißt darin: „O Gottes Sohn, du werthe Kron, daß du sollt sein ihr Schülerlein, ist mir ein Stein am Herzen.“

Die Melodie: e g g a c h h a ist aus dem weltlichen Volksgesang genommen. In Forsters „alten und neuen teutschen Liedlein“ finden wir (1, 51. 1, 102.) zwei Sätze; den einen zum geistlichen Lied von Caspar Bohemus mit einer Singweise, welche mit der jetzt üblichen keine Ähnlichkeit besitzt; den andern zum weltlichen Lied von Ludwig Senfl, und in dessen Tenor ganz die obige, äolische Singweise des geistlichen Lieds. Nach der musikalischen Arbeitsweise jener Zeit muß indessen Senfl noch nicht nothwendig als Sänger der Weise erkannt werden, deren Setzer er ist. — Von Johann Eccard haben wir aus dem Jahr 1589 einen fugirten Satz dieser Melodie.

189. Ich armer Mensch gar nichtes bin.

Ein kurzer, aber gar inniger Gebetsseufzer um Erlösung von Johann Heune, lateinisch: Gigas (1514—1581, vgl. 1, 369 f.), Pfarrer zu Freystadt in Niederschlesien, welcher als Pfarrer zu Schweidnitz starb. Es erschien in seiner „Erklärung des alten Christlichen Lieds Ein Kindelein so löbelich. Frankfurt a. d. O. Eichorn 1564“ mit Vorrede vom November 1563, auf der Rückseite des letzten Blattes.

Es ist eine Übersetzung des Gedichts von Philippus Melanchthon 1555:

Nil sum, nulla miser novi solatia, massam
humanam nisi quod tu quoque, Christe, geris.

Tu me sustenta fragilem, tu Christe, guberna,
fac ut sim massae surculus ipse tuae.

Hoc mirum foedus semper mens cogitet, uno
hoc est, ne dubita, foedere parta salus.

Diese Verse sind ein echtes Spiegelbild des Mannes, welcher seine Schwachheit erkannte, wie selten einer, seinem Heiland anhieng, wie wenige, und von der Sehnsucht nach oben so tief bewegt wurde, daß er schrieb: „Ich werde von Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande verzehrt.“ — Er hat aber, da er selbst nicht in deutschen Versen dichtete, einen trefflichen Dolmetscher an dem ehrwürdigen Heune bekommen, dessen Verse so lauten:

Ich armer Mensch gar nichtes bin,
Gotts Sohn allein ist mein Gewinn.

Daß er Mensch worden, ist mein Trost,
der hat mich durch sein Blut erlost.

O Gott Vater, regier du mich
mit deinem Geiste stetiglich.

Laß deinen Sohn, mein Trost und Leben,
allzeit in meinem Herzen schweben.

Und wenn die Stund vorhanden ist,
nimm mich zu dir, Herr Jesu Christ;

Denn du bist mein und ich bin dein,
wie gern wollt ich bald bei dir sein!

Martin Moller fügte in seinem „Manuale de praeparatione mort Görlitz 1596“, noch im Anschluß an die mittlere Strophe des O ginals drei Verspaare hinzu:

Herr Jesu Christe, hilf du mir,
daß ich ein Zweiglein bleib in dir

Und nachmals mit dir aufersteh,
zu deiner Herrlichkeit eingeh,

Mit deinen Engeln in deim Reich
dich lob und preise ewigleich!

Daraus wurde denn unser Lied, indem man je zwei Paare zusamme nahm und das letzte Paar hinwegließ. 1611. 1615 (vgl. Wack nagel 4, 180).

Das einfache Gebetslied paßt gut auf den alten Mann, der durch seine Uebersetzung zum Eigenthum der Kirche gemacht h Was er in Vers 1 und 2 ausspricht, ist auf seiner Grabschrift he nach als Losung zu lesen gewesen:

Sanguis, Christe, tuus gloria spesque mea est.

Dein Blut, Herr Christe, ganz allein
soll meine Ehr und Hoffnung sein.

Was er aber in Vers 5 und 6 betet, das hat sich am Ende sein Lebens als Fürbitte für ihn dargestellt, wovon Valerius Herberg in den „Trauerbinden 4“ eine launige Geschichte gibt. „Der a Herr Pelargus pflegte auf der Kanzel zu bitten für den alten Her Gigantem, Gott wollte Ihm lassen in Gnaden befohlen sein ein hochbetagten und lebensmüden gelehrten Mann, der herzlich begeh heimzufahren. Das hörte ein guter einfältiger Mann zu Schwei nitz alle Sonntage mit Verwunderung und sagte: ‚Ehrwürdig Herr, ich habe wohl schwache Pferde; doch weils der alte geleh Mann nicht bessern kann, wollte ich mich über ihn erbarmen u ihn zu Hause führen. Wo liegt er zur Herberge?‘“ Nun, der He kam bald mit Elia Wagen und holte seinen frommen Diener hei

Besonders oft wurde der Vers 5 und 6 angewendet, dess Anfang „Und wenn die Stund vorhanden ist“ so schön mit de bekannten Lied Nicolaus Hermans zusammenstimmt, welches weni Jahre zuvor erschien: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist.“

Ein junger Bürger zu Fraustadt, Johann Deutschländer, hat unser Gebetlein besonders lieb und führte gar gern die Worte a „Denn du bist mein und ich bin dein; wie gern wollt ich bald b dir sein!“ An einem Pfingstmontag kam er zur Kirche und hör den Spruch: „Also hat Gott die Welt geliebet.“ Da kam se Ende; und die letzte Predigt, die er gehört, und das letzte Wor das er in dieser Welt geredet, stimmten zusammen. Als er merkt daß sein Zeiger abgelaufen war, faltete er die Hände und betet „Ich armer Mensch gar nichtes bin!“ den Beschluß aber mach er mit dem Wort: Also hat Gott die Welt geliebt. Hat sich al des ewigen Lebens in seinem Heiland getröstet und ist selig vo dannen gefahren. (Trauerbinden. 1.)

Ein schöner Nachklang findet sich in dem Gebet, welches Philippus Nicolai seiner Theoria vitae aeternae 1606 anhängte und welches also lautet: „Komm, du Ewiger, du Hochgebenedeieter und du Allmächtiger, mit deinem Sohn und heiligen Geist und löse uns auf von dieser Welt, daß wir zu dir kommen in das selige Vaterland des ewigen Lebens. Komm, Herr Jesu, du Wurzel des Geschlechtes Davids, du Fürst des Lebens und du heller Morgenstern. Komm bald, Herr, unser A und O, der Anfang und das Ende unsers ewigen Heils und ewiger Seligkeit. Komm, Herr Jesu, und verzieh nicht lange. Kein Tag vergeht, wir warten dein und — wollten gern bald bei dir sein! Amen."

Melodie: Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott, oder: O Jesu Christ, meins Lebens Licht.

190. Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ.

Erschienen in „Geistliche Psalmen, Hymnen, Lieder vnd Gebett ꝛc. Zu Nürnberg in verlegung Georg Leopold Fuhrmanns 1611" S. 722 und ebenda mit demselben Titel: bei Abraham Wagenmann 1611 S. 591 f. Von da an in derselben Form bei den Späteren.

Das Lied ist (vgl. die Nachweisung bei Wackernagel 4, 286 f. und Mützel 2, 545 ff.) eine Composition mehrerer Bestandtheile. — Vers 1 und 2 sind der Grundstock, von welchem wiederum Vers 1 selbständig erscheint in einem Druck vom Jahr 1579 als Anhang von dem Liede Nicolaus Hermans: „Danket dem Herrn heut und allzeit." Er ist eine Übersetzung des Gebetverses von Melanchthon:

Vespera jam venit, nobiscum Christe maneto,
extingui lucem nec patiare tuam —

natürlich in erster Linie zurückgehend auf das Wort der Emmauntischen Jünger: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden! — Vers 2 ist dem ersten angeschlossen in „Christliche Gebet vnd Psalmen, welche die Kinder in der Jungfrau Schulen zu Freybergk zu beten vnd zu singen pflegen 1602"; und in ihm tritt uns nun bereits die Spur von Selneccer entgegen, denn in seinem „Psalter" 1572. 78. steht hinter dem 29. Psalm der Vers:

Wir danken dir, o Gottes Sohn,
für dein liebs Evangelion;
Dein Wort und heilig Sacrament
erhalt bei uns bis an das End!

Diese beiden Verse sind bei Schamelius, Liedercommentarius zum Naumburger Gesangbuch 1724, dem oben berührten Gratiasliede Hermans angehängt als 8. und 9. Vers. — Dazu kommt nun Vers 5 „Ach Gott, es geht gar übel zu!" welcher aus derselben Quelle stammt und den zweiten Vers eines Gebetleins zu Psalm 149 bildet: „Wir danken dir, Herr Jesu Christ." — Die Verse 3. 4. 6—9. stehen als ein selbständiges Lied in seinem Psalter zu Psalm 122, und finden sich als Schlußverse (26—31) an dem Lied:

„Hilf, großer König, Herr Jesu Christ" in „Christliche Psalmen durch Nic. Selneccerum. Leipzig, Beyer 1587."

So sind es denn zwei Liedesströmungen, welche hier zusammentreffen und auseinandergehen. Die eine, durch den Namen Dr. Selneccer (1530—92, vgl. 2, 191 ff.) bezeichnet, sieht in dem Lied hauptsächlich eine Klage über die böse Zeit mit ihrem Kaltsinn und ihrer Sektirerei. Die andere, an den Namen des würdigen Cantors von Joachimsthal, Nicolaus Herman, sich anschließend, sieht in dem Liede ein stilles Gebet um Erhaltung im rechten Glauben und heiligen Leben. Nach dieser Richtung hat sich in Württemberg wenigstens ein gar inniges Gebet zur Betglocke am Abend gebildet, welches die beiden ersten Verse unsers Lieds mit den beiden letzten des Gebets von Alberus: „Christe, du bist der helle Tag" (siehe Seite 190) durch einen dritten Vers verbindet:

Laß uns in guter, stiller Ruh
das zeitlich Leben bringen zu;
Und wenn das Leben neiget sich,
laß uns einschlafen seliglich.

In andern Familien schließt das Gebet statt mit den Versen von Alber mit den folgenden:

Laß uns in Fried und guter Ruh
dies zeitlich Leben bringen zu
Und dort hernach in Ewigkeit
anschauen deine Herrlichkeit.
Amen, Amen, du treuer Gott!
verlaß uns nicht in Angst und Noth;
So wollen wir im Namen dein
von Herzen sprechen: „Amen!" fein.

Daß das Lied aber ursprünglich nicht auf den Abend des Tags bezogen worden ist, sondern auf den Abend dieser Weltzeit, geht aus allem hervor. Selneccer, eine ehrliche Friedensnatur, wurde in den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit bald als heimlicher Calvinist von den Flacianern, bald von den Philippisten als starrer Lutheraner gehaßt und verfolgt. Dennoch hielt er an der reinen Lehre und am treuen Gebete fest. „Sekten und Schwärmerei" zu bekämpfen, war ihm heilige Pflicht, und darum war er nächst Dr. Jakob Andreä, dem Württemberger, die Hauptperson bei Aufstellung der Formula concordiae im Kloster Bergen 1577. — Und wie er in unsrem Lied den Herrn der Gemeinde bittet, so hat er selbst auch einst seine Gemeinde gebeten. Als er nemlich 1561 seine Stelle als Hofprediger in Dresden verlassen mußte, weil er die Wahrheit gegen die versteckten Anhänger der Calvinischen Lehre im Abendmahl unerschrocken bekannt hatte, ließ er noch eine kurze Erklärung des 141. Psalms drucken, über den er auch die Abschiedspredigt gehalten hatte, und setzte dem Schluß als Abschiedswort an seine Gemeinde einige Verse bei, und unter denselben diese:

Für falscher Lehre b'hüt Euch Gott,
daß Ihr nicht heimlich werdt zu Spott;
Für Ketzerei im Sakrament
seht Euch wohl für, es kommt behend.

Gedenkt an mich und bhalt't das Wort,
das Ihr hier allzeit habt gehort.
Gott sei bei Euch und sei bei mir;
wieder zusammen komm'n wir schier.

Auch in späteren Tagen hat die Gemeinde aus den Versen seines Liedes Gewinn gezogen. —

Das Kirchdorf Pombsen in Schlesien, zwischen der Katzbach und Neisse gelegen, verlor unter östreichischer Herrschaft im Jahr 1654 seine lutherische Kirche und Schule, obwohl alle bis auf wenige lutherisch waren. Da versuchten es nach einiger Zeit, als das Dorf unter das Patronat des Klosters Leubus kam, zwei Jesuitenpriester, die Lutheraner vom Glauben ihrer Väter abwendig zu machen und der Religion der neuen Grundherrschaft zuzuführen. Zu dem Ende beriefen sie die ganze lutherische Gemeinde in den Gerichtskretscham, und versuchten da vom frühen Morgen bis zum Mittag, ja nach mehreren Pausen bis zum Abend, zuerst mit süßen lockenden Worten, dann aber auch mit immer heftigeren Drohungen, die Leute zu überreden. Als nun die Sonne untergegangen und vielen der geängsteten Leute auch der Muth vergangen war, daß die „Nacht mit Ermüdung sie zu decken“ anfieng, da erklang vom nahen, auf hohem Berge stehenden Thurme die Abendglocke, und ein alter Bauersmann aus der Schar der Geängsteten fällt auf seine Kniee nieder und stimmt an: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ!“ Nun dringt mit einem male des Glaubens Kraft durch die ganze Gemeinde, sie wirft sich wie Ein Mann auf die Kniee, stimmt mit ein und singt das Lied bis zu Ende. Und als sie es gesungen und von ihren Knieen sich erhoben, da waren die Jesuitenpriester — nicht mehr zu sehen weit und breit. (Heinrich, Thatsachen aus dem Reiche Gottes. 1853.)

Als im Jahr 1697 am Feste St. Johannis des Täufers zu Dresden in allen Kirchen wegen der neu erlangten polnischen Kronwürde des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, der deßhalb katholisch geworden war, ein Te Deum laudamus gesungen wurde, stimmte das um seinen Glauben besorgte Volk zugleich auch die zwei ersten Verse dieses Lieds zum Beschluß des Gottesdienstes an.

Superintendent Rocholl in Hannover theilt in seinem „Christophorus, erster Band“ aus einer Pfarrchronik folgenden Eintrag mit: „Da nun zu jener Zeit der alte böse Feind mit seinem Schwarm des Lärmens gegen die rechte Kirche Christi viel gemacht, als hätte er im Sinne, Lutheri Lehr gar auszureuten, so befand ich mich oftmalen betrübt im Geiste. Gieng also eines Abends zu einem kranken Manne, war aber also bekümmert, daß ich im Gehen fort bei mir seufzte:

Ach Gott, es geht gar übel zu!
in dieser Welt ist keine Ruh;
Viel Sekten und viel Schwärmerei
auf Einen Haufen kommt herbei.

Wie ich nun bei dem kranken Schäfer am Ofen sitze — seine Beine waren dick geschwollen und dabei that er ein grausig Husten, — so kömmt sein klein Mädchen herein, hat Wachholderbüsche im Arm zum Räuchern. Fieng die Schäfersche an: ‚Mariechen bet einmal, der Herr Pfarrer ist da!‘ Also legt das Kind flugs die Büsche an Ofen, streicht sich die Schürze glatt und die Mutter ihm säuberlich

die Haare aus dem Gesicht, und faltet demnach das Mägdlein — mochte bei fünf Jahren sein — die Hände und hebt an:

Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
weil es nun Abend worden ist;
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
laß ja bei uns erlöschen nicht!

In dieser schweren betrübten Zeit
verleih uns, Herr, Beständigkeit,
Daß wir dein Wort und Sakrament
rein behalten bis an das End.

Über solchem Beten wurde ich doch so fröhlich, daß ich hätte laut singen mögen; denn nun wußte ich festiglich, daß Jesu Kirch mit ihrem Bekenntniß zu seinem wahrhaftigen Leib und Blut im Sakrament, wie die Väter Lutherus, Arndt und Paulus Gerhardt für solch Bekenntniß tapfer gestritten — nimmermehr zu Grunde gienge, wo so die kleinen Kinder mit ihren hellen Stimmlein und Händefalten dafür stritten. Stund auf und gieng fröhlich von dannen."

Auch im Jahr 1790 schreibt ein treuer Prediger: „Wenn ich die jetzige Lage unsrer Kirche oder vielmehr diejenigen in derselben bejammere, die durch Schrift und Kanzellehre betrogen werden, so bet ich wohl von ganzem Herzen: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ!" Doch getröste ich mich auch Luthers und seines ‚Schebliminiʻ (Setze dich zu meiner Rechten!), denn es heißt im Psalm 110: „Herrsche unter deinen Feinden!'"

Vers 1 hat der edle Tonsetzer Johann Eccard zu Mühlhausen in seinem Herzen bewegt, als er sein in Inhalt und Melodie gleich inniges Lied um 1600 setzte: „Mein schönste Zier und Kleinod bist", dessen letzter (4.) Vers heißt:

Der Tag nimmt ab; ach schönste Zier,
Herr Jesu Christ, bleib du mir,
es will nun Abend werden;
Laß doch dein Licht
auslöschen nicht
bei uns allhie auf Erden!

Vers 2 ist ein liedhafter Ausdruck jenes Wortes der Nürnberger Gesandten auf dem Reichstag zu Augsburg 1530: „Gott wolle nunmehr Beständigkeit verleihen!" und hat einen schönen Nachhall an dem 6. Vers in Josua Stegmanns Lied: Ach bleib mit deiner Gnade, wo es heißt: „Beständigkeit verleihe, hilf uns aus aller Noth!"

Vers 4 und 9 „Erhalt uns nur bei deinem Wort" zeigt uns Dr. Selneccers Art, die Liedesgedanken der ersten Generation in der Reformationszeit wieder aufzunehmen. — Vers 5 und 6 bestätigen sich in der Kirche Gottes je länger je mehr.

Melodie: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort. — Es gibt auch eigene Weisen für dieses Lied. Eine findet sich im Württembergischen großen Kirchengesangbuch 1711 und geht aus G Moll: b a b c d c b a. Sie findet sich auch aus E Moll im Freylinghausenschen Gesangbuch 1714 und ist schon Selneccern zugeschrieben worden. Viel früher erscheint die jetzt noch in Norddeutschland sehr übliche Melodie: a a c a f g a b, welche schon im Dresdener Gesangbuch 1594 steht mit dem Text: „Dankt dem Herrn heut und allezeit." — Melchior Frank und Bach haben Compositionen über das Lied gegeben.

191. Valet will ich dir geben.

Gedichtet von Valerius Herberger (1562—1627, vgl. 2, 301 ff.), dem treuen Pfarrer zu Fraustadt in Großpolen, im Jahr 1613, als daselbst die Pest in so fürchterlichem Maße ausgebrochen war, daß allein in den neun ersten Wochen 740, im ganzen aber 2135 Menschen starben. Es entwich, was entweichen konnte; Herberger blieb mit den Seinen zurück, bereitete die Erkrankten zum Tode und half sie fast alle beerdigen. „Da mußte ich mich, sagt er, weil wir den Tod alle Augenblicke vor Augen sahen, in andere Gedanken richten und meine Pestilenzpillen ausarbeiten und geistlich bewährtes Gichtpulver aus der Bibel suchen. In dieser schrecklichen Pest bewahrte mein Herr Jesus mich und mein ganzes Haus, daß uns nicht das kleinste Unglücklein begegnete. Es war aber, als wenn ein Engel mit dem blanken Schwert mein Haus belagert hätte, daß mir kein Leid durfte widerfahren." In solch stündlicher Todesgefahr und unter solchem Gnadenschutz des Herrn dichtete er zu einer gesegneten Stunde dieses Lied.

Es erscheint zuerst auf einem Einzeldruck: „Ein andechtiges Gebet, damit die Evangelische Bürgerschaft zur Frawenstadt Anno 1613 im Herbst Gott dem HERRN das hertz erweichet hat, daß er seine scharffe Zornruthe, unter welcher bey zweytausend Menschen schlaffen sind gangen, in Gnaden hat nidergelegt. So wol ein tröstlicher Gesang, darinnen ein frommes Hertz dieser Welt Valet gibet. Beydes gestellet durch Valerium Herbergerum, Predigern beym Kriplin Christi. 4. Gedruckt zu Leipzig durch Lorentz Kober. In verlegung Thomä Schürers. Im Jahr 1614." Ein anderer Druck 1615 dem dritten Theil der Trauerbinden angefügt. — In die Gesangbücher wurde es eingeführt durch Clauders Psalmodia 1627.

Die Überschrift lautet: „Valet Valerii Herbergeri, das er der Welt gegeben Anno 1613, im Herbst, da er alle Stunden den Tod für Augen gesehen, aber dennoch gnädiglich und ja so wünderlich als die drei Männer im babylonischen Feuerofen erhalten worden."

Te Jesum sitio. Terram detestor iniquam.
O coelum salve: Munde maligne, vale.

Die Übersetzung bei Lauterbach: „Vita, Fama et Fata Val. Herb. Leipzig 1708" lautet:

Jesu, du bist mein Verlangen; vor der Erde eckelt mir.
Freudenhimmel, sei gegrüßet; arge Welt, nur weg mit dir!

Am Schlusse des Liedes findet sich wieder ein Vers:

Perfide munde vale: Salve Salvator Jesu.

was so hernach ins Deutsche übersetzt wurde:

Fahre hin, du falsche Welt! sei gegrüßet, o Jesu, mein Erlöser!

Das Gebetlein, welches sich Herberger zu seinem gewöhnlichen Gebrauch am Sonnabend aufgesetzt hatte, mag zeigen, wie unser Lied, auf Philipper 1, 21 gegründet, mit den sonstigen Gedanken

des ehrwürdigen Mannes stimmt. — Es lautet: „Herr Christe, mein Tod ist nur ein Sonnabendschlaf. Es wird darauf folgen der gewünschte Sonntag. Da wirst du alles in allem sein. Ich habe die Woche meines Lebens zu Ende gebracht. Nun höre ich auf von aller meiner Arbeit, nun lege ich ab den besudelten Kittel meines Leibes. Ach, wie freue ich mich auf das weiße Sonntagshemd der Unschuld, das du mir wirst schenken. Wie freue ich mich auf die schönen Sonntagsröcke der ewigen Seligkeit. Da wird ein ewiger Sonntag sein. Du Sonne der Gerechtigkeit wirst uns im Himmel aufgehen und nimmermehr untergehen. Du wirst unseres Herzens Leuchte sein. Da werden wir feiern, ja heilige Wege gehen. Da werden wir zur Kirche gehen, die nicht mit Menschenhänden gemacht ist. Da werden wir den großen Redner Jesum selbst hören. Da wird das ganze Orgelwerk zusammengehen, alle frommen Herzen werden wie die Pfeifen in der Orgel zusammenstimmen und Gott in Ewigkeit preisen. Da werden sie hüpfen und springen als die Israeliten, da sie aus Egypten gezogen waren. Das laß mich, Herr Jesu, mit Freuden sehen. Amen."

In der äußeren Form erscheint das Lied als Akrostichon auf seinen eigenen Namen „Valerius", wie der Druck der einzelnen Verse zeigen wird.

Es ist eines der Kleinodien unseres Liederschatzes und frühe schon ein Liebling der Kirche geworden und geblieben bis auf diesen Tag. Schon 1613 nahm Herberger den ersten Vers in die Predigt auf, die er beim Tod seiner leiblichen Schwester Clara gehalten. (Trauerbinden 5.) Im Jahr 1617 ließ der Schulmeister Hoffmann zu Fraustadt das ganze Lied seines Schülers Herberger auf seinem Sterbebette singen, und von einer christlichen Frau, Margarete Gaunersdörfer, erzählt er, sie habe es so eingerichtet, daß ihrer Tochter Kinderlein alle Abend seinen Sterbegesang gesungen haben: „Valet will ich dir geben."

Es wurden mehrfache lateinische und polnische Übersetzungen, ja selbst in die malabarische Sprache, gemacht; und Ephraim Prätorius, Prediger in Danzig, hat im Jahr 1700 fünf Andachten über dasselbe geschrieben unter dem Titel: „Die gottgefällige, geistliche Seelentaube", wo er in der Vorrede sagt: „Ich wünsche von Herzen, daß bei meinem künftigen Hintritt aus dieser argen Welt ich auch dieses Valetliedleins mich zu erinnern die Gnade von Gott haben möge. Denn ich habe mich recht darein verliebet; je mehr ichs singe oder lese, je mehr ich Ursache finde, es lieb, hoch und werth zu halten. Es dienet in gesunden und kranken Tagen, im Leben und Sterben." — So hat es sich an den verschiedensten Seelen bewährt.

Es war zu Untertürkheim, zwischen Cannstatt und Eßlingen im schönen Neckarthale, daß eines Montags, am 29. April 1727 die Frau des dortigen Pfarrers Johann Ulrich Pregizer, Maria Dorothea Margareta, geb. Burk, ganz gesund dieses Lied mit ihrem Mann und ältern Sohn anstimmte. Sie starb bald darauf plötz

lich, — hat sich also selbst damit zu Grabe gesungen. (Pregizers gottgeheiligte Poesieen. 1727.)

Dr. Valentin Ernst Löscher, Pastor an der h. Kreuzkirche und Oberconsistorialrath in Dresden, ließ, da er an allerlei Krankheitsfällen merkte, daß die Zeit seines Abscheidens nahe sei, am dritten Sonntag nach Epiphanien des Jahrs 1749, als er noch mit der Gemeinde das heilige Abendmahl genoß, öffentlich nach der Predigt dieses Lied singen, als wäre es sein Abschiedslied. Und wirklich war das seine letzte Predigt, denn zwei Tage darauf, am 28. Januar 1749, traf ihn der Schlag, eben als er seinen Leichentext im 57. Kapitel Jesajahs vor sich aufgeschlagen hatte.

Missionar Christian Friedrich Schwarz, der von 1750 an 43 Jahre lang mit dem größten Segen in Ostindien arbeitete, ließ sich während seiner letzten Krankheit dieses Lied alle Tage nach dem Abendgebet von den englischen Schulkindern vorsingen, bis er damit eingesungen war zur ewigen Ruh, am 13. Februar 1798.

Am gewaltigsten ist in unsern Tagen das ganze Lied in seiner Bedeutung hervorgetreten zu Straßburg in den Belagerungstagen 1870. Max Reichard, Pfarrer an der neuen Kirche daselbst, erzählt: „Ich hatte seit langer Zeit einen Kreis von Liederpredigten begonnen, und wurde am zehnten Sonntag nach Trinitatis (21. August) an das Lied von Valerius Herberger geführt: ‚Valet will ich dir geben.‘ Ich erzählte die Lebensgeschichte des Dichters, schilderte die Schrecken jener Zeit, die er mit seiner Gemeinde durchlebte, als über Fraustadt die Pest ausbrach, und er sein einziges aber so wunderbar ergreifendes Lied dichtete, das schönste aller Sterbelieder." Reichard berichtete dann weiter von dem Feuer in Fraustadt, dessen Kommen der ernste Adventsprediger geweissagt, und von dem geringen Bethause, das er Kripplein Jesu hieß und wohin er vor den Römischen weichen mußte. — „Ich weiß nicht, wie es über mich kam, während ich diese Züge aus des alten ‚Herzpredigers‘ Leben erzählte, — aber plötzlich stand jene Vergangenheit wie ein Bild der Gegenwart vor meinen Augen. ‚Feuer, Feuer kann auch über uns kommen; mir ahnt, wir stehen nicht am Ende, sondern am Anfang unsers größten Jammers, und die Mitternachtsstunde könnte auch uns Schreckensrufe bringen, die uns im innersten Herzen erbeben machten. — Wer weiß, ob wir nicht auch noch in einem Kripplein unsern Gottesdienst feiern müssen, in kleiner Gemeinde, in Sack und Asche um die Trümmer unsrer Stadt? Ach daß die Heimsuchungen uns allen dienten zur Erweckung eines Glaubens, wie der des alten Herberger war, da er sein Lied sang, todesmuthig: ‚In meines Herzens Grunde dein Nam und Kreuz allein funkelt all Zeit und Stunde!‘ So ungefähr sprach ich. Ach wie bald ist meine Aussage wahr geworden!" — Acht Tage darauf schrieb er: „Sonntag ists gewesen heute, gepredigt habe ich auch; aber keine Glocke hat uns mehr zusammengerufen, kein Orgelton hat uns mehr durch die Hallen gebraust; unsre Kirche ist ein ‚Kripplein‘ unter der Erde gewesen, ein Gewölbe im protestantischen Gymnasium." — — Seine Gattin aber schreibt in der verhängnißvollen Woche zwischen beiden Sonntagen:

„Jetzt ists elf Uhr; da fängt die Kirche zu brennen an. Die Kirche Taulers, wo mein Vater seit vierzig Jahren das Wort Gottes verkündet, in der mein Mann zum letztenmal gepredigt hat! Ja wohl: ‚Valet will ich dir geben!‘ du liebe liebe Kirche! — — Nun brennt gewiß die Orgel! — war das nicht ein Orgelklang, der tief wehmüthige Ton, der plötzlich durch das Prasseln der Flammen hindurchgedrungen ist? Dein herrlicher Gesang wird nicht mehr unter deines alten Meisters Hand durch die Hallen brausen, du liebe schöne Orgel mit den tiefen und hohen Tönen, die uns die Seele so wunderbar bewegten. ‚Valet will ich auch dir geben!‘ in Hoffnung anderer Töne, die wir im Himmelreiche hören werden, wenn aller Streit ein Ende hat, und kein Krieg, kein Leid, kein Geschrei mehr sein wird.“ (Lauxmann, Gedenkblätter 3, 119 f. 57 f.)

Jeder einzelne Vers ist reich mit Proben der Geisteskraft dieses Liedes gesegnet. —

1. **Valet** will ich dir geben,
du arge falsche Welt;
Dein sündlich böses Leben
durchaus mir nicht gefällt.
Im Himmel ist gut wohnen,
hinauf steht mein Begier;
da wird Gott ehrlich lohnen
den, wer ihm dient allhier.

Zum ersten Wort bemerkt Schamelius: „Vale! Lebe wohl! als hieß es: Nun Welt, ich mache Schicht; ich und du sind geschieden. Gute Nacht! — Allein zu diesem Valet gehört auch Herbergers Herz.“ Wie Philipp Nicolai gesungen hat: „So wünsch ich nun ein gute Nacht der Welt und laß sie fahren.“ — Dem Schluß entsprechend predigt Herberger selbst in seinen „Trauerbinden“: „Mache dir die Rechnung: ist der Himmel so schön von außen, wie schön wird er sein von innen! Man pflegt nimmermehr auf das Haus von außen so viel zu wagen, als von innen. Uns wird zu Muthe sein, wie Petro auf dem Berge Tabor, da er sagt Matth. 17: hier ist gut wohnen! Freilich ist nirgends besser wohnen, als im Himmel.“

In einem Krankenhause lag ein schwer Leidender. Am Sterbetage sagte er zur pflegenden Schwester, obschon noch mehrere Kranke im Zimmer lagen: „Bleiben Sie bei mir; ich bin so allein!“ Er fühlte schon die Nähe des Todes. Da auf einmal rief er ganz hastig: „Singt doch!“ „Was sollen wir singen?“ fragte die Schwester. Rasch fiel er ein: „Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt.“ Getrost und frisch stimmte die Schwester den Vers an. Mit gebrochener Stimme sang der Kranke mit: „Dein sündlich böses Leben durchaus mir nicht gefällt; im Himmel ist gut wohnen; hinauf steht mein Begier.“ Das war um 5 Uhr, und um 6 Uhr war er droben. (Aus den Kaiserswerther Jahresberichten.)

In der schlesischen Gemeinde Wiesa, an welcher der 1730 heimgegangene Pfarrer Schwedler stand, wurde eines Tages vor der Communion der erste Vers gesungen. Wie nun die Gemeinde an die Worte zu singen kam: „Dein eitel böses Leben durchaus mir

nicht gefällt", gerieth Schwedler in einen solchen Eliaseifer, daß er über die Orgeltöne und über so viel hundert Stimmen mit Donnerschalle rief: „Um Gottes willen, was singet ihr? was gefällt euch nicht? Der Herr Jesus gefällt euch nicht. Saget ihr zu dem: ‚Du gefällst uns nicht!', so saget ihr die Wahrheit. Ihr aber sprechet: ‚Die Welt?' Ists nicht schreckliche Sünde, da ihr doch wisset, was ihr Nachmittags vorhabt, dem allgegenwärtigen Gott jetzt vorzusingen: ‚Der Welt ihr sündliches Leben durchaus mir nicht gefällt?'" Nachdem er ihnen nun diese Wahrheit auf eine so durchgreifende und eindringende Weise vorgehalten hatte, daß sie alle, von ihrem Gewissen überzeugt, in Jammer und Thränen dasaßen, sagte er: „Nun, wenns so wäre, wenns so werden sollte, — wem die Welt und ihr eitel böses Leben zuwider worden, der mag es nun im Namen Jesu bekennen!" Da wurde endlich der Vers noch einmal angestimmt, aber vor Angst und Kummer mehr geweint als gesungen, von ihrer vielen mit einem solchen Vorsatz, der zum wenigsten zu der Stunde ein süßer Geruch Christi war. — Graf Zinzendorf hat es mit angesehen und mit angehört und äußerte einmal, als er das in einem Gespräch darüber, wie das Singen der Predigt helfen müsse, erzählte: „Das ist heroisch und nicht zum Nachmachen."

Johann Balthaser Beyschlag, Dekan in Schwäbisch Hall († 1717), verfaßte, wohl von unserem Verse angeregt, ein gar schönes Lied von fünf Versen nach unserer Melodie, deren jeder beginnt: „Im Himmel ist gut wohnen" und schließt: „im Himmel ist gut sein." (vgl. Pfälzisches Gesangbuch 1860.)

2. Rath mir nach deinem Herzen,
o Jesu, Gottes Sohn;
Soll ich ja dulden Schmerzen,
hilf mir, Herr Christ, davon.
Verkürz mir alles Leiden,
stärk meinen blöden Muth;
laß mich selig abscheiden,
setz mich in dein Erbgut.

Als der treue Hofkaplan Christian Storr 1748 in Folge einer scharfen Predigt über den Carneval am herzoglichen Hofe zu Stuttgart (vgl. S. 262) von Geheimrath Bilfinger aufgefordert worden war, dergleichen Sachen in seinen Predigten nicht mehr zu bringen, er aber bemerkt hatte, ein Knecht dürfe nicht für die Folgen sorgen, wenn er nur seines Herrn Willen thue, wendete er sich um Rath an Johann Albrecht Bengel. „Ach mein Gott, sagte er, was soll ich thun? Es ist deine Sache und dein Amt, o Herr; hilf du mir! Und was denken liebwerthester Herr Probst? Ich wollte gerne meines Theils keine Stunde bälder gehen, als es der Herr haben will, sondern treu in der Versuchung bis ans Ende erfunden werden, es koste was es wolle, anderntheils aber das ‚Stehe auf und fleuch!' zur rechten Zeit beachten. Ich kann indessen freilich nichts als bitten: ‚Rath mir nach deinem Herzen, o Jesu, Gottes Sohn!' Doch verlangt mich auch sehr nach Dero Gutachten. Der Herr Herr

lege Denselben das in Herz und Feder, was sein wohlgefälliger Wille ist!“ (Bengels Leben von Burk.)

3. In meines Herzens Grunde
dein Nam und Kreuz allein
Fünkelt all Zeit und Stunde;
drauf kann ich fröhlich sein.
Erschein mir in dem Bilde,
zu Trost in meiner Noth,
wie du, Herr Christ, so milde
dich hast geblut't zu Tod.

Dieser Vers ist der Mittelpunkt des ganzen Liedes. Solche Gedanken bewegte der Sänger gar oft. Er sagt einmal: „Der Frau Veronica zu gefallen soll der Herr Jesus bei seiner Ausführung ein Bild seines blutigen Angesichts in ein Tuch gedruckt haben. Fromme Christen sollen das Bild des blutigen Herrn Jesu allzeit im Tuch ihres Herzens bei sich tragen, so werden sie in solchem Trostbild Noth und Tod überwinden. Darumb sang ich in der Pest 1613: ‚Erschein mir in dem Bilde!‘“ (Trauerbinden.) — „Als St. Elisabet ein schön Cruzifix an der Klosterwand sah, sprach sie zu den Ordensjungfrauen: ‚Liebe Schwestern, das Bild gehört ins Herz; sonst ists an der Wand verlorene Arbeit!‘“ (Magnalia Dei.) — Schamelius ruft aus: „O verklärtes Christenherz, darin durch das lebendige Gedächtniß das Kreuz Christi, das ist, sein hohes Verdienst, immerdar gleichsam glänzet und sich zum Trost und Erquickung darstellet. Wenn gleich der Tod schwarz siehet, dieser Glanz, Christus in uns, deckt alles zu.“ — Die Worte am Ende sind aus des h. Bernhards Hymnus: Salve mundi salutare genommen, wo sie so lauten:

Cum me jubes emigrare,
Jesu chare, tunc appare,
O Amator amplectende
temet ipsum tunc ostende
in cruce salutifera.

Vergleiche S. 47. 48., wo Paulus Gerhardts Schlußvers von „O Haupt voll Blut und Wunden“ als Nachklang unseres Verses und des Bernhardschen Hymnus besprochen ist.

Johann Caspar Schade hat diesen Vers zu einem Liede von zwölf Versen erweitert, um den Gedanken desselben als seine Losung zu kennzeichnen. Es beginnt: „In meines Herzens Grunde.“

Als der Oberst Philipp Friedrich Rieger von Herzog Karl zu Württemberg nach einer Haft von 1460 Leidenstagen voll Schmach und Kummers wieder zu Gnaden gekommen war, trat er in seinen neuen Lebensabschnitt mit christlichem Sinn ein. Vier Jahre hernach wurde er mit dem alten Vertrauen des Herzogs wieder geehrt und der Orden, den man ihm genommen, ehrenvoll zurückerstattet. Als man ihm aber denselben anhieng, tönte es in seiner Seele, wie er selbst erzählte: „In meines Herzens Grunde dein Nam und Kreuz allein funkelt all Zeit und Stunde.“

Mit ausdrücklichem Bezug auf diesen Vers schildert der Graf Zinzendorf seine ganze Predigtweise, indem er sagt: „Wird Jesus ‚in dem Bilde, wie er für unsre Noth am Kreuze sich so milde geblutet hat zu todt' dem Menschen vorgemalt, so macht das einen nicht von ihm wegfliehen, sondern immer auf ihn zulaufen, woraus endlich die selige Hilfe und nachmalige Vertrautheit mit ihm wird. Die Freundschaft und Bekanntschaft mit seiner Person und die Verliebtheit in ihn kann alles effektuiren, sie hilft vom Sündigen und ist das beste, ja das einzige Mittel zur Seligkeit und Heiligkeit. Daher habe ich allemal in meinen Predigten die Absicht gehabt, die armen Menschen mit ihrem Heiland bekannt zu machen und sie zur Gemeinschaft mit ihm zu bringen; wenn das erreicht würde, so erlangten sie mit ihm alles Gute, sie würden in Liebe gegen ihn und ihren Nächsten entzündet, und daraus flöße alles Übrige, was man von Kindern Gottes erwartet."

Es ist auch das Lieblingswort von Ludwig Hofacker gewesen. Unter manchen Stellen mag eine aus seiner Investiturpredigt in Rielingshausen das bezeugen: „Das Lamm Gottes, das geschlachtet ist, muß ins Herz hinein. Das macht Menschen Gottes, das schafft Liebe, Freude, Demuth und Geduld, wenn man sagen kann: ‚In meines Herzens Grunde ꝛc.' Ja das Lamm Gottes muß in unser Herz hinein, wie er gesagt hat: ‚Wenn ich erlöset sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen!'"

4. Verbirg mein Seel aus Gnaden
in deiner offnen Seit,
Rück sie aus allem Schaden
zu deiner Herrlichkeit.
Der ist wohl hie gewesen,
wer kömmt ins himmlisch Schloß;
der ist ewig genesen,
wer bleibt in deiner Schoß.

Dr. Heinrich Müller in Rostock wurde eines Tags zu einer schwermüthigen Frau gerufen, um sie zu trösten. Sie erzählte ihm, daß ihr bei den Worten im Evangelio des Tags: „Siehe, wir gehen hinauf gen Jerusalem" allerlei häßliche Gedanken über die Wunden des Herrn Jesu eingekommen seien, und sie müßte nun schließen, daß sie an den seligmachenden Wunden des Herrn keinen Theil haben werde. Heinrich Müller fragte, ob sie denn nun, wenn sie der Herr Jesus wollte bei der Hand nehmen, in sein Leiden mit ihm hineingehen würde. O ja, sprach sie; doch wollte sie sich vorher zwei Dinge ausbitten: daß sie keine solche Gedanken mehr bekäme und daß ihr Traum sich verwirklichte, den sie gehabt. Ein Engel habe nemlich ihr im Schlafe das Herz aus dem Leibe genommen und zu den Füßen eines Kreuzes gelegt; das Herz habe sich aber an dem Kruzifix erhoben und als es bis zu den Füßen des Herrn gekommen, habe es beide Füße umschlossen. Sie selbst sei hinzugelaufen, um das Herz noch fester um die Füße ihres Herrn zu drücken, und darüber sei sie aufgewacht. Nun wollte sie bei Tag und Nacht beten, daß dieser Traum sich erfüllte. Heinrich Müller

fragte, was sie denn beten wollte. Da sagte die Matrone: „Verbirg mein Seel aus Gnaden in deine offne Seit 2c." Nun, sagte der Seelsorger, das sei ja schon wahr geworden. In ihrem herzlichen Verlangen habe sie die Wunden des Herrn geküßt und seine Füße umfaßt. Ans Kreuz aber sei ihr Herz erhoben in dem Augenblick, da sie betete:

Rück sie, rück sie aus allem Schaden
in deine Herrlichkeit!

Darauf wurde die Angefochtene ganz stille und gab sich sehr wohl zufrieden. (Seiffart, Christholds Singularia evangelica.)

Zum Schluß des Verses: „Der ist ewig gewesen" macht Erasmus Francisci den Beisatz: „Den Gesundbädern reiset man aufs ungewisse viele Meilen nach, welche doch nur, wenn es wohl gelinget, auf wenige Jahre uns das Leben verbessern. Warum reisen wir nicht den Weg, der zur unveränderlichen Gesundheit leitet, da wir sollen sterbfrei werden?"

Herberger sagt davon in den „Magnalia": „Da Amatricianus in seiner Marter wehmüthig ward, sprach ihm seine eigene Mutter zu: Lieber Sohn, sieh doch den Himmel an; in dieses Schloß wirst du alsbald eingehen! Auf diese Worte wurde er beherzter. — Darum sag in deinem Todesstündlein also: Gute Nacht, du böse Weltherberge! Gott grüß dich, du neues himmlisches Haus, uns durch Christum gebauet und erworben! Ihm sei Lob und Preis für diese Gnade in Ewigkeit. Amen."

Bengel gieng einmal an der Richtstätte zu Stuttgart vorüber und sagte mit vieler Bewegung zu seinem Begleiter: „Von manchem wird es drüben heißen: ‚Er ist wohl hie gewesen!'" (Burk S. 495.)

5. Schreib meinen Nam'n aufs beste
ins Buch des Lebens ein,
Und bind mein Seel gar feste
ins schöne Bündelein
Der, die im Himmel grünen
und für dir leben frei;
so will ich ewig rühmen,
daß dein Herz treue sei.

Im Original repetirt Herberger mit gelinder Variation:

So will ich ewig rühmen,
daß dein Herz süße sei!

Eine echt Herbergersche Wendung; aber der ganze Gedanke auf Jesu Wort und Abigails Rede (1 Sam. 25, 29) trefflich gegründet. — Herberger bittet mit diesem Schlußvers, dessen Anfangsbuchstabe im Akrostichon seinen Taufnamen Valerius vollendet, der Herr, der ihn mit diesem Namen in der Taufe als sein Kind und Eigenthum angenommen, möge denselben nach Luc. 10, 20 auch im Himmel angeschrieben sein lassen.

Zum Beschluß des Büchleins Ruth in seinen „Magnalia Dei" betet er: „Herr Jesu! ich will deinen Namen in mein Herz schreiben, wie Ignatius, der tröstlichen Hoffnung, du werdest meinen Namen

in deine Hand und in Himmel, ja ins Buch des Lebens schreiben, wie Davids und deiner Großväter Namen in der Bibel angeschrieben sind. So wird meiner im Himmel nicht vergessen werden, obgleich in der Welt über meinem Namen Gras wüchse. ‚Herr Jesu, schreib meinen Namen aufs beste ꝛc.‘ Amen, o Amen, allerliebster Herr Jesu!“ — So unterzeichnete er auch als „alter fünfundsechzigjähriger Vater“ sein Psalterparadies, welches er der Prinzessin Anna von Schweden widmete, mit den sehnlichen Worten: „Valerius Herberger, welcher sich von Herzen nach dem Worte Jesu sehnet: ‚Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.‘“ (vgl. auch S. 310 f.)

Mit diesem Vers schloß hernach Valentin Preibisch, evangelischer Pfarrer zu Glogau, die Leichenpredigt, die er bei der Beerdigung des Dichters über Luc. 10, 20 am 21. Mai 1627 hielt. Herberger hatte den Text selbst erwählt und dem Preibisch, den er sich als Leichenredner an seinem Grab, so oft er in Glogau war, erbeten hatte, vorgeschrieben, daß er predigen solle: 1. wer der Schreiber sei, so im Himmel einschreibe; 2. welches die Tinte, 3. welches die Feder sei, damit Gott einschreibe; 4. welches das Buch sei, darein Gott schreibe; und 5. was es für eine Schrift sei. — Von ihm selber solle er alsdann nichts Anderes rühmen, als daß er seinen Herrn Jesum herzlich geliebet, ihn seinen Zuhörern treulich vorgetragen und auf ihn und sein theures Verdienst gelebt habe und selig gestorben sei. — Das that denn auch Preibisch und betheuerte, daß sein Freund an dem Herrn Jesu seine größte Herzenslust gehabt habe, so daß man von ihm sagen könne, was Fortunatus von dem Bischof Martinus gerühmt: Vir, cui Jesus amor, Jesus timor, omnia Jesus — „ein Mann, dem Jesus seine Liebe, Jesus seine Furcht, Jesus sein Alles gewesen.“

In einer alten Familienbibel findet sich folgender Eintrag: „Anno 1742 den 12. Februarii hat mich Gott der Herr noch die Freude erleben lassen, daß mir ein Enkelkindlein ist auf die Arme gelegt worden, so demnach folgenden Sonntag (Dom. VI. p. Epiph.), da von der Verklärung Christi ist gepredigt worden, vor versammelter Kirche ist getauft worden. Darnach die ganze Gemeinde hat eingestimmt: ‚Schreib meinen Nam'n aufs beste!‘ Und ist ihr der Name ‚Margareta Elisabet‘ beigelegt worden.“ (Josephsohn, Brosamen. 2.) — Gewiß ein ebenso treffender Schluß der Taufhandlung, wie der mit: „Breit aus die Flügel beide!“

Die Melodie aus C Dur: c g g a h c c, von welcher nach Wetzel Kapellmeister Telemann erklärt hat, daß sie nach allen Regeln der Composition mit dem Text vollkommentlich accordire, ist von Melchior Teschner, Herbergers frommem Cantor an der Kirche zum Kripplein Christi in Fraustadt, späterhin Pfarrer in Oberkritschen bei Fraustadt, erfunden. Auf dem oben genannten Einzeldruck vom Jahr 1615, der sich in der Bibliothek des Hymnologen Rambach zu Hamburg vorfand, stehen zwei fünfstimmige Tonsätze Teschners zu diesem Lied, einer aus der äolischen Tonart mit der Überschrift: prior compositio a 5. Auctore Melch. Teschnero auf eine sonst nicht mehr gebräuchliche Melodie: e e f g a h gis, der

andere aus der jonischen Tonart, in C geschrieben, auf die nun kirchlich gewordene Weise, und überschrieben: posterior compositio, eodem auctore. — So haben denn beide, Prediger und Cantor, als Dichter und Sänger in dem Einzigen, was sie uns gegeben, ein Meisterstück geliefert, der Gemeinde Christi und ihrer lutherischen Kirche zu bleibendem Trost.

192. Freu dich sehr, o meine Seele.

Ein Kernlied unbekannten Ursprungs. Es wird bald Caspar von Warnberg, um das Jahr 1626 schlesischem Landeshauptmann zu Schweinitz und Jauer, zugeschrieben, bald, freilich mit Unrecht, dem Pfarrer Simon Graf, Pfarrer zu Schandau, der es in sein Gebetbuch 1632 aufgenommen hatte. In den „Threnodiae d. i. auserlesene trostreiche Begräbnißgesänge für 4, 5 und 6 Stimmen. Freiberg 1620.“ von Christoph Demantius, Cantor daselbst, erscheint unser Lied mit seiner bekannten Melodie, was einen längeren vorherigen Gebrauch in der Gemeinde voraussetzen läßt.

Schamelius überschreibt das Lied: „Fröhlicher Abschied aus dem Jammerthale.“ Dieser Abschied wird in Vers 1 angekündigt als freudenreiche Erlösung. — Vers 2—5 wird nemlich die Gegenwart nach ihrer Jammerseite beschrieben. Viel Kreuz V. 2, lauter Gefahr und Beschwerden V. 3, von Teufel, Welt und Fleisch V. 4, vom Morgen bis zum Abend V. 5. — Darum fliehen wir zum Erlöser Jesu Christo V. 6—9. Sei mir nicht ferne, Christe, lieber Heiland V. 6; führe mich ins Paradies V. 7; wenn die Sinne zerfallen, sei mein Licht V. 8; laß mich heimfahren wie Lazarus! V. 9. — Also gehen wir in Freude und Triumph aus dem Jammerthal in die Heimat, Vers 10.

1. Freu dich sehr, o meine Seele,
und vergiß all Noth und Qual,
Weil dich nun Christus, dein Herre,
ruft aus diesem Jammerthal.
Aus Trübsal und großem Leid
sollt du fahren in die Freud,
die kein Ohre hat gehöret
und in Ewigkeit auch währet.

Hiezu bemerkt Schamelius: „Freu dich sehr! — Was hilfts, wenn man das einem nach dem Tode nachsinget? Singe du bei deinem Leben solche Lieder und mache dich dadurch mit dem Tode bekannt, versüße damit seine Bitterkeit.“ — Ruft uns doch Christus selbst heraus aus dem Jammer. „Der frommen Paula wars, wie Hieronymus berichtet, im Tode, als hörete sie Christi Stimme: ‚Stehe auf, meine Freundin, meine Schöne; und komm her!‘“ Hoheslied 2, 10.

Mit diesem Verse schloß Gottfried Mathesius, Pastor zu Lommatzsch, an Ostern 1680 seine letzte Predigt, um bald aus der Trübsal heimzugehen. — Gräfin Ludämilie Elisabet von Schwarzburg-Rudolstadt erquickte sich daran auf ihrem jungfräulichen Sterbebette. Mit fröhlichem Herzen nahm sie Abschied von den Ihrigen, dankte ihrem Verlobten, Christian Wilhelm, Graf von Schwarzburg-Sondershausen, für seine Liebe und Treue; freute sich innig, daß sie heute schon mit den lieben Engeln das „Heilig, heilig, heilig!“ singen

dürfe, und stimmte nun in aller Schwachheit unser Lied an: „Freu dich sehr, o meine Seele!“ Nach wenigen tröstlichen Abschiedsgesprächen (vgl. Seite 288) schied sie aus diesem Leben am 12. März 1672.

Ein siebenjähriges Töchterlein hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts ein besonders erbauliches Ende. Ihre Mutter, welche ihren Christennamen nicht eben würdiglich zierte, klagte und rief: „wenn ich dich nur könnte in deiner Krone sehen!“ Darauf antwortete das Kind: „wenn du dich wirst zu Gott bekehren, wirst du mich sehen; sonst aber nicht!“ Unter ihren vielen Schmerzen aber tröstete sie sich selbst mit den Worten: „Aus der Trübsal, Angst und Leid sollt du fahren in die Freud!“ (Basler Samml. 1790.)

3. Denn gleich wie die Rosen stehen
unter Dornenspitzen gar;
Also auch die Christen gehen
in lauter Angst und Gefahr.
Wie die Meereswellen sind
und der ungestüme Wind;
also ist allhier auf Erden
unser Lauf voller Beschwerden.

Dieser Vers gibt die Kehrseite des bekannten Wortes: „Des Christenherz auf Rosen geht, wenns mitten unter Dornen steht.“ Es stimmt in diesem Fall mit dem Wort von Simon Dach: „wir haben keinen Rosengarten hie zu gewarten.“ Aber die Dornen werden doch nicht bloß Sehnsucht nach Erlösung wecken, sondern auch schon jetzt Sinnbilder sein müssen von dem geistigen Triumph des Christen über allen Jammer der Zeit.

4. Die Welt, Teufel, Sünd und Hölle,
unser eigen Fleisch und Blut
Plagen stets hier unsre Seele,
lassen uns bei keinem Muth.
Wir sind voller Angst und Plag,
lauter Kreuz sind unsre Tag;
wenn wir nur geboren werden,
Jammer gnug findt sich auf Erden.

Dr. Friedlieb zu Stralsund reiste einst mit einem Studenten von Hamburg nach Kiel. Während sie aber durch ein Dorf fuhren, trug man gerade eine Leiche zu Grabe, und die Leute sangen: „Wenn wir nur geboren werden, Jammer gnug findt sich auf Erden!“ Es entspann sich darüber ein Gespräch, in welchem Friedlieb bemerkte, daß man oft von eines Menschen Geburt in alle Welt hinausschreibe, und doch seien wir alle von Kindesbeinen an voll Sündhaftigkeit und verdienten, allerlei Noth und Plage zu erleiden. Als nun der Student sagte, da wäre es doch besser, daß man nie geboren wäre, und sein Gebetbüchlein herauszog, um an jenen Vers mit dem Bleistift zu schreiben: Verum est, dies ist wahr! sprach Dr. Friedlieb: „Ja, scribe, scribe et ora: Per nativitatem tuam juva nos, domine! Ja wohl, schreibe nur; bete aber auch: Durch deine heilige Geburt hilf uns, lieber Herre Gott!“ (Seiffart, Christhold Sing. Evang.)

Eine bayerische Krankenpflegerin pflegte im Herbst 1870 einen todtkranken Holsteiner in seinen letzten Stunden. Die köstlichen Trostlieder der Kirche verwendete sie als beste Labung und Kühlung für Leib und Seele. Da erzählt sie: „Nur einige Augenblicke leiblicher Erholung, und sein Geist verlangte wieder nach Gemeinschaft mit seinem Erlöser. Ich gieng und holte mir ein Kruzifix, das ich

zu seiner Linken an die Wand hieng. Nun war alles gut: der Heiland im Herzen, sein Bild vor Augen, mein Mund an seinem Ohr. Ich betete: ‚Freu dich sehr, o meine Seele!‘ Als ich zu dem Verse kam:

6. Drum, Herr Christ, du Morgensterne,
der du ewiglich aufgehst,
Sei von mir jetzund nicht ferne,
weil mich dein Blut hat erlöst.
Hilf, daß ich mit Fried und Freud
mög von hinnen fahren heut.
Ach sei du mein Licht und Straße,
mich mit Beistand nicht verlasse!

sah er bald nach meinem Munde, bald nach dem Kruzifix, fieng mir die Worte ab und winkte sie gleichsam seinem Heilande zu. Aus dem Grund seiner Seele war ihm auch gesprochen der Vers:

7. In dein Seite will ich fliehen
an meim bittern Todesgang;
Durch dein Wunden will ich ziehen
ins himmlische Vaterland;
In das schöne Paradeis,
drein der Schächer that sein Reis',
wirst du mich, Herr Christ, einführen
und mit ewger Klarheit zieren.

Während seine Brust nicht schnell genug Athem holen konnte, waren seine Augen fest auf das Kruzifix gerichtet. Ganz verklärt sah er aus, und gieng, wie auf einer Leiter, von einer Stufe zur andern in den Himmel.“ (Lauxmann, Gedenkblätter 3, 195.)

Die Melodie: f g a g f e d c ist französischen Ursprungs. Es findet sich nemlich in der interessanten Briefsammlung der Herzogin Elisabet Charlotte von Orleans, Gemahlin des Bruders von Ludwig XIV., Herzogs Philipps I. von Orleans, und Mutter des berüchtigten „Regenten“ während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., Philipps II. von Orleans (1715—1721), einer Schwester des Kurfürsten Karl von der Pfalz, die, nur aus Politik katholisch geworden, oft noch ihre reformirten Psalmlieder in St. Cloud gesungen hat, folgende Stelle (Bibliothek des liter. Vereins. Stuttg. VI, 89): „An Amalie, Raugräfin von Degenfeld. Ich möchte wissen, welch liedt Man in der Lutherischen Kirch gesungen, wie Ihr Nein seydt gangen Ich weiß nicht, ob ma tante (die Kurfürstin von Hannover) Euch gesagt, daß mein sohn gefunden, daß die melodey: ‚Von gott will Ich nicht lassen‘ Ein Entrée Von balet geweßen ist von Charle 7 (1430—1460).“ Am Hofe König Franz I. von Frankreich (1515—1546) brachte später Clement Marot die Sitte auf, Psalmen, die er übersetzte, nach allerlei Volksmelodieen zu singen, und so pflegte der Dauphin, nachmaliger König Heinrich II. († 1559), seinen Lieblingspsalm 42: „wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser“ — ainsi qu'on oyt le cerf bruire — nach diesem Entrée, das sich allmählich zur Volksmelodie gebildet hatte, zu singen. So erscheint es dann erstmals als Psalmweise in dem bekannten von Calvin in der Kirche eingeführten französischen Psalter: Octante trois Pseaumes 1554 (Tübinger Bibliothek) und 1555 (Stuttgarter öffentliche Bibliothek). Claude Goudimel, der Lehrer Palestrina's, bearbeitete dann diese Weise in dem Werke: „Les Pseaumes mis en rime francoise par Clement Marot et Theodore de Beze. Mis en musique à quatre parties par Claude Goudimel. 1565.“ vierstimmig und motettenartig nach Art des in der lutherischen Kirche gebräuch-

lichen Tonsatzes, wobei er aber die Volksweise ganz unverändert ließ und ihr nur die drei übrigen Stimmen anpaßte. Der erste Druck erfolgte vielleicht schon im Jahr 1562, und der französische Psalm, der darnach gesungen wurde, lautet:

Comme un cerf altéré brâme
après le courant des eaux,
Ainsi soupire mon âme,
Seigneur, après tes ruisseaux.
Elle a soif du Dieu vivant
et s'écrie en le suivant:
Mon Dieu, mon Dieu, quand sera ce,
que mes yeux verront ta face?

Als bald darauf Lobwasser die Psalmen ins Deutsche übersetzt hatte, erhielt diese Melodie in der deutsch-reformirten Kirche den Namen: „Wie nach einer Wasserquelle" nach der Lobwasserschen Übersetzung des Psalm 42:

Wie nach einer Wasserquelle
ein Hirsch schreiet mit Begier,
Also auch mein arme Seele
ruft und schreit, Herr Gott, zu dir.
Nach dir, lebendigem Gott,
sie dürst und Verlangen hat.
Ach, wenn soll es dann geschehen,
daß ich dein Antlitz mög sehen?

Sobald dieser Choral mit dem gehörigen Rhythmus auf belebtere Weise gesungen wird, treten die Klänge der französischen Volksweise jetzt noch deutlich vor das Ohr. — Demantius hat in dem oben angeführten Werk 1620 eine Composition zu dem Lied gegeben; ebenso schuf Johann Stobäus 1639 einen trefflichen fünfstimmigen Tonsatz dazu.

193. Treuer Wächter Israels.

Von Johannes Heermann, Pastor zu Köben (1585—1647, vgl. 3, 16 ff.). Erschienen in „Devoti Musica Cordis, Hauß- vnd Hertz-Musica, Leipzig-Breslau 1630" unter den „Thränenliedern, zur Zeit der Verfolgung und Drangseligkeit frommer Christen"; bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts in allen Gesangbüchern vorhanden.

Unter Heermanns Thränenliedern, welche schon als „die Diamanten in seiner Dichterkrone" bezeichnet worden sind, steht unser Lied in der vordersten Reihe. Den Lichtensteinischen Dragonern und ihrem ganzen Drangsal stellte der in die Verbannung gejagte Hirte den Wächter Israels gegenüber, der nicht schläft noch schlummert. Es ist ein gewaltiges Lied, voll himmelstürmender Gebetskraft, ob er nun in den beiden ersten Versen ruft:

Treuer Wächter Israel,
deß sich freuet meine Seel,
Der du weißest alles Leid
deiner armen Christenheit;
O du Wächter, der du nicht
schläfst noch schlummerst, zu uns richt
dein hilfreiches Angesicht!

Schau, wie große Noth und Qual
trifft dein Volk jetzt überall;
Täglich wird der Trübsaln mehr,
hilf, ach hilf, schütz deine Lehr!
Wir verderben, wir vergehn,
nichts wir sonst für Augen sehn,
wo du nicht wirst bei uns stehn!

oder im fünften und sechsten an ihn, den Sohn Gottes, appellirt:

Kläglich schreien wir zu dir,
klopfen an die Gnadenthür,
Wir, die du mit höchstem Ruhm
hast erkauft zum Eigenthum:
  Deines Vaters Zorn abwend,
der wie lauter Feur jetzt brennt
und schier alle Welt durchrennt.

Zeig ihm deine Wunden roth,
und von deinem Kreuz und Tod,
Und was du mehr hast gethan,
zeig ihm unsertwegen an;
  Sage, daß du unsre Schuld
hast bezahlet in Geduld,
und erlanget Gnad und Huld.

Am kräftigsten aber hat sich in die Geschichte eingezeichnet der siebente Vers, wie folgende drei Erzählungen zeigen.

Zu Augsburg wurde am 13. August 1704 das Bußfest gefeiert. Im Nachmittagsgottesdienst erklärte Gottfried Lommer die Worte Thren. 2, 8: „Der Herr hat gedacht, zu verderben die Mauern der Tochter Zion . . . die Mauer liegt jämmerlich!" und predigte von dem über den Ruin ihrer Mauern trauernden Jerusalem, wie solcher im Rathe der heiligen Wächter erwogen, was Gott dazu bewogen und wie er solchen vollzogen. Der Prediger wies im Verlauf der Rede hin auf den Herrn, der zur Rechten Gottes sitze und mitten unter seinen Feinden herrsche, und zeigte, wie man beten müsse:

Jesu, der du Jesus heißst,
als ein Jesus Hilfe leist';
Hilf mit deiner starken Hand,
Menschenhilf hat sich gewandt.
  Eine Mauer um uns bau,
daß dem Feinde dafür grau,
und mit Zittern sie anschau!

Es sei der rechte Vortheil glaubiger Herzen, dem Vater im Himmel ins Herz zu greifen, wenn wir uns auf seinen lieben Sohn, an dem er Wohlgefallen habe und der der einzige Mensch in Gnaden sei, berufen und aus Trieb des heiligen Geistes anhalten, wie Meyfart gebetet habe:

O großer Gott von Treu,
weil für dir niemand gilt,
Als dein Sohn Jesus Christ,
der deinen Zorn gestillt,

So sieh doch an die Wunden sein,
sein Marter, Angst und schwere Pein;
um seinetwillen schone
und nicht nach Sünden lohne!

„Was will Gott machen, fuhr er fort, wenn wir ihn also umringen und nicht lassen, bis er uns segne? Das Herz wird ihm brechen, daß er sich unser wird erbarmen müssen!" Und siehe da, unter solchem Beten, Seufzen und Thränen verlieh Gott zu derselben Stunde auf dem Schlachtfeld bei Höchstädt dem Kaiser und seinen Verbündeten den herrlichsten Sieg. Gewiß sind die Gebete der Glaubigen mit im Gefecht gewesen, das der Herr zu solchem Ausgang wendete. (Seiffart, Singularia evangelica.)

Im Anfang des Jahres 1814 standen Schweden, Kosaken und die russisch-deutsche Legion nur eine Viertelmeile vor der Stadt Schleswig. Die Bewohner der Stadt hörten jeden Tag neue Schreckensnachricht von diesen feindlichen Haufen. Wie sollte es um

die Mitternachtsstunde des 5. Januar gehen, wo der Waffenstillstand abgelaufen war? — Am Eingang der Stadt lag das Haus einer armen Frau, welche mit ihrer schon bejahrten Tochter und ihrem zwanzigjährigen Enkelsohn zusammenwohnte. Diese aber betete aus ihrem Gesangbuch die Gesänge der Kirche in Noth und Drangsal. Da kam sie betend zu den Worten:

Eine Mauer um uns bau,
daß dem Feinde davor grau!

Ach Großmutter, sagte der Enkel, es wäre wohl gut, wenn unser Herr Gott eine Mauer um uns bauen wollte; aber das ist doch nichts geredet! Ei wohl, sagte die Alte, er kann alles, er wirds wohl können. — Die Feinde zogen heran, man hörte ihr Geschrei durch die ganze Stadt; vor dem Haus der Großmutter aber blieb alles still, kein Feind kam ins Häuschen. Am andern Morgen, als sie sich vor die Thüre wagten, siehe, da finden sie die Straße nicht. So lange das Haus war, lag ein Berg von Schnee da wie eine Mauer; den hatte in der Nacht der Wind zusammengeweht. So war der Feind an der Schneemauer, die der Herr vor Mitternacht aufgebaut, vorübergezogen. Die alte Witwe aber lobte und preisete Gott. (Basler Samml. 1815.) — Clemens Brentano hat, obwohl sonst kein sonderlicher Christ, ein schönes Lied zur Verherrlichung dieser wunderbaren Bewahrung gesungen.

Aus Paris wurde im Frühjahr 1871 nach dem Sturm der Commune geschrieben: „Gott der Herr hat wunderbar über uns gewaltet. Während dreier Wochen waren wir Tag und Nacht der Beschießung ausgesetzt. Unser Kirchlein mit den anliegenden als Lazaret verwendeten Schulen ist unversehrt geblieben, obgleich einige Schritte davon zwei gewaltige Bomben niedergefallen sind. Wir haben keinen Sonntag ausgesetzt; wir sangen im Kirchlein unter der kümmerlichen Decke unsre Zionslieder, und draußen donnerten die Bomben und Kanonen. Auch unser Haus war sehr ausgesetzt. Allein ich konnte und wollte meine Gemeinde nicht verlassen. In die Keller durften wir uns wegen der schlechten Gebäulichkeit nicht flüchten; so blieben wir denn und ergaben uns der treuen Fürsorge des Herrn und seiner heiligen Engel. Vier Bomben fielen in unmittelbarer Nähe unsers Hauses, und das Pfeifen der an uns vorübersausenden Geschoße dauerte oft Stunden lang in der Nacht. Gar oft kam mir das Liedeswort in Erinnerung:

Eine Mauer um uns bau!

und den Herrn erinnerte ich an die Verheißung seiner gnädigen Aushilfe. In der That ist uns kein Leid widerfahren; wir können nur singen von der Gnade des Herrn.“ (Lauxmann, Gedenkblätter 2, 109 f.)

Ist doch auch der zweitletzte (12.) Vers unsers Liedes in jenen Tagen bewährt worden:

Du bist ja der Held und Mann,
der den Kriegen steuern kann,

Der da Spieß und Schwert zerbricht,
der die Bogen macht zunicht,
Der die Wagen gar verbrennt
und der Menschen Herzen wendt,
daß der Krieg gewinnt ein End.

Melodie: „Singen wir aus Herzensgrund." — Dieselbe: g b a g fis g a oder: g fis g b a g a, oder: f as g f e f g, im dreitheiligen Takte, ist nach E. Häußer eine uralte Melodie, gebräuchlich zu dem im 14. Jahrhundert vorkommenden lateinischen Weihnachtsgesang:

In natali domini
gaudent omnes angeli
Et cantant cum jubilo:
gloria uni Deo!

Virgo mater peperit,
virgo deum genuit,
virgo semper intacta.

zu deutsch: „Da Christus geboren war, freuet sich der Engel Schar." Mit dieser von Johann Roh, genannt Horn, dem Bischof der böhmischen Brüder, für sein Brüdergesangbuch von 1544 gefertigten deutschen Überarbeitung tritt sie in die evangelische Kirche ein. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde sie übergetragen auf das im lutherischen Gesangbuch von Frankfurt a. d. Oder 1569 sich vorfindende Tischlied, welches fälschlich Bartholomäus Ringwaldt zugeschrieben wird:

Singen wir aus Herzensgrund,
loben Gott mit unsrem Mund!
Wie er sein Güt an uns beweist,
so hat er uns auch gespeist;

Wie er Thier und Vögel ernährt,
so hat er uns auch beschert,
welchs wir jetzund hab'n verzehrt.

Sonst benennt man die Weise auch nach Gerhardts Lied: „Zweierlei bitt ich von dir."

194. Zion klagt mit Angst und Schmerzen.

Von demselben Verfasser, erschienen in der dritten Auflage seiner Devoti Musica Cordis 1636. Schamelius überschreibt es: „Seelenarzeney wider die Melancholey"; Heermann selbst: „Aus dem schönen Kernsprüchlein Esaiä am 49. Cap."

Es mag im Jahr 1633 gewesen sein, daß Johannes Heermann dieses Lied gedichtet hat. Viermal wurde in jenen Jahren die Stadt Köben von den Feinden geplündert; aber, wiewohl er heftige Drohungen genug von den Feinden hören mußte, hielt er standhaft bei seiner Gemeinde und in seinem Amte aus. Um das Maß des Leidens voll zu machen, verbreitete sich die Pest über das ganze Land. Allein im Jahr 1631 starben 550 Personen. Mochten andere in solchen Nöthen und Verfolgungen mitunter Schwachheit zeigen, entweder bis zum Verzagen oder bis zur Verleugnung der Wahrheit, so schloß sich Heermann an das „schöne Kernsprüchlein" Jesajahs an 49, 14—16. „Zion spricht: der Herr hat mich verlassen, der Herr hat mein vergessen. Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?

Und ob sie desselbigen vergäße, will ich doch dein nicht vergessen. Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet. Deine Mauern sind immer vor mir." — Diesem Zwiegespräch gemäß läßt der Dichter in Vers 1 und 2 die Klage und in Vers 3—6 den Trost in Liedesworten hervortreten.

Pastor Georg Schimmer zu Wittenberg hat eine Reihe von Predigten über dies Lied herausgegeben unter dem Titel: „Das bekümmerte und durch die Tröstung Gottes ergetzte Zion. Wittenberg 1696." Und als er in seinen Montagspredigten die Klagelieder Jeremia's erklärte, ließ er jedesmal Heermanns Lied singen und begann jede Predigt mit Vers 1:

Zion klagt mit Angst und Schmerzen,
Zion, Gottes werthe Stadt,
Die er trägt in seinem Herzen,
die er ihm erwählet hat.
Ach, spricht sie, wie hat mein Gott
mich verlassen in der Noth
und läßt mich so harte pressen:
meiner hat er gar vergessen!

Schamelius bemerkt noch: „Das liebe Lied singen manche nur darum, weil es beweglich lautet. Aber wisset, es schickt sich nicht vor alle Personen, sondern vor die, die im vierten und letzten Vers beschrieben werden, auch nicht vor jedes gemeine Kreuz, sondern das im zweiten und fünften Vers benennet ist. Prüfet euch hiernach!"

Wunderbar tröstlich sind die vier Verse, in welchen der Sänger seinen Herrn reden lässet; so gleich Vers 3:

Zion, o du vielgeliebte!
spricht zu ihr des Herren Mund,
Zwar du bist jetzt die betrübte,
Seel und Geist ist dir verwundt;
Doch stellt alles Trauern ein!
wo mag eine Mutter sein,
die ihr eigen Kind kann hassen
und aus ihrer Sorge lassen?

Kein Wunder, daß Dr. Heinrich Müller in seinem „Geistlichen Dankaltar" 1669 dieses „Freudenliedlein", wie er es nennt, mit den Worten begleitet: „Wenn ich also bet und sing, wird mein Herz recht guter Ding! Gelobet sei der Herr täglich!"

Zum letzten Vers. Eine christlich gesinnte Frau mußte der Leichenöffnung eines Selbstmörders beiwohnen. Das erweckte in ihr einen solchen Widerwillen gegen das Leben, daß sie zehn Jahre lang sich mit den schwermüthigsten Gedanken trug. Dieselben verfolgten sie überall hin, selbst in die Kirche und zum heiligen Abendmahl. Trotz anhaltenden Gebets wollten die Gedanken nicht weichen, zumal sie eine Familie von fünfzehn Personen zu ernähren hatte. Christlicher Trost wollte wenig verfangen, bis des Herrn Stunde kam. Sie geht eines Tags an einem Haufen Auskehricht vorüber und sieht da ein kleines überschriebenes Blättchen liegen. Das hebt sie auf und findet mit großen klaren Buchstaben den Vers geschrieben:

Du bist mir stets für den Augen,
du liegst mir auf meiner Schoß,
Wie die Kindlein, die noch saugen;
meine Treu zu dir ist groß.
Dich und mich kann keine Zeit,
keine Noth, Gefahr noch Streit,
ja der Satan selbst nicht scheiden:
bleib getrost in deinem Leiden!

Von der Stund an war alle Anfechtung und Noth vorüber; sie war getrost im Glauben und in der Hoffnung. (Karl Heinrich, Erzählungen zc. 2.)

Eine herrliche Tochter ist diesem Heermannschen Liede im Jahr 1664 zu Theil geworden in dem Liede: „Zion, gib dich nur zufrieden." Der Verfasser desselben ist Joachim Pauli, Candidat der Theologie zu Berlin und poetischer Schüler von Paulus Gerhardt. Es erschien in seiner „ΑΤΩ, Vorschmack der traurigen und fröhlichen Ewigkeit. Berlin, Runge 1664"; und sodann in Crügers Praxis pietatis melica 1666.

Es sei erlaubt, auch von diesem einige Strophen anzuführen. Vers 1 gibt die Antwort auf Zions Klage:

Zion, gib dich nur zufrieden,
Gott ist noch bei dir darin;
Du bist nicht von ihm geschieden,
er hat einen Vatersinn.
Wann er straft, so liebt er auch,
dies ist sein beliebter Brauch.
Zion, lerne dies bedenken,
warum willt du dich so kränken?

Zeile 5 und 6 sind in der christlichen Gemeinde eine sprichwörtliche Rede geworden.

Zu Vers 2. Prediger Johann Friedrich Schmidt fuhr im Jahr 1769 nach Amerika mit einem Freunde Dr. Hellmuth, wurde aber auf der See so leidend, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte. Da träumte dem tiefbetrübten Freunde, der Herr Jesus gehe durchs Zimmer, höre ihn aber mit seiner Bitte um das Leben des Freundes kaum an. Voller Bestürzung erwacht Hellmuth, greift nach dem nächsten besten Buche und findet in dem Hallischen Gesangbuch beim ersten Blick den Vers:

Treiben dich die Meereswellen
in der wilden tiefen See;
Wollen sie dich gar zerschellen,
mußt du rufen Ach und Weh!
Schweigt dein Heiland still dazu,
gleich als in der sanften Ruh:
Zion, laß dich nicht bewegen,
diese Flut, die wird sich legen!

Er kommt auf den Einfall, dem Freunde Pillen einzugeben, und nach wenigen Stunden hatte sich die Krankheit gelegt und der Freund durfte bald mit ihm auf dem Verdeck getröstet und dankend dahingehen. (Christenbote. 1840.)

Auch Vers 4 zeichnet sich unter den 8 Versen des Liedes aus:

Müssen schon allhier die Thränen
deine schönsten Perlen sein,
Muß das Seufzen und das Stöhnen
sein das beste Liedelein,
Muß dein Purpur sein das Blut
und der Mangel Hab und Gut:
Zion, laß dir doch nicht grauen,
du kannst deinem Gott vertrauen!

Ursprünglich ist das Lied auf die Melodie gedichtet: „Wie nach einer Wasserquelle." — Allein „dessen sanft und heiter dahinfließende Melodie schien wohl dem Tone herber Klage nicht ganz gemäß, welchen Heermann in den beiden ersten Strophen anstimmt." Und so hat Johann Crüger 1640 mit zartem Sinn eine Weise des Cantors an der Thomasschule zu Leipzig, Johann Hermann Schein, für unser Lied aufgenommen. Dieser hatte nemlich zur Bestattung seines Töchterleins Susanna Sidonia 1623 das Lied gedichtet: „Seligkeit,

Fried, Freud und Ruh" und mit Melodie und Satz in seinem Cantional 1627 herausgegeben: d a a b a g fis. Obwohl nun das Lied ein abweichendes Metrum hat, wußte es doch Meister Crüger so zu gestalten, daß sie wie eine eigens für das Heermannsche Lied gesungene Weise gelten kann: d a a c b a g fis oder h fis fis a g fis e dis.

195. Ich bin ein Gast auf Erden.

Von Paulus Gerhardt (1607—1676, vgl. 3, 297 ff.) als Diakonus zu Berlin gedichtet, und zum erstenmal erschienen in Ebelings Ausgabe von P. Gerhardi geistlichen Andachten, im zweiten Duzend, also 1666. Von Gesangbüchern enthält es zuerst die Praxis pietatis melica 1690.

Sichtlich an Psalm 119, 19 anknüpfend: „Ich bin ein Gast auf Erden; verbirg deine Gebote nicht vor mir!" (V. 1—3) greift das Lied in den neutestamentlichen Gedanken hinüber: Ebr. 11, 13. „Diese alle sind gestorben im Glauben und haben bekannt, daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden sind." (V. 4—6) und kommt auf den Gedanken Ebr. 13, 14 hinaus: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir." (V. 7—14.) — — Der Sänger beschreibt nemlich sein Leben als Gast auf Erden, Vers 1—3, ermuntert sich dann durch das Vorbild der lieben Alten, Vers 4—6, um den Entschluß zu offenbaren: ich will zufrieden sein, Vers 7, nicht an der Welt hängen, Vers 8, sondern der Heimat im Himmel mich zuwenden Vers 9. 10. — Es liegt das in der Natur dieser Welt mit ihrem Übel, Vers 11, und ihrer Vergänglichkeit, Vers 12; es zieht dahin aber auch der Herr, der mich zur Sonne seiner Gnaden führen will, Vers 13. 14.

Wie sehr das Lied aus dem Herzen Gerhardts geflossen, mögen zwei Thatsachen zeigen. — Einmal die bekannte Charakteristik unsers Sängers, welche Hippels Mutter ihrem Sohne gegeben: „Nach dem Luther muß ich gestehen, keinen besseren Liederdichter als Gerhardten zu kennen. Er und Rist und Dach sind ein Kleeblatt, das auserwählte Rüstzeug Luther aber die Wurzel. Gerhardt dichtete während dem Kirchengeläute, könnte man sagen. Ein gewisser Druck, eine gewisse Beklommenheit, eine Engbrüstigkeit war ihm eigen. Er war ‚ein Gast auf Erden', und überall in seinen 120 Liedern ist Sonnenwende gesäet. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne, und Gerhardt nach der seligen Ewigkeit."

Sodann der Eingang seines Testaments, welches er am Ende seines Lebens für seinen Sohn Paul Friedrich hinterlassen: „Nachdem ich nunmehr das 70. Jahr meines Alters erreichet, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber frommer Gott mich in kurzem aus dieser bösen Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gelebt habe, — so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an bis auf die jetzige Stunde an Leib und Seele und an allem, was er mir gegeben, erwiesen hat. Daneben bitte ich ihn von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein

Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in seine väterlichen Hände nehmen und dem Leib eine sanfte Ruhe in der Erden bis zu dem lieben jüngsten Tage bescheren, da ich mit allen Meinigen, die vor mir gewesen und auch künftig nach mir bleiben möchten, wieder erwachen und meinen lieben Herrn Jesum Christum, an welchen ich bisher gegläubet und ihn doch noch nie gesehen habe, von Angesicht zu Angesicht schauen werde." Dieser Eingang entspricht unsrem Lied bis ins Einzelnste hinein.

In dem württembergischen Pfarrdorfe Altburg bei Calw lebte der schon seit mehreren Jahren in den Ruhestand versetzte wohlbetagte Schulmeister Schulz in stiller Zurückgezogenheit. Da geschah es, daß er am ersten Maisonntag des Jahrs 1852 auf die Bitte seines Amtsnachfolgers, der an diesem Tage der Confirmation eines nahen Verwandten in Calw beiwohnte, die Geschäfte eines Organisten und Vorsängers beim Gottesdienst zu übernehmen hatte. Darauf freute er sich denn auch recht wie ein Kind, daß es ihm nach so langer Entbehrung einmal wieder vergönnt sein sollte, mitten unter der Gemeinde, die im äußern und innern Sonntagsschmuck sich versammelte, seine liebe alte Orgel zu regieren. Mit heller kräftiger Stimme, die ihm bis in sein hohes Alter eigen war, begann er, als der freudig ersehnte Tag herangekommen war, mit der Gemeinde das für den Gottesdienst bestimmte Lied:

Ich bin ein Gast auf Erden
und hab hier keinen Stand;
Der Himmel soll mir werden,
da ist mein Vaterland.

Hier reis' ich aus und abe,
dort in der ewgen Ruh
ist Gottes Gnadengabe;
die schleußt all Arbeit zu.

Da folgte der zweite Vers, der ihn so stark und nahe an sein verflossenes, von Dornen reich durchflochtenes Leben erinnerte:

Was ist mein ganzes Wesen
von meiner Jugend an
Denn Müh und Noth gewesen?
So lang ich denken kann,

Hab ich so manchen Morgen,
so manche liebe Nacht
mit Kummer und mit Sorgen
des Herzens zugebracht.

Aber siehe da, mitten drin neigte der in die höchste Begeisterung und Wehmuth zugleich versetzte Mann das Haupt aufs Choralbuch, — und war verschieden. Dasselbe Lied hatte man auch bei der Beerdigung seines ihm vorangegangenen einzigen Bruders gesungen. So schied der alte treue Lehrer im Hause Gottes, in welchem er so vielmal Handreichung gethan, schnell und sanft von hinnen, und mit kurzem leichtem Schritt, das Lob Gottes auf den erblaßten Lippen, trat er hinüber in die Hallen des Himmels, wo ihm nach seiner langen, mühevollen Pilgerschaft, nach einem Leben voll Kampf und Streit, geführt im Dienste des Herrn, der Friede Gottes blühte und wohin sich im Gefühl der Fremdlingschaft auf Erden sein sehnsuchtsvoller Blick schon längst im Glauben gerichtet hatte. — In derselben Kirche hatte nicht lange vorher sein vieljähriger Pfarrer einen ähnlichen Tod gefunden, indem er ebenfalls während des Gottesdienstes auf der Kanzel vom Schlag getroffen wurde. (Schulmeister Wieler zu Steinenberg in der pädagogischen Monatsschrift: „Die Volksschule. Stuttgart 1852.")

Vers 3 ist recht aus Gerhardts Lebenserfahrung geflossen:

Mich hat auf meinen Wegen
manch harter Sturm erschreckt,
Blitz, Donner, Wind und Regen
hat mir manch Angst erweckt;
Verfolgung, Haß und Neiden,
ob ichs gleich nicht verschuldt,
hab ich doch müssen leiden
und tragen mit Geduld.

Als Ebeling das Lied herausgab, lagen jene beiden Jahre confessioneller Kämpfe hinter dem zartfühlenden Knechte Gottes, welche im Februar 1666 mit seiner Amtsentsetzung endeten. Er erklärte wohl: „Es ist nur ein solches ein geringes Berlinisches Leiden; ich bin auch willig und bereit, mit meinem Blute die evangelische Wahrheit zu besiegeln und als ein Paulus mit Paulo den Hals dem Schwerte darzubieten.“ Allein Blitz und Donner war es doch auf seinem Wege; und sein Trost blieb nur das: „nicht verschuldt.“

Gar schön führt er seiner Seele nun die Exempel der Alten zur Ermunterung im Kreuze vor:

4. So giengs den lieben Alten,
an derer Fuß und Pfad
Wir uns noch täglich halten,
wenns fehlt an gutem Rath;
Wie mußte sich doch schmiegen
der Vater Abraham,
eh als ihm sein Vergnügen
und rechte Wohnstatt kam.

5. Wie manche schwere Bürde
trug Isaak, sein Sohn!
Und Jakob, dessen Würde
stieg bis zum Himmelsthron,
Wie mußte der sich plagen!
in was für Weh und Schmerz,
in was für Furcht und Zagen
sank oft sein armes Herz.

6. Die frommen, heilgen Seelen,
die giengen fort und fort
Und änderten mit Quälen
den erst bewohnten Ort;
Sie zogen hin und wieder,
ihr Kreuz war immer groß,
bis daß der Tod sie wieder
legt in des Grabes Schoß.

7. Ich habe mich ergeben
in gleiches Glück und Leid;
Was will ich besser leben,
denn solche große Leut?
Es muß ja durchgedrungen,
es muß gelitten sein;
wer hat nicht wohl gerungen,
geht nicht zur Freud hinein.

Zu Vers 11. Frau Missionar Flad in Abessynien schreibt in ihrem Tagebuch während der Gefangenschaft: „Am 21. April 1866 reiste mein Mann ab. Werden wir uns je wiedersehen? und wie viel Angst und Trübsal mag die Trennungszeit in sich bergen? Unter solchen Fragen gelangte ich in das Haus der Woisoco Menen, einer gefangenen Königin, in Magdala. Leider war das trübe, düstere und überaus schmutzige Haus durchaus ungeeignet, mich etwas heiterer zu stimmen. Unter Thränen sagte ich mir den Vers:

Die Herberg ist zu böse,
der Trübsal ist zu viel;
Ach komm, mein Gott, und löse
mein Herz, wie dein Herz will.
Komm, mach ein seligs Ende
an meiner Wanderschaft;
und was mich kränkt, das wende
durch deinen Arm und Kraft!

Welch eine trübselige Heimat für eine Königin!“ — Im Jahre drauf, 1. Sept. 1867, schreibt sie abermals: „Wenn das Elend um uns her uns niederdrückte und die Hunderte von Jammergestalten unser Mitleiden erweckten, konnten wir unsern Druck über dem allgemeinen vergessen. ‚Ach, die Herberg ist so böse‘, die Trübsal so

ungewöhnlich, daß in mir oft der Wunsch sehnlich aufsteigt: ‚laß mich ein in den sichern Friedenshafen zu den Schafen, die der Furcht entrücket sein!‘“

Melodie: Herzlich thut mich verlangen.

196. Ruhe ist das beste Gut.

Dieses Lied hat Johann Caspar Schade (1666—98, vgl. 3, 222 ff.), Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin, im Jahr 1691 gedichtet. Es erschien in Andreas Luppius „singendem Christenmund“ 1692 und steht in dem nach seinem Tod erschienenen Fasciculus Cantionum 1699 mit der Überschrift: „Von der Seelenruh, über Matth. XI.: Kommt her zu mir.“

Wenn man Schade's Lebenslauf überschaut, von welchem das Wort des Herrn gilt: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen!“ so begreift man recht gut, daß ihm die Seelenruhe in besonderem Maße ein Ideal gewesen, das Christen zu erringen und zu bewahren streben müssen. Es ist darum gerade der Vers, welcher zu den 19 Versen des Lieds hinzugekommen ist und nicht von Schade stammt: „Ach du Gott der wahren Ruh!“ vollkommen aus Schade's Herzen geflossen.

In dem Wortlaut des Lieds ist seit dem Berliner Gesangbuch 1829 die Änderung eingetreten, daß der Schlußreim mannigfaltiger wurde. Er lautete zuvor in jedem Vers:

Hier und dort ist keine Ruh
als bei Gott. Zu ihme zu!
Gott ist die Ruh.

Seitdem schreitet nun in dem Schlußgedanken jedes Verses das Lied weiter fort, und man bekommt den Eindruck größerer Inhaltsfülle.

Als Fliedner von Kaiserswerth auf dem Todtenbette lag, sangen ihm seine Kinder in den letzten Stunden unser Lied. Als sie zwei Verse gesungen, rief er: Welch herrlich Lied; singet noch einen Vers! Auch nach diesem war er des Hörens nicht müde, und er bat: Singet mir noch: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“ Es war das Lied, das man nach seiner Ordnung sang, wenn der Sarg eines Anstaltsangehörigen auf dem Gottesacker angelangt war.

Der letzte Vers, welcher zuerst in Georg Konrad Riegers „Andachtstempel“ 1734 und dann im Württembergischen Gesangbuch 1741 sich findet, ist von vielen schon als ein Ruf aus der Tiefe gebetet worden. — Als ein hervorragender Geistlicher Stuttgarts nach dem Tode seiner Gattin und nach so manchen Herzens- und Lebensnöthen zum erstenmal wieder auf die Kanzel trat, bildete den Mittelpunkt seiner tiefergreifenden Predigt das Wort: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes“ und das Gebet:

Ach du Gott der wahren Ruh,
gib auch Ruhe mir;
Was ich denke, red und thu,
streb nach Ruh in dir.

Gib Ruh dem Geist!
Schließt sich dann mein Auge zu,
so führ Leib und Seel zur Ruh
dem Himmel zu!

Das waren Schade's Gedanken auf seinem letzten Lager. Hatte er zuvor schon gedichtet: „Es ist genug, Herr, hole mich; mein Herz, das wart und sehnet sich nach einer sanften Himmelfahrt!" so rief er in seinen letzten Stunden: „Ach Herr Jesu, spanne mich aus! Es ist genug, so nimm nun meine Seele zu dir! Ach Herr Jesu, fein balde, fein balde!"

Melodieen finden sich zwei zu diesem Liede. Die eine: fis d a h g f e d stammt von Johann Rudolf Ahle 1662 zu dem Liede von Ludwig Starke: „Seele, was ist Schönres wohl" und ist von Hofcantor Stözel in Stuttgart für unser Lied bearbeitet worden. Die andere: c g a a g f e ist von demselben 1777 aus der Melodie: „Zeuch mich, zeuch mich" herausgebildet worden. Während jene für Norddeutschland geblieben ist, hat die letztere als eine dem Charakter des Lieds völlig entsprechende köstliche Weise in Württemberg und sonst weit und breit Anklang gefunden.

197. Mache dich, mein Geist, bereit.

Von Dr. Johann Burkhard Freystein, Hof- und Justizrath in Dresden († 1720, vgl. 4, 222), einem Jünger von Dr. Spener. Es erschien im Halleschen geistreichen Gesangbuch 1697, im Darmstädter 1698 und in den Dresdener Gesangbüchern seit 1718. Überschrift: „Von der geistlichen Wachsamkeit. Matth. 26, 41."

Es ist ein echt volksmäßiges, kraftvolles Mahnlied zur Wachsamkeit wider die drei Hauptfeinde jedes Christen: Satan, V. 4, Welt, V. 5, und eigenes Fleisch, V. 6. — Man fühlt dem Liede das Herz seines Dichters an. Wie er durch seinen Beichtvater Spener zum Wachen geführt wurde, so ermuntert er seinen Geist, daß er wach bleibe.

Gar fein ist eine Illustration zum vierten Vers in den „Achtzig Kirchenliedern", einem köstlichen Büchlein mit Randzeichnungen, welches bei August Gaber in Dresden erschienen ist. Der Vers lautet:

Wache, daß dich Satans List
nicht im Schlaf umstricke,
Weil er sonst behende ist,
daß er dich berücke.
  Und Gott gibt, die er liebt,
oft in seine Strafen,
wenn sie sicher schlafen.

Dazu zeichnet der Künstler nicht nur den bösen Feind, welcher als Säemann dahingeht, um seinen Unkrautsamen zu streuen, während die Leute auf ihrem Lager ruhig schlafen; sondern er zeichnet auch den Fuchs auf einem Ast, wie er seinen Dudelsack bläst, und unten hört dem herrlichen Getöne eine alte Gans zu mit dummem Gesicht,

und ein junges Gänslein streckt kläglich sein Schnäbelchen herum, um — auch bald nach seiner Pfeife zu tanzen. Diese beiden Illustrationen ergänzen sich. Ach wie oft muß man im Leben an den Fuchs denken und die alte Gans mit dem pfiffigen Küchlein!

Der achte Vers ist im Munde des evangelischen Volkes zu einer christlichen Lebensregel geworden, wenn es da heißt:

Ja, er will gebeten sein,
wenn er was soll geben;
Er verlanget unser Schrei'n,
wenn wir wollen leben
Und durch ihn unsern Sinn,
Feind, Welt, Fleisch und Sünden
kräftig überwinden.

Zu Vers 9. — Ein Prediger erzählt in den Basler Sammlungen 1812 Folgendes. „Durch Verfolgung meiner Widersacher ward ich meines Amtes so schimpflich entlassen, daß mir bei Festungsstrafe alles Lehren verboten ward und ich keine Kanzel betreten durfte. Vielmals bat ich das Oberhaupt meiner Kirche um Begnadigung; allein dreizehn Jahre vergiengen, und ich gab es endlich ganz auf, ihm dies Anliegen vorzutragen, wandte mich aber um so brünstiger und anhaltender im Gebet an das unsichtbare Haupt der Kirche, unsern hochgelobten Herrn und Heiland. Alle, die wider mich gewesen, starben, und ich blieb gleichwohl am Leben. Kaum wagte ich mehr, mich damit aufzurichten, daß doch wohl noch geschehen möchte, was keinen Anschein mehr hatte, als der vor kurzer Zeit erst herberufene Oberconsistorialrath R. H. sich aufs liebreichste meiner annahm und mit mir nach dem Dorfe St. reisete, wo ich am 23. April 1809 über den mir von ihm aufgegebenen Text Joh. 4, 23. 24.: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten rc." predigte und zum erstenmal wieder öffentlich die wichtige Lehre vom Gebet vortrug. Dazu ließ ich dann das Lied singen: ‚Mache dich, mein Geist, bereit!' worin mir unter diesen wunderbaren Umständen, im Andenken alles dessen, was ich bis dahin durchgangen, und wie mich die Vaterhand durch das unabsehbare Wasser geleitet hatte, das mir gleich anfangs in einem Traume vorkam, der Vers ganz unbeschreiblich eindringend wurde:

Doch wohl gut, es muß uns schon
alles glücklich gehen,
Wenn wir ihn durch seinen Sohn
im Gebet anflehen;
Denn er will uns mit Füll
seiner Gunst beschütten,
wenn wir gläubig bitten.

Also ist endlich auch dieses erhört worden, ja, ob es sich gleich verzog, war es doch schon, ohne mein Wissen und Denken, auf das erste Gebet zugestanden und nach der Verheißung bestätigt: nur durch Warten die Geduld und Treue geübt."

Melodie: Straf mich nicht in deinem Zorn.

198. O Jerusalem, du schöne.

Von Friedrich Conrad Hiller (1662—1726, vgl. 5, 59 ff.), Kanzleiadvokat in Stuttgart, herausgegeben in seinem „Denkmal der Erkenntniß, Liebe und Lob Gottes in neuen geistlichen Liedern. Stuttgart 1711.“ mit der Überschrift: „Verlangen nach dem ewigen Leben. Zum dritten Hauptartikel des zweiten Hauptstücks im Katechismus: Vom ewigen Leben.“ Aufgenommen in die Württembergischen Gesangbücher 1741. 1842. und sonst.

Der Beginn des innigen, glaubenskräftigen und hoffnungsfreudigen Liedes zeigt seine Anregung aus dem sechsten Verse von dem Liede: „Alle Menschen müssen sterben“, wo es heißt: „O Jerusalem, du schöne, ach wie helle glänzest du!“

Zu Vers 1. — Der jüngere Sohn von dem edlen Pfarrer Machtholf in Möttlingen lag am 19. November 1793 im Sterben. Da rief er den Seinen zu: „heute sterbe ich!“ und begehrte, daß man ihm unser Lied singe. Sie begannen:

O Jerusalem, du schöne,
da man Gott beständig ehrt
Und das englische Getöne:
heilig, heilig, heilig! hört.
Ach wann komm ich doch einmal
hin zu deiner Bürger Zahl!

Er selbst stimmte mit ein und bezeugte sich als ein Kind, das sich an seine Mutter hängt, voll Sehnsucht nach oben, wie das Lied es ausdrückt: „Sie sehen hinauf, der Vater herab!“

Der zweite Vers, welcher auf Psalm 120 gegründet ist, lautet:

Muß ich nicht in Mesechs Hütten,
unter Kedars Strengigkeit,
Da schon mancher Christ gestritten,
führen meine Lebenszeit,
Da der herbe Thränensaft
oft verzehrt die beste Kraft?

Hiller setzt hinzu: Psalm 126, 5. 6. und das Reimlein:

Die Thränensaat läßt in der That
die Ernte nicht mißlingen,
Drum werden sie nach vieler Müh
die Freudengarben bringen.

Zu Vers 6 und 7. — Das christliche Volksblatt aus dem fränkischen Württemberg „Die Neue Erde“ erzählt, wie eine neunjährige Auswandererstochter aus Freudenbach im Tauberthale zu einer Schiffspredigerin geworden ist. Über das Schiff war zum zweitenmal der Sturm losgebrochen, es wurde von seiner furchtbaren Macht jammervoll hin und hergeschleudert; die Kisten, obgleich angeklammert, stürzten hin und her; die Auswanderer aber, Mann und Weib und Kind, drängten sich im Zwischendeck zusammen, zagten und bebten und wollten verzweifeln. Da faltete Ottilie ihre Hände und fieng an zu beten:

Soll ich aber länger bleiben
auf dem ungestümen Meer,
Da mich Wind und Wellen treiben
durch so mancherlei Beschwer:
Ach so laß in Kreuz und Pein
Hoffnung meinen Anker sein.

Alsdann werd ich nicht ertrinken,
ich behalt den Glaubensschild;
Christi Schifflein kann nicht sinken,
wär das Meer auch noch so wild:
Ob gleich Mast und Segel bricht,
läßt doch Gott die Seinen nicht.

Da betete mit, wer konnte, und alle wurden reichlich getröstet. Das hat ein Kind gethan. — O wie gut ist solch ein Lied! Als im Jahr 1850 ein Schiff von der berüchtigten Firma Slomann von Hamburg untergieng, schreibt ein geretteter Württemberger, er habe wohl aus dem Munde der Leute mancherlei Lieder beten hören; aber ihm sei zum größten Verdrusse nur das Lied eingefallen: „Auf dem Meer bin ich geboren." Was hat dem armen Menschen dieses Matrosenlied nützen können?

Am Schluß des Liedes steht unter drei Sternchen der Reim:

O des Himmels schönste Zier,
keusche Wollust reiner Sinnen!
Ach, daß ich dich schon in mir
wirklich sollte schmecken können:
Denn so wollt ich diese Zeit
tauschen mit der Ewigkeit.

Melodie: Gott des Himmels und der Erden. — Die herrliche Melodie aus B Dur: f b a g g g c b a f, ist von dem Kapellmeister und Stiftsorganisten Johann Georg Störl in Stuttgart zu Hillers „Denkmal der Erkenntniß" 1711 als Arie in C Dur componirt und erscheint dann mit einigen leichten melodischen Änderungen in dem Württembergischen Choralbuch 1744. Groß ist die Wirkung, die dieser Choral, mit Posaunenbegleitung vorgetragen, macht; da klingt z. B. — wie Palmer einmal treffend erwähnt — in der letzten Zeile der Anfang im hohen F wie ein Siegesruf.

199. Es halten eitele Gemüther.

Von Dr. Leonhard Walter Marperger (1682—1746, vgl. 4, 390 ff.) als Prediger und Diakonus an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg im Jahr 1713 gedichtet, und erschienen im Freylinghausenschen Gesangbuch 1714, in „Gläubiger Kinder Gottes Singeschule. Ulm 1717." und in seiner mit einer Vorrede des Diakonus Hirsch an St. Sebald versehenen Erbauungsschrift: „Verlangen nach einem seligen Tode. Nürnberg 1726."

Ein feuriges Lied voll Himmelssehnsucht, welches ganz den Geist seines Verfassers athmet und darum auch vielen Anklang gefunden hat, trotzdem es in seinem bewegten Gang nicht die Einfachheit des Liedestons der Väter innehält.

Es war im Sommer 1874 an einem Samstag Abend, wo in der Dämmerung allmählig der Lärm der Welt verhallt, um der Nachtruhe vor dem lieben Sonntag den Platz zu räumen. Da befand sich ein Landmann im Neckarthale noch auf dem Feld, um die nöthige Arbeit zu vollenden. Als er sich zum Heimweg anschickte, muthete ihn die tiefe Stille der Natur rings um ihn her gar wunderbar an; und als er sein Auge zu dem vollen Mond erhob, welcher in silberhellem Glanze droben dahinwandelte, verglich er unwillkürlich das Gewühl und die Mühe hienieden auf der armen Erde mit der majestätischen Ruhe der Sterne Gottes am Himmelszelt. Es waren Gedanken wie die in Gerhardts Abendliede: „Also werd ich auch stehen, wann mich wird heißen gehen mein Gott aus diesem Jammerthal"; und sie begleiteten ihn nach Hause und zu Bette.

Während er nun Morgens beim Erwachen noch in dieser Gedankenreihe sich befand, fiel ihm, er wußte nicht wie, die Zahl zu: 365. Das bewegte ihn den ganzen Morgen und er kam auf den Gedanken: das will dich auf ein Lied aufmerksam machen; er geht hin und findet im Württembergischen Gesangbuch Nr. 365, wo es heißt V. 1:

Es halten eitele Gemüther
die Erde für ihr Vaterland;
Wer aber Jesum hat erkannt
und die wahrhaftgen Himmelsgüter,
Der sieht den ganzen Kreis der Erden
für eine fremde Hütte an
und sehnet sich, erlöst zu werden
von dieser rauhen Pilgerbahn.

Er fängt an zu lesen und kann sich nicht satt lesen bis zu Ende. Das sind ja seine Gedanken vom Samstagabend bis zum Sonntagmorgen in den herrlichsten Liedesworten; und es ist ihm klar, daß der alte Marperger ganz Recht hat, den Christen auf Erden so im Liede zu schildern, wie Vers 3:

Ob seine Füß' die Welt berühren,
so ist das Haupt doch in der Höh;
er sucht den Wandel so zu führen,
daß Herz und Sinn im Himmel steh!

Marperger hatte als studirender Jüngling sich auf der Universität Altorf von der Mathematik zur Theologie gewendet und saß besonders gerne zu den Füßen des Dr. Wegleiter, des frommen Dichters von „Beschränkt, ihr Weisen dieser Welt.“ Da geschah es, daß er am Lichtmeßfeiertag Abends beim Nachhausegehen von der Post bewußtlos zu Boden stürzte und längere Zeit unbemerkt auf den kalten Steinen liegen blieb. Endlich kamen Leute herbei, welche ihn wie todt nach Hause trugen. Es folgte eine schwere Krankheit, in der er am Rande des Grabes schwebte. Dies gab die Stimmung seines folgenden Lebens. Er nennt diese Krankheit selbst „die rechte hohe theologische Schule“, und sagt, so viel er auch von seinen wackern Lehrern gelernt, sei ihm diese Kreuzesschule doch ungleich nützlicher geworden, da er in derselben für den Himmel geschult und mit einem beständigen Himmelsheimweh beseelt worden sei. Aus diesem Vorgang verstehen wir sein neun Jahre nachher gedichtetes Lied besser; so insbesondere Vers 4:

Dies Heimweh gottverlobter Herzen
vermehrt sich bei der Kreuzeslast;
Man hat auf Erden keine Rast
bei Seelen- oder Leibesschmerzen.
Wenn sich die Trübsalsflut ergießet,
so wird der engen Brust gar bang,
bis unsre Lebenszeit verfließet:
ach Gott, heißt es, wie lang, wie lang!

Wenn die ersten vier Verse das Eilen zur, die letzten vier das Warten auf die Erlösung nach 2 Petri 3, 12 behandeln, so steht in der Mitte der fünfte Vers mit den Vorbildern der heiligen Väter, welche, wie Hebräer 11 als Männer des Glaubens, so hier echt alttestamentlich als Männer der Sehnsucht gezeichnet werden:

Da hat ein Paulus Lust, zu scheiden,
ein Abraham ist lebenssatt;
Da wird ein Hiob müd und matt
vor langem Sehnen in dem Leiden;
Elias wünscht bei seinem Wandern
zu schließen den betrübten Lauf;
von einem Morgen bis zum andern
sieht David nach der Hilfe auf.

So lernte Marperger, da er 1724 an die Spitze der sächsischen Geistlichkeit als Oberhofprediger in Dresden getreten war, in den Kämpfen für und wider den Pietismus nach der Hilfe aussehen. Der Friedensmann ward bald des Streitens müde, und der Herr stillte 1746 sein „Verlangen nach einem seligen Tode."

Melodie: „Wo ist mein Schäflein, das ich liebe", a h cis d fis h a g fis. Diese Weise ist im Darmstädter Gesangbuch 1698 ursprünglich auf folgendes Lied gefertigt:

Wo ist der Schönste, den ich liebe?
wo ist mein Seelenbräutigam?
Wo ist mein Hirt und auch mein Lamm,
um den ich mich so sehr betrübe?

Sagt an, ihr Wiesen und ihr Matten,
ob ich bei euch ihn finden soll,
daß ich mich unter seinem Schatten
kann laben und erquicken wohl.

Sie wurde im Herrnhutischen Choralbuch dem Bußlied von Fräulein Juliana Patientia von Schultt zu Glaucha bei Halle: „Wo ist mein Schäflein, das ich liebe, das sich so weit von mir verirrt" angeeignet.

200. Kommt, Kinder, laßt uns gehen.

Von Gerhard Tersteegen (1697—1769, vgl. 6, 46 ff.), erschienen im „Geistlichen Blumengärtlein", vierte Ausgabe in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit der Überschrift: „Ermunterungslied für Pilger."

Der edle, gottinnige Mann sagte einmal zu einigen Freunden, die ihn an seinem Geburtstag besuchten: „Freunde, wenn ich heute sterben sollte, dann hätte ich euch nur drei Worte zu guter Letzt zu sagen: 1. Setzet euer ganzes Vertrauen auf die Gnade Gottes in Christo Jesu; 2. liebet euch unter einander; 3. wachet und betet!" Dies ist die Quintessenz dieses herrlichen Wanderliedes für christliche Pilgrime und Fremdlinge hienieden (1 Petr. 2, 11. 12.), deren Wandel ein Gang durch die Wüste nach Canaan ist. — Aber auch der ganze Lebenslauf Tersteegens ist der Probierstein für die Echtheit und Lauterkeit des Sinns, der durch dieses Lied weht.

Es wird in der Regel von den 16 Versen des Originals nur eine Auswahl in den Gesangbüchern geboten, aber jeder einzelne Vers ist voll ernster Gedanken zur Ermunterung, mit manchen Körnchen des Salzes der Wahrheit gewürzt.

Zum Schmuck und zur Zier des Lieds mögen einige Geschichten des Segens desselben mit Gedanken, Worten und Werken Tersteegens selbst in bunter Reihe eingeführt werden:

Vers 1. Fritz Krummacher, der unvergeßliche Prediger des „Elias der Thisbite", schreibt in seiner Selbstbiographie (Berlin 1869): „Es währte lange, bis ich meinen Stolz darin fand, die Geburtsstätte Meurs am Rhein mit Gerhard Tersteegen zu theilen. Jetzt vergeht selten ein Tag, an dem nicht irgend ein Akkord seines Pilgerlieds ‚Kommt, Kinder, laßt uns gehen' in meinem Innersten widerklingt." — Es ist ja der echte Petrussinn, der gleich am Eingang zu unserer Stärkung hervortritt in den Worten:

Kommt, Kinder, laßt uns gehen,
der Abend kommt herbei;
Es ist gefährlich stehen
in dieser Wüstenei.
Kommt, stärket euren Muth,
von einer Kraft zur andern
zur Ewigkeit zu wandern;
es ist das Ende gut!

Zu Vers 2—4. Hier ist die Entschiedenheit, welche aus der reformirten Kirche früherer Zeiten in Tersteegens Lied herübertönt. Wir hören die Stimme des von UnderEyk erweckten Buchfelder (6, 14 f.) hindurch, welcher 1642 sang: „Mein Herz, entschließ dich nun, ich muß es jetzo wagen, ich komm nicht eh'r zur Ruh. Sagst du hiemit der Welt, und das dem Fleisch gefällt, rein ab und Christo an, so ist die Sach gethan!" Dieser Ton lebt in dem Vers 2: „mit ganzer Wendung richte", vgl. Lucä 9, 51., und in dem herrlichen Wort, Vers 4: „geht's der Natur entgegen, so geht's gerad und fein!" — Als einst ein Freund von dem sterbenden Tersteegen Abschied nahm, sagte er zu ihm in der ernsten Stunde, am Ziel seines Laufes, nahe bei der stillen Ewigkeit: „Ich will dich durch die Gnade auf das Herz Jesu legen. Laß dir aber auch diesen Augenblick dazu dienen, dich dem liebsten Heiland ganz zu ergeben und bei ihm um Gnade anzuhalten, wie das Cananäische Weiblein. Diese Gnade muß erbeten werden mit Verlassung alles Zeitlichen, weil es doch weniger ist, als man glaubt. Und welches Glück wird es alsdann sein, wenn wir es verlassen müssen, einen gnädigen Gott in Christo Jesu zu haben!" — Zum Anfang von Vers 2 noch die Bemerkung: Auf dem schönen wohlgepflegten Kirchhof zu Heilbronn am Neckar liegt ein unscheinbarer Grabstein, unter dem eine treue, ihrer Pflege in den Lazareten 1870 unterlegene Jungfrau schlummert. Aber auf demselben sieht man oben ein rothes Kreuz und darum die Inschrift: „Es reut mich nicht!"

Vers 6 und 7 sind treffliche Rathschläge für die Erdenzeit:

Schmückt euer Herz aufs beste,
sonst weder Leib und Haus;
Wir sind hier fremde Gäste
und ziehen bald hinaus.
Gemach bringt Ungemach;
ein Pilger muß sich schicken,
sich dulden und sich bücken
die kurzen Pilgertag.

Laßt uns nicht viel besehen
das Kinderspiel am Weg;
Durch Säumen und durch Stehen
wird man verstrickt und träg.
Es geht uns all nicht an:
nur fort durch dick und dünne!
kehrt um die leichten Sinne,
es ist so bald gethan.

In einem Brief vom 1. November 1754 schreibt er an eine Freundin: „Ich kann es nicht ausdrücken, wie nichtig und geringschätzig mir dieses Leben und die Dinge dieser Zeit je länger je mehr vorkommen; und darum kann ich mich manchmal als ein Kind darüber betrüben, daß die Menschen, und auch fromme Menschen, so viel mit Puppen spielen und ihre köstliche Zeit nicht besser verwenden, und Gott, so ein innig gegenwärtig und wesentlich sättigendes Gut, so wenig gesucht, erkannt, geliebt und verherrlicht wird, wie es sich geziemte."

Vers 11 bietet die freundliche Ermunterung vom Vater:

Kommt, Kinder, laßt uns gehen,
der Vater geht ja mit;
Er selbst will bei uns stehen
in jedem sauren Tritt;
Er will uns machen Muth,
mit süßen Sonnenblicken
uns locken und erquicken:
ach ja, wir haben's gut!

Ein liebes junges Weib, welches neben manchem Lieblichen doch auch die Sorgen des Lebens nach Gottes Ordnung erfuhr, sah sich hie und da gedrungen, zu sagen oder zu seufzen: „Ach ja!" Weil aber in diesem Seufzer doch ein wenig Schwachheit sich zeigte und sie die Liebe ihres Gottes unter allen Sorgen wohl kannte, lernte sie, jedesmal das schöne Liedeswort hinzusetzen: „Ach ja, wir haben's gut!" Auf diese Weise und in geschickter Correktur des natürlichen Gefühls hatte sie die feine Kunst gefunden, Seufzen in Beten und die Klage in ein Lob zu verwandeln. Sie übts noch fort, und so bald das Wort kommen will: Ach ja! flugs wird daraus: „Ach ja, wir haben's gut!" — Einige Jahre hernach, als eines Tags die größeren Kinder zu Bette gegangen waren, redete sie mit ihrem Manne über das gegenwärtige Verhalten derselben. Sie hatte mancherlei Klagen: in ihrem Benehmen sind sie zu ungelenk, in ihrer Gemeinschaft zu streitsüchtig, in der Zurechtweisung zu wenig ergeben; kurzum, es fehlte eben hier und da und überall. Ihr Mann läßt sie eine Weile klagen und weist dann zunächst darauf hin: Kinder sind Kinder! Allein sie stellt sich eben Kinder doch anders vor. Auf einmal ertönt aus dem Schlafzimmer daneben durch die angelehnte Thüre die Stimme des Kleinsten, der manchmal noch lange wachte, und sie hört den Schelm von drittehalb Jahren sagen: „Ach ja, wir haben's gut!" Das ist ja ihr Losungswort; und was konnte sie nach all den Klagen schließlich anderes und besseres thun, als dem Worte folgen: „Wenn auch ein Kind dies sagen kann, so hab ich schon genug daran?" So lächelte sie denn in ihrem Theil und flisterte am Hals ihres Gatten: „Ach ja, wir haben's gut!"

Im Anschluß an Josefs denkwürdiges Wort: „Zanket nicht auf dem Wege!" sagt Vers 14:

Kommt, Kinder, laßt uns wandern,
wir gehen Hand in Hand;
Eins freuet sich am andern
in diesem wilden Land.
Kommt, laßt uns kindlich sein,
uns auf dem Weg nicht streiten;
die Engel uns begleiten
als unsre Brüderlein.

Die Ermahnung befolgte er selbst treulich. Seine Sanftmuth und Friedfertigkeit gegen Widerwärtige war groß. Er mußte manchen Widerspruch, Bitterkeit und Feindschaft erdulden, aber er wußte solchen Leuten mit so großer Liebe zu begegnen, daß sie in seiner Gegenwart nicht vermögend waren, einige Heftigkeit blicken zu lassen, und oft dadurch wirklich überwunden wurden. — So lud ihn einmal in Holland, wohin er öfters reiste, ein ansehnlicher Mann zu Gast. Der warf ihm über der Mahlzeit hitzig und bitter allerlei vor, besonders, daß er sich mit Werken zu viel zu thun mache. Tersteegen hörte alles gütig und mit Schweigen an, beim Schluß der Mahlzeit aber sprach er ein herzliches Gebet, worin er seinen Gastgeber dem

Herrn in Liebe und Mitleiden befahl. Dadurch wurde der hitzige Mann dergestalt gerührt und geschlagen, daß er, durch die Liebe überwunden, Tersteegen um den Hals fiel und um Vergebung bat.

Fritz Krummacher schreibt 1858 an seine Geschwister: „Je mehr ich mich zur letzten großen Reise rüste, um so dringender möchte ich mit dem alten Johannes sprechen: ‚Kindlein, liebet einander!‘ mit Paulus: ‚Vergebet einer dem andern!‘ und mit Tersteegen: ‚Kommt, laßt uns kindlich sein, uns auf dem Weg nicht streiten!‘“

Vers 15 ist vornemlich Tersteegens Wandel gemäß geredet:

Sollt wo ein Schwacher fallen,
so greif der Stärkre zu!

Seine Geduld mit den Schwachen und Strauchelnden, ja selbst mit gefallenen Seelen, war übergroß. Statt strenge zu sein, war er mütterlich und ermahnte sie aufs liebevollste, daß sie auf pure Gnade zu Jesu kommen müßten, was den Seelen besondern Muth machte, es aufs neue zu wagen. Ein bedrücktes Herz gieng nicht ohne Trost und Stärkung von ihm; er war dabei so klein, so demüthig, so voll Liebe, daß die Seelen ganz offenherzig wurden. Hörte er, daß hie und da jemand von seinen Freunden aus der Art schlug oder einige Untreue in seinem Wandel begieng, so verursachte ihm dies oft schlaflose Nächte und preßte ihm die wehmüthigsten Seufzer aus. Es war, als wenn anderer Last ihm aufs Herz gefallen wäre. Er sagte einmal selbst hierüber: „O, welchen Druck, Angst und Last machen mir die berufenen Seelen, welche untreu vor dem Herrn wandeln! Es gibt mir solche Noth, daß ich mich oft auf mein Angesicht vor Gott niederlegen muß.“

Man trag, man helfe allen,
man pflanze Lieb und Ruh!

Die Leute nannten ihn nur „der Armen und Verlassenen Leibarzt.“ Ein vertrauter Freund bezeugt von ihm: „Er war ein Knecht aller Knechte; vom Morgen bis an den Abend war seine ganze Beschäftigung, Gott und dem Nächsten zu dienen. Bis zur Ermattung unterwies er ganze Scharen von Heilsbegierigen, die zu allen Tagesstunden ihn aufsuchten, im Wort des Lebens und ‚pflanzte Lieb und Ruh.‘ Wie gering sein Einkommen auch sein mochte, so bewies er sich doch ausnehmend freigebig gegen die Armen. Zur Abendzeit, wo er nicht gesehen werden konnte, gieng er in die Häuser der Dürftigen und Kranken und theilte ihnen mit, was er entbehren konnte.“ — Auch vor Weltmenschen drang es ihn, Hilfe zu leisten durch das Zeugniß vom Herrn. So traf er einmal auf einer Reise nach Holland an einem Treck-Schuyt viele vornehme Herren und Kaufleute beisammen, die allerlei Spöttereien losließen und endlich Karten zu spielen anfiengen. Er that, als schlafe er; nach längerer Zeit aber öffnete er seine Augen und sagte, er habe eine schöne Karte im Sack. Auf Verlangen, daß er sie hervorziehen solle, zog er sein Neues Testament heraus, das er allzeit bei sich trug. Als sie

nun auslachten, hielt er ihnen ihre eitlen Reden vor und daß sie die Zeit mit so unnützen Dingen verschleudern. Da ließen sie ab von ihrem Vorhaben, und manche gaben ihm noch Beifall.

Kommt, bindet fester an!
ein jeder sei der kleinste,
doch auch wohl gern der reinste
auf unsrer Liebesbahn!

Als ihn seine Freunde öfters „Vater" nannten, sagte er einmal: „Ich achte mich von Herzen unwürdig und es beuget mich, wenn mich ein Kind Gottes ‚Bruder' nennet, geschweige, daß ich den Vaternamen begehren sollte." — Zu einer andern Zeit sprach er: „Ich wünschte von Herzen, daß der Name ‚Tersteegen' von allen Menschen vergessen, und hingegen der Name Jesus in aller Menschen Herzen tief eingeprägt werde." In demselben Sinne konnte er auch einst zu einer Freundin, die gegen ihn äußerte: „Wenn ich bete und denke an euch, so ist es mir so wohl!" sagen: „Beten mußt du und Gott suchen, aber Tersteegen geht dich nicht an; den laß liegen, wo er liegt." — — Gar manchmal pflegte er, wenn er in Gesellschaft erweckter Seelen war, beim Abschied zu sagen: „Kinder, wenn ich unter euch sitze, so ist es mir so, als ob ich dessen nicht werth sei, und also muß es auch euch werden." Und als er einst in Holland einen wegen seiner Gottseligkeit berühmten Mann von seinen schweren Proben und eigenen Erfahrungen vieles erzählen hörte, antwortete er mit großer Sittsamkeit: „Hat man denn schon vieles erfahren und geschmeckt, und ist man bereits viele Prüfungen durchgangen, so muß doch endlich nichts anderes, als ein klein, nackend und unschuldiges Kindlein daraus geboren werden." Solche ungeheuchelte Demuth bewies er, der so ernstlich sich bemühte, der reinste zu sein, ohne die mindeste Verstellung, mit einer ihm ganz eigenen Aufrichtigkeit bei allen Gelegenheiten.

Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld erzählte 1873 aus seiner Anstalt für Epileptische, wie arm dieselben seien auch darin, daß sie in Furcht vor ihren Anfällen dem Gotteshaus der Gemeinde ferne bleiben müßten. Im Anstaltskirchlein aber dürften sie nun Gottes Wort haben und hören, welches auch den Gebundenen eine Erledigung verheiße. „Da sitzen sie ruhig und heiteren Antlitzes, und wenn je ein Anfall kommt, flugs heißt es: ‚Sollt wo ein Schwacher fallen, so greif der Stärkre zu!' Da ist alles im Nu vorüber. Und wenn nun vollends die Diakonissen im gleichen Kirchlein mit den Fallsüchtigen sitzen, dann treten sie auch hier helfend ein, wie überall, und die Unglücklichen werden in zwiefachem Sinne das Wort Jesu bewährt finden: ‚Den Armen wird das Evangelium gepredigt.'"

Zum Vers 16, der beginnt mit den Worten:

Kommt, laßt uns munter wandern,
der Weg kürzt immer ab;
Ein Tag, der folgt dem andern,
bald fällt das Fleisch ins Grab.

möge folgende Mittheilung sich fügen. — Ein edler Jonathan, Kaufmann Mezger in Böblingen († 1866), hat in seinem Leben oftmals unser Lied im Herzen bewegt. Schon in seiner Jugend, als er in der Lehre zu Neuenstadt an der Linde sich befand, wurde er darauf hingewiesen. Im Laden erschien ein Handelsmann, um einige Einkäufe zu machen. Jonathan fragte ihn, ob er nicht auch noch dieses und jenes zum Wiederverkauf brauchen könne. Der antwortete: ja, es würde schon gehen. Als er aber doch nichts kaufte, fragte der Lehrling: warum kauft Ihr denn doch nichts? und jener sagte: „Wer will, der trag sich todt!" (Vers 5). Das Wort fuhr dem jungen Mann ins Herz, und er ließ es sich wichtig werden, daß sich ein Christ auf Erden nicht in gar zu viele Dinge einlassen dürfe, damit seine Seele nicht Schaden nehme. — Ein andermal, in seinem spätern Leben, bestieg er den Straßburger Münster, und als er nicht ferne von der Spitze war, mußte er sich setzen, weil es ihm schwindelich wurde. Der Thürmer aber rief: „Ei, ei! so weit oben und nicht vollends ganz hinauf? Das wär eine rechte Schande!" Er sieht empor, und es sind in der That nur noch einige Stufen. Da treten ihm die Worte entgegen:

Nur noch ein wenig Muth,
nur noch ein wenig treuer,
von allen Dingen freier
gewandt zum ewgen Gut!

„Wie Schade wär es, dachte er nun, wenn man schon längere Zeit auf dem Wege zur Ewigkeit gegangen wäre, und erst das Ziel nicht erreichen würde?"

In Vers 17 haben schon viele Seelen eine Ermunterung in schweren Stunden gefunden, wenn es hieß: „ach du Herr, wie so lange!" Und eine Stimme sagte etwa dann:

Es wird nicht lang mehr währen,
halt't noch ein wenig aus;
Es wird nicht lang mehr währen,
so kommen wir nach Haus;
Da wird man ewig ruhn,
wenn wir mit allen Frommen
daheim beim Vater kommen;
wie wohl, wie wohl wird's thun!

Als Kaiser Septimius Severus in Britannien auf seinem Sterbebette lag, trat zu ihm der Befehlshaber des Heers hinein und bat ihn, dem Heere noch ein Wort aus dem geliebten Munde zu sagen. Da sprach der Kaiser das Eine: laboramus (wir arbeiten). Dieses Testament ist nicht nur für Kaiser und Heere, sondern auch für Diener der Kirche Christi und Bekenner seines Namens von tiefer Bedeutung. Doch gehört dazu Tersteegens Aussicht in diesem Vers und Christi Wort: Johannis 9, 4. Gar schön hat Bengel beides verbunden: „Jetzt laboramus, nicht aber quiescimus (wir ruhen), so wird Glauben und Schauen recht abgetheilt sein."

Mit Vers 18 hat der kräftige Zeuge Wilhelm Hofacker in Stuttgart am 23. Juli 1848 seine letzte Predigt geschlossen:

Drauf wollen wir's denn wagen,
es ist wohl wagenswerth!
Und gründlich dem absagen,
was aufhält und beschwert.
Welt, du bist uns zu klein;
wir gehn durch Jesu Leiten
hin in die Ewigkeiten;
es soll nur Jesus sein.

Wir haben Candidaten gehört, welche mit diesem Wort ihre Erstlingspredigt geschlossen haben, wie jener Meister im Wort seine letzte. Es ist ein frisches Wort zum Auswerfen des Netzes. — Aber auch in bangen Trauerstunden, wenn eine theure Leiche zum Hause hinausgetragen wurde, ist wohl schon das Wort erklungen: „Welt, du bist uns zu klein; wir gehn durch Jesu Leiten hin in die Ewigkeiten!"

Charakteristisch genug wendet sich nach solchem Abschluß des Ermunterungslieds Tersteegen von seinen „Kindern" und Brüdern noch einmal zurück zu seinem Leiter und Freund Vers 19: „wir freuen uns in dir!"

Melodie: Aus meines Herzens Grunde, oder: Von Gott will ich nicht lassen.

201. Himmelan, nur himmelan.

Der Dichter Johann Gottfried Schöner (1749—1818, vgl. 6, 399 ff.), Diakonus und später Stadtpfarrer an St. Lorenz zu Nürnberg, eines der Hauptmitglieder der ascetischen Gesellschaft zu Basel, ließ dieses Lied zuerst auf einem Einzeldruck, sodann in den „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit. Basel 1806." mit der Überschrift erscheinen: „Unser Wandel ist im Himmel. Phil. 3, 20. Aufruf an alle Christen. Im Ton: ‚Was ist Schöners wohl.'"

Den köstlichen Anfangston hat das Lied nicht als Original. Es ist vielmehr der alte Schmolck, welcher denselben angegeben hat in dem Schlußliede seines „Bochim und Elim 1731", das in vielen Gesangbüchern sich Bürgerrecht erworben hat und zu dessen erstem Vers wir folgende Erzählung finden. — In einem Dörflein Ungarns starb in den vierziger Jahren eine Webersfrau von ihrem Mann und fünf unmündigen Kindern hinweg. Ein neunjähriges Töchterlein lag dem Tode nahe neben ihr. Als die Mutter noch zum Schlusse das heilige Abendmahl empfieng, faßte die Tochter jedes Wort mit herzlicher Begierde auf, und konnte darum am Begräbnißtage selbst den Vater und die Geschwister trösten. Überaus erquickt war das Kind von dem Gesang und Gebet vor dem Trauerhause. Als nun der Vater mit seinen Waisen vom Friedhofe zurückgekehrt war, bat ihn die Todtkranke, er möge ihr die Liebe erweisen und den Herrn Lehrer bitten, daß er zu ihr käme. Der Lehrer kam, und das Kind bat ihn innig um Verzeihung für jede Betrübniß, die es ihm durch seine Fehler bereitet habe. Nachdem der Lehrer tief ergriffen von seiner sterbenden Schülerin Abschied genommen, steht diese von ihrem Bette auf, tritt an den Tisch auf ihren Platz, wo sie beim Essen zu beten pflegte, faltet ihre Hände und singt mit fester klarer Stimme:

Himmelan geht unsre Bahn,
wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort in Kanaan
durch die Wüste kommen werden.
Hier ist unser Pilgerstand,
droben unser Vaterland.

Darauf reichte sie freundlich ihrem Vater und ihren Geschwistern die Hand, geht auf ihr Lager zurück und ist in demselben Augenblick — entschlafen. Auf dem Wege zum Friedhof sangen sie nun das Lied ganz, mit dessen erster Strophe sie sich himmelan gesungen hatte. Der selige Heimgang des Kindes hatte auf Jung und Alt einen tiefen Eindruck gemacht. (Basler Samml. 1851.) — Selbst der zweite Vers jenes Liedes klingt mit dem zweiten von Schöner in etwas zusammen.

Zu diesem frischen Sinn hat sich in Württemberg die Stötzelsche Melodie gefügt: „Ruhe ist das beste Gut"; und durch beide Stücke ist das Lied ein Lieblingslied vieler geworden. — Vers 1. 2. begründet den Ruf: Himmelan! mit dem Blick auf den Wechsel und die Kürze des menschlichen Lebens. Vers 3—8 zeigt den Weg durch die Erde: durch den Tand der Welt V. 3, durch den Kummer der Tage V. 4, durch die Lasten des Lebens V. 5, durch die Schmach Christi V. 6, durch die Wüste der göttlichen Prüfungen V. 7 und durch die Nacht des Todes V. 8. In den beiden letzten Versen wandelt sich das Himmelan in Hallelujah, das Hoffen ins Haben, das Bitten in Lob und Dank, Vers 9. 10.

In Württemberg hat besonders der dem Sänger geistesverwandte Stadtpfarrer Dann in Stuttgart dem Liede Bahn gemacht. Er nahm es 1832 in seinen „Kern des alten Württembergischen Gesangbuchs" mit andern in demselben Geist verfaßten neuern Liedern auf, ließ es in seinen Betstunden zu St. Leonhard häufig singen, besonders am Abend des Confirmationstags. Die Abendstunde, welche er regelmäßig an diesem Tage mit den Neuconfirmirten hielt, wurde darum häufig die „Himmelanstunde" geheißen.

Ein anderer Württemberger, der selige Dr. Christian Gottlob Barth, war für die Verbreitung des Lieds thätig. — Als derselbe in Dornhan Pfarrverweser war (1822), schloß er eine ergreifende Predigt mit dem Liede: „Himmelan, nur himmelan soll der Wandel gehn!" Das bewegte die ganze Zuhörerschaft so mächtig, daß sie nicht ruhten, bis sie das Lied in Abschrift bekamen. Dieses Verlangen war dem jungen Mann ein Sonnenstrahl in die sonst wenig erfreuliche Dunkelheit der Herzen hinein. Originell, wie er war, fand er einen Weg, welcher dem Liede bleibende Stätte in der Gemeinde verschaffte. Er ließ es drucken und klebte es auf eine Menge von Dosen aus Birkenrinde, und wo jemand mit ihm in geistige Verbindung trat, dem verehrte er eine Dose mit dem „Himmelan."

Ein gottesfürchtiger Kaufmann kehrte auf seinen Geschäftsreisen in Bayern eines Abends in einem Dorfwirthshause ein. Dort traf er Bauern, die einen Musikanten nöthigen wollten, ihnen zum Tanze aufzuspielen. Der aber weigerte sich, so gut er konnte, indem er sagte: „Laßt mich in Frieden. Ich weiß gewiß, ich diene mit meinem Geschäft, das ich schon lange ungern treibe, dem Teufel; und ihr fahret zum Teufel, wenn ihr den Weg geht, den ich euch vorgeige." Allein die Bauern ließen nicht ab von ihm. Da legte sich der Kaufmann auch in den Handel, stimmte dem Musikanten bei und suchte die Bauern zu belehren. Die wurden stille und

horchten ihm aufmerksam zu, also daß er ihnen den Himmelsweg zeigen konnte. Und der Herr gab Gnade zu seinen Bemühungen. So toll sie vorher gelärmt, so gerührt waren sie nun, und der Musikant versprach ihm, sein Geschäft nicht mehr zu treiben, wenn er ihm nur dazu helfen wollte, sein Brot auf ehrliche Weise verdienen zu können. Freudig über solchen Erfolg seiner christlichen Belehrungen krönte nun der Kaufmann sein Werk damit, daß er dieses Lied, das damals noch nicht lange erschienen war, anstimmte:

Himmelan, nur himmelan
soll der Wandel gehn;
Was die Frommen wünschen, kann
dort erst ganz geschehn,
auf Erden nicht.
Freude wechselt hier mit Leid,
richt hinauf zur Herrlichkeit
dein Angesicht!

Der Musikant, der ebenfalls in seinem Herzen recht fröhlich geworden war, konnte schon beim zweiten Vers den Gesang des Kaufmanns mit seiner Geige begleiten, und die Bauern sangen allmählich auch mit, wie es ihnen der Kaufmann vorsprach, und in ihren Herzen fieng sich etwas zu regen an von Himmelssehnsucht. Als der Kaufmann einige Jahre nachher wieder durch diesen Ort kam und dem Musikanten längst schon für einen andern Nahrungszweig gesorgt hatte, erfuhr er, daß zwei dieser Bauern seit jenem Abend als bekehrte Christen wandelten. (Heinrich, Thatsachen aus dem Reiche Gottes. 1853.)

Neben die ermunternden Worte des zweiten Verses:

Himmelan schwing deinen Geist
jeden Morgen auf;
Kurz, ach kurz ist, wie du weißt,
unser Pilgerlauf.
Fleh täglich neu:
Gott, der mich zum Himmel schuf,
präg ins Herz mir den Beruf;
mach mich getreu!

halte man das Zeugniß Schuberts über Schöner: „Der hat es auch an sich selber erfahren, daß das Gebet in Christo des Christenthums Anfang, Mittel und Ende sei. Darum ermahnte er auch immer so dringend und so oft in seinen Gesprächen, wie in seinen Predigten, zum Gebet. Nicht lang vor seinem Tode noch schrieb er einer Freundin die Worte ins Stammbuch: ‚Betet ohne Unterlaß; wer beten kann, ist selig dran!‘ Und ich habe kaum einen andern kennen gelernt, der das Beten ohne Unterlaß so vermochte und übte, als der selige Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beständiges Gebet gibt, so durch und durch anmerken konnte, als ihm. Diese Ruhe und Seligkeit ergriff auch andere Seelen, wenn sie beunruhigt und gebeugt von allerhand Schmerz und Noth zu dem Greise kamen“ V. 4. (Altes und Neues. 3.)

Zu Vers 8. In Cannstatt am Neckar spielte am Mittag des 10. Juli 1872 ein Mädchen samt seinem Schwesterlein vor einem Hause, das einem Abhang gegenüberliegt. Daneben lernte es für die Schule den Vers:

Himmelan führt dich zuletzt
selbst die Todesnacht;
Sei's, daß sie dir sterbend jetzt
kurze Schrecken macht,
Harr aus, harr aus:
auf die Nacht wirds ewig hell,
nach dem Tod erblickst du schnell
des Vaters Haus.

Zu gleicher Zeit führten die Knechte einer Brauerei große Bierfässer in den auf dem Abhang liegenden Keller. Beim Abladen entwand sich ihren Händen eines der Fässer und rollte mit wachsender Geschwindigkeit auf die Kinder zu. Das Mädchen ergriff, sobald es die Gefahr sah, das Schwesterlein und rettete es, wurde aber von dem Faße noch ergriffen und mit solcher Wucht gegen die Wand des Hauses geworfen, daß ihr der Kopf zerquetscht und sie augenblicklich als todt aufgelesen wurde. Nach „kurzen Schrecken“ hatte sie die Todesnacht unversehens himmelan geführt. (Greiner, Schulliederschatz.)

Schöner selbst harrte aus, wie es einem guten Streiter Christi geziemt. Schubert sagt von Schöners Geduld und Sanftmuth in allen Leiden, und allermeist in seinen letzten: „Da harrete er von einer Morgenwache zur andern auf Gott, der da hilft, und war stille zu seinem Herrn, der vom Tode errettet; nur der einzige Seufzer entquoll oft seinem Herzen: ‚Ach, wär ich doch dort oben!‘ Man sah keine verdrießliche Miene in seinem Gesicht und vernahm keine Klage über seine Leiden. Er stimmte in seliger Hoffnung dem Worte Pauli Röm. 8, 18 bei, daß die Leiden der Zeit der Herrlichkeit nicht werth sind, die an uns soll offenbar werden.“

Dr. Barth benützte einmal in einer Predigt diesen Vers seines Lieblingslieds in schöner Wendung: „Die Krone des Lebens ist versprochen dem Mann, der treu ist bis in den Tod. Ich wollte, ihr hättet eine solche gesehen; dann könntet ihr euch etwas dafür gefallen lassen. ‚Harr aus, harr aus!‘ Diese Kronen sind droben im Vaterhaus und warten auf die Frommen. Es ist der Mühe werth, wenn man sich auch muß den Kopf abschlagen lassen: Jesus setzt ihn wieder auf und — noch eine Krone darüber!“

II. Eingang zur Ruhe.

---

202. Mitten wir im Leben sind.

Die durch Dr. Martin Luther im Erfurter Enchiridion und im Waltherschen Chorgesangbüchlein 1524 herausgegebene Übersetzung und Bearbeitung der Antiphona de morte:

> Media vita in morte sumus:
> quem quaerimus adjutorem, nisi te, Domine?
> qui pro peccatis nostris juste irasceris,
> sancte Deus, sancte fortis, sancte et misericors salvator:
> amarae morti ne tradas nos.

Der Ursprung derselben wird theils ins elfte Jahrhundert verlegt, theils unmittelbar auf den Benediktinermönch St. Gallens, Notker Balbulus (850—912, vgl. 1, 94 ff.), zurückgeführt.

Die Sage behauptet, der berühmte Stammler, dessen Sequenzen und Antiphonen ein Liedessegen für das ganze Mittelalter geworden sind, habe diese Antiphone gedichtet, als er beim Martinstobel zugesehen, wie die Menschen über einen tiefen Abgrund mit großer Lebensgefahr eine Brücke bauten. — Ein Berichterstatter, welcher im August 1874 durch die Schweiz reiste, erzählt im „Sonntagsblatt für innere Mission in Rheinland und Westfalen": „Gegenüber von Wengen liegt auf der andern Seite des Thals Mürren, das höchste Dorf im Berner Oberland. Aus dem Thal erhebt sich senkrecht ein 2000 Fuß hoher Felsen, auf welchem oben ein neuerbautes Gasthaus steht. Wenige Tage vor meinem Eintreffen daselbst war von dieser Höhe ein Fräulein von Buddenbrock beim Pflücken von Blumen in die Tiefe hinabgestürzt, einen Raum, der fast fünfmal der Höhe des Straßburger Münsters gleichkommt. Grausen erfüllt das Gemüth, wenn man den jähen Felsen anschaut und den Sturz mit dem Auge mißt. Vierzehn Tage lang waren 7—8 Arbeiter nöthig, um von unten einen Weg bis in die 500 Fuß über dem Thal hervorspringende, mit Tannen besetzte, Felsplatte zu bahnen, auf welcher der Körper der Unglücklichen hängen geblieben sein mußte. Zwanzig Leitern übereinander, an den Felsen befestigt, konnte man zählen. Endlich wurde die zerschmetterte Leiche aufgefunden. Jetzt gedachte ich des Notkerischen Liedes und seines Ursprungs nach der Sage, und mein Herz ward bewegt, zu rufen: „Heiliger Herre Gott! heiliger starker Gott! heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott! laß uns nicht versinken in des bittern Todes Noth. Kyrie eleison!"

Wir haben keinen Grund, die Urheberschaft Notkers zu bezweifeln. Die beiden letzten Zeilen: Sancte Deus, sancte etc. sind eine Formel, die schon in den ältesten Litaneien sich findet und aus Psalm 42, 3 und Jesaja 6, 3., als dem hymno trisagio, genommen ist, und durch deren Gebet auch einmal im fünften Jahrhundert die Pest aufgehalten worden sein soll, wie denn überhaupt über die Entstehung des Gesangs dieser Worte: Sancte Deus etc. folgende Legende sich vorfindet: „Bei einem schrecklichen Erdbeben zu Konstantinopel im Jahr 446 soll ein Knabe aus dem Volk durch Gottes Kraft bis an den Himmel aufgezogen worden sein und da gehört haben, wie die Engel Gott mit diesen Worten loben: ‚Heiliger Gott; heiliger, starker Gott; heiliger, unsterblicher Gott! Erbarme dich unser!' Sobald der Bischof Proclus das vernommen, soll er das Volk diese Worte auch haben anstimmen lassen, und der Kaiser Theodosius habe befohlen, dieselben nun in der ganzen Christenheit zu singen."

Die Antiphone wurde ein sehr beliebter Schlachtgesang, durch dessen Singen vor und während der Schlacht Feind und Freund zu siegen hoffte. — So erzählt Gottschald, daß dieselbe Anno 1234 auf dem Heerzug wider die Einwohner des Stedinger Landes an der Weser, in der Grafschaft Oldenburg bei Ölnesch gesungen worden sei. Diese haben dem Erzbischof von Bremen wegen des harten Drucks, den sie von den Vögten erlitten, Zehnten und Gehorsam

verweigert; und es kam ein Zug gegen sie durch eine Kreuzpredigt zu Stande. Da habe sich die Geistlichkeit, die mit in den Kampf gezogen, etwas fern gestellt und diesen Gesang während der Schlacht angestimmt. — Das war auch der Fall im Jahr 1386, da 1400 Schweizer, Bauern und Hirten mit schlechten Waffen in ihren leinenen Kitteln den eisernen Rittern des Herzogs Leopold von Östreich bei Sempach gegenüberstanden für ihr gutes Recht. Als der Angriff geschehen sollte, ward bei der Schweizerschar dieses Lied angestimmt; darnach fielen sie auf die Kniee allesamt und beteten mit ausgebreiteten Armen. „Schaut hin, rief einer der Ritter, sie bitten um Gnade!“ — „Ja, sagte ein anderer, der sich besser auf das Menschenherz verstand, sie bitten um Gnade; aber nicht uns, sondern Gott, und was das bedeutet, werden wir bald erfahren!“ Und so geschah es. Das Volk, das Gott seine Ehre gegeben hatte, gewann den Sieg und verrichtete Heldenthaten, welche die Weltgeschichte nimmer vergessen wird.

Sehr häufig wurde aber dieser Gesang als eine Art von Zaubergesang gebraucht. Eine Synode zu Köln verordnete deßhalb im Jahr 1316, daß niemand das „Media vita“ ohne Erlaubniß seines Bischofs singen solle. Noch im fünfzehnten Jahrhundert sangen ihn die Nonnen zu Wenningen und Mariensee als Fluchgesang, da Peter Jakob Busch die Reformation dieser und aller niedersächsischen Klöster unternahm. — Seit man nun aber Verdeutschungen davon hatte, wurde der Gesang im Volk meist zum geistlichen Schlachtlied im Kampf mit dem letzten Feind, dem Tod.

Im fünfzehnten Jahrhundert entstand, neben andern noch ältern Übertragungen, folgende Verdeutschung, wie sie im Basler „Plenarium oder Evangelybuoch“ 1514 sich findet:

In mittel unsers Lebens zeyt
im tod seind wir umbfangen,
wen suochen wir, der unß hilffe geyt,
von dem wir huld erlangen,
denn dich herr alleine,
der du umb unser missethat
rechtlichen zürnen tuest,
Heiliger herre gott,
Heiliger starcker gott,
Heiliger und barmhertziger heiler ewiger gott,
laß unß nit gewalt thuen
des bitteren tods not.

So nahm denn im Jahr 1524 Luther dieselbe mit einigen Änderungen aus dem deutschen geistlichen Volksgesang in das Erfurter Enchiridion auf und führte sie, nachdem er noch zwei Verse frei hinzugedichtet, in den evangelischen Kirchengesang ein.

Das Michael Vehesche Gesangbuch 1537 gibt diesen Vers nach Luthers Weise, fügt aber als zweiten und dritten folgende an:

Mitten in dem byttern todt
schrecket vns dein vrtheyll:
Wer will vns auß solcher nodt
helffen zu der selen heyl?
O Herr, du bists alleyne,
der auß grosser gütticheyt
vns beystandt thut alle zeyt.
Heyliger Herre Gott,
Heyliger starcker Gott,
Heyliger barmhertziger Heylland,
du ewiger Gott,
Laß vns nit verzagen,
so vns die Sünd thut nagen.
Kyrieeleyson.

Mitten in der feyndten handt
thut die forcht vns treyben:
Wer hilfft vns, denn der Heylland,
das wir gantz sicher bleyben?
Christe, du bists alleyne,
denn du der gutt hyrtte bist,
der vns woll bewaren ist.
Heyliger Herre Gott,
Heyliger starcker Gott,
Heyliger barmhertziger Heylland,
du ewiger Gott,
Laß vns frydlich sterben,
mach vns deines reychs erben!
Kyrieeleyson.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir hier, wie so oft bei Vehe und Witzel, eine katholische Verhüllung der originalen Lutherischen Arbeit. Und eine Vergleichung dieser beiden Strophen mit denen von Luther mag zur Befestigung jenes Urtheils dienen, das Wackernagel in der Vorrede seines Kirchenlieds, zweiter Band, über die mittelalterliche Kirche ausgesprochen hat. Er redet von einzelnen mackellosen Liedern des Mittelalters und sagt: „aber sie sind einseitigen Inhalts und bedürfen der Ergänzung. Man übersetzte wohl das ‚Media vita', (und in demselben) ‚denn dich, Herr, alleine!' Wie einsam stund dieses Bekenntniß damals in der Kirche. Die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben und von den Werken allein aus dem Glauben war seit Augustinus von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr in Vergessenheit gerathen. Bevor sie wieder ins Leben gerufen wurde, war kein Dichter im Stande, hinzuzufügen: ‚Mitten in der Höllen Angst unsre Sünd uns treiben!'" — Die katholischen Strophen sind Abschwächungen des reformatorischen Gedankens.

Luthers Lied redet zuerst vom Tode, der durch unsere Missethat zum bittern Tode wird, vgl. Psalm 90, 8. Dann wendet er sich zum schrecklichen Hintergrund des Todes, zur Hölle, und tröstet sich, daß unsrer Reue Jesu jammerndes Mitleiden entspreche, vgl. Jeremia 31, 20. Und endlich greift er den verborgenen Stachel des Todes und die geheime Wurzel der Hölle selbst an: die Sünde, um ihr das Blut Christi entgegenzustellen, welches im Glauben Trost bietet. — Im Straßburger großen Kirchengesangbuch 1541 und 1560 erscheint das Lied mit dem Titel: „Ein Klaglied über unsere Sünde, Tod und Hölle, mit bekanntniß unsrer rew, göttlicher Barmherzigkeit und genügthuns für uns unsers Herrn Jesu Christi, und angehenkter bit vmb gnad und hilff." Bündiger setzt Laurentius Stiphelius den Titel: „Ein Klaglied wider Tod, Hölle und Sünde und bei wem man darin Trost finde", wozu Crusius den Beisatz macht: „Kommts zum Tod, da werden wir mit Schrecken diese drei Feinde gewahr, daran wir sonst nicht gedachten"; und Hilscher schreibt: „Dies Kern- und Kraftlied sollten wir unablässig anstimmen, auf daß, wenn wir auf dem Wege aus der Welt nach der Ewigkeit unter die Mörder fielen, wie uns in den drei Versen dieses Lieds

die drei Hauptmörder Tod, Teufel und Hölle vorgestellt werden, wir alsdann des Beistands unseres Jesu versichert wären."

Was den Gebrauch des Lieds betrifft, wird man noch heute Serpilius zustimmen können, welcher sagt: „Wie sehr viele sterbende Christen mit und unter diesem Liede selig entschlafen, will ich anjetzo vorbeigehn; weil, ohne Ruhm zu melden, ich die Exempel zu Hunderten anführen könnte."

Vers 1. Schamelius bemerkt: „‚Mitten wir im Leben sind' — also treffen wir den Tod nicht erst bei dem Ende unseres Lebens an; sondern wir tragen ihn stets um und an uns durch einen schwachen, sterblichen Leib mitten im Leben. ‚Mit dem Tod umfangen' — mit Todesfurcht und Sorgen, ja mit dem Tode selbst, der täglich an uns naget, 2 Sam. 14, 14." Dazu vergleiche man 1 Samuelis 20, 3. — Über den Gegensatz im Verse bemerkt Erasmus Alberus in einem Schreiben an Caspar Aquila: „Der vor Zeiten das feine Lied gemacht hat, der hat wohl verstanden, daß diese zwo Predigten zusammengehören. Denn die Worte: ‚Mitten wir im Leben sind' sind des Gesetzes Predigt; darauf folgt das Evangelium: ‚das bist du, Herr, alleine!' das heißt: sola fides justificat."

Am Wege von Kornthal nach Stuttgart steht ein einfacher Stein mit der kurzen aber inhaltsreichen Inschrift:

Mitten wir im Leben sind
mit dem Tod umfangen.

Er bezeichnet die Stätte, an welcher der ehrwürdige Vater Köllner in der Karwoche 1853 aus dieser Welt genommen wurde. Abends sechs Uhr war er von Hause weggegangen, um einen kleinen Weg ins Freie zu machen. Friedlich und sabbatlich gieng er dahin. Drei Viertelstunden nachher traf ihn ein Freund an einen Baum gelehnt, heftig hustend und seufzend: „Hilf, ach lieber Heiland, lieber Heiland!" Er hielt ihn und stand ihm redlich bei in seinen Beengungen und Krämpfen. Die Dämmerung brach herein, der Freund wollte nach einem Wagen sich umsehen, allein der immer schwerer Ringende ließ ihn nicht los. Da kam ein Wagen daher gefahren. „Gottlob, rief Köllner, nun kann ich ja heimfahren!" Fast ohne Unterstützung stieg er hinauf und sagte: „Nun, nur schnell nach Hause!" Ja wohl gieng es schnell: an derselben Stelle sollte er Elia's Wagen besteigen. Noch ehe der Führer des Wagens die Zügel ergriffen, neigte der theure Vater das Haupt und — war daheim bei dem Herrn. Am Karfreitag wurde sein Leib zur Ruhe gelegt, wie der seines Herrn. (Köllner, Kornthal 1856.)

Vers 2. Johann Karl Berkhan, erster Prediger an der St. Andreaskirche in Braunschweig, verlangte, als er im Jahr 1782 dem Tode nahe war, daß ihm der Prediger Warnecke, der an seinem Bett saß, ein Lied von Luther vorlese. Der schlug dieses Lied auf und fieng an, es zu lesen. Als er aber an die Worte kam:

Mitten in dem Tod anficht
uns der Hölle Rachen!

unterbrach ihn der Sterbende und rief mit gar freudiger Stimme:

„Das ist carmen Lutheri heroicum!“ — und starb. Er fühlte den Geist, für welchen ein Spott aus dem Tod ist worden. (Feddersen, Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. 6.)

Vers 3. Dorothea Elisabet Dunler, eines schwedischen Rittmeisters Tochter, glaubte, es sei kein geistreicheres und herrlicheres Lied denn dieses, zumal da dieser Vers aus der Maßen kräftig sei und eitel Centnerworte in sich halte. — Georg Rollenhagen, Rektor zu Magdeburg, als Dichter bekannt, lag 1609 auf seinem Sterbebette. Da fragte ihn sein Beichtvater, ob er auch in seinem Herzen behalten wollte Jesum Christum und bei demselbigen bleiben. Er aber antwortete: „Wo sollen wir denn fliehen hin, da wir mögen bleiben? Zu dir, Herr Christ, alleine!“ — Magdalena von Schleinitz, die Witwe des Alexander von Miltiz auf Schenkenberg, welche am 6. Oktober 1614 starb, sagte, als man sie auf ihrem schweren Lager viel herumtragen mußte: „Wo sollen wir denn fliehen hin, da wir mögen bleiben? Zu dir, Herr Christ, alleine!“ — — Als die Franzosen einst in Speier so schrecklich hausten, klagten einem Bürger, dem eben auch alles verbrannt war, die Seinen, sie würden nun ins Elend ziehen müssen. Da fieng er an und sprach: „Liebe Frau und Kinder, fürchtet euch nur nicht. Wir müssen wohl fliehen, aber nicht ins Elend, sondern an den Ort, wo wir sicher vor Elend und Tod sind. Habt ihr nicht oft mit mir gesungen: ‚Wo sollen wir denn fliehen hin, daß wir mögen bleiben? Zu dir, Herr Christ, alleine!‘ Also sind wir keine Exulanten, sondern wir kommen durch solch Exilium an den rechten sichern Ort, zu Christo Jesu.“ (Seiffart, Singularia evang.) — Die letzten Worte unsers Verses: „Heiliger Herre Gott . . . von des rechten Glaubens Trost!“ waren das tägliche Morgen- und Abendgebet des Hessischen Geheimenraths und Statthalters zu Darmstadt, Otto Hartmann von Schlitz († 8. Oktober 1657). (G. Wimmer. 4.)

Zu einer eigenthümlichen Parodie hat Luther selbst Veranlassung gegeben. Er sagt in der Predigt am Tag Mariä Heimsuchung: „Wenn's an's Sterben geht, da muß ich so geschickt sein, daß ich sage: Ei, mitten in dem Tode will ich das Leben finden; ich will hier sterben, mein Herr ist bei mir; wie auch der Prophet in Psalm 4, 9 sagt. Also kehrt sich dann das Liedlein um, das man singet: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen; und man singt jetzt: Mitten in dem Tode sind wir mit dem Leben umfangen!“ — Darnach hat Michael Christof Burk, Pfarrer in Owen, 1760 das Lied gedichtet:

Mitten in dem Tode hat
Leben uns umfangen.
Wer ist, der uns Hilf und Rath
ließ durch Gnad erlangen?
  Du Jesu, bists alleine.
Du tilgest unsre Missethat,
die den Tod verschuldet hat.
Heiliger Mensch und Gott,
Retter in Noth und Tod!

Ewiger barmherziger Heiland!
Lebendiger Gott!
Du läßst nicht versinken
in des bittern Todes Noth.
Halleluja!

Ebenso dichtete er die folgenden Verse um: „Mitten in dem Tod verschwindt uns der Hölle Rachen —" und „Mitten in der Höllen Angst könnt die Sünd uns treiben; doch wir fliehen nur zu dir, daß wir sicher bleiben —". (Christenbote. 1847.)

Die Melodie: g g a h c c h a ist nicht die der lateinischen Antiphone: Media vita in morte, wie sie in der Psalmodia des Lucas Lossius aufgezeichnet ist. Sie hat mit derselben, die phrygische Tonart ausgenommen, keine Ähnlichkeit. Es ist vielmehr die mit der Verdeutschung dieses Hymnus: „In mittel unsers Lebens zeyt" entstandene Weise, die also dem deutschen geistlichen Volksgesang angehört. — Das Erfurter Enchiridion 1524 gab das Lied noch ohne Melodie; dagegen erscheint sie unter den lutherischen Gesangbüchern zum erstenmal in Walthers Chorgesangbüchlein 1524 in vierstimmigem Satze, an welchen sich in jenen Jahrzehnten noch eine Reihe von Sätzen anschlossen; sie gieng von Walther unverändert auch in die Straßburger Gesangbücher über. Bemerkenswerth ist, daß sich bei den Böhmischen Brüdern 1544, 1566 zu dem Liede: „Wir waren in großem Leid" diese Melodie im wesentlichen ebenso, aber mit Änderungen im Versmaß und einigen verschiedenen Wendungen in einer noch volksmäßiger klingenden Gestalt findet. Auch der gleiche Anfang mit der Weise: „Gott der Vater wohn uns bei" ist ein Zeichen volksmäßigen Ursprungs.

Das fertige Spielen und Singen derselben hat einst einem armen Nürnberger Lehramtscandidaten, der lange ein spärliches Brot der Sorgen und der Thränen gegessen, dabei aber zur festen Begründung seines Glaubens und seiner Hoffnung Gottes werthes Wort, sowie einen Schatz der schönsten christlichen Lieder und ihrer Weisen sich einprägte, eine der besten Schulmeisterstellen in Franken eingetragen. Den Bewerbern um diese Stelle wurde nemlich aufgegeben, diese schwere, alte Melodie auswendig zu singen und zu spielen. Von all den neumodisch verbildeten, jungen Mitbewerbern brachte aber keiner auch nur einen Ton hervor, nicht einmal der Text war ihnen bekannt. Der Nürnberger jedoch, der sich frommen Sinnes oft damit erbaut hatte, sang und spielte sie ohne Anstoß hinaus. Das entschied für ihn, und er war nun der Sorgen für immer los. (Schubert, Altes und Neues. 4, 1.)

203. Mit Fried und Freud ich fahr dahin.

Dr. Martin Luthers dichterische Umschreibung „des Lobgesangs Simeonis, des Altvaters. Lucä am 2. Kap.: Nunc dimittis servum tuum." Zuerst gedruckt im Waltherschen Chorgesangbüchlein 1524; später von ihm unter die sechs Begräbnißgesänge aufgenommen, die er 1542 unter dem Titel: „christliche Gesenng Lateinisch und Deutsch zum Begräbniß" herausgab.

Der Text Luthers heißt in vier Versen:

Mit Fried und Freud ich fahr dahin
in Gottes Wille,
Getrost ist mir mein Herz und Sinn,
sanft und stille:
Wie Gott mir verheißen hat,
der Tod ist mein Schlaf worden.

Das macht Christus, wahr Gottes Sohn,
der treue Heiland,
Den du mich, Herr, hast sehen lon
und macht bekannt,
Daß er sei das Leben
und Heil in Noth und Sterben.

Den hast du allen fürgestellt
mit großen Gnaden,
Zu seinem Reich die ganze Welt
heißen laden
Durch dein theuer heilsam Wort,
an allem Ort erschollen.

Er ist das Heil und selig Licht
für die Heiden,
Zu 'rleuchten, die dich kennen nicht
und zu weiden.
Er ist deins Volks Israel
der Preis, Ehr, Freud und Wonne.

„Dieser Schwanengesang des glaubig Sterbenden ist so alt auf Erden, sagt Schubert, als das Bekenntniß eines ins Fleisch gekommenen Heilands der Völker. Als bei den Nestorianischen Streitigkeiten unter der Regierung des Kaisers Valens die Irrlehre eine Zeit lang gesiegt hatte, daß Christus nur noch als ein Geschöpf, nicht mehr als wahrhaftiger Gott, von Gott geboren, zu betrachten sei, wollte ein Häuflein von achtzig treuen Bekennern sich weder durch das Gebot, noch durch die Drohungen des Kaisers, noch durch die Schrecknisse des Todes abhalten lassen, Jesum Christum als Gottes eingeborenen Sohn, ‚Gott von Gott geboren', zu bekennen. Sie blieben dabei so beständig und freudig, daß sie, als nun das Schiff, worauf sie gefangen saßen, in Brand gesteckt wurde und in Flammen aufgieng, mit lauter Stimme jenen Lobgesang des alten Simeon anstimmten. Die Zuschauer am Hafen, wohin das brennende Schiff getrieben wurde, hörten den Gesang und sahen die Freudigkeit der achtzig Bekenner, und viele staunten darüber; denn solche Freudigkeit hatten sie noch niemals mitten in ihrem Wohlleben und in ihren Wollüsten empfunden, als diese Männer in den Schmerzen der heißen Flammen und im Anblick des nahen Todes fühlten." (Altes und Neues. 4, 1.)

Wie Luther hier mit Simeon singt, also hat er auch oft zu Gott gebetet um ein seliges Ende. Als 1542 sein Schwager Leonhardt gestorben war und er mit Bugenhagen an dessen Grab vorübergieng, sprach er: „Der Mann ist fein sanft eingeschlafen; er wußte nicht, daß er starb, denn er schlief im Wort und Erkenntniß Christi ein. Lieber Herr Christe, gib mir auch in Kürze ein solch stilles und seliges Todesstündlein und nimm mich also aus diesem Elend und Jammerthal zu dir!" Dieses Gebet erhörte der Herr in schönstem Maße. Dr. Jonas und Magister Celius, die Zeugen seines Sterbens, berichten von Luthers Heimfahrt Folgendes: Als er sein Ende nahe fühlte, betete er: „O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes! Ich danke dir, daß du mir deinen Sohn, Jesum Christum, offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt, geliebt und gelobt habe, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr

Jesu Christe, laß dir mein Seelichen befohlen sein. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewiglich bleiben soll und aus deinen Händen mich niemand reißen kann." Weiter sprach er dann auf lateinisch: Joh. 3, 16 und Ps. 68, 21. Und bald darauf sagte er dreimal sehr eilend auf einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott!" Ps. 31, 6., worauf er anfieng, still zu sein. Da ihm nun nach einer Weile Jonas und Celius stark einriefen: „Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt, beständig sterben?" sprach er noch, daß man es deutlich hören konnte: „Ja!" womit er sich auf die Seite wandte und anfieng, zu schlafen. Allmählich erbleichte er unter dem Angesicht und ward kalt, thät dann ein tief, jedoch sanft Athemholen, mit welchem er seinen Geist aufgab, mit Stille und großer Geduld, daß er kein Glied mehr reget. Und konnte niemand merken (das zeugen wir — setzen die Berichterstatter ausdrücklich hinzu — für Gott und unserem Gewissen), einige Unruh, Quälung des Leibes oder Schmerzen des Todes, sondern friedlich und sanft entschlief er in dem Herrn, wie Simeon singet — kurz vor drei Uhr Morgens den 18. Februar 1546. Daß wohl der Spruch Joh. 8, 51 an ihm wahr wurde, welcher wohl eine der letzten Handschriften Dr. Luthers ist, von ihm dem Hans Gasmann, Honsteinschen Rentmeister zu Elrich, zum Andenken vorn in eine Hauspostille geschrieben, und hat diesen Spruch der liebste, herzliche Vater also ausgelegt: „‚Den Tod nimmermehr sehen.' Wie unglaublich ist doch das geredt und wider die öffentliche und tägliche Erfahrung! Dennoch ist es Wahrheit: wenn ein Mensch mit Ernst Gottes Wort im Herzen betrachtet, ihm glaubet und darüber einschläfet und stirbet, so sinket und fähret er dahin, ehe er sich des Todes versieht oder gewahr wird, und ist gewiß selig im Wort, das er also geglaubet und betrachtet, von hinnen gefahren. Martin Luther Dr., 1546 am 7. Tag Februarii." (Luthers Werke. Jenaer Ausgabe. 8.)

Eine ganze Wolke von Glaubenszeugen umgibt dieses Lied, die mit demselben freudig überwunden haben und im Frieden entschlafen sind.

Voran stehen drei Fürstengestalten. — Fürst Karl zu Anhalt hat, als er im Jahr 1561 auf dem Sterbebette lag, eine Viertelstunde vor seinem Ende sich noch einmal ermuntert und „wiewohl mit erbärmlicher Stimme, doch mit freudigem Herzen" dieses Lied ganz ausgesungen. (Erasmus Francisci, brennende Lampe.)

Als Wolfgang, Fürst zu Anhalt, alle seine Mitbekenner aus fürstlichem Geblüt überlebt hatte und 1565 an das Grab seines Freundes Graf Wolfgang von Barby gestellt war, da gieng er mit dem Gedanken an die Ewigkeit beständig um. Auf dem Heimweg sagte er: „Nun sind sie alle dahin, meine lieben alten Freunde!" und sang zweimal Luthers Lied: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin in Gottes Willen!" Einige Tage hernach erkrankte er, wurde aber nochmals errettet. Aber im Februar 1566 sollte es ernst werden.

Als man ihm den 22. März die Worte des 118. Psalms las: Ich werde nicht sterben, sondern leben! erwiderte er: ich werde schlafen! und entschlief am folgenden Tage in seinem Herrn. (Fliedner, Buch der Märtyrer und Glaubenszeugen. 2.)

Christof, Herzog zu Württemberg, äußerte oft auf seinem Krankenlager 1568: „Ein kühl Erdreich wird mein Doktor sein, und was ich thue, das muß ich darum thun, daß man nicht sage, ich sei ein Sonderlicher und lebe nur meines eigenen Kopfes, verachte die ordentlichen Mittel und versuche Gott. Ich weiß, mein Leib ist ein zusammengeflicktes Ding, ein altes baufälliges Haus, das niemand mehr vor dem baldigen Zusammenfallen bewahren wird. Wenn die von Gott mir bestimmte und von mir längst erwartete Stunde kommen wird, dann ist alles vergebens, denn wir müssen gewiß einmal sterben; selig aber sind die Todten, die in dem Herrn gestorben sind. Unsere Bürgerschaft ist im Himmel." Zu seinem treuen Ehgemahl, die durch ihre Sorgfalt und alle nur erdenklichen Mittel sein Leben so gern noch länger gefristet hätte, sagte er: „Wenn das erwartete Stündlein kommt, daß ich von hinnen scheiden soll, so begehre ich, daß man mit einhelliger Stimme singe: ‚Mit Fried und Freud ich fahr dahin.'" Er hatte aber lange zuvor schon an seine Gruft und seinen Tod gedacht und deßhalb vielfältig mit Paulo gesprochen: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein", und dem beigefüget: „Wenn ich hundert Jahre zu meinem zeitlichen Leben nur mit einem Heller kaufen könnte, wollte ich es nicht thun. Wenn die Stunde meines Todes kommen wird, so glaubet mir, daß dies die Stunde sei, darauf ich lange gewartet habe." Darum ist er denn auch in seinen Todesschmerzen gar geduldig gewesen und hat gesagt: „Ja, gerne will ich leiden, ja, gerne will ich geduldig sein!" und ist als ein tapferer Glaubensheld gar seliglich hingefahren am 28. Dezember 1568. Im Chor der Tübinger Stiftskirche ruhen seine Gebeine. (Mart. Mylii apophtegmata morientium.)

Den drei Fürsten mögen fünf treue Knechte des Herrn in der Kirche Christi folgen.

Friedrich Myconius zu Gotha, eine der edelsten Gestalten der Reformation, ein Kind des Friedens, über dessen Thür die Worte glänzten: beata tranquillitas, war 1541 durch Luthers Gebet wie durch ein Wunder von seinem Krankenlager erstanden; folgte aber seinem Vater im Glauben bald nach. Am 7. April 1546 lag er wieder, wie fünf Jahre zuvor, in den letzten Zügen. Umgeben von den Seinigen und lieben Freunden, hielt er fest am Trost des Evangelii, befahl unter Simeons Lobgesang: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin!" seine Seele dem großen Gott, und so entschlief der treue Mann selig in dem Herrn. Justus Menius predigte an seinem Grab von dem Weizenkorn, das in die Erde fällt, um viele Frucht zu bringen, und von dem Diener, der sein soll, wo sein Herr ist. (Piper, Evangelisches Jahrbuch. 1861.)

Gerhard Münch, der fromme 1671 heimgegangene Prediger in Frankfurt a. M., schlug, nachdem er auf dem Sterbebette das heilige

Abendmahl genossen hatte, mit beiden abgematteten, schon eiskalten Händen auf sein Bett und sagte: „Lauter Freude, lauter Freude!" und sang: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin." (Feddersen, Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. 2.)

Dr. Philipp Jakob Spener, der treue Knecht des Herrn, sang dieses Lied in gesunden Tagen, viele Jahre vor seinem Sterben, am Schluß seiner Abendbetstunden, und jeden Sonntag Morgen, um sich aufs Sterben zu bereiten, und sang sich also sein Requiem. Als nun wirklich die letzten Tage und Stunden herbeikamen, hörte man ihn in freudiger Weise gar viel von Simeons Heimgang im Frieden reden, und gerade an einem Sonntag Morgen (15. Februar 1705) durfte er „gar geschwinde und sanft seine Seele in die Hände des himmlischen Vaters befehlen."

Dr. Philipp Hahn, Domprediger in Magdeburg, schrieb das Liedlein in seine Kirchenpostille und setzte darunter die Worte: da mihi in hoc etiam carmine, Christe, mori. Das ist zu deutsch:

Herr Christ, hilf, daß ich meine Tag
mit diesem Sang auch schließen mag!

Solches ist dann auch geschehen. Es war das letzte Gebetlein, das er seinem Schwiegersohn, Dr. Paul Röber, noch deutlich und vernehmlich hat nachsprechen können, ehe er seinen letzten Odem aushauchte. Darum ward es hernach auch zu seinem Leichentexte erwählet. (Avenarius, Liederkatechismus. 1714.)

Am letzten Tage, den der jugendliche, geistsprühende Hofprediger Dr. Johann Reinhard Hedinger in Stuttgart hienieden zubringen sollte (28. Dezember 1704), trat sein Freund und Amtsbruder Oberhofprediger Dr. Johann Friedrich Hochstetter bei ihm ein, als er sich gerade auf der Harfe das Lied spielen ließ: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin." Dem rief er freudig entgegen: Inter jubila moriar. (Jauchzend will ich schlafen gehn!) Er hatte die Hoffnung, dieses würde das „Nun" seiner sehnlich verlangten Freudenfahrt sein. Als nun aber das Lied zu Ende war und er noch nicht vollendet hatte, war er voller Ergebung in Gottes Willen und setzte hinzu: „Man frage mich nimmer nach meinem Zustande, als wenn ich noch länger zu leben wünschte. Ach, ich sterbe von Herzen gern, verlange auch nimmermehr zurück in dieses zeitliche Leben, nachdem ich den Kampf bis hieher gebracht habe und an die Thore der lieblichen Ewigkeit gekommen bin."

Aus dem Chor anderer glaubiger Christen fügen wir zwei edle Seelen hinzu.

Hans Ungnad, ehemaliger kaiserlicher Feldhauptmann, der aus Liebe zur evangelischen Sache seine Ämter aufgab und Östreich verließ, kam nach Tübingen und wirkte daselbst für das Evangelium. Er wurde am 17. Juni 1565 in der herzoglichen Gruft in der St. Georgenkirche beigesetzt. Herzlich hatte er sich gefreut, als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, tröstete seine Frau und Kinder, sagte zu ihnen: „Mißgönnet mir die Freude nicht, die mir der Herr Christus bereitet hat und die ich gewißlich erlangen werde, da ich

längst schon im Vorgenuß derselben stehe!" und fieng an, dieses Lied gar fröhlich zu singen. — Die Frau des bekannten Chronologen Abraham Buchholz wartete auf ihren Tod mit großem Verlangen und sprach: „O gütiger Gott, spanne an, nicht leibliche Rosse und Wagen, sondern Eliä, des Propheten, auf daß ich in das ewige Vaterland verreisen möge. Wenn mein Wagen kommen wird, will ich fröhlich singen: ‚Mit Fried und Freud ich fahr dahin!'" (Titius vermehrtes Exempelbuch.)

Doch nicht nur in der Todesnoth selbst, auch in andern Leibesnöthen ward dieses Lied als glaubiger Hilferuf angestimmt, und der Herr erwies sich dabei, daß er „das Leben sei und Heil in Noth" (Vers 2). — Der tapfere Graf Christof von Oldenburg befahl 1547 seinem Kriegsheere vor der Schlacht mit den Kaiserlichen bei Drakenburg, auf die Kniee zu fallen und Gott mit diesem Liede um Sieg zu bitten, der ihnen dann auch geschenkt ward. (Eggerik Bennige, Chronyk von Oostfresland.) — Bei der großen Überschwemmung im Thüringer Lande am 29. Mai 1613 (vgl. S. 103) in Lehnstett bei Weimar hatten sich siebzehn Personen auf einen Boden gerettet, wo sie endlich bei der immer mehr anwachsenden Wasserflut ihren nahen Tod vor Augen hatten. Da stimmten sie in der Todesangst dieses Lied an und der Herr erbarmte sich, daß das Wasser sie nicht erreichte und sie gerettet wurden. (Olearius Liederschatz. 1.)

Unter gar merkwürdigen Umständen ward aber dieses Lied im Jahr 1534 auf dem Richtplatz zu Soest in Westfalen angestimmt. In dieser Stadt hatten die Rathsherren um jene Zeit einen Gerbermeister Namens Schlachtorp, der ein Anführer der Evangelischen war, mit noch mehreren Genossen unter geringem Vorwande verhaften lassen und zum Tode verurtheilt. Am Tage der Hinrichtung wurden die Verurtheilten unter einem großen Volkszulauf zur Richtstätte geführt. Dort angelangt, betheuerte Schlachtorp, daß er allein um des Glaubens willen sterben müsse und stimmte das Lied an: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin." Die ganze Volksmenge sang mit; aber doch wagte es noch niemand, dem treuen Bekenner der Wahrheit beizustehen. — Als man nun den Verurtheilten die Wahl ließ, wer zuerst sterben wolle, erwählte Schlachtorp, das erste Opfer zu sein. Der Scharfrichter aber traf mit dem bloßen Schwerte nicht seinen Hals, sondern nur den Rücken, so daß der Stuhl umschlug. Als man diesen wieder aufrichten wollte, damit der zweite Schlag geführet werde, kam der Verwundete zur Besinnung und entriß dem Henker das Schwert, welches er auch so lange festhielt, bis er die Stricke an den Händen mit den Zähnen aufgemacht hatte. Nun schlug er so wüthend mit dem Schwerte um sich, daß man ihm gar nicht ankommen konnte. Jetzt wurde das Mitgefühl des Volkes laut, die Rathsherren befahlen, von ihm abzulassen, und das Volk führte den Geretteten, der das eroberte Schwert in Händen hielt, im Triumph nach Haus. Schlachtorp starb zwar an der furchtbaren Wunde, aber nie ward in Soest ein Leichenbegängniß gesehen, wie das seine; und bald darauf mußte der katholisch gesinnte Rath die Stadt verlassen und die ganze

Bürgerschaft fiel dem Evangelium und dem Manne Gottes zu, der das Volk singen gelehrt: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin."

Die Melodie: d a a g d c h a ist 1524 zugleich mit dem Lied erfunden und zum erstenmal in Walthers Chorgesangbüchlein gedruckt erschienen, ohne Zweifel, obwohl nicht völlig verbürgt, von Luther. Bei der Fassung dieser Melodie, wie sie im Allgemeinen Kirchengesangbuch sich findet, ist bloß eine rhythmische Schwierigkeit der dritten Zeile nach alten Vorgängen auf kaum merkliche Weise entfernt. Sebastian Bach hat sie in einer seiner Festcantaten, auf das Fest der Reinigung Mariä, mit einem schönen Tonsatz geschmückt, wobei er nach jedem Vers einen andern auf dessen Inhalt bezüglichen Tonsatz einwob. — Eine andere Melodie: f g f b d c b a, ist von Knecht 1794 zu dem Liede G. B. Funks: „Mir schauert nicht vor dir, o Gruft" erfunden, wie sie denn zuerst im Württembergischen Choralbuch 1798 und dann 1828 erscheint. Palmer äußert sich im süddeutschen Schulboten 1845 über diese beiden Melodieen treffend also: „Sie können ganz besonders dazu dienen, um den Charakter der alten, objektiv-kirchlichen Choralzeit und der modernen, empfindungsreichen Periode recht fühlbar zu machen. Beide Melodieen sind, jede in ihrer Art, Meisterwerke; aber wie anders klingt Knecht, als Luther! Luthers Weise fehlt es durchaus nicht an Zartheit; man sehe nur die vierte Zeile: „sanft und stille" und die folgenden. Aber doch, wie wird schon durch die dorische Tonart, durch die dadurch hervorgebrachten Zeilenschlüsse und Modulationen die ganze Melodie viel männlicher! Es ist der Glaube der Kirche, der in seiner ganzen Macht und Freudigkeit gerade in den Sterbliedern der Alten sich offenbart. Wie sind dagegen Knechts Accorde und Tonfolgen so weich, so arienmäßig! Hier ist es das subjektive, fromme Gefühl, das von den Gräbern aus sehnsüchtig nach der christlichen Wahrheit aufblickt; dort aber bei Luther ist es die bereits oben auf der Höhe christlicher Wahrheit stehende Glaubensgewißheit, die mit hoher, göttlicher Ruhe auf Gräber und Sterbebetten herniederblickt."

204. Nun laßt uns den Leib begraben.

Erscheint zuerst im „New Geseng buchlen. Jungen Buntzel durch Georgen Wylmschwerer 1531.", dem ersten Gesangbüchlein der böhmisch-mährischen Brüder, das Michael Weys, Prediger derselben zu Fulnek, herausgegeben hat; sodann unter den lutherischen Gesangbüchern zuerst in: „Geistliche lieder vnd Psalmen durch D. Mart. Luth. Gedruckt zu Magdeburg durch Michel Lotther 1540." Es ist hier Luther zugeschrieben; wogegen er im „Babstschen Gesangbuch 1545" förmlich protestirte mit den Worten: „Ich mus aber das auch vermanen das lied, so man zum grabe singet, Nu laßt vns den leib begraben, füret meinen namen, aber es ist nicht mein, vnd sol mein name hinfurt dauon gethan sein, Nicht das ichs verwerffe, denn es gefellet mir sehr wol, vnd hat ein guter Poet gemacht, genannt Johannes Weis, on das er ein wenig geschwermet

hat am Sacrament, Sondern ich wil niemand sein erbeit, mir zu eigen." Offenbar ist ihm dabei auch ein Versehen widerfahren, indem er jetzt Johannes Weiß von der Mitweyde mit Michael Weys († 1534 zu Landskron, vgl. 2, 119 ff.) verwechselte.

Das Lied selbst ist eine Uebersetzung und Bearbeitung des Lateinischen von Aurelius Prudentius aus Saragossa in Spanien (348—413, vgl. 1, 54 ff.). Aus dessen Hymnus in exequiis defunctorum: Deus ignee fons animarum, welcher 44 Strophen hat, wurden nemlich einzelne Verse zu Gesängen gebildet, und der bekannteste ist unser: Jam moesta quiesce querela. Wir geben das Lateinische mit einer dem Original direkt entsprechenden Uebersetzung:

Jam moesta quiesce querela; lacrimas suspendite, matres, Nullus sua pignora plangat: mors haec reparatio vitae est.	Nun ruhet, ihr bitteren Klagen! kein Mutterherz möge verzagen, Kein Auge die Pfänder beweinen: aus dem Tode wird Leben erscheinen.
Quidnam sibi saxa cavata, quid pulchra volunt monumenta, Res quod nisi creditur illis non mortua, sed data somno?	Was schmückten wir Gräber aufs beste und wölbten die Grüfte so feste, Wenn ewiglich bliebe verborgen, was entschläft zum besseren Morgen?
Nam quod requiescere corpus vacuum sine mente videmus, Spatium breve restat, ut alti repetat collegia sensus.	Jetzt wandert zum nächtlichen Frieden die Hülle, vom Geiste geschieden; Bald ist sie — wie fliehen die Stunden! mit ihm droben wieder verbunden.
Veniant cito saecula, cum jam socius calor ossa revisat, Animataque sanguine vivo habitacula pristina gestet.	Im Fluge wird, wie wir erflehen, ein Hauch die Gebeine durchwehen, Und Blut wird die Adern durchwallen, die, versiegt, im Staube zerfallen.
Quae pigra cadavera pridem tumulis putrefacta jacebant, Volucres rapientur in auras animas comitata priores.	Die Leiber, vom Tode verschlungen, vom Moder der Grüfte bezwungen, Vom Geiste gehoben zum Leben, werden adlergleich sich erheben.
Sic semina sicca virescunt jam mortua jamque sepulta, Quae reddita cespite ab imo veteres meditantur aristas.	Sie grünen dem Himmel entgegen, wie Körnlein, die trocken gelegen Und keimend im Rasen verlangen, wie zuvor in Ähren zu prangen.
Nunc suscipe terra fovendum gremioque hunc concipe molli: Hominis tibi membra sequestro generosa et fragmina credo.	Nun weihen wir, Erde, dir wieder in Stille die köstlichen Glieder; O birg unter grünendem Moose du das Pfand im traulichen Schoße.
Animae fuit haec domus olim factoris ab ore creatae; Fervens habitabat in istis sapientia principe Christo.	Einst war es zum Hause der Seele geschaffen durch Gottes Befehle; Drin glühten die himmlischen Flammen, die dem König Christo entstammen.
Tu depositum tege corpus: non immemor ille requiret Sua munera fictor et autor propriique aenigmata vultus.	Und wie wir in dich es versenken, wird seiner der Schöpfer gedenken, Aus irdenem Tiegel es heben und des Himmels Siegel ihm geben.

Veniant modo tempora justa,
quum spem deus impleat omnem,
Reddas patefacta necesse est,
qualem tibi trado figuram.

Wenn erwünscht sich die Stunde enthüllet,
da der Herr unser Hoffen erfüllet,
Wird mit Freuden entsteigen dem Grabe
die mit Thränen gebettete Habe.

Wir geben nun unser Lied in seiner ehrwürdigen und einfältigen Form, wie es unsre Väter gesungen:

Nun laßt uns den Leib begraben,
daran gar kein Zweifel haben,
Er werd am jüngsten Tag aufstehn
und unverweslich herfür gehn.

Erd ist er und von der Erden,
wird auch zu Erd wieder werden
Und von der Erd wieder aufstehn,
wenn Gottes Posaun wird ergehn.

Sein Seel lebet ewig in Gott,
der sie allhie aus lauter Gnad
Von aller Sünd und Missethat
durch seinen Sohn erlöset hat.

Sein Jammer, Trübsal und Elend
ist kommen zu eim selgen End,
Er hat getragen Christus Joch,
ist gestorben und lebet noch.

Die Seel lebet ohn alle Klag,
der Leib schläft bis an jüngsten Tag,
An welchem Gott ihn verklären
und ewger Freud wird gewähren.

Hie ist er in Angst gewesen,
dort aber wird er genesen,
In ewiger Freud und Wonne
leuchten wie die helle Sonne.

Nun lassen wir ihn hie schlafen
und gehen all heim unser Straßen,
Schicken uns auch mit allem Fleiß,
denn der Tod kömmt uns gleicherweis.

Das helf uns Christus unser Trost,
der uns durch sein Blut hat erlost
Vons Teufels Gwalt und ewger Pein;
ihm sei Lob, Preis und Ehr allein!

In dieser Fassung steht das Lied in den lutherischen Gesangbüchern. Der letzte Vers ist nicht von Weys. Wackernagel sagt (Luthers Lieder S. 101): „Man wird wohl diese Schlußstrophe samt den übrigen Veränderungen des Lieds M. Luther zuschreiben und hierin den Grund sehen dürfen, weßwegen man ihm das ganze Lied zugeeignet hat."

Dieses selbst ist der beliebteste Grabgesang geworden und sogar in päpstlichen Gemeinden gebraucht. — Kurfürst Karl von der Pfalz verbot den Lutheranern in Heidelberg, in ihrer eigenen daselbst erbauten Kirche dieses Lied bei den Begräbnissen zu singen.

Am meisten leuchtet unter den Versen der vierte hervor. — Zum Anfang desselben sagt Heinrich Müller in seinen „Erquickstunden": „Welt, gute Nacht! Es ist aus, Gott Lob, es ist aus mit meinem Leben. Kein Körnlein ist mehr im Glas, kein Tröpflein im Faß. Das Lichtlein ist aus und verloschen. Der Tag des Todes ist besser, als der Tag der Geburt. Jener setzt in die Mühe, dieser heraus in die Ruhe; jener fängt das Leiden an, dieser macht es ein Ende. Leben aus, Leiden aus. Gottlob, mein Angstbecherlein ist aus! Das Stündlein ist da, da man mir mit Freuden nachsingen wird:

Sein Jammer, Trübsal und Elend
ist kommen zum seligen End.

Welt, gute Nacht! Mein Sodom bist du gewesen und hast mit deinen ungerechten Werken meine Seele oft bis auf den Tod geängstigt. Nun kommt der Tod, des Herrn Engel, und führt mich heraus."

Friedrich Mallet sprach an Friedrich Adolf Krummachers Grab zu Bremen im April 1845 über das Wort:

Er hat getragen Christi Joch,
ist gestorben und lebet noch!

wobei er sagte: „Die Saiten seiner Harfe sind nicht gesprungen; sie triumphirt. Wie viele werden noch ihren zarten heiligen Klängen lauschen und sagen: das hat meine Seele erquickt und gehoben!“

In dem geistreichen Schriftchen von Valentin Andreä: „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes 1619“ wird unter anderem gesagt:

— — Ich denk der guten Tag,
da war an Glehrten wenig Klag.
Soll ich die dapffer Leut all nennen,
ich glaub, ich würde vil nit kennen.
Die sein nun todt und leben noch,
nun leben vil und faulen doch.

Am schönsten aber tritt der Grundgedanke des ganzen Lieds, wie des vierten und sechsten Verses, hervor in dem, was Dr. Heinrich Müller in seinem „Geistlichen Dankaltar“ erzählt: „Ich kenne einen Menschen in Christo, dem auf seinem Krankenbett im Schlaf folgendes Gesicht vorkam. Er sahe und siehe, es standen bei ihm am Bette vier Engel, zween zur Rechten, zween zur Linken. Der eine hatte ein Tüchlein in der Hand, damit wischte er ihm die Thränen ab von seinen Augen und sprach: Absterget! Du hast lange genug geweint, nun wird das Lamm abwischen alle Thränen von deinen Augen. Der andre reichte ihm einen Palmzweig dar und sagte: Vicisti! Durch Jesu Wunden hast du überwunden. Der dritte hielt eine Krone über sein Haupt und sprach: Coronaberis! Du sollst eine schöne Krone empfangen von der Hand des Herrn. Darauf drückte ihm der vierte die Augen zu und sagte: Vidisti —

Dein Jammer, Trübsal und Elend
ist kommen zu eim selgen End.

Indem fuhr die Seele aus; die nahmen sie mit Freuden auf und führten sie hin gen Himmel, erfüllten die Luft mit jauchzenden Stimmen und riefen:

Dort ist sie in Angst gewesen,
aber nun ist sie genesen!
Hallelujah, Hallelujah.

Mein süßester Herr Jesu, laß mir dies Gesicht erscheinen in meiner letzten Stunde! Ewig soll mein Herz dich loben, wenn ich wohnen werde bei dir droben.“

Als am 1. April 1653 die jugendliche Tochter Herzog Wilhelms von Weimar, Wilhelmine Eleonore, ins Grab gesenkt wurde, trug die Stadtkantorei unser Lied vor, und ihr antwortete auf jeden einzelnen Vers die fürstliche Kapelle gleichsam im Namen der Hingegangenen mit einer Strophe, wovon wir nur die erste und letzte nennen. Zum ersten Vers „Nun laßt uns den Leib begraben“ heißt es:

So traget mich denn immerhin,
da ich so lang verwahret bin,
Bis Gott, mein treuer Seelenhirt,
mich wieder auferwecken wird.

Auf den siebten Vers: „Nun lassen wir ihn hie schlafen" antwortete die Kapelle:

So laßt mich denn in sanfter Ruh
und geht nach eurer Wohnung zu;
Ein jeder denke Tag für Tag,
wie er auch selig sterben mag.

Dann schloßen beide Kapellen im vollen Chore ab: „Das helf uns der Herr Jesus Christ." — Diese Zusatzstrophen, von Georg Neumark gedichtet, haben weitere Verbreitung in der Kirche gefunden, z. B. im Naumburgischen Gesangbuch 1730 und im Freylinghausenschen 1741.

Als Melodie ist im Brüdercantional 1531 die Weise des Lieds genannt: „O Jesu Christe, Gottes Sohn": g as g b g as b g (phrygisch). Diese Weise wurde im Bapstschen Gesangbuch 1545 angenommen. Allein schon 1543 wurde im Klugschen Gesangbuch demselben eine mixolydische, und in den „123 Liedern für die gemeinen Schulen von Georg Rhaw 1544" eine jonische Weise gegeben. Die letztere: g a g f g a h a g, erscheint dort von Johannes Stahl mit einem fünfstimmigen Satz, ohne daß wir wissen, ob der Setzer auch der Erfinder derselben gewesen ist. Diese Weise ist dem Liede geblieben, nachdem auch die böhmischen Brüder sie in ihr Gesangbuch 1566 aufgenommen hatten.

205. O Welt, ich muß dich lassen.

Allgemeiner Annahme zufolge von Dr. Johann Hesse (1490—1547, vgl. 1, 360 ff.), dem Reformator Schlesiens zu Breslau. Es erscheint erst ums Jahr 1555 in zwei Nürnberger Einzeldrucken bei Neuber und bei Gutknecht, dann in dem Nürnberger Gesangbuch bei Fuhrmann 1569, von da an häufiger. Erst das Dresdener Gesangbuch 1622 führt es mit Hessens Namen auf. — Interessant ist ein Lied mit ähnlichem Anfang und verschiedener Ausführung: „O Welt, wir müssen dich lassen, wolln wir auf Gottes Straßen uns hie befinden lan"; es erschien 1555 bei Stöckel in Dresden (vgl. Wackernagel 3, 952 ff.).

Es beruht auf alter Tradition, daß Hesse das Lied als Sterbelied für Missethäter, die zum Tod geführt werden, gedichtet habe, was sowohl mit dem Inhalt des Lieds wie mit der Sorgfalt stimmt, welche Hesse schon im Jahr 1526 für die Behandlung solcher Unglücklichen bewiesen hatte. Wackernagel vermuthet indessen, daß der Verfasser das Lied für einen besonderen Fall gedichtet habe, woraus seine späte Veröffentlichung, sowie die Veränderungen in Bezug auf die Schlußzeilen der Verse zu erklären wäre.

Jedenfalls ist das Lied eine Umdichtung des Wanderlieds süddeutscher Handwerksbursche, welches sich 1539 in Forsters „frischen

Liedlein" und in einer Heidelberger Handschrift in zweierlei Fassungen findet (vgl. Uhland, Volkslieder 1, Nr. 69). Die erstere und kürzere lautet:

Innsbruck, ich muß dich lassen,
ich far dahin mein Straßen
in frembde Land dahin;
Mein Freud ist mir genommen,
die ich nit weiß bekommen,
wo ich im ellend bin.

Groß leid muß ich yetz tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebsten Bulen mein;
Ach lieb, nun laß mich armen
im Herzen dein erbarmen,
das ich muß von dannen sein.

Mein trost ob allen weiben!
dein thu ich ewig bleiben
stet, trew, der ehren fromb.
Nun müß dich Gott bewaren,
in aller tugendt sparen,
bis daß ich wieder komb.

Die Hesse'sche Umdichtung ist nun so beliebt geworden, daß man sie nicht nur bei Missethätern gebrauchte, sondern daß viele würdige Christenseelen sich daran erfreuten. Bonifazius Stölzlein, Pfarrer zu Kuchheim, hatte angeordnet, daß ihm dieses Lied in seiner Todesnoth sollte vorgesprochen werden, weil die Worte darin so kräftig, tröstlich und durchdringend seien. — Auch wurde das Lied beim Begräbniß der Herzogin Christiana von Sachsen 1659, der Kurfürstin Sibylla und anderer fürstlichen Personen angestimmt. — In Danzig gehörte es zu den gewöhnlichen Trauergesängen.

Der erste Vers gab in seinen ersten Worten unverständigen Leuten hie und da Anstoß. Er heißt:

O Welt, ich muß dich lassen,
ich fahr dahin mein Straßen
ins ewig Vaterland;
Mein'n Geist will ich aufgeben,
dazu mein Leib und Leben
setzen in Gottes (gnädig) Hand.

Sie sagten, ein Christ sterbe nicht gezwungen, sondern freudig und mit gutem Willen. Allein es ist hier das „ich muß" und das „ich will", die Naturnothwendigkeit und die Willigkeit vortrefflich vereinigt. Serpilius sagt: „Hat denn nicht David geseufzet: Herr, lehre doch mich, daß es ein Ende mit mir haben muß, daß mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß?" — Dagegen befahl Johann Christian von Dölau auf Liebau, daß man dieses Lied bei seinem Begräbniß anstimmen und statt „ich muß dich lassen" singen solle: „ich will dich lassen." So groß war sein Verlangen, diese eitle böse Welt zu verlassen.

Vers 3 ist ein tiefes Bekenntniß der Sünde:

Ob mich gleich hat betrogen
die Welt, von Gott abzogen
durch Schand und Büberei,
Will ich doch nicht verzagen,
sondern mit Glauben sagen,
daß mir (mein Sünd) vergeben sei.

Diese Worte erwählte sich 1679 eine Kindsmörderin, welche mit dem Schwerte gerichtet wurde, für ihre Leichenpredigt, die man nach Kurfürstlich Sächsischer Erlaubniß halten durfte. Johann Balthasar Balduin, Pastor zu Otrant, stellte nach dem Verse dar: die betrügende und betrogene Welt, wie sie 1. schändlich zu Fall bringt, 2. der Fall schändlich mißlingt, 3. der Gefallene aber sich wieder glaubig emporschwingt.

Als ein gründliches reformatorisches Bekenntniß betrachtete man den fünften Vers:

Die Sünd mag mir nicht schaden;
erlöst bin ich aus Gnaden,
umsonst, durch Christi Blut:
Kein Werk kommt mir zu Frommen,
so ich will zu ihm kommen,
allein der christlich Glaube gut.

Mit dem Schlußvers 10, in welchem er die „irdischen Sachen" (V. 9) von sich weist und sagt:

Das schenk ich dir am Ende,
ade, zu Gott dich wende,
zu ihm steht auch mein Bgehr.
Hüt dich vor Pein und Schmerzen,
nimm mein Abschied zu Herzen,
meins Bleibens ist (jetzt hie) nicht mehr.

stimmte ganz sein Abschied aus diesem zeitlichen Leben. Wie er hier ruft: „Ade! zu Gott dich wende!" so rief er 1547 beim Verscheiden: „Ave domine Jesu, gegrüßet seist du, Herr Jesu!"

Die Melodie: f f g a c b a ist die alte deutsche Volksweise aus dem 15. Jahrhundert, welche sich mit einem Tonsatz von Heinrich Isaak, Kapellmeister des Kaisers Maximilian I., der sich schon 1475 als Kapellmeister an der Kirche St. Giovanni zu Florenz berühmt gemacht hatte, in dem 1539 zu Nürnberg erschienenen „Außzug deutscher Liedlein" auf das oben angeführte Wanderlied findet. Als sie auf unser Wanderlied zur seligen Ewigkeit angewandt wurde, finden wir eine leichte Umbildung derselben, besonders im Rhythmus, so bei Gesius 1605 und M. Prätorius 1610. Während letzterer sie in der besten Form und einem trefflichen Tonsatz bietet, erscheint sie im Schein'schen Cantional 1627 sowohl in rhythmischen als melodischen Wendungen nicht zu ihrem Vortheil verändert. — Johann Sebastian Bach soll nach der allgemeinen Kirchenzeitung 1836 sich dahin ausgesprochen haben, er wollte für diese einzige Melodie gern sein bestes Werk geben. Er hat dieselbe, wie sie sich mit Gerhardts „O Welt, sieh hier dein Leben" vermählt hat, mit schönen Tonsätzen geschmückt, in seine beiden Passionsmusiken nach Johannes und Matthäus eingefügt. — Nach Freiherrn von Tucher (Schatz des evangelischen Kirchengesangs 1840) soll sich auch der gefeierte Mozart ebenso geäußert haben.

206. Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott.

Von Dr. Paulus Eber, Professor zu Wittenberg (1511—69, vgl. 1, 271 ff.), gedichtet, und erschienen zuerst in dem polnischen Cantional von Seklucyan 1559 zu Königsberg „Panie Jezu tys czlowieki Bog", dann im niederdeutschen Druck des „Enchiridion Geistliker leder vnd Psalmen. Hamborch 1565." mit der Überschrift: „Ein gebedt tho Christo vmme ein salich affscheid vth dissem bedröueden leuende", und mit der Unterschrift: D. Paulus Eberus Filiolis suis faciebat 1557. Hernach hochdeutsch im Anhang zum Brüdergesangbuch 1566 und in „Psalmen, geystliche Lieder vnd Gesänge, sambt etlichen Gebeten. Straßburg 1569."

Das Lied ist kindlich einfältig und doch herzbeweglich, wie wirs von Eber gewohnt sind. Sei mir gnädig, Christe! ruft er zum

Anfang, Vers 1. — Dann folgt zuerst in Vers 2—4 Bitte um Gnade im Sterben, wenn die Sinnen vergehen, Vers 2, wenn der Verstand zerrinnt, Vers 3, und wenn die Seele vom Leibe sich scheidet, Vers 4; hernach in Vers 5—7 Bitte um eine selige Urständ; besonders auf Grund der gnadenreichen Verheißung, Johannis 5, 24. — Endlich Abschluß mit Vers 8.

Das Lied hat das Herz des evangelischen Volkes aller Orten tief getroffen; aber auch in der katholischen Kirche erwarb es sich das Bürgerrecht. Nachdem Leisentritt, Dechant in Bautzen, es in seine „Geistlichen Lieder und Psalmen, Budissin 1567" aufgenommen, erschien es auf Anordnung des Bischofs Johann Philipp zu Bamberg in dem katholischen Bamberger Gesangbuch 1606 mit der Überschrift: „Ein gar uraltes katholisches Gebet um ein christliches Ende in Todesnöthen, auch Morgens und Abends zu beten aus dem Leisentritt." Ut vidi, ut gavisus sum! schreibt Dr. Cramer, da er dies gesehen.

Als Paulus Eber selbst 1569 aufs Todtenbett gelegt wurde, betete er sein Lied, dessen Anfang gar sehnlich lautet:

Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott,
der du littst Marter, Angst und Spott,
Für mich am Kreuz auch endlich starbst
und mir deins Vaters Huld erwarbst:
Ich bitt durchs bitter Leiden dein,
du wollst mir Sünder gnädig sein!

Zu den beiden letzten Zeilen bemerkt Schamelius: „Was soll ein Christe denken oder sagen, wenn er ein Kruzifix siehet? Hie stehet die Antwort."

Der berühmte Hugo Grotius erkrankte auf seiner letzten Reise, als er durch Schiffbruch an die Küste der Kassuben verschlagen und von Schweden nach Rostock gekommen war, in dieser Stadt. Der herbeigerufene Arzt verhehlte ihm sein herannahendes Ende nicht, und Grotius bat den Theologen Johann Quistorp, ihn zu besuchen. Dieser sagte zu ihm, es hätte ihn sehr gefreut, wenn er ihn als gesunden Mann hätte besuchen dürfen. Er antwortete: So hat es Gott gefügt! Quistorp wünschte ihm, daß seine Buße sein möge, wie die des Zöllners im Tempel, und daß sich Gott auf sein reumüthiges Gebet seiner erbarmen möge. Darauf sagte er: „Der Zöllner bin ich!" Als ihn aber Quistorp ferner erinnerte, seine Zuflucht zu dem Heilande der Welt zu nehmen, denn außer ihm sei kein Heil, antwortete er: „Ich setze alle meine Hoffnung allein auf Christum!" Hierauf sprach er ihm das Lied: „Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott!" von Wort zu Wort mit gefalteten Händen und leiser Stimme nach und gab nach wenigen Minuten seinen Geist auf: 28. August 1645. Und so ist dieser gelehrte Jurist, obwohl er viel Irriges in der Theologie geschrieben, dennoch wahrhaft evangelisch gestorben im Vertrauen auf Jesum Christum, des lebendigen Gottes Sohn.

Vers 2 und 3 enthalten einen gewaltigen Schwung herzandringenden Flehens, wie er sich ergibt für Stunden, wo das alte

sächsische Sprichwort gilt: „Gerade zu! gibt gute Renner.“ Man höre Vers 2:

> Wann ich nun komm in Sterbensnoth
> und ringen werde mit dem Tod;
> Wann mir vergeht all mein Gesicht
> und meine Ohren hören nicht;
> Wann meine Zunge nichts mehr spricht
> und mir vor Angst mein Herz zerbricht —

so komm, Herr Christe — —! Daraus erklärt sich, wie es das Lieblingslied so vieler Fürsten und hoher Herren geworden ist; so von Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt († 1566), Christian I., Kurfürst zu Sachsen († 1591), Erbprinz Johann Friedrich von Württemberg († 1659). — Fürst Joachim zu Anhalt, der eine so herzliche Lust und Liebe zu dem Lied gehabt, daß er es, täglich zu beten, auswendig gelernet hat, verordnete, daß man es des Sonntags auf der Kanzel nach der Predigt lesen und in seiner ganzen Landschaft Dessau alle Wochen singen solle, worauf er dann bald, am 6. Dezember 1561, selig starb.

Zum dritten Verse erzählt Christian Scriver in seinem „Seelenschatz 4“: In einer berühmten Stadt unseres Deutschlands lebte vor wenig Jahren ein frommer und gottseliger Bürger. Er war so gewissenhaft, daß er der Welteitelkeit mit seiner Kunst nicht diente, und lieber einen Verdienst fahren ließ, als daß er zur Pracht und Hoffart mitgewirkt hätte; er liebte Gott und sein Wort herzlich, wandelte gar christlich und lebte von seiner Hantierung mit den Seinigen ehrlich und redlich. Dieser verfiel nach Gottes heiligem Rath und Willen in eine schwere Krankheit und wunderliche Anfechtung. Er behauptete nemlich, daß er kein Mensch mehr sei, und weil Christus sein Blut nur für die Menschen vergossen hätte, so gienge ihn Christus nichts an, und er hätte kein Theil an seinem Verdienst. Der Beichtvater, dem er das alles mit großer Entschiedenheit vorhielt, bemühte sich eine Weile, ihm die sonderbaren Gedanken auszureden und evangelischen Trost zu bringen. Als aber nichts bei dem Kranken auszurichten war, hub er an: Wir wollen uns um das alles nicht weiter bekümmern und uns zum Gebet wenden! Nun sprach er dem Kranken das Sterbelied vor: „Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott!“ Das betete dieser ihm andächtig nach, und als sie zu den Worten kamen:

> Wann mein Verstand sich nicht versinnt
> und mir all menschlich Hilf zerrinnt,
> So komm, Herr Christe, mir behend
> zu Hilf an meinem letzten End;
> Und führ mich aus dem Jammerthal,
> verkürz mir auch des Todes Qual!

that der Kranke einen tiefen Seufzer, hob seine Hände empor und gab seinen Geist auf.

Mit den auf Seite 581 angeführten Worten Luthers stimmen nun ganz herrlich Vers 6 und 7, welche Christi Worte Johannis 5 umschreiben:

Fürwahr, fürwahr, euch sage ich:
wer mein Wort hält und glaubt an mich,
Der wird nicht kommen ins Gericht
und den Tod ewig schmecken nicht;
Und ob er schon hie zeitlich stirbt,
mit nichten er drum gar verdirbt!

Sondern ich will mit starker Hand
ihn reißen aus des Todes Band
Und zu mir nehmen in mein Reich,
da soll er dann mit mir zugleich
In Freuden leben ewiglich;
dazu hilf uns ja gnädiglich!

Dieser letztere Vers mag besonders illustrirt werden durch folgende Stelle aus Herbergers „Trauerbinden" 2: „Anna von Krekwitz hat 1610 Krankheit und Tod in Einer Stunde überwunden. Das mag ein behender Tod heißen. Da nun Gott so schnell, ist ihr Herz bald bereit; denn beides ist bei ihr richtig gewesen: der Glaube und das Gewissen. Sie hat sich denn alsbald mit dem schönen Gebetlein Eberi gefasset: ‚Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott!' und geboten, man sollte mir das ankündigen. — Vor wenig Zeiten stirbt ein Abt. Der wird gefragt, was sein Trost sei in dieser Noth. Da spricht er: ‚Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde;' und bleibt dabei. Darum redete hernach der Klosterprediger über Rahab in Jericho: ‚Wer will unsern Herrn Abt strafen? Er hat sein Herzenshaus mit dem rothen Schnürlein des Blutes Jesu Christi gezeichnet!' — Eben also hat diese adelige Frau es gemacht und — wohl getroffen."

In den fünf evangelischen Dörfern des katholischen Eichfelds war ehedem der Gebrauch, daß am stillen Freitag oder an großen Buß- und Bettagen nach vollendetem Vormittagsgottesdienst dieses Lied in der Kirche gesungen und während des Gesangs mit allen Glocken geläutet wurde.

Als Melodie ist unsrem Liede meist vorgezeichnet der Ton: „Vaterunser im Himmelreich." Da aber das Lied sehr beliebt war, so wurden auch andere Weisen ihm zugeeignet. Am frühesten erscheint nach Dörings Choralkunde 433 f. die jonische Melodie g g g e d a g g fis im polnischen Cantional des Seklucyan (1559 bei Daubmann in Königsberg), und im Hamburger Enchiridion 1565: f f f c c d d c, welche Matthäus Le Maistre 1566 zu einem Satz verwendet hat. Weiterhin wurde aus dem Brüdercantional 1531 die phrygische Weise von: „Nun loben wir mit Innigkeit" a a a c a b c a, welche 1545 auf „Nun laßt uns den Leib begraben" angewendet war, für unser Lied von Vulpius, Cantiones sacrae 1603 (e e f g e f g e), Haßler, Kirchengesänge 1608, und Michael Prätorius, Musae Sioniae 1610 aufgenommen. Und endlich hat Seth Calvisius in seiner Harmonia cantionum ecclesiasticarum 1597 die calvinische Melodie des 117. Psalms angewendet, welche (mixolydisch) 1562 bei Goudimel erscheint: c c c h g a h c. Die letztere ist sechszeilig, wie das Lied selbst, die andern sind vier-

zeilig, wobei man das ganze Lied nach alter Unsitte in 12 vierzeilige Strophen theilen, oder auch in den 8 sechszeiligen Strophen die beiden Stollen des Aufgesangs repetiren muß.

Einen besondern Schmuck haben einige dieser Melodieen dem Umstande zu danken, daß Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, Administrator des Herzogthums Preußen, an dem Lied ein besonderes Wohlgefallen hatte. Er ließ es in die meisten seiner Gebetbücher einschreiben, um es stets bei der Hand zu haben; die ihm liebsten Strophen schrieb er in manche eigenhändig ein und gedachte des Liedes noch in seinen letzten Stunden. So war der große Tonmeister Johann Eccard zu Königsberg bewogen, seinem Herrn zur Erquickung die jonische Melodie: f f f d e f g a g f in seinen fünfstimmigen Kirchengesängen 1597 zu bearbeiten. Dieser Satz trägt den Charakter „liebender Zuversicht und glaubigen Friedens" an sich. Der Markgraf hatte sich aber in jener Zeit bereits nach Ansbach zurückgezogen, wo er 1603 starb. Winterfeld, dem wir in den letzteren Angaben folgen, vermuthet nun, daß der Hoforganist Martin Zenner, welcher seine „32 schöne geistliche Psalmen. Nürnberg 1616." der Witwe des Markgrafen gewidmet hat, noch bei dessen Lebzeiten, also vor 1603, diesem zu lieb den Satz erfunden habe, welchem die phrygische Melodie der böhmischen Brüder zu Grunde lag, und welcher noch mehr als der Eccardsche den Ton inbrünstiger Bitte zu treffen wußte. Dadurch ist die phrygische Weise in besondere Aufnahme gekommen.

207. In Christi Wunden schlaf ich ein.

Ein inniges und kindliches Gebetlein „um ein seliges Ende"; so viel uns bekannt (Wackernagel 4, 8. Mützel 2, 491.) erschienen in: „Neu zugerichtetes Gesangbüchlein. Mit Vorrede von Jeremias Weber, Diakonus. Leipzig, Grosser Erben 1638.", ebenso im Erfurter Gesangbuch 1648, Dresdener 1656 und Crügers Praxis pietatis melica, Frankfurt bei Caspar Röteln 1656. Der Name von Paulus Eber wurde ihm erst im Nürnberger Gesangbuch von Johann Saubertus 1676 gegeben, worauf Wetzel und Schamelius ohne weiteres zustimmten und auch die Kritik unserer Tage dem Gedanken nicht abfällig geworden ist. Daß das Lied viel älter ist, als die Zeit seines Erscheinens, scheint deutlich; daß es Ebers kindlichen Geist athmet, ist gewiß. Mehr läßt sich nicht sagen. Es lautet in zwei sechszeiligen Strophen:

In Christi Wunden schlaf ich ein,
die machen mich von Sünden rein;
Ja Christi Blut und Herrlichkeit
ist mein Ornat und Ehrenkleid;
Damit will ich für Gott bestehn,
wenn ich zum Himmel thu eingehn.

Mit Fried und Freud ich fahr dahin,
ein Kind Gottes ich allzeit bin.
Dank hab, mein Tod, du förderst mich,
ins ewig Leben wander ich,

Mit Christi Blut gereinigt sein:
Herr Jesu, stärk den Glauben mein.

Bei Schamelius, Liedercommentarius 1724, lautet es bereits: „Ja Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.“ Und diese Stelle mit den zwei folgenden Zeilen ist als Kern aus dem kleinen Gebetlein herausgeschält worden seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, bis auf unsre Tage ein Trost für Jung und Alt, im Leben und im Sterben. Wir geben eine Gallerie lieblicher Fälle, in welchen das Verslein sich bewährt hat; dessen wohl bewußt, daß es nicht neun- und nicht elf-, sondern tausendfach sich erprobt hat.

Zuerst als feiner Kinderspruch, bald nach dem Abba in gottesfürchtigen Häusern den Kleinen eingeflößt.

Ein Gärtner zu Berlin besuchte mit seinem fünfjährigen Töchterchen einen Oheim in Schönhausen, der als Gärtner im Dienste der Königin Elisabet Christiane, Gemahlin Friedrichs II., stand. Die Königin unterhielt sich im Garten mit dem Kinde und gewann es so lieb, daß sie es nicht aus den Gedanken verlieren konnte und nach wenigen Wochen ausdrücklich verlangte, es sollte wieder einmal vor ihr erscheinen. Als der Vater es nach Schönhausen brachte, sah eine Hofdame es ankommen und sagte es der Königin an, als diese eben im Begriff war, sich zur Tafel zu setzen. Alsbald ließ sie das Kind holen und in das Zimmer führen. Es erkannte die Königin wieder, lief zu ihr hin und küßte ihr Kleid. Nun stellte man es auf den Wunsch der Königin neben ihr auf einen Stuhl, damit es die ganze Tafel übersehen könne; sie wollte nemlich gern hören, was das naive Kind zu den schönen Aufsätzen und Kostbarkeiten der Tafel sagen würde. Stille sah das Mädchen alles an, warf einen Blick hier auf die kostbaren Kleider der Tafelgäste, dort auf die goldenen und porzellanenen Aufsätze und schwieg eine Zeit lang. Jetzt faltet es die Hände und betet:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
wenn ich in Himmel werd eingehn.

Die Anwesenden staunten und waren tief bewegt. Eine der anwesenden Hofdamen sagte unter Thränen zur Königin: „O das glückliche Kind; wie weit stehen wir zurück!“

Ein gottseliger Prediger hatte, wie Scriver im „Seelenschatz“ (4, 14, 81.) erzählt, wenig Freude und Trost in der Welt, ohne ein einziges Söhnlein. Es war seiner Augen, ja seines Herzens Lust, und er konnte nicht zufrieden sein, wenn es nicht um und bei ihm war. Es ward aber krank, und man sah deutlich, daß es seines Lebens Ziel fast erreicht hatte. Der Vater beklagte sich vor seinem Gott, daß er ihm die einige Lust seines Herzens nehmen wollte, und bat nicht mit Beding, sondern schlechthin ihm das Kind zu lassen. Als er aufstund vom Gebet und in die Stube kam, wo das Kind lag, fand er, daß es nun nicht mehr Leibes-, sondern

auch Seelenangst und Schmerzen hatte. „Ich komm in die Hölle!" rief es; und als ihm der Vater das ausredete und es zum Beten ermahnte, antwortete es: „ich kann und mag nicht beten; ich komme in die Hölle!" warf sich in seinem Bettlein herum und wußte sich vor Angst nicht zu fassen. Der betrübte Vater merkte bald, woher das kam, eilte in sein Kämmerlein und bat seinen Gott und Herrn um Verzeihung, daß er seinem allein guten Willen sich widersetzt hätte, legte sich und sein Kind in die väterliche Verordnung Gottes um Christi willen, daß er ihm ein seliges Ende beschere und ihn dermaleins vor seinem Angesicht es wolle wieder finden lassen. Sobald er wieder in die Stube kam, rief das Knäblein: „Herzensvater, nun beten!" fieng darauf von selbst freudig an: „Das Blut Jesu Christi macht mich rein von aller Sünde. Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid 2c." Als der Vater fragte, ob es sich noch vor der Hölle fürchte, antwortete es: „Ach nein, ich komme in den Himmel zu den heiligen Engeln!" und starb wenige Stunden nachher sanft und selig.

In den Sechziger Jahren fragte ein Geistlicher Frankens in der Dorfschule seiner Nachbargemeinde ein Kind nach dem Sprüchlein, welches man in jener Gegend „das Blut" zu heißen pflegt:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
das ist mein Schmuck und Ehrenkleid!

Das Kind wußte es nicht, und zwanzig andere wußten's auch nicht. Tief betrübt gieng er nach Hause; es wollte ihm als ein Zeichen erscheinen, daß das Gebet zu Hause und mit den lieben Kleinen erlösche. — Nicht lange darnach in einer stillen mondhellen Nacht wacht er auf, und in dem Bettlein zu seinen Füßen fängt sein dreijähriger Knabe an, im Schlafe sprechend:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
das ist mein Schmuck und Ehrenkleid!

Er betet den Vers so deutlich bis zu Ende, daß der Vater innerlich ganz ergriffen und erquickt war, während das Kind indessen ruhig weiter schlief.

Aber nicht nur für die Kleinen ist das ein Herzenswort, sondern auch für die Großen.

Eine edle Fürstin tröstete sich desselben. Sofie Charlotte, Gräfin von Stollberg-Wernigerode, wurde im Jahr 1728 durch ein furchtbares Gewitter tief erschreckt. Sie stellte sich den Vater im Himmel vor als Richter auf den Wolken unter Blitz und Donner und fragte sich, wie sie vor Ihm erscheinen könnte. Ohne alle Entschuldigung ihrer manchfachen Blöße flüchtete sie sich zu ihrem Herrn, in dessen Armen sie Ruhe fand. Da schrieb sie in ihr Tagebuch: „Gott, du bist liebreich, aber auch schrecklich allen, die noch nicht in dem Rock der Gerechtigkeit vor dir erscheinen können. Selig und glücklich ist aber der, Herr Jesu, welcher dich zum Freunde hat, dem du deine Wunden- und Nägelmale zeigest. Da kann sich das arme zitternde Herze laben, da birgt es sich in deine Seite, und du vertrittst die arme

verlassene Seele bei deinem Vater. Laß mir das nie aus meinem Herzen kommen, sondern lehre mich immer freudiger sagen: ‚Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid ꝛc.‘“ (Basler Sammlungen. 1816.)

Und wie die Fürstin, so der Diener Christi. — August Gottlieb Spangenberg, der ehrwürdige Bischof der Brüdergemeine, schloß im Jahr 1784, als achtzigjähriger Greis, sein Leben mit den Worten: „Wenn ich bedenke, wie viel der Ältestenconferenz der Unität befohlen ist und wie wenig ich dabei habe helfen können, so stehe ich beschämt vor meinem Herrn. Ich bitte ihn und meine lieben Brüder um die Erlassung meiner Schulden. Weil überdem bei uns armen Menschen das viele Versehen auch bei dem besten Sinn ganz unabwendlich ist, so bitte ich auch um Vergebung meiner Sünden. Jetzt bin ich im Streit mit den Leuten, die das Evangelium verfälschen und es anders predigen, als es Paulus gepredigt hat. Ich flehe zu meinem Vater im Himmel, daß er die Feinde seines Sohnes zum Schemel seiner Füße machen wolle. Meinen Herrn und Heiland bitte ich, daß er die listigen Anschläge des Satans und seiner Gehilfen zur Narrheit werden lasse, und daß durch den heiligen Geist sein Evangelium sich beweisen möge als die Kraft Gottes zur Seligkeit allen, die daran glauben. Das Häuflein seiner Kinder, das so gering und verachtet ist, nehme er ferner in seinen Schutz, bekenne sich zu ihm und gebe ihm seinen Frieden. ‚Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich in Himmel werd eingehn.‘ Das ist der Grund meiner Hoffnung und das ganze Lied drückt meinen Sinn aus.“

Wie schon in einzelnen dieser Fälle, so hat es seiner ursprünglichen Beziehung gemäß auch zum Sterbetrost insonderheit gedient.

Zunächst zur Vorbereitung. — Eine junge Dame, in der Eitelkeit der Sinnen von Jugend auf erzogen, kam wenige Tage nach ihrer Vermählung aufs Sterbebett. Nur durch einen auffallenden Umweg wurde sie auf die Gefahr des Todes, von welcher sie nichts hören wollte, aufmerksam gemacht. Ihrer Lieblingslust auch jetzt noch zu fröhnen, wollte sie ihr Hochzeitkleid, in dem sie vor etlichen Tagen bei der Trauung geprangt hatte, beschauen. Die Kammerfrau aber, welche den Befehl bekam, solches zu bringen, erwiderte: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich in Himmel werd eingehn.“ Doch auch jetzt wollte sie nichts hören, bis die Seele nimmer fähig war, Gedanken und Kräfte zu sammeln und auf das wahre Ziel des Lebens zu richten. (Basler Sammlungen. 1783.) — Der Gedanke zur Vorbereitung war gut; ach der Leute gibts eben noch viele, die ohne hochzeitlich Kleid zur Ewigkeit wandern.

Sodann zum letzten Bekenntniß. — Dem liebenswürdigen Superintendenten Wilhelm Hey zu Ichtershausen, als Dichter der Spekterschen Fabeln überall wohl gekannt, kam im Mai 1854 sein Stündlein. Er hatte nicht nur unter den Rosen der Dichtung, sondern auch unter den Dornen der Anfechtung seines Bekenntnisses durch den Rationalismus gewandelt; und es zog ihn zum himmlischen Garten.

Kurz vor seinem Tode wollte ihn ein Freund damit trösten, nach einem solchen Leben, wie er es durchlebt, könne man ohne Zagen dem Tode entgegensehn; er aber antwortete: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.“ Ausdrücklich verbat er sich auch vor der Gemeinde alles Lob, aber als letztes Vermächtniß die Bitte, daß sie auf dem lutherischen Bekenntnisse im Glauben verharren möge.

In das Lazaret der Turnhalle zu Heilbronn wurde neben manchen Verwundeten vom Tage bei Mars-La-Tour auch ein Brandenburger gebracht, der an einer so schweren Wunde litt, daß ihm ein Bein abgenommen werden mußte, und der so schwer an der Ruhr lag, daß sein Aufkommen nicht mehr möglich war. Er war wohl im Leben keine durch tiefere Frömmigkeit ausgezeichnete Natur, aber als er nun in dem langen bangen Ringen noch das heilige Mahl unsers lieben Heilandes zur Stärkung seines Glaubens begehrte, konnte er doch mit dem Gebet frommer Lieder, die sein Gedächtniß bewahrte, sich zum Ende bereiten. Und als in der letzten Nacht sein Stündlein gekommen war, durften die Umstehenden bemerken, wie seine Lippen immer noch die Lieder der Kirche bewegten. Seine Pflegerin sagte ihm das Sprüchlein:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
das ist mein Schmuck und Ehrenkleid!

und als sie innehielt, fuhr er mit brechender Stimme fort:

Damit will ich vor Gott bestehn,
wenn ich in Himmel werd eingehn.

Und nun warens noch einzelne Laute. „Morgen, morgen!“ rief er, als ob er ahnte, daß seine Seele jetzt nur noch wenige Stunden weilen werde. „Wagen bestellen!“ verlangte er; „Heim, heim, heimfahren!“ rief er. Und die Wagen, von denen er da redete, waren nicht jene, auf welchen die armen Verwundeten in Feindesland oft Stunden weit unter den größten Schmerzen geführt wurden; sondern er hatte die Liedesgedanken in seiner Seele, die beim Abschied aus dem Leben von Elia's Wagen reden und von der Engel Händen zur Auffahrt in die Höhe und in die ewige Heimat der Seelen. Wer also seine Seele verhaucht, der ist nicht ohne Aussicht für eine bessere Zukunft entschlafen. (Lauxmann, Gedenkblätter 2, 82 f.)

Auch noch an der Stelle, wo der Tod seine Beute davonzutragen scheint, ist dies Sprüchlein mit seinem versöhnenden Trost eingetreten. — Zwischen den Häusern des Zimmermeisters Lange und des Drahtziehers Weidemann lag ein freier Platz, zehn Schritte lang und breit, und eine Hecke hatte ihn sonst vom Wege geschieden. Eines Abends geht der Drahtzieher hin und fällt, weil eben sein Holz alle war, einen alten Heckenstamm, der noch stehen geblieben. Der Zimmermeister schaut zu und fragt, warum er nicht lieber bei ihm Späne hole, und erhält die Antwort: „Ich danke freundlich, so lange ich selbst noch habe.“ Da sprach jener: „Ihr habt aber selber mit nichten, denn die Hecke ist mein samt dem Grunde.“ Mit diesem Worte aber war der Friede zwischen den beiden Nachbarn, der so

alt war, als der Heckenstamm, auf einmal abgehauen. Der Schulmeister des Orts suchte den Streit zu schlichten, allein umsonst. Man geht zu Gerichte, von Instanz zu Instanz, es finden Zeugenverhöre und Lokalbesichtigungen statt; schon belaufen sich die Kosten auf 129 Thaler, und der Prozeß ist noch nicht am Ende, und die bösen Gesichter des Tages und der Ärger des Abends samt den schlaflosen Nächten dauern noch fort. Denn das Gericht in letzter Instanz hatte dahin entschieden, daß der Platz gemeinsames Gut der beiden Nachbarn sei, und in Folge öffentlicher Versteigerung dem einen oder dem andern könne zugeschrieben werden, wodurch denn der Zimmermann, der ohne den Platz keinen Ausgang aus seinem Hause gehabt hätte, im Falle war, sich jeden Preis gefallen lassen zu müssen, zu welchem sein Nachbar ihn treiben würde. — Siehe, da trat jemand ins Mittel, der schon manchen Prozeß mit einem Schlage beigelegt hat. In dem Hause des Drahtziehers starb das jüngste Kindlein, und da es einmal so Brauch im Lande, daß das liebe Nachbarrecht festgehalten wird, auch wenn Prozesse zwischen den Nachbarsleuten obschweben, so kommt der Nachbar Zimmermann, der zugleich die Schreinerei des Ortes besorgte, in das Sterbehaus, zu thun, was Brauch ist. Vor allem sagt er zu dem leidtragenden Nachbar: „Unser lieber Herrgott hat Theilung mit euch gehalten, laßt uns ein Vaterunser beten!“ stellt darauf die Hausuhr stille, wie es Sitte ist, und geht dann, dem Kinde die Händlein zu falten und das hölzerne Hemdlein anzumessen. Darnach, als es Abend geworden, kommen die Frauen, es zu entkleiden, waschen sein Angesicht und seine Hände, ziehen ihm das weiße Leichenhemdlein über, legen einen Rosmarinzweig in seine Hände und tragen es also in den Sarg, wobei auch der Zimmermeister behilflich ist. Nun stehen sie alle um den Sarg her und sehen, wie das Kind so sanft und friedlich daliegt in seinem Bettlein, und singen mit einander den Vers: „Christi Blut und Gerechtigkeit ꝛc.“ Als nun der Gesang zu Ende war, siehe, da reicht der Zimmermann dem Drahtzieher die Hand und spricht: „Damit, ja damit kann man vor Gott bestehen, aber mit unserer Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit und mit unserem Prozesse geht es nicht. Hört, Nachbar, als ich die Todtenlade geschreinert habe, dachte ich's gleich, den Prozeß legen wir auch hinein zu eurem Kindlein und begraben ihn auch, und der Sarg kostet nichts, und das Kreuz auf den Hügel ist auch schon fertig. Den Platz aber behalte ich, denn ihr wißt, daß ich ihn nicht entbehren kann, und was ihr wollt, das will ich euch geben.“ — Und der Drahtzieher erwidert mit Thränen: „Es ist alles gut. Ich habe euch längst alles abgebeten im Herzen und dem Herrn auch; der Platz aber soll nicht mein sein und nicht dein sein, sondern unser, wie er es bisher gewesen. Ihr gebt mir kein Geld, und ich geb euch kein Geld, sondern wir wollen durch Liebe und Freundschaft in Leben und Tod und auf Kindeskind wieder gut machen, was wir einander Böses gethan haben.“ Darauf reichten sich die Nachbarn auf's neue die Hände, und niemand konnte unterscheiden, wer von beiden mehr geweint; sowie auch niemand unter-

scheiden konnte, wem ihre Thränen am meisten galten, ob dem gestorbenen Kindlein oder dem todten Prozesse, oder der lebendigen Liebe. Die beiden Frauen aber saßen Hand in Hand neben einander und schauten auf ihre Männer und auf das Kindlein im Sarge, und wiewohl auch ihre Augen waren voll Thränen, war es in ihrem Herzen doch, als wäre es Weihnacht, und als höreten sie den Lobgesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Es ist ganz natürlich, daß das kurze Gebetlein aus den Tagen der Väter andere gereizt hat, den Gedanken weiter auszuführen. — Wir nennen in erster Linie Erdmann Neumeister (1671—1756), den kampfesmuthigen Hauptpastor zu St. Jakob in Hamburg. In seinem „Evangelischen Nachklang, zweiter Theil 1729" findet sich am sechsten Sonntag nach Trinitatis eine Glosse auf die vier Zeilen des Eberischen Sprüchleins: „Christi Blut und Gerechtigkeit ist meines Glaubens Sicherheit." Wir führen nur den zweiten Vers an:

‚Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid'
zu meiner größten Herrlichkeit.
Ich ziehe Jesum Christum an,
wie er für mich genug gethan,
So ist zu seiner Gnade Ruhm
sein ganz Verdienst mein Eigenthum.

Nach einer anderen Art ist der Vers von Graf Zinzendorf benützt worden. 1739 dichtete er darüber 33 vierzeilige Strophen, von welchen die erste einfach das Original darstellt, während die folgenden körnige Gedanken darüber in Fülle enthalten. Etliche Verse daraus mögen hier stehen:

Ich glaube, daß sein theures Blut
das allerunschätzbarste Gut,
Und daß es Gottes Schätze füllt
und ewig in dem Himmel gilt.

So will ich, wann ich vor ihn komm,
nicht denken mehr an „gut" und „fromm";
Sondern: „da kommt ein Sünder her,
der gern fürs Lösgeld selig wär!"

Ich will nach meiner Gnadenwahl
hier fleißig sehn ins Wundenmal
Und droben prangen in dem Kleid
deins Blutes und Gerechtigkeit.

Zinzendorf legte auf dieses Lied einen so hohen Werth, daß er auf einem späteren Synodus um unveränderte Belassung desselben bat, weil er innerlich versichert sei, dieses Lied vor vielen andern unmittelbar nach dem Geiste Christi gesungen zu haben. Wenn nun Albert Knapp von demselben sagt, daß es an Luthers Geist grenze, so mag dies von den Gedanken einigermaßen gelten; als Poesie wiegen die 33 Verse das eine Ebersche Gebetlein nicht auf.

Melodie für die sechszeilige Strophe: Vaterunser im Himmelreich; für die vierzeilige: O Jesu Christ, meins Lebens Licht.

208. Wenn mein Stündlein vorhanden ist.

Von Nicolaus Herman († 1561, vgl. 1, 390 ff.), dem frommen Cantor in Joachimsthal. Veröffentlicht im Jahr nach seinem Tode in „Historien von der Sindflut, Joseph, Mose, Helia &c. Wittenberg 1562", aber mit einer Vorrede des ehrwürdigen Greisen selbst 1560, sowie von Mathesius. Das Lied hat die Ueberschrift: „Ein geistlichs Lied, darin man bitt vmb ein seliges Stündlein, Aus dem Spruch Augustini: Turbabor, sed non perturbabor, quia vulnerum Christi recordabor."

Der Gedankengang im Geiste des Dichters ist einfach. „Wenn unser Stündlein kommt", thut der Sänger wie Stephanus und bittet: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! Vers 1. Er gedenkt seiner Sünden, die ihn kränken, aber nach Augustins Worten sucht er die Wunden Christi als die Freistatt gegen alles Verzagen, Vers 2. Er faßt seinen Herrn mit Glaubensarmen: ich bin ein Glied an deinem Leib! und spricht wie Paulus: wer mag uns scheiden? Vers 3. Er stützt sich endlich auf den Artikel von der Auferstehung Christi und hält sich an seines Heilands Wort: wo ich bin, da soll mein Diener auch sein! Vers 4. — — Als fünfter Vers schließt sich im Bonnischen Gesangbüchlein 1575 und im Leipziger 1582 die Strophe an: „Ich fahr dahin zu Jesu Christ", oder wie wir sie als Abschluß nach der Lesart des Leipziger Gesangbuchs gewöhnlich haben: „So fahr ich hin zu Jesu Christ."

In manchen Gesangbüchern, von 1569 an durch zwei Jahrhunderte hindurch, hat das Lied einen Zusatz von fünf oder sechs weitern Versen, die von Eliä Himmelfahrt handeln und von Herman im Jahr 1559, also zwei Jahre vor seinem Tod, als ein besonderes Lied: „Da nun Elias seinen Lauf" gedichtet worden und in seinen „Historien" erschienen sind. Durch irgend ein Mißverständniß, vielleicht bei einem oberflächlichen Nachdruck, sind diese beiden, wenn nicht im Inhalt, so doch in der Form ganz verschiedenen Lieder in eine seltsame Verbindung gerathen. Als charakteristisch auch für die Stimmung unsers Lieds mag der letzte Vers hier stehen:

> Der uns das Lied gesungen hat,
> was alt und wohlbetaget.
> Diesmal kommt er nicht von der Statt,
> das Podagra ihn plaget.
> Oft seufzt er und bat Gott im Sinn:
> Herr, hol den kranken Herman hin,
> da jetzt Elias wohnet!

Als sachliche Parallele mag hier die Stelle stehen, welche im Württembergischen Kirchenbuch sich als Schluß eines Grabgebetes findet: „Herr Jesu Christe, wann unser Zeit und Stündlein kommt (V. 1), so nimm auch uns in Gnaden von diesem Jammerthal zu dir in den Himmel. Mittler Zeit erhalte uns in wahrem Glauben und gottseligem Leben, bis wir hinfahren aus diesem Elende. Du bist die Auferstehung und das Leben (V. 4), wer an dich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet

an dich, der wird nimmermehr sterben. Laß uns von unserem Schlaf fröhlich zum Leben aufstehen und zur himmlischen Freude eingehen um deiner Liebe willen! Amen.“ (V. 5.) — Dieses Gebet hatte der ehrwürdige Stadtpfarrer Dann in Stuttgart allezeit bei den Begräbnissen gebraucht. Als er nun selbst zu Grabe getragen wurde am Gründonnerstag, den 23. März 1837, sang die Gemeinde, welche ihn als geistlichen Vater im Herzen trug, nach seinem Wunsche vor der Einsenkung des Sarges Vers 3: „Ich bin ein Glied an deinem Leib“; darauf sprach Wilhelm Hofacker, der geisteskräftige Schüler und Freund des Seligen, noch einmal jenes Gebet. Und als der Sarg eingesenkt war, schloß die Gemeinde mit Vers 4: „Weil du vom Tod erstanden bist.“

Mit Fug und Recht nannte Dr. Christoph Schleupner, welcher eine Erklärung dieses Lieds in zehn Predigten unter dem Titel: „Selige Himmelfahrt der Glaubigen. Leipzig 1619.“ herausgab, dasselbe „die fröhliche Heerpauke des heiligen Geistes, unter deren Klange so viele Christen ganz getrost gestorben sind.“ — Jeder Vers gibt hiefür Zeugniß.

Vers 1. — Johann Martin Rebstock, Pfarrer zu Zell unter Aichelberg, hatte von diesem Liede einst eine ganz besondere Kraft an Leib und Seele zu verspüren. Als er nemlich im Jahr 1668 unter viel Mangel und Armut in Straßburg studierte, wo er sich sein Auskommen durch Unterrichtsstunden mühsam erwerben mußte, weil ihm sein Vater bloß eine einzige Dukate mitgegeben, befiel ihn ein hitziges Fleckfieber. Aus Mitleid durfte er in einem adeligen Haus ein kleines Kämmerlein bewohnen. Diese Leute scheuten aber die Ansteckung so sehr, daß sie ihn in seiner schweren Krankheit ganz allein liegen ließen, auch nicht einmal bei einigen Freunden außer dem Hause um Beistand und Pflege für ihn bitten wollten. Da er sich nun so von allen Menschen verlassen sah, wandte er sich mit inbrünstigem Gebet an den Herrn und fand in ihm seine Zuversicht, seinen Trost, seinen Arzt. Unter diesen Glaubensübungen fühlte er sich einmal gedrungen, aufzustehen und zu beten. Er raffte alle seine noch übrigen Kräfte zusammen und gieng zu dem nahestehenden Klavier, auf dem er dann mit bebenden Händen und Lippen spielte und sang:

> Weil mein Stündlein vorhanden ist
> und soll hinfahrn mein Straße,
> So gleit du mich, Herr Jesu Christ,
> mit Hilf mich nicht verlasse.
>   Mein Seel an meinem letzten End
> befehl ich dir in deine Händ,
> du wollst sie mir bewahren.

Da ergriff ihn mit einemmale eine ungemeine Freudigkeit, die Krankheit wich, die Kraft des Leibes wuchs merklich, und er genaß zum Wunder derer, die im Hause waren, noch an demselben Tage. Abends konnte er bereits ausgehen und seinen Bekannten seine Noth und Gottes wunderbare Hilfe selbst erzählen. Zwei Jahre darnach

wurde er Pfarrer in Zaberfeld, dann in Ennabeuren auf der schwäbischen Alb, sofort in Mönsheim, und endlich 1705 in Zell, wo er 1728 seinen Lauf beschloß. (Basler Sammlungen. 1841.)

Vers 2 ist nun die Ausführung des Augustinischen Gedankens:

Mein Sünd mich werden kränken sehr,
mein Gwissen wird mich nagen;
Denn ihr sind viel wie Sand am Meer,
doch will ich nicht verzagen;
Gedenken will ich an dein Tod,
Herr Jesu, und dein Wunden roth,
die werden mich erhalten.

Diese Worte seufzte der Kurfürst Christian zu Sachsen, der sich dieses Lied auf seinem Sterbebette fleißig singen ließ, als man ihm in der letzten Stunde das heilige Abendmahl reichte. — Aber auch ein roher Sünder, welcher zuvor von keinem Prediger hören wollte, wurde durch diesen Vers, den er vor seiner Thüre singen hörte, dergestalt bewegt, daß er sogleich einen Prediger zu sich rufen ließ, damit dieser am Werke seiner Bekehrung arbeite. (Sammlungen zum Bau des Reichs Gottes. 8.)

Ein junger Student, aus dem Lüneburger Geschlecht derer von Dassel, war in Kost und Herberg bei dem seligen Doktor Heinrich Müller zu Rostock. Als er nun 1665 todtkrank ward, erinnerte ihn sein Beichtvater und Hauswirth an die Fürbitte seines Erlösers und tröstete ihn damit. Da fieng der junge Herr laut und beweglich an zu singen: „Gedenken will ich an dein Tod, Herr Jesu, und dein Wunden roth, die werden mich erhalten!“ Dann faltete er seine Hände und rief: „Hilf, Herr Jesu! Amen. Hilf Jesu, Amen!“ — und verschied. (Rocholl, Christophorus. 2.)

Vers 3. — Am 26. Februar 1705 wurde die Ehefrau des Jakob Porzelius, Diakonus und Präceptors zu Lörrach im Baden-Durlachschen, Christina Elisabet, die in gesegneten Umständen war, gerade als sie in der Kirche die Sonntagspredigt anhörte, von einer solchen tödtlichen Angst und Schwachheit überfallen, daß es das Ansehen hatte, als sei dies ihr letzter Lebenstag. Sie erklärte sich aber mitten in dieser Angst recht schön und sprach: „Nun, wenn es Gottes Wille ist, daß ich sterben solle, so sterbe ich als eine gläubige Christin und verlasse mich auf den Todeskampf und blutigen Verdienst meines Heilandes.

Ich bin ein Glied an deinem Leib,
deß tröst ich mich von Herzen;
Von dir ich ungeschieden bleib
in Todesnoth und Schmerzen.
Wenn ich gleich sterb, so sterb ich dir;
ein ewigs Leben hast du mir
mit deinem Tod erworben.

Und wenn ich gleich mein Kindlein nicht sollte lebendig zur Welt bringen, so weiß ich doch, daß es mit mir zur Schar der Auserwählten kommt, und hat es sonst keinen Namen, so hat es doch

den Namen, daß es ein Christ ist.“ Wenige Tage darnach, am 7. März, starb sie. (Pregizers gottgeheiligte Poesieen. 1734.)

Ein Straßburger Bürger, Elias Weber, hatte zu Dr. Danhauers Zeiten in sein Gebetbuch bei jedem Gebetlein die Worte geschrieben: „O wie will ich noch reden!“ Jes. 38, 15. Befragt, was dies zu bedeuten hätte, erzählte er, daß er in seinen ledigen Jahren beim Heer in Spanien gestanden und dort mit Andern vor den Richterstuhl der Inquisition gekommen sei. Mit großem Schrecken und Entsetzen habe er gesehen, wie einer um den andern befragt worden sei: Wer bist du? was glaubest du? Als nun die Reihe an ihn gekommen, sei dem Inquisitor plötzlich übel geworden, und bis zur Wiederaufnahme des Verhörs sei er in die spanischen Niederlande mit dem Heere versetzt worden und also der Gefahr entgangen. Danhauer fragte ihn nun, was er denn dem Richter geantwortet hätte. Er aber sagte, er hätte vor Angst und Schrecken nicht gewußt, was reden; doch hätte er sich vorgenommen, zu sagen, was man bei seines Vaters Begräbniß gesungen: „Ich bin ein Glied an deinem Leib, des tröst ich mich von Herzen; von dir ich ungeschieden bleib in Todesnoth und Schmerzen!“ — Hernach aber habe er beim Friedensfest in Holland über die Worte predigen hören: O wie will ich noch reden! Die habe er behalten und sich vorgenommen, auch sein Leben lang von seinem Glauben zu reden und zu beten: „Dein Wort laß mich bekennen vor dieser argen Welt!“ (Seiffart, Christholds Singularia evangelica.)

Dieser Vers war auch das Letzte, was dem sterbenden Dekan Steinhofer zu Weinsberg am 11. Februar 1761 noch zugerufen wurde. Als der Vers bis zum Ende ihm vorgesprochen war, lächelte er ganz freundlich und setzte noch mit gebrochener Stimme ein herzliches „Amen“ dazu. Etliche Minuten darauf schlief er sanft ein.

Vers 4. — Eine Gräfin B. in B. äußerte sich auf ihrem Todtenbette gegen ihren Seelsorger: „Wollt ihr mir unter meinen Schmerzen ja was sagen, so sagt, wie Jesus mir gefällt!“ Am Morgen ihres letzten Tages nahm sich der Geistliche vor, ihr den Vers zu sagen:

Weil du vom Tod erstanden bist,
werd ich im Grab nicht bleiben;
Mein höchster Trost dein Auffahrt ist,
kann Todesfurcht vertreiben.
Denn wo du bist, da komm ich hin,
daß ich stets bei dir leb und bin:
drum fahr ich hin mit Freuden!

Besonders die letzten herrlichen Worte hatte er im Auge. Kaum aber war er ins Zimmer getreten, so reckte die Gräfin beide Arme aus und rief ihm entgegen: „Ich sterbe mit Freuden, ja mit Freuden sterbe ich!“ Erstaunt über diese Freudigkeit erzählte er, was er hätte ihr zusprechen wollen; und sie antwortete: „Sie dürfen mir glauben, mit Freuden sterbe ich!“ Gegen Abend rief sie noch:

„Jetzt kommt mein Heiland; nun bald, bald!“ Dann neigte sie das Haupt und verschied. (Basler Sammlungen. 1783.)

Als bei dem Sterben der Herzogin Dorothea von Sachsen 1675 von dem heiligen Abendmahl geredet wurde und wie der Leib Christi von einem griechischen Kirchenlehrer eine Arzenei der Unsterblichkeit genannt würde, begann die Durchlaucht mit schwacher Stimme: „Weil du vom Tod erstanden bist.“

Viele Jahre vor seinem Tod 1742 fieng einmal der fromme Hessen-Darmstädtische Metropolitan und erste Stadtprediger zu Nidda, Johann Conrad Binzer, des Nachts im Traume diesen Vers zu singen an. Als ihn seine Frau darüber aufweckte und ihn fragte, was ihm fehle, gab er zur Antwort: „O, hättest du mich doch schlafen lassen und mir die Freude nicht gestört, welche Gott mir eben jetzo gegeben!“ — woran wir ein lieblich Vorspiel davon haben, wie selig man mit solchem Vers in Herzen und Gedanken zum Tod einschlafen mag. (Bündlein der Lebendigen. 1748.)

Auch der fünfte, erst hinzugekommene Vers ist mit reichem Segen bethaut. — Avenarius erzählt im epistolischen Christenschmuck: „Ich kenne eine fromme Seele, welche ehemals zu mir sagte, sie liebe dieses Lied dergestalt, daß sie es nicht genugsam singen könne; so oft es in öffentlicher Versammlung oder bei Leichen angestimmt werde, finde sie eine heilige Bewegung bei ihr und lache ihr das Herz im Leibe darüber, und weil sie nicht wüßte, ob sie auch allezeit die Nacht überleben würde, wenn sie sich zu Bette begebe, so wäre dieses allezeit nach ihrem Abendgebet ihr letzter Seufzer:

So fahr ich hin zu Jesu Christ,
mein Arm thu ich ausstrecken;
So schlaf ich ein und ruhe fein,
kein Mensch kann mich aufwecken,
Denn Jesus Christus, Gottes Sohn,
der wird die Himmelsthür aufthun,
uns führn zum ewgen Leben.

womit sie sich dann in den Schoß ihres Jesu gelegt, sie möchte nun leben oder sterben, daß sie versichert wäre, sie sei und werde des Herrn Jesu bleiben.“

Als dieser Vers dem Superintendenten zu Gotha, Johann Christian Gotter, in seinem schweren Todeskampfe vorgebetet wurde, streckte er seine schwachen Arme zitternd aus und sprach ihn mit großer Anstrengung nach, worauf er einen gar süßen Trost empfand. — Johannes Heinitzius, Prediger an der St. Marienkirche zu Schweidnitz, hatte über dieses Lied dreizehn Predigten geschrieben, weil er erkannte, daß es ganz gefährlich sei, zu sterben, wenn man sich nicht zuvor wohl bereitet habe, und daß die Arznei zu langsam bereitet werde, wenn der Tod schon den Menschen angreift und mit ihm davon will. So wurde ihm denn auch in seiner Todesstunde (1598) dies Lied gar tröstlich und er sagte den Umstehenden noch Wort für Wort, was er über die letzte Zeile: „Drum fahr ich hin mit Freuden“ geschrieben hatte. 1603 wurden dann diese Predigten

gedruckt unter dem Titel: „Euthanasia oder selige Heimfahrt in das rechte Vaterland."

Selbst auf dem Schaffot ertönte dieser Vers aus dem Munde einer Kindsmörderin, die Gott im Gefängniß zu gründlicher Erkenntniß und ernstlichem Bereuen aller ihrer Sünden gebracht hatte. Sie konnte sich als ein ganz besonderes Exempel der Gnade Gottes ihrer Rettung vom ewigen Tode herzlich getrösten und legte eines Tags vor allen, die sie in ihrem Gefängniß besuchten, das schöne Bekenntniß ab: „'Ein Herz mit Reu und Leid getränkt, mit Christi theurem Blut besprengt' hat mir Gott gegeben, daher kommt meine Freude und mein Muth, daß ich mich nicht fürchte, morgen zu sterben. O, wie ist mir nun, seit ich dies neue Herz habe, das Herz so leicht. Sehet ihr, daß Christus die Sünder annimmt und mit ihnen isset?" Als sie am andern Tag, da sie hingerichtet werden sollte, erwachte, sprach sie: „Viele Freudigkeit hat mir gestern Jesus gegeben; heute ist mein Freitag, da er mir noch mehr gibt." Diese Freudigkeit begleitete sie auf den Richtplatz, und als zum Abschied der treue Seelsorger noch zu ihr sagte: „Jetzt spricht Jesus: heute wirst du mit mir im Paradiese sein!" antwortete sie mit lauter Stimme: „Ja, so fahr ich hin zu Jesu Christ, mein Arme sich ausstrecken; so schlaf ich ein und ruhe fein, kein Mensch kann mich" — als sie so weit gesprochen, trennte das Richtschwert ihr Haupt vom Rumpfe und sie hatte vollendet. (Glaser, Erzählungen aus dem Reich Gottes.)

Ein besonders kräftiger Nachklang des Ganzen ist das Lied des Herzogs Ludwig zu Württemberg „Dieweil mein Stund vorhanden ist." Schon vier Jahre vor seinem Tod, auf den er bei Zeit sich rüstete, hatte er sich durch die Steinmetzen zu Tübingen sein Grab in der St. Georgenkirche aushauen lassen und im Frühjahr 1593 seinen Vetter Friedrich (V. 3) von Mömpelgard als den von ihm verordneten Thronfolger die Rechte und Freiheiten des Landes und der evangelischen Kirche feierlich beschwören lassen. Im August darauf starb er schnell an einem Schlagfluß. In diesen letzten Monaten entstand das Lied, das wir hier mittheilen als Bild, wie sich Herman's Sterbelied in einem Fürstenherzen spiegelte:

Dieweil mein Stund vorhanden ist,
daß ich hinfahr mein Straßen,
So bitt ich dich, Herr Jesu Christ,
du wollst mich nicht verlassen.
Mein Leib und Seel, mein Leut und Land
befehl ich dir in deine Hand;
du wirst es wohl bewahren.

Ergib mich dir nun ganz und gar;
wollst mein Gemahl behüten
Vor allem Unfall und Gefahr
und vor des Feindes Wüthen.
Ich bitt den lieben Vater mein:
woll meiner Landschaft Schirmer sein,
in Noth und in Gefahren.

Mein' Unterthanen arm und reich
will ich am letzten schenken
Zum Fürsten einen Friedenreich,
mein dabei zu gedenken.
Ach Gott, wie ists ein große Freud,
wenn Unterthan und Obrigkeit
mit Frieden sind beisammen.

Nach Gottes Willen fahr ich hin,
denn Christus ist mein Leben
Und Sterben ist jetzt mein Gewinn:
ein Bessres wird mir werden;
Und für mein zeitlich Fürstenthum
die ewig Freud ich überkomm;
das woll Gott ewig. Amen.

Als Melodie hat Nicolaus Herman angegeben: „Im Thon: Wie von der Sündflut; oder: Es ist das Heil uns kommen her." — Die Melodie: f c d e f g a f wird gewöhnlich Herman selbst oder auch Johann Hermann Schein zugeschrieben. Allein beides mit Unrecht. Sie erscheint zuerst im Wolffschen Gesangbuch 1569, und ist dem Liede vollkommen angemessen und darum auch beständig geblieben. — Merkwürdig ist an der Originalgestalt derselben, wie sie hier steht, eine eigenthümliche, sonst nie vorkommende Verschränkung des Auf- und Abgesangs der Melodie. Die dritte Zeile ist nemlich ursprünglich nicht eine Wiederholung der ersten, sondern hat die Melodie der fünften Zeile, dann folgt die vierte Zeile mit der Melodie der zweiten, dann also die fünfte wie die dritte gestaltet, und die beiden letzten Zeilen treten endlich als neu hinzu. Dies ist noch jetzt die verbreitetste Lesart. Die regelmäßige Gestaltungsweise der Urmelodie, bei der die zwei ersten Zeilen geradezu wiederholt werden, kommt schon im Württembergischen Kirchengesangbuch 1596 in Wolders Katechismus-Gesangbuch 1598 vor, und später in Crügers Praxis pietatis melica, bei P. Sohr u. dgl. — Eine zweite Melodie: e f e c g a g f e (phrygisch) findet sich bei Reichel 1573, und M. Prätorius 1610. Letzterer gibt ihr die Überschrift: „alte Melodie", fügt aber auch als dritte zu diesem Liede die Melodie: „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut."

Der alte ehrwürdige Fürst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, ließ sich alle Morgen beim Wiederantreten seiner Fürstenarbeit durch eine künstliche Spiel- oder Singuhr in seinem Gemach dieses Lied aufspielen. Sein einziger Wunsch ist gewesen, daß er nach Simeons Exempel im Frieden abfahren und sanft im wahren Glauben auf seinen Heiland einschlafen möchte. Am 17. September 1666, fast 88 Jahre alt, ist er „seine Straße" gefahren.

209. Ich hab mein Sach Gott heimgestellt.

Wahrscheinlich von Johann Leon, Pfarrer bei Ohrdruff in Thüringen († 1597, vgl. 2, 256 f.). Es erscheint in einzelnen Versen theils in einer Leichenpredigt 1582, theils in seinem Trost-

büchlein 1589 gesammelt in „Psalmen, Geistliche Lieder, Nürnberg bei Katharina Gerlachin 1589“ und im Rhauischen Gesangbuch, Frankfurt a. M. 1589. Es ist nun aber im siebzehnten Jahrhundert auch vielfach dem Dr. Johann Pappus zu Straßburg (1549—1610, vgl. 2, 276 ff.) zugeschrieben, nachdem es in jenen Gesangbüchern anonym hervorgetreten war. Daß das Lied in die Lebensführung eines Mannes wie Pappus taugen würde, welcher als Wahlspruch in die Stammbücher schrieb: ad finem si quis se parat, ille sapit („Wer sich bereitet aufs End, der ist weise allein“), kann keinem Zweifel unterliegen. Aber für ihn sind keine, für Leon viele Zeugnisse vorhanden. Vielleicht ruht sein Verdienst in der Zusammenfügung der Verse.

Schon zuvor war 1554 ein Lied erschienen: „Ich hab meine sach zu Gott gestellt, der wirds wol machen, wie es jm gefällt.“ Aber in der Dichtung Leons ist der Gedanke, welcher schon die beiden vorigen Lieder durchzogen hat, der Gemeinde allein eingeprägt worden. — Schamelius gibt dem ganzen Lied die Überschrift: Zeigerfinger des Todes. In der That zielt der Sinn des Liedes auf den Tod hinaus, aber sein ganzer Ton wirbt bei uns um das Vertrauen in Gottes Macht überhaupt im Sinne Pauli: Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn.

Zur raschen Aufnahme des Lieds trug wesentlich seine Melodie bei. Diese: g g g f b a g fis ist aus dem weltlichen Volksgesang genommen. Das Volkslied wird verschiedentlich angegeben; bald: Es ist auf Erden kein schwerer Leid'n (vgl. im Ambraser Liederbuch 1582), bald: Es liegt ein Schloß in Österreich; bald und hauptsächlich wird auf ein ins Geistliche umgedichtetes Lied verwiesen: „Ich weiß ein Blümlein hübsch und fein, das thut mir wohl gefallen“, welches sich schon in Trillers Singebüchlein, Breslau 1555, findet. Die Melodie selbst erscheint in Wolders „Neu Katechismusgesangbüchlein, Hamburg 1598.“ Eine Variante g g g d b a g fis findet sich schon in Johann Rau, Pfarrers zu Wetter, geistlichem Gesangbuch, Frankfurt a. M. 1589.

Das Lied in seiner alten Weise wurde noch bis in unser Jahrhundert herein zu Eisenberg in Sachsen-Altenburg bei Begräbnissen während des Zugs gesungen. Hofprediger Sachse in Altenburg bezeugt, daß ihm der Eindruck dieses Lieds und seiner wunderbar ergreifenden Melodie von seinen Knabenjahren her unauslöschlich geblieben sei. Er dichtete darum auf diese Weise und nach der Art unseres Lieds sein Begräbnißlied: Wohlauf, wohlan, zum letzten Gang! wofür im Württembergischen Choralbuch wiederum eine neue Melodie sich findet: g g fis g h c a g.

Frau Anna Maria Frankenstein hatte 1698 mit ihren zwei Töchtern und zwei Brautleuten auf der Reise nach Zeitz unser Lied gesungen, unmittelbar ehe sie bei der Überfahrt über die Elster ertranken. Da war es gut, zu sagen:

Ich hab mein Sach Gott heimgestellt,
er machts mit mir, wie's ihm gefällt;
Soll ich allhie noch länger leben,
nicht widerstreben,
seim Willen thu ich mich ganz ergeben.

Anastasius Freylinghausen wurde im sechzigsten Lebensjahr durch einen Schlaganfall heimgesucht, als er eben die Worte niederschrieb: „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt." Der gnädige Gott erhielt ihn auch noch acht Jahre den Seinen.

Bekanntlich war noch Melanchthon des Glaubens, daß man aus den Linien der Hand weissagen könne, während Luther eine praktische Chiromantie vorzog und aus dem Öffnen und Schließen der Hand auf den Wohlthätigkeitssinn schloß. Nun bot einst auch ein Mann dem Kurfürsten Johann Georg II. an, er wollte ihm seine Lebenszukunft nach damaliger Sitte weissagen. Der Kurfürst ließ es geschehen, sagte aber ganz in Luthers Sinn lächelnd: „Es hat mir schon vor vielen Jahren ein frommer Mann eine Nativität gestellt, die ist besser denn eure; sie heißt (V. 2):

Mein Zeit und Stund ist, wenn Gott will,
ich schreib ihm nicht für Maß und Ziel;
Es sind gezählt all Härlein mein,
beid groß und klein,
fället keines ohn den Willen dein.

Beata Sturm, die gottselige „Württembergische Tabea", welche 1730 zu Stuttgart starb, hat vierzehn Jahre zuvor ihren Lebenslauf abgeschlossen mit den Worten: „Mein letztes End betreffend sage ich: ‚Mein Zeit und Stund ist, wenn Gott will!' Doch ruft der arme Geist: ‚Komm bald, Herr Jesu, Amen; ach ja, komm bald, Herr Jesu. Amen.'"

Vers 5 und 7 zeigen den körnigen Inhalt des Lieds an dem sprichwörtlichen Ausdruck: „Fürn Tod kein Kraut gewachsen ist" und: „Wohl aus den Augen, aus dem Sinn!"

Zu Vers 8 erzählt Seiffart in seinen Singularia evangelica: Es war in den achtziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, daß eine der Weltlust ergebene Hofdame im herzoglichen Schlosse zu Stuttgart es mit ansehen mußte, wie eine andere beim Tanz, vom Schlag gerührt, zur Erde fiel. Sie eilte im größten Schrecken auf ihr Zimmer und griff nach der Bibel. Da fand sie die Stelle Hesek. 32, 14: „Wo ist nun deine Wollust? Hinunter und lege dich zu den Unbeschnittenen." Diesen Vers brachte sie der frommen Herzogin und bekannte ihr ihre Reue darüber, daß sie bisher nicht fleißiger in der Bibel gelesen habe. Die Herzogin aber sagte: „Man muß eben allezeit beten:

Ach Herr, lehr uns bedenken wohl,
daß wir sind sterblich allzumal,
Und wir allhie kein Bleibens han,
müssen all davon,
gelehrt, reich, jung, alt oder schön!

Dann wird man sich der Weltlust nicht so sehr ergeben." Die Hofdame schrieb diesen Vers zu jenem Prophetenwort in ihre Bibel und nahm das täglich zu ihrem Gebete.

Den 16. Vers:

> Mein lieben Gott von Angesicht
> werd ich anschaun, dran zweifl' ich nicht,
> In ewger Freud und Herrlichkeit,
> die mir bereit:
> ihm sei Lob, Preis in Ewigkeit.

nennt Seiffart eine herrliche Augensalbe, so fromme Christen bei ihren von Kreuz und Thränen dunkel, ja blind gewordenen Augen gebrauchen und mit verklärten Glaubensaugen schauen sollen.

210. Herzlich thut mich verlangen.

Von Christof Knoll (1563—1621), Diakonus zu Sprottau in Schlesien, dem treuen Amtsgenossen von Martin Moller. In der grausamen Pestzeit des Jahres 1599 verfaßte er Kranken und Sterbenden zum Trost dies Lied, welches mit einem zweiten „Im Leben und im Sterben" seinem „Trostbüchlein oder Praxi articulorum de resurrectione carnis et vita aeterna" angeheftet ist, wie Abraham Teller in seiner Vorrede zu der Güldenen Sterbekunst von Johann Heermann, Zeitz 1659, mitgetheilt hat. Sodann in Buchwälders Gesangbuch. Görlitz 1611.

Im Nürnberger Gesangbuch 1625 lautet die Überschrift: „Ein schön Liedt, der Landgräfinnen zu Hessen seliger Gedächtniß." Es weist das ohne Zweifel auf eine Fürstin hin, welche an dem Lied eine besondere Freude gehabt hat; wie denn Dr. Heinrich Müller zu Rostock auch sagte: „das einig Lied mag mir alle Todesfurcht benehmen."

Der Anfang des Lieds klingt an das Walthersche: „Herzlich thut mich erfreuen" sehr bestimmt an; das Ganze hat besonders auch durch die Melodie, welche es fand, in der Christenheit außerordentlichen Anklang gefunden. Die einzelnen Verse sind überaus tröstlich.

Vers 1. — Heinrich Müller sagt in seinen „Erquickstunden": „Welt, gute Nacht! Mein Ägypten bist du gewesen, hast mit deinen Drangsalen mir manch Seufzerlein aus dem Herzen, manch Thränlein aus den Augen gedrungen. Der Tod, mein Erlöser, ist da und fordert mich heraus. Ach ja, du kommst zu rechter Zeit; ich bin bereit. Wie oft hab ich dich mit Thränen gesucht, mit Thränen gesungen:

> Herzlich thut mich verlangen
> nach eim seligen End,
> Weil ich hie bin umfangen
> mit Trübsal und Elend.
> Ich hab Lust abzuscheiden
> von dieser argen Welt,
> sehn mich nach ewger Freuden:
> o Jesu, komm nur bald!"

Hiezu bemerkt Serpilius: „Als Kaiser Rudolf II. sein herannahendes Ende merkte und von seinen Räthen gefragt ward, ob ihn auch darnach verlange, antwortete er: „Liebe Herren, als ich in meiner Jugend

in Spanien war und mein Vater mir einen Botschafter schickte, mich wieder herein in mein irdisches Vaterland zu führen, war ich der Zeitung so froh, daß ich dieselbe ganze Nacht nicht schlafen konnte. Ei wie vielmehr sollt ich denn fröhlich sein, dieweil mich jetzo mein himmlischer Vater in das ewige unvergängliche Vaterland, das mir sein Sohn durch sein eigen Blut erworben, heimfordert?"

Besonders treffend und glaubenskräftig ist Vers 3:

Wenn gleich süß ist das Leben,
der Tod sehr bitter mir,
Will ich mich doch ergeben,
zu sterben willig dir.
Ich weiß ein bessres Leben,
da mein Seel führet hin;
deß freu ich mich gar eben:
Sterben ist mein Gewinn.

Hier werden die Einwürfe wider die Willigkeit zu sterben beantwortet, vgl. 1 Sam. 15, 32. Sirach 41, 11. Zu dem „doch" bemerkt Schamelius: „Doch, doch, doch! Ach was ist das für ein Machtwort durch das ganze Lied hindurch. O ein gesunder Wermuth!" — Scriver in seinen „Gottholds zufälligen Andachten" sagt: „Es fällt mir zu, was in den meißnischen Jahrbüchern erzählt wird von Frau Agnes, aus königlich böhmischem Stamm, des Markgrafen Heinrich zu Meißen erster Gemahlin. Als dieselbe schwer krank gewesen, sei ihr im Schlaf ein Engel erschienen, der aus einem güldnen Becher ihr einen Trunk gereicht. Als sie ihn aber gekostet, habe sie gesagt: ach wie ein herber und bittrer Trank ist das! Darauf der Engel geantwortet: es wird bald eine große Süßigkeit darauf folgen. Solches hat sie, als sie erwachte, ihrem Herrn erzählt, und ist bald darauf sanft und stille im Herrn eingeschlafen."

Zu Vers 7. Der berühmte Gottesgelehrte Dr. Jakob Weller, sächsischer Oberhofprediger, bat an seinem Sterbelager die Umstehenden, mit ihm dieses Lied zu singen. Als sie nun vor Weinen und Betrübniß bei dem Verse 7 stockten:

Ob ich auch hinterlasse
betrübte Waiselein,
Der Noth mich übermaßen
jammert im Herzen mein,
Will ich doch gerne sterben
und trauen meinem Gott;
er wird sie wohl versorgen,
retten aus aller Noth —

sang er allein frisch weiter ohne Stocken und Kummer, und flößte so den Seinen noch Trost und Vertrauen zu dem ewigen Erbarmer ein. — Auch der bekannte Nürnberger Theologe, Johann Saubert, Prediger zu St. Sebald, ließ sich am 2. November 1646 auf seinem Sterbebette, als er nicht mehr sprechen konnte, dies Lied zum Valet vorsagen, damit sein Herz zur Heimfahrt mit süßem Frieden erfüllt würde.

Vers 9. Im Dezember 1702 starb in Eßlingen eine geisteskräftige Mutter und Witwe, Anna Katharine Palm. Dieselbe hatte schon etliche Jahre zuvor für ihre Kinder ihren mütterlichen Segen niedergeschrieben, worin es heißt: „Nun, meine lieben Kinder, ich bitte euch als eure getreue Mutter, die viel gelitten hat um euretwillen, folget meinem Rath, liebet einander nach meinem Tod, so weiß ich, daß der liebe Gott seinen Segen reichlich über euch aus- [illegible] wird. Ach Gott, ich bitte dich um deines herzlieben Sohnes

willen, laß deren keines verloren sein, die du mir gegeben hast, sondern laß mich und meinen lieben Mann samt meinen sechzehn lieben Kindern am jüngsten Tage vor deinem Angesicht fröhlich erscheinen und mit einander dich in alle Ewigkeit loben und preisen. Ach Amen, es werde wahr. Ach liebet einander, herzlieben Kinder.'" Wie herrlich stimmt das zu dem Vers 9, von welchem Senior Ditzinger an ihrem Grabe bezeugte, daß sie die Worte oftmals im Leben gebraucht:

Gesegn euch Gott der Herre,
ihr Vielgeliebten mein,
Trauert nicht allzusehre
über dem Abschied mein.
Beständig bleibt im Glauben;
wir werden in kurzer Zeit
einander wieder schauen
dort in der Ewigkeit.

Mit demselben Vers schloß Pastor Pitterlin zu Elsterwerda am Johannistag 1667 seine Predigt. Darnach will er das heilige Abendmahl halten und geht zum Altar. Da trifft ihn der Schlag, und er ist nach zwei Stunden zur Ewigkeit geführt worden.

Vers 11. Hofprediger Hedinger rief, als man ihm auf seinem Todtenbette die Worte vorsagte:

Hilf, daß ich gar nicht wanke
von dir, Herr Jesu Christ,
Den schwachen Glauben stärke
in mir zu aller Frist!

„Ei, nicht schwach, sondern stark ist mein Glaube — durch die Gnade Gottes!"

Einen Bürger zu Meissen, Christof Hermann, besuchte sein Seelsorger, M. Wigand, vor seinem Ende am 24. Trinitatis, da man predigt über Jairi Töchterlein. Als er nun jenes Wortes gedachte: „Komm und lege die Hand auf sie, so wird sie lebendig!" und ihm hieraus Trost zusprach, auch endlich die Hand auflegte, fieng der Leidende an zu seufzen:

Dein Hand mich halte fest,
daß ich mag fröhlich singen
das Consummatum est.

Wozu der Prediger bemerkt: Hier haben wir ein klares Beispiel, daß nicht meine, sondern Christi Hand das Herz bei diesem Patienten lebendig gemacht habe. (Seiffart, Singularia evangelica.)

Die Melodie: e a g f e d e ist ursprünglich die Weise eines weltlichen Lieds von Hans Leo Haßler in Nürnberg (1564—1612, vgl. 2, 361 f.). Die erste Strophe des Lieds auf den Namen „Marie" lautet:

Mein Gemüth ist mir verwirret,
das macht ein Jungfrau zart;
Bin ganz und gar verirret,
mein Herz, das kränkt sich hart.
Hab Tag und Nacht kein Ruh,
führt allzeit große Klag,
thu seufzen stets und weinen,
in Trauer schier verzag.

Sie erscheint in seiner Liedersammlung: „Lustgarten neuer teutscher Gesäng, Balleti, Galliarden und Intraden mit vier, fünf, sechs und

acht Stimmen. Nürnberg bei Paul Kaufmann 1601." in fünfstimmigem Satz mit heiterer jonischer Tonart. — Schon in den Threnodiae des Christof Demantius 1611 ist die Melodie auf unser Lied übergetragen; ebenso in den Harmoniae sacrae, einer zu Görlitz bei Rhamba 1613 erschienenen Sammlung lateinischer und deutscher geistlicher Gesänge. Hermann Schein wandelte in seinem Cantional 1627 den fünfstimmigen Satz in einen vierstimmigen um. Johann Stobäus aber von Königsberg, ein Genosse der ernstgestimmten Dichterschule daselbst, gab der heiteren Melodie einen ernsten strengen Anklang, indem er sie in die phrygische Tonart umsetzte. Eigenthümlicherweise geschah dies für ein Danklied, welches zur Feier des zwischen Polen und Schweden 1630 geschlossenen sechsjährigen Waffenstillstandes gesungen werden sollte. Es war aber die schwermüthige Stimmung des Tonsetzers und der ganzen Zeit mächtiger, als die Freude des Augenblicks. Und in der That schloß Stobäus durch jene Wendung in der Melodie eine solche bis dahin ungeahnte Tiefe auf, daß sie unsrem Lied erst recht entsprach und weiterhin für Passionslieder, wie „O Haupt voll Blut und Wunden", in Aufnahme kam.

211. Christus, der ist mein Leben.

Ein Lied, dessen Verfasser unbekannt ist und das wir auch nicht in der Originalquelle besitzen. Es erscheint bei Melchior Vulpius in dessen: „Ein schön geistlich Gesangbuch, darin Kirchengesänge und geistliche Lieder Dr. M. Luthers ꝛc. Zum andernmal sehr vermehrt. Erfurt 1609"; aber schon in einer polirten Form, vgl. Mützel 3, 1059 ff. Am meisten geht die Tradition auf Anna, Gemahlin des Grafen Heinrich von Stolberg, welche um 1600 dichtete. Simon Graf, Pfarrer zu Schandau an der Elbe, welcher es in seinem „Geistlichen edel Herzpulver 1632" bringt, war erst sechs Jahr alt, als es bei Vulpius erschien, kann also nicht in Betracht kommen. Nach Schamelius citirt Valerius Herberger es schon 1608 in seiner „Stoppelpostille". — Eine Vergleichung mit: „Ich hab mich Gott ergeben" zeigt, daß die Gedanken unseres Lieds dazumal sozusagen in der geistlichen Luft lagen; es ist auch dadurch als echtes Volkslied erwiesen: „man wußte nicht, woher es kam."

Vers 1 und 2 verbindet Pauli Wort: Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn! und Simeons Dank: im Frieden fahren! mit Luthers Liedesgedanken: Mit Fried und Freud ich fahr dahin; setzt aber noch den Trost hinzu: „zu Christ dem Bruder mein." — Vers 3 stellt sich bereits auf den Standpunkt des Siegs: ich habe überwunden! — Vers 4—7 aber sind ein Gebet: in den letzten Nöthen, Vers 4. 5., laß mich einschlafen nach deinem Rath und aufleben in deiner Freude, Vers 6. 7. — Schamelius führt es mit dem Titel ein: „Ein schön trostreiches Lied um ein seliges Simeonsstündlein. Phil. 1, 21." und in Blumbergs Zwickauischem Gesangbuch steht zu lesen, eine gräfliche Matrone habe es den „Todes-[illegible]" genannt.

Das Lied ist in alten und neuen Tagen allerdings gegen den Tod zum Trotze geworden.

Sofie Elisabet, die Ehefrau des Dr. Nikolaus Clemens zu Schmalkalden, fieng auf ihrem Todtenbett in Gegenwart ihres Beichtvaters mit lauter Stimme das Lied zu singen an. Nachdem sie geendigt, fragte sie die Anwesenden, ob sie auch wohl die schöne Musik höreten, die jetzo erschallete. Und da man sie fragte, wo sie denn solche vernehme, antwortete sie: „Zur rechten Seite", worauf sie auch selig verschieden. (Avenarii Sendschreiben an M. Ludovicus. 1705.)

Als Möwes, der glaubensmuthige eifrige Prediger von Altenhausen, acht Tage vor seinem herannahenden Tode auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl mit den Seinigen feierte, ließ er den Lehrer mit seinen Schülern kommen, daß sie ihm unser Lied anstimmten. Und als endlich seine Todesstunde am 14. Oktober 1834 hereinbrach, sangen ihm dasselbe seine Gattin und Kinder noch um die Zeit seines Verscheidens — denn es war allezeit sein Lieblingslied. Daran labte sich denn auch seine Seele also, daß er bezeugte, er sterbe freudig und getrost, denn sein Herr und Heiland vertrete ihn im Gericht, und ließe es seine Schwachheit zu, so gienge er mit einem Triumphlied auf Gottes Barmherzigkeit hinüber.

Friedrich Mallet, der reichgesegnete Prediger zu Bremen, hatte vor seinem am 5. Mai 1865 erfolgten Ende noch schwere Leidenstage durchzumachen. Sein Athem gieng schwer aus, seine Kräfte brachen, und auch sein Herz kam in große Bangigkeit. Sagte man ihm Schriftworte, so wich die Angst. Nach einer schrecklichen Nacht betete er: „O Herr, komm, zerreiße alle Bande! wann kommst du, lieber Herr?" Hingewiesen auf Christi Blut und Gerechtigkeit sprach er zweimal: „damit will ich vor Gott bestehn!" Herzzerreißende Klagetöne wurden ihm durch die furchtbaren Bangigkeiten ausgepreßt. Als er nun den letzten Kampf kämpfte, sang ihm ein Enkel im Nebenzimmer zum Lebewohl das Lied: „Christus, der ist mein Leben." Er ward ruhig, versuchte mitzusingen und flisterte: „Christus, der ist mein Leben." Noch immer schlug leise das Herz; endlich kam es zum stillen Ende. Als am 11. Mai sein Sarg unter der Kanzel von St. Stephani stand und ein Trauerlied gesungen werden sollte, mußten die meisten Anwesenden vor Thränen schweigen; die Orgel aber spielte den Choral: „Christus, der ist mein Leben." (Greiner, Schulliederschatz.)

In Feuerbach, einem größeren Dorfe bei Stuttgart, lag im Jahr 1821, als eben Albert Knapp dort Gehilfe im Predigtamt war, ein Steinbrecher krank, Erhard Veit. Er hatte auf seinem Lager den Heiland im Glauben gefunden und freute sich herzlich auf seinen Heimgang. Da hörte er eines Morgens die Stimme: „Bereite dich, denn morgen früh gehst du heim!" Mit feierlicher Beugung sagte er dies den Seinen und freute sich wie ein Kind auf die dritte Stunde der Nacht. Abends kamen noch mehrere christliche Freunde zu ihm, die er bat, die Nacht vollends bei ihm auszuhalten und ihm Heimgangslieder besonders von Hiller zu

singen, den er ungemein liebte. Das thaten sie denn auch die Nacht hindurch in angemessenen Pausen, und der Kranke stimmte freudig mit ein. Da sprach er zuletzt: „Nun, Brüder, singet mir jetzt mein liebstes Lied: Christus, der ist mein Leben!“ Sie sangen es mit gedämpftem Tone bis zum Schlusse hin. Da schlugs auf dem Thurme drei Uhr, und plötzlich erhob sich der Kranke noch einmal mit dem Ruf: „Ja, Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!“ Sank dann zurück, kehrte sich zur Wand und war selig verschieden. (Albert Knapps Leben.)

Am 26. Juli 1853 schifften einige Knaben auf einem kleinen Floße in einem See herum, der in der Nähe von Finsterroth, einem Dorfe des in Württemberg gelegenen Mainhardter Waldgebirges, sich befindet. Zum Ergetzen einiger auf dem Felde arbeitenden Weiber sangen die Kinder dazu: „Christus, der ist mein Leben.“ Der beste Sänger unter ihnen, ein neunjähriger guter Knabe, sang sich damit sein Grablied. Im Begriffe, dem in die Tiefe des Sees gestoßenen Floße nachzuschwimmen, sank er unter. Nach einer Viertelstunde erst brachte man ihn ans Land, allein die Seele war — bei ihrem Heilande. (Heilbronner Tagblatt. 1853.)

Auch zu einzelnen Versen haben wir noch ergreifende geschichtliche Belege.

Der dritte Vers ist voll Glaubenskraft:

Nun hab ich überwunden
Kreuz, Leiden, Angst und Noth.
Durch sein heilig fünf Wunden
bin ich versühnt mit Gott.

Das letzte Wort des gottseligen Johannes Arndt, Generalsuperintendenten von Lüneburg, der das „Wahre Christenthum“ geschrieben, stimmt damit. Er rief: „Nun hab ich überwunden!“ worauf er sich selber fein zurechte gelegt, nichts mehr geredet und nach anderthalb Stunden selig eingeschlafen am 11. Mai 1621.

Als die edle Königin Elisabet von Preußen, welche mit ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm IV. die Königs- und die Dornenkrone getragen hat, am 3. Advent 1873 zu Dresden starb, war unser Lied ihr Trost. Hofprediger Heym erzählt: „Gegen 6 Uhr wurde ich zu ihr gerufen. Nachdem ich ihr gesagt hatte, daß ich gekommen sei, ihr gute Botschaft zu bringen, nemlich das Wort des Herrn: ‚Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!‘ fieng ich mit bewegtem Herzen zu beten an: ‚Christus, der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.‘ Bis zum Ende des Lieds hatte sie geschwiegen, jetzt aber öffneten sich ihre Lippen: ‚Ach, das war schön!‘ so sprach sie mit lauter Stimme und darnach leiser: ‚Nun noch den Segen!‘ — Das waren die letzten Worte, welche sie in dieser Welt gesprochen hat. Nach Ertheilung des Segens lag sie auf ihrem Sterbebette ergeben und ruhig athmend, wie ein Kind auf seiner Mutter Schoß. Ein lauter Athemzug um die Mitternachtsstunde, und ihre Seele zog in vollem Frieden Gottes ins ersehnte Vaterland, zum großen, seligen

Krönungsfeste, während die Kniee der hohen königlichen Familie Sachsens, wie aller in dem Sterbegemache Anwesenden sich beugten und meine Lippen beteten: ‚Nun hat sie überwunden Kreuz, Leiden, Angst und Noth, Durch deine heilgen Wunden ist sie versöhnt mit Gott! Du hast sie erlöset, Herr; in deine Hände befehlen wir ihren Geist!"

Zu Vers 4. Im Jahr 1870 hatte ein siebenjähriger Knabe in R. das Unglück, eine Bohne in die Luftröhre zu bringen. Seine Eltern brachten ihn sofort in die Stadt zum Arzte, welcher erklärte, daß ein Schnitt in die Luftröhre das einzige Hilfsmittel sei. Da der Abend schon hereingebrochen war, so konnte die Operation erst am folgenden Tag vorgenommen werden. Als die Eltern mit dem Kinde wieder zu Hause waren, sagte der Knabe: Jetzt wollen wir aber auch beten! Die Ärzte kamen am andern Tag und der Knabe unterwirft sich unter Jammern und Stöhnen der schmerzhaften Operation. Auf einmal fängt er an zu beten: „Christus, der ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!" Als er aber an die Stelle kam:

> Wenn meine Kräfte brechen,
> mein Athem geht schwer aus —

fühlt er, daß auch seine Augen brechen; ein vernehmliches Amen ist sein letztes Wort gewesen. Seine Gedanken vergiengen als ein Licht, und nach wenigen Stunden trugen die Engel seine Seele der ewigen Heimat zu. (Stuttg. Evangelisches Sonntagsblatt. 1870.) Gewiß erfüllte sich an solcher Stätte auch der Schluß des Verses:

> Und kann kein Wort mehr sprechen,
> Herr, nimm mein Seufzen auf!

Zu Vers 7. Dem seligen Christian Gottlieb Blumhardt, Inspektor der Basler Missionsanstalt (1815—1838), war unser Lied stets sein liebstes, und so wollte er sich daran auch noch in der Todesstunde erquicken. Nach mehrwöchentlicher Krankheit im Spätling 1838, in der sein Geist bei allen Stürmen auf die Leibeshütte stets klar und seine Freude über die Erlösung durch Jesum Christum fest blieb, hatte er endlich am 19. Dezember Morgens die klare Sprache, nicht aber das klare Bewußtsein verloren. Bibelsprüche und Liederverse waren noch immer in seinem Munde. Nach seiner Anordnung wurden mehrere Missionszöglinge herbeigerufen, die ihm in seinem letzten Stündlein zur Erquickung etliche Verse aus diesem Lied singen sollten. Die Brüder standen um das Bett her und sangen in sanftem Chor den ersten Vers. Dann noch: „Jesus ist für mich gestorben." Hierauf bat er mit gebrochener Stimme noch um den siebenten:

> Und laß mich an dir kleben
> wie eine Klett am Kleid,
> Und ewig bei dir leben
> in himmlischer Wonn und Freud!

Unter vielen Thränen sangen sie denselben. Während des Gesangs und des darauf folgenden Gebets war seine Seele in stiller Anschauung der zukünftigen Herrlichkeit versunken. Dann stammelte er

mit gebrochener Stimme: „Es bricht herein, Hallelujah!“ — und nun schied seine Seele um halb elf Uhr unter dem Gebet der Umstehenden sanft und schmerzlos, fast unbemerkt, von der Leibeshülle.

Über das Bild in diesem Verse vergleiche Seite 286. — In ein anderes biblisches Bild ist der Vers gewendet, wenn es heißt:

Laß an dir gleich den Reben
mich bleiben allezeit!

Die Melodie: f a g a b c a, später: es f g f g c b as g, ist vielleicht aus der weltlichen Volksweise: „Warum willst du wegziehen?“ entstanden, wenigstens verweist das Coburger Gesangbuch 1621 bei dem Lied auf diese Volksweise. Allein das Braunschweiger 1661 und das Dresdener 1676 führen noch andere Melodieen auf, und eine von diesen könnte, als aus jener Volksweise entstanden, im Coburger Gesangbuch gemeint sein; eine davon mag Fink, der um 1558 Musikus in Wittenberg war und dem die obige schon irrthümlich zugeschrieben wurde, erfunden haben. Melchior Vulpius, Cantor zu Weimar, führt die obige 1609 zuerst auf, und nach Winterfeld (zur Geschichte der heiligen Tonkunst) ist an der Erfindung derselben durch ihn nicht zu zweifeln.

212. O Jesu Christ, meins Lebens Licht.

Aus der zweiten Ausgabe der Centuria secunda precationum rhythmicarum des Martin Behem oder Böhme (1557—1622, vgl. 2, 227 ff.), Oberpfarrers zu Lauban in der Lausitz, Wittenberg 1611. Hier steht es unter den angehängten Sterbegebeten „St. Stephansseufzer Ap.-Gesch. 7, 59“ mit der Überschrift: „um eine selige Heimreise, gerichtet auf Christi Leiden.“ Doch auch schon in einem anonymen Gebetbuch „Christliche Gebete 1610.“

In diesem edeln Lied wird „der Seele das blutige Leiden des sterbenden Erlösers gleichsam als ein fruchtbarer Baum hingestellt, von dessen jedem Ästlein sie lauter unvergleichliche Früchte des Trostes und der Erquickung herabnehmen und genießen kann.“ Es beginnt mit der Betrachtung des schweren Gangs aus der Zeit in die Ewigkeit Vers 1—3. Als Wegzehrung und Wallfahrtstrost nimmt sich nun der Sänger Vers 4—10 die einzelnen Stücke des Leidens Christi, in Gethsemane, Vers 4; im peinlichen Gericht, Vers 5; am Kreuz auf Golgatha, Vers 6 und 7; im Sterben, Vers 8; im Gartengrabe Josefs, Vers 9 und in dem Seitenstich und den Nägelmalen seines heiligen Leibes, Vers 10. — Vers 11—14 zieht aus diesem Gang ins Leiden mit Jesu den Gewinn: Jesu Auffahrt ist der Trost meiner Heimfahrt, Vers 11; das Gericht am jüngsten Tage für mich ein gnädiger Durchgang, Vers 12, auf den Verklärung des Leibs, Vers 13, und ewige Freude, Vers 14, folgt. — Zu diesen Versen fügt sich in manchen ältern Gesangbüchern, schon im Breslauer 1644, ein Vers zwischen 6 und 7:

Die heiligen fünf Wunden dein
laß mir rechte Felslöcher sein,

Darein ich flieh als eine Taub,
daß mich der höll'sche Weih nicht raub.

Man merkt es dem Liede an, daß es aus der Tiefe eines von der Liebe zum Gekreuzigten ganz hingenommenen Herzens entströmt ist, wie denn auch von dem Dichter erzählt wird, er habe sich sein ganzes Leben hindurch in die Passion Christi vertieft, um sie sich und andern tief ins Herz zu prägen. Es wurde darum auch bald außerordentlich beliebt, und ist vor vielen andern an Sterbebetten dazu brauchbar, daß es den in letzten Zügen Liegenden vorgebetet werde. Vielen, denen die Augen im Tode zu dunkeln anfiengen, ist dadurch ein Licht ins Herz gegeben worden, das sie auch durchs dunkle Thal begleitete. — Die Alten wissen das Lied nicht genug zu ehren mit allerlei schönen Titeln. Schamelius nennt es: „Trost der Sterbenden aus dem heiligen Leiden und Sterben Christi"; Jeremias Weber: „Reise durch den Tod ins ewige Leben"; Andere: „Wallfahrt zum Grabe Christi"; eine „Zueignung des Leidens Christi zum seligen Sterben", und der alte Gottesmann Fiedler zu Halberstadt sagt davon: „Ich wollte wünschen, daß das überaus schöne Gebetlein jedermann möchte auswendig wissen und in seiner Todesnoth gebrauchen."

Peter Frank, ein Bruder des geistlichen Sängers Michael Frank und selbst auch geistlicher Dichter und Sänger, Pfarrer zu Gleussen bei Coburg, ließ wenige Stunden vor seinem Ende 1675 den Schulmeister mit den Schulknaben vor sein Sterbelager kommen und sich dieses Lied vorsingen, wobei er seinem Weibe den von ihr empfangenen und dreißig Jahre am Finger getragenen Trauring mit beweglichen Abschiedsworten zurückgab. (Thomä Licht am Abend. Coburg 1722.)

Der große Orgelmeister Johann Pachelbel zu St. Sebald in Nürnberg hat sich, wie Mattheson berichtet, am 3. März 1706 an diesem Liede, das stets sein Lieblingslied gewesen, noch erquickt und ist unter dem leisen Singen desselben verschieden.

Auch Jeremias Flatt, der in Stuttgart noch bei manchen Familien in gesegnetstem Andenken stehende fromme Hauslehrer, sang am 16. Januar 1822 in seinen letzten Lebensstunden mit einigen Freunden, wiewohl ganz schwach, noch dieses Lied und setzte dann, nachdem dasselbe vollendet war, das stille Gebet fort bis zum letzten Athemzug, also daß er sich, wie Dr. Flatt an seinem Grabe bezeugte, eigentlich in den Himmel hineingebetet hat. (Christenbote. 1833.)

Zu Vers 1. Wenzeslaus Bergmann erzählt in seinen Tremendae mortis horae P. I. von seinem Vater Michael Bergmann Folgendes. Derselbe war im Jahr 1624 um des evangelischen Glaubens willen aus Böhmen vertrieben worden und starb am 20. Dezember 1648 zu Breslau. Als er nun in seiner letzten tödtlichen Krankheit viel zu leiden hatte, ließ er sich dem Bett gegenüber ein gemaltes Kruzifix an die Wand heften und bat die Umstehenden, unser Lied zu singen. So stimmten sie denn an:

O Jesu Christ, meins Lebens Licht,
mein Hort, mein Trost, mein Zuversicht;
Auf Erden bin ich nur ein Gast
und drückt mich sehr der Sünden Last.

Sie sangen ihm das ganze Lied, damit er in seinen Schmerzen aus den Schmerzen Christi am Kreuz Trost schöpfen konnte. Als er hernach gefragt wurde, ob er ein Labsal begehre, war seine Antwort: „Christus ist mein Labsal!“ und seine Wallfahrt beschloß er mit den Worten: „Herr Jesu, ich weiß gewiß, heute werde ich mit dir im Paradiese sein!“ (V. 2.)

Zu Vers 2. — Als man einer frommen vierzehnjährigen Tochter Karoline Luise Goldstein 1719 in der Sterbensstunde das Lied sang und an die Worte des zweiten Verses kam:

Ich hab vor mir ein schwere Reis'
zu dir ins Himmels Paradeis;
Da ist mein rechtes Vaterland,
darauf du hast dein Blut gewandt!

rief sie: „Nein, nein! nicht eine schwere, sondern eine leichte Reise! — In Jesu Seite will ich mich legen; das ist eine süße Ruhestätte. Da kann einem weder Welt, noch Tod, noch Teufel etwas anhaben. Der Teufel ist eine unmächtige Fliege geworden!“ (Gerber, Historie der Wiedergeborenen. 3.)

Gar sinnig erscheint uns der neunte Vers:

Dein Kreuz laß sein mein Wanderstab,
mein Ruh und Rast dein heilig Grab;
Die reinen Grabetücher dein
laß meinen Sterbekittel sein!

Eine besondere Geschichte hat der zehnte Vers:

Laß mich durch deine Nägelmal
erblicken die Genadenwahl;
Durch deine aufgespaltne Seit
mein arme Seele heimgeleit!

Dieser Vers bildete in Verbindung mit Ps. 47, 5: „Er erwählete uns zum Erbtheil, die Herrlichkeit Jakobs, die er liebt“ bei der Herrnhuter Brüdergemeine die Losung auf den 14. Februar 1734. Da geschah es, daß man in des Grafen v. Zinzendorf Zimmer acht Tage hernach einige zusammengefaßte Papiere verbrannte; und die Anwesenden bemerkten ein kleines Zettelchen allein unversehrt. Das enthielt nun gerade diese Worte, und der Graf sah diesen Umstand als eine besondere äußere Versieglung der innern Erfahrung an, die er damals gerade zu machen begann über die Lehre vom Lösegeld als dem Mittelpunkt des christlichen Glaubens und dem Grund aller wahren Lebensgemeinschaft mit dem Heiland. Es wurde ihm dadurch die Gewißheit seines Heiles klar, und er trieb von nun an diese Lehre vor allen andern. Bei dieser Veranlassung hat er aber auch sein Gefühl in einem Liede ausgedrückt, das er beim Antritt seines geistlichen Standes zu Tübingen am 21. Dez. 1734 drucken ließ und in welchem man seinen und der Gemeine Begriff von dem, was Religion des einzelnen Christen genannt werden kann, zum erstenmal zusammengefaßt findet:

Du unser auserwähltes Haupt, an welches unsre Seele glaubt; Laß uns in deiner Nägel Mal erblicken unsre Gnadenwahl.

Man vergleiche „Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit", von L. Fr. v. Schrautenbach. Gnadau 1851.

Zum Gedanken des Verses bemerkt Schamelius: „War Johannis Staupitii Zuflucht und Doctor dubitantium, als er in einer Disputation de praedestinatione sagte: Incipe a vulneribus Christi, et statim diabolus cum suis tentationibus recedet.

Von dem zwölften Verse, welcher lautet:

Am jüngsten Tag erweck mein Leib;
hilf, daß ich dir zur Rechten bleib,
Daß mich nicht treffe dein Gericht,
welchs das erschrecklich Urtheil spricht —

erzählt Schamelius, daß er einst in Berlin einen Missethäter, dem das Todesurtheil gesprochen war, zur Bekehrung getrieben habe.

Über den letzten Vers (14) predigt Scriver: „O wie selig und fröhlich werden wir alsdann sein! Wenn im angehenden Frühling die Bäume beginnen zu blühen, so ist bekannt, wie heftig die Bienen in denselben summen und mit Freuden den süßen Honig sammeln. Ich pflege mich dabei zu erinnern der Freude des ewigen Lebens. Jesus wird ein Baum sein voller Blüten, voll honigsüßer Glückseligkeit. Um ihn werden die seligen Seelen in höchster Freude schweben und seiner Seligkeit mit Singen und Jauchzen genießen. Eia, wären wir da; eia, wären wir da!

Wie werd ich dann so fröhlich sein, werd singen mit den Engelein, Und mit der Auserwählten Schar ewig schauen dein Antlitz klar!"

Zum Ganzen aber gehört die Geschichte einer allerernstesten und doch „seligen Heimreise", welche in der Schrift von Borbis „Die Martyrerkirche der evangelisch-lutherischen Slovaken. Erlangen 1863" beschrieben wird. — Als die Jesuiten unter dem langjährigen Regiment ihres Zöglings Kaiser Leopold I. (1657—1705) ihr goldnes Zeitalter in Ungarn feierten, brach über die lutherischen Slowaken eine planmäßige Verfolgung herein. Besonders ergreifend tritt uns in derselben der Märtyrertod zweier Edelmänner, Vater und Sohn, im Jahr 1687 zu Eperies entgegen. Von dem Tode Gabriels von Keczer, welcher am 22. März durch Henkershand starb und seinem Vater standhaft nachfolgte, wird uns nemlich Folgendes berichtet. An seinem Todestag ließ er den Prediger Andritius zu sich rufen, um das heilige Abendmahl zu empfangen. Von diesem begleitet, gieng er zum Richtplatz. Da eilt seine trauernde Schwester auf ihn zu, umarmt ihn und spricht: „Bruder, du letzter liebster Theil unsrer Seele, wie können wir sicher sein, wenn wir auch dich verlieren? Du solltest unser Vater sein; von dem geliebten Vater ist uns nichts geblieben als das auf dem Gerüste rauchende, gen Himmel schreiende Blut, das sich jetzt mit dem deinigen vermischen soll. Nun wird jeder verwegene Wolf uns als wehrlose Schafe mit gierigem Zahne anfallen!" Er aber antwortete: „Gott lebt in unsern Vätern. Ihn

hinterlasse ich Euch. Mäßige deine Thränen, halte die Freuden nicht auf, zu welchen ich hineile. Nichts erwarte ich sehnlicher, als daß die Stunde herannahe, die mich mit meinem und Eurem Christus vereinigt." — Die Umstehenden aus der Stadt konnten sich der Thränen nicht enthalten, die Wache aber stieß die Schwester hinweg. Da sich nun die Hinrichtung verzögerte, bat er um Erlaubniß, in der Stille und Einsamkeit beten zu dürfen. Man erlaubt ihm, in den Hof einer Weinschenke zu treten, und dort empfiehlt er auf den Knieen seine Seele dem Vater als dem Schöpfer der Geister, Christo als dem Heiland und dem heiligen Geiste als dem Erquicker der Ermatteten. Man erinnert ihn jetzt, daß seine Stunde da sei. Er steht auf und vernimmt das Todesurtheil. Als Antwort beginnt er das Lied in slavischer Übersetzung:

O Jesu Christ, meins Lebens Licht,
mein Hort, mein Trost, mein Zuversicht!

Die übrigen Mitverurtheilten stimmten in den Gesang ein und weihten mit diesem Lied ihren Todesgang. Freudig kniete Keczer nieder, um den Todesstreich zu empfangen. Caraffa, der Blutmensch, wurde vom König zum Feldmarschall ernannt für seinen Feldzug gegen die Ketzer. — Die Märtyrer hatten Recht, sich auf jenen Lohn zu freuen, von dem sie sangen:

Und mit der Auserwählten Schar
ewig schauen dein Antlitz klar.

Der wüthende Graf aber, welcher sich dahin aussprach: „Wenn ich in meinem ganzen Leibe einen Blutstropfen wüßte, der den Ungarn zu milde wäre, so wollt' ich mich lieber gleich zu Tode aderlassen!" zehrte bald nach diesen schlimmen Tagen ab und im Wahnsinn heulte er fortwährend: „Eperies — Eperies!" So starb er am Säuferwahnsinn, gerade 6 Jahre nach diesem Blutgerichte.

Die Melodie: b b g b c a g erscheint zuerst in Clauders Psalmodia sacra, Centuria I. 2. Auflage. 1630. Das Allgemeine Kirchengesangbuch gibt sie mit der Aenderung des Endes der zweiten und des Anfangs der dritten Zeile theils nach Crügers Praxis, theils nach späterer und jetzt verbreitetster Lesart (g g g e g a fis e). Der Sänger ist unbekannt; irrthümlich wurde sie eine Zeit lang dem Mich. Prätorius, der 1621 als Kapellmeister zu Wolfenbüttel starb, zugeschrieben. — Eine andere Melodie, die übrigens weniger verbreitet ist: g g a h d g h a, findet sich im Nürnberger Gesangbuch 1677, und eine dritte: h h a h g fis fis e, ist unter dem Namen: „O Jesu, du mein Bräutigam" in Johann Sebastian Bachs „Choralgesängen" mitgetheilt.

213. Ich hab mich Gott ergeben.

Von Johann Siegfried, Superintendenten zu Schleiz (1560—1637, vgl. 2, 257), erschienen in der Psalmodia sacra I. von Clauder 1627, in Crügers Praxis pietatis melica 1656 und weiterhin.

Das Lied ruht vor allem auf den beiden Versen des Johann Leon († 1597 zu Wölfis bei Ohrdruff, welche er in seinem „Trost-büchlein“ 1589 gegeben hat als „Gebet, wenn einer in Krankheit fällt.“ Die beiden Verse sind im „kleinen Christenschild von Thomas Hartman 1604“ aufgenommen; im Erfurter Gesangbuch: „394 christliche Lieder und Psalmen 1624“ erscheinen sie, mit Vers 2, 3 und 7 von „Christus, der ist mein Leben“ verbunden, als ein Sterbelied von fünf vierzeiligen Strophen. Ob die letzteren drei Verse ursprünglich zu jenem Liede oder zu den Leon'schen Versen sich gesellt haben, ist ungewiß; Siegfried hat jedenfalls nur die beiden Leonschen Verse aufgenommen, sie in eine Strophe verbunden und mit drei weiteren achtzeiligen Strophen ergänzt, so wie wirs im „Unverfälschten Liedersegen, Berlin 1852“ lesen.

In das hellste Licht tritt das köstliche Lied durch folgende Erzählung aus dem „Leben des Friedrich Perthes“ von seinem Sohne Clemens (im dritten Band S. 586—594). — Friedrich Perthes, der edle deutsche Mann und unter den Buchhändlern unsres Vaterlands leicht eines Hauptes länger denn die andern, lag in der Osterzeit 1843 auf seinem Sterbebette. Es war eine Stätte der Erquickung für die Seinen. Denn er sagte am 21. April, seinem Geburtstage, zu seinen Kindern und Enkeln: „Ich sterbe gern und ruhig und bin bereit dazu; (Vers 1)

Ich hab mich Gott ergeben,
dem liebsten Vater mein;
Hier ist kein Immerleben,
es muß geschieden sein.
Der Tod kann mir nicht schaden,
er ist nur mein Gewinn;
in Gottes Fried und Gnaden
fahr ich mit Freud dahin.“

Als er achtzehn Tage hernach sein Tagebuch mit dem Worte schließen mußte: „sehr elend!“ und von nun an sich nicht mehr selber heben und legen konnte, lag er, des Sterbens in nächster Zukunft gewiß, matt und müde da; betete aber unzähligemale mit freudiger sicherer Ruhe (Vers 3):

Ach selge Freud und Wonne
hat mir der Herr bereit,
Da Christus ist die Sonne,
Leben und Seligkeit.
Was kann mir doch nun schaden,
weil ich bei Christo bin?
In Gottes Fried und Gnaden
fahr ich mit Freud dahin.

Am Sonntag darauf war ein Tag großer Leiden. Die Worte: „Herr, Herr, führe mich nicht in Versuchung!“ tönten immer wieder durch die stille Nacht; aber Worte der Zuversicht brachen immer wieder hindurch. Während die Umstehenden glaubten, daß er betäubt und bewußtlos schlafe, begann er mit leiser rührender Stimme zu beten (Vers 2):

Mein Weg geht jetzt vorüber;
o Welt, was acht ich dein?
Der Himmel ist mir lieber;
da muß ich trachten ein,
Mich nicht zu sehr beladen,
weil ich wegfertig bin;
in Gottes Fried und Gnaden
fahr ich mit Freud dahin.

Auch nach dieser schweren Nacht, in welcher er mit dem Leben ganz abgeschlossen hatte und des letzten großen Augenblicks harrte, blieb er getrost: „Gott ist mir armem Sünder gnädig um seines lieben

Sohnes willen.“ Jetzt wurde es stiller. Am Donnerstage betete er noch zuweilen laut, Nachmittags begann er mit sicherer Stimme (Vers 4):

Gesegn' euch Gott, ihr Meinen,
ihr Liebsten allzumal;
Um mich sollt ihr nicht weinen,
ich weiß von keiner Qual.
Den rechten Port noch heute
nehmt ja fleißig in Acht!
In Gottes Fried und Freude
fahrt mir bald alle nach!

So hatte sich der liebe und selige Mann in das schöne Lied hineingelebt, und weil es also seine letzten Tage als ein Gottesband durchwoben, war es gar schön, daß die letzten Laute dieser Welt, welche sein Ohr berührten, die Worte waren, von den Seinen gebetet:

Ja selge Freud und Wonne
hat dir der Herr bereit,
Wo Christus ist die Sonne,
Leben und Seligkeit.

Er that einen letzten, tiefen Athemzug; wie ein Blitz flog der Ausdruck unendlichen Schmerzens über sein Gesicht. Dann hatte er überwunden. Milde und Friede lag jetzt wieder auf der Leiche. Am Montag aber, dem 22. Mai, ward sie Morgens auf dem Kirchhof zu Gotha unter dem Gesang ins Grab gelegt:

Was kann mir doch nun schaden,
weil ich bei Christo bin?
In Gottes Fried und Gnaden
fahr ich mit Freud dahin!

Melodie: Herzlich thut mich verlangen.

214. Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt.

Gedichtet von Johann Hermann Schein (1586—1630, vgl. 3. 83 ff. und 270 f.) und veröffentlicht nach seinem Tode in seinem „Cantional oder Gesangbuch Augsburgischer Confession. Leipzig, zweite Ausgabe 1645.“ Der treffliche Sänger an der Thomasschule zu Leipzig dichtete das Lied zur Beerdigung von Frau Margarita, Gattin des Rathsherrn und Baumeisters Caspar Werner in Leipzig, 16. Dezember 1628. Es verbreitete sich durch Crügers Praxis pietatis melica 1661 auch in viele späteren Gesangbücher.

Wenn man die beiden Stollen des Aufgesangs beachtet, so geben die vier ersten Verse den Namen: Margarita, und der fünfte das W des Geschlechtsnamens „Werner“. Es ist also ein Akrostichon, das den Namen der besungenen Christin bewahren sollte; allein manche Veränderungen haben diese Absicht nicht beachtet.

Das Lied ist im letzten Kriege wieder hervorgetreten in folgender Geschichte. — Generallieutenant von Gersdorff, welcher in der Schlacht bei Wörth schon sich ausgezeichnet hatte, fiel bei Sedan. Er hielt als Kommandeur das elfte Armeekorps nördlich von Sedan auf der Höhe von Floing, wo es sehr heiß hergieng. Eben gab er den Befehl zum Vormarsch des 83. Regiments, da durchbohrte eine feindliche Kugel seine Brust. Bewußtlos sank er vom Pferde. Als

er aus seiner Ohnmacht erwachte, betete er: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir!" Bald darauf begann er das Lied: „Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt!" konnte aber in seiner Todesschwäche die Worte nicht weiter finden und bat die Umstehenden, seinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen. Ein Husar sagte: „Excellenz meinen wohl das schöne Lied: ‚Was Gott thut, das ist wohlgethan?'" — „Nein, nein, antwortete der General; ihr wißt auch gar nichts: es ist viel schöner. O ich freue mich daran, die Worte fehlen mir nur!" Es war unser Lied, dessen erster Vers lautet:

Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt,
hilf mir in meinem Leiden!
Ruf ich dich an, versag mirs nit:
wenn sich mein Seel will scheiden,
So nimm sie, Herr, in deine Händ;
ist alles gut, wenn gut das End.

Der König selbst besuchte den General auf seinem Schmerzenslager. Als nicht lange vor seinem Ende Divisionspfarrer Sander zu ihm kam, sprach er: „Ich bin schwach, lieber Pfarrer. Aber ich weiß, Sie kommen auch nicht, mich aufzuregen. Ein Bluterguß in meiner Lunge kann mich tödten. Aber das sage ich Ihnen: ich weiß, daß mein Gott mich in meinen Sünden getroffen hat. Doch auch das weiß ich, daß er mir gnädig ist, ich lebe oder sterbe." — „Amen, sagte der Pfarrer; ich habe Ihnen auch nichts weiter zu sagen. Gott erhalte uns alle in solchem Glauben. Darauf können wir leben und sterben durch Jesum Christum." Wenige Tage später ist er heimgegangen, nachdem noch seine Gattin an sein Sterbelager geeilt war, um ihm die Augen zuzudrücken. (Laurmann, Gedenkblätter 3, 177 f.) — Ja wohl: „ist alles gut, wenn gut das End."

Der zweite Vers, der den Verzicht auf das irdische Leben ausspricht, lautet:

Gern will ich folgen, liebster Herr,
du wirst mich nicht verderben.
Ach du bist doch von mir nicht fern,
wenn ich gleich hie muß sterben,
Verlassen meine besten Freund,
die's mit mir herzlich gut gemeint.

Hiezu bemerkt Schamelius: „‚Gern' — das ist eine Pille, welche die Reichen in der Welt lange im Munde herumwerfen, ehe sie schmecken will. Ja selbst der fromme Hiskia zappelte in Esaj. 38, 13." — Ein Prediger aus dem Hennebergischen hat dieses Lied einmal einem todtkranken und reichen Bauern vorgesprochen. Als er nun an den andern Vers gekommen, stutzte der Bauer und wollte nicht nachbeten. Der Prediger fragte ihn, warum er hier inne halte. Der Bauer antwortete: „Ach, das ist gar ein so schwer Wort: ‚Gern will ich folgen, lieber Herr!' wenn man alles, Haus, Hof, Weib, Kinder, Güter mit dem Rücken ansehen und verlassen solle!" Er habe dieses Lied vielmals mitgesungen, allein es sei ihm allezeit schwer zu Herzen gegangen, wenn er an diese Worte

gekommen; daher wünsche er, daß ihn Gott noch einige Zeit möchte leben lassen, damit er erst lernen möchte, gern und willig zu sterben. Sein Wunsch wurde aber nicht erfüllt, sondern er mußte sterben. — O wie wohl ists der Seele, die weiß, daß es der Herr auch im Tode mit uns herzlich gut meint!

Zu Vers 3. — Daniel Seiffart, Prediger zu Zwickau, erzählt in seinen „Christholds Singularia evangelica", wie er einst auf einer Reise an einem Sonntag eine prächtige Glocke vom Kirchthurm einer berühmten Stadt gehört habe. Er fragt den Wirth, was das für eine Glocke wäre; und als dieser antwortete: „Das ist unsre Sonntagsglocke!" lag ihm dieser Name auch noch ferner im Sinn. Er beschloß, sich auch Sonntagsglocken zu seinem Trost und Freude zu erwählen. Die eine, so oft zum Hause Gottes geläutet würde, wäre die: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend!" Bei der andern verlangte er, daß ihm damit zu Grabe geläutet werde, die Worte:

Ruht doch der Leib sanft in der Erd,
die Seel sich zu dir schwinget.
In deine Händ sie unversehrt
durch Tod in's Leben dringet.
Hier ist doch nur ein Thränenthal,
Angst, Noth und Trübsal überall.

Der fünfte Vers ist ein trefflicher Abschluß und aus dem Sinne einer Jüngerin Christi, welche die rechte Perle errungen, fein herausgesprochen:

Was wollt ich denn lang traurig sein,
weil ich so wohl bestehe,
Bekleidt mit Christi Unschuld fein
wie eine Braut hergehe?
Gehab dich wohl, du schnöde Welt:
bei Gott zu leben mir gefällt.

Indessen hat Schein noch einen letzten Vers angefügt: „Zu guter Nacht, ihr lieben Freund; Gott woll euch wohl bewahren!"

Superintendent Polykarpus Leyser hielt die Grabrede, zu welcher Schein so wohl gedichtet und gesungen hat. Denn die Melodie: f a a c c b a g wurde in fünfstimmigem Satz nach einem Einzeldruck bei jener Beerdigung gesungen. Und obwohl dieselbe von dem Meister nur aus einer älteren Melodie bei Bartholomäus Gese: „Ein wahrer Glaub Gottes Zorn stillt" in dessen „Geistlichen deutschen Liedern, Frankfurt a. d. O. 1607" frei umgebildet worden ist, hat er sie doch durch seine Kunst zu einer der herrlichsten und gelungensten des ganzen Kirchengesangs gemacht. Wir singen darnach besonders gern die Lieder von Angelus Silesius: „Mir nach, spricht Christus, unser Held" und: „Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit!"

215. Du bist zwar mein und bleibest mein.

Gedichtet von Paulus Gerhardt (1607—76, vgl. 3, 297 ff.) zum 17. Februar 1650, als er noch Erzieher in der Familie des Kammergerichtsadvokaten Barthold zu Berlin war. Es erscheint

nemlich als Anhang zu „Trostfrewd bei Kreuzleid über Kinder Abscheid. Aus St. Paulo 12. Kap. in der II. Epistel an die Corinther. Zum Ehren- und Trostdenkmal des Herrn Joh. Bercovii (Predigers an St. Marien) hertzliebsten jüngern Söhnlein Const. Andr. Bercovs — von Georg Lilien. Berlin 1650." Dort führt es die Überschrift: „Der betrübte Vater tröstet sich über seinen nunmehr seligen Sohn." Aufgenommen ist es in Ebelings Ausgabe von Paulus Gerhardts geistlichen Andachten 1667, und dann in Praxis pietatis melica, 19. Ausgabe 1678.

Es mag den Verehrer Gerhardtscher Lieder etwas schmerzlich berühren, daß dieses unvergleichlich schöne Lied nach den Forschungen Dr. Bachmanns in Berlin zu dem fremden Leid eines Collegen, und nicht, wie man lange angenommen hat, zu dem Tode des eigenen Sohnes, Andreas Christian, 1665 gedichtet wurde. Allein denselben Gelegenheitsursprung haben so viele Sterbelieder; das andere: „Mein hertzer Vater, weint ihr noch" wurde nicht ganz zwei Monate zuvor zu einem andern Trauerfall gedichtet. Nur desto mehr bewundern wir die dichterische Kraft, mit welcher sich der im Glauben gereifte Hauslehrer in den Sinn eines Vater- und Mutterherzens hineinversetzen konnte; gewiß ist es ihm bei den eigenen Erlebnissen in seinem Hause später zu großem Troste geworden.

Es hat sich unser Lied auch zu allen Zeiten als ein kräftiges Ermunterungslied gegen des Elternleides Bitterkeit erwiesen. Johann Albrecht Bengel, Gustav Schwab und viele Andere haben sich seiner getröstet.

Vers 2. Ein Postbote, welcher in seinem Berufe eine Menge Geldes auszutragen hatte, wurde gefragt, ob er denn nicht manchmal den Gedanken in seiner Seele habe: wenn nur all dies Geld mir gehörte! Geld regiere eben doch die Welt, und in schweren Zeiten meine man oft, wenn man nur Geld genug hätte, so wäre geholfen. Einen Augenblick scherzte er, dann aber wurde er mit einemmale ernst und fieng an:

Ach gält es wünschen, wollt ich dich,
du Sternlein meiner Seelen,
Vor allem Weltgut williglich
mir wünschen und erwählen.
Ich wollte sagen: bleib bei mir!
du sollst sein meines Hauses Zier;
an dir will ich mein Lieben
bis an mein Sterben üben.

Ganz erstaunt blickten ihn die Umstehenden an. Da erklärt er ihnen, weit über Geld und Gut sei ihm ein Töchterlein von zwei Jahren gestanden; das habe der heilige Gott von seinen Händen gefordert. Seitdem sei es ihm nicht mehr um große Güter zu thun. In Gerhardts Lied und jenem zweiten Verse habe er seinen Sinn und seinen Trost wiedergefunden.

Einen andern dieser beredten Trostverse mag folgende Stelle aus dem Stuttgarter Evangelischen Sonntagsblatt (1872, Seite 331) ins Licht stellen. Dort erzählt ein Vater seines Knaben Sterben

und am Schluß schreibt er: „Du weißt, lieber Bruder, wie oft wir in der Lage sind, andere zu trösten; da ist es von Werth, den Trost Gottes erfahren zu haben. Du magst mirs glauben: wie ich im Ringen der Woche mit dem wimmernden Kinde weinen mußte, so konnte ich stark sein, als es seine Augen geschlossen hatte. Aber als sie mir den Leib des seligen Emil zur Hausthüre hinaustrugen, da faßte mich die Gewalt des Opfers mit aller Macht; und ich war nur herzlich froh, im Kirchlein drinnen hernach mein Leid im Lichte des Wortes Gottes auszusprechen, und dann mit gewissem Nachdruck es Paulus Gerhardt nachzusagen (Vers 12):

Nun es sei Ja und bleibe so,
ich will dich nicht mehr weinen;
Du lebst und bist von Herzen froh,
siehst lauter Sonnen scheinen,
Die Sonne ewger Freud und Ruh!
hier leb und bleib nun immerzu;
ich will, wills Gott, mit andern
auch bald hernacher wandern!"

Melodie: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist" vgl. „Du bist ein Mensch, das weißst du wohl."

216. Alle Menschen müssen sterben.

Johann Georg Albinus (1624—79, vgl. 3, 392 ff.), der nachmalige Rektor und Pfarrer an der St. Othmarskirche zu Naumburg, dichtete dieses herrliche Lied in seinen jüngern Jahren während seines literarischen Aufenthalts zu Leipzig auf die Begräbnißfeier des Kaufmanns Paul von Henßberg in Leipzig, bei der es am 1. Juni 1652 zum erstenmal, auf besondern Blättern gedruckt, gesungen wurde. Später nahm er es dann in seine „Geistliche Nachtharfe" auf unter dem Titel: „kurzer Abriß der Seligkeit." — Der Originalaufsatz dieses Liedes war nach Schamelius noch bis zum Februar 1713 vorhanden, da er mit andern in einem eisernen Kasten verwahrten Raritäten und mit sonstigen Schriften des Albinus bei einem Brande verloren gieng. In demselben befand sich noch ein Schlußvers mit Bezug auf den Fall, für welchen Albinus das Lied gedichtet hat:

Nun hier will ich ewig wohnen,
meine Lieben, gute Nacht!
Eure Treu wird Gott belohnen,
die ihr habt an mir vollbracht.
Liebste Kinder und Verwandten,
Brüder, Freunde und Bekannten,
lebet wohl zu guter Nacht:
Gott sei Dank, es ist vollbracht!

„Welche Sterbelust! ruft Schamelius über diesem Liede aus: so sterben wahre Christen. Ach, daß es alle wären, die den Text mitsingen!" — Es haben sich an dieser Perle von Sterbensfreude viele Herzen aufgerichtet.

Der theure Gottesmann Dr. Philipp Jakob Spener hörte einst zu Frankfurt von seiner Studierstube aus das Lied von einigen Personen in seinem Hausgarten singen, worauf er ans Fenster trat

und dadurch also beweget wurde, daß er meinte, es wäre eine Engelsmusik. Er sang es dann später immer Sonntags nach dem Mittagsmahl, aber die zwei letzten Verse wunsch- oder gebetsweise: „Ach, wann gehet auf die Sonne; ach, wann gehet an der Tag! (V. 6.) Ach, daß ich doch bald erblickte — daß mich bald mein Jesus schmückte!“ (V. 7.)

Ein zehnjähriges Töchterlein von Heinrich Andreas Walker, Senior der Frankfurter Pfarrgeistlichkeit, hatte sich dasselbe zum täglichen Gebetslied erlesen und bewegte es zwei Jahre lang vor seinem frühen Tode stets hin und her, so daß es die Anfangsworte dieses Liedes schrieb, so oft es eine Feder probierte. (Bündlein der Lebendigen. Nürnberg 1748.) — Samuel Beiel, ein Medikus, Sohn des berühmten Ulmischen Theologen Dr. Elias Beiel, trug dieses Lied zu täglicher Erinnerung seiner Sterblichkeit in einer eigenhändigen Abschrift stets bei sich. Er starb auch frühe, aber wohl bereitet zum Tode, erst 27 Jahre alt, zu Ulm im Jahr 1695. — Ein frommer Bürger zu Stralsund ließ den Anfang desselben auf einen hölzernen Todtenkopf graben und stellte solchen allezeit in der Kirche vor seine Augen. — Der selige Johann Tobias Kießling zu Nürnberg bat sich wenige Tage vor seinem am 27. Februar 1824 erfolgten Ende noch gar inständig aus, daß man ihm dieses Lied ganz singen möchte. (Schubert, Altes und Neues. 2.)

Zu Vers 1. — Ein Mann in Norddeutschland, dem das Evangelium von Christo keine Herzenssache war, kam nach langer Zeit zum erstenmal wieder in die Kirche, als man gerade das Todtenfest feierte. Er sah bei seinem Eintritt, wie der Altar schwarz behangen war und die Lichter auf demselben brannten. In demselben Augenblick hebt der Gesang an:

Alle Menschen müssen sterben,
alles Fleisch vergeht wie Heu;
Was da lebet, muß verderben,
soll es anders werden neu.
Dieser Leib, der muß verwesen,
wenn er ewig soll genesen
der so großen Herrlichkeit,
die den Frommen ist bereit.

Das machte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er von Stund an in sich gieng und fortan bedenken lernte, daß er auch sterben müsse. Von nun an schaffte er in rechtschaffener Bekehrung als ein kluger Mann seine Seligkeit mit Furcht und Zittern. (Heinrich, Erzählungen über evangelische Kirchenlieder. 1. 1846.)

Das Wort: „genesen der so großen Herrlichkeit“ ist im Hinblick auf die jetzt noch übliche Redensart: „eines Kindes genesen“ so zu fassen: glücklich davon kommen und die Herrlichkeit, wie durch die Geburt ein Kind, erlangen. „Genesen“ bedeutete schon im 9. Jahrhundert zunächst: durch etwas erhalten werden, sodann durch Befreiung von etwas erhalten werden, glücklich davon kommen, also = gesund und verklärt wieder auferstehen. — Der große Philosoph Fichte sprach auf seinem Todtenbette am 27. Januar 1814 zu seinem Sohne, der noch einmal mit Arzenei dem Bette nahte: „Laßt das, ich bedarf keine Arznei; ich fühle, daß ich genesen bin!“

Vers 4 ist ein Vers voll seligen Triumphes, welchen darum auch viele schon mit Jubel gebetet haben. — Jakob Friedrich Hoch-

stetter, Prälat von Murrhardt, schloß seinen Lebensabriß mit den Worten: „Wie Er, der getreue und barmherzige Vater, es ferner mit mir machen wird, steht in seinen Händen; ich hoffe aber, Er werde es wohl machen und an meinem Ende durch Jesum Christum in der Kraft des heiligen Geistes mich erlösen von allem Übel und mir aushelfen zu Seinem himmlischen Reich:

Da wird sein das Freudenleben,
da viel tausend Seelen schon
Sind mit Himmelsglanz umgeben,
dienen Gott vor seinem Thron;
Da die Seraphinen prangen
und das hohe Lied anfangen:
Heilig, heilig, heilig heißt
Gott der Vater, Sohn und Geist.

Eia, wär ich da! Ihm, dem dreieinigen Gotte, sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." — Als er nun am 3. August 1739 als ein 75jähriger Greis zum Sterben kam, verschied er ohne Zucken eines Glieds unter den trostvollen Worten Hermans: „So fahr ich hin zu Jesu Christ, mein Arm thu ich ausstrecken; So schlaf ich ein und ruhe fein, kein Mensch kann mich aufwecken als Jesus Christus, Gottes Sohn, der wird die Himmelsthür aufthun, mich führn zum ewgen Leben!" (Christenbote. 1841.)

Hieher mag man auch die Worte von Johanna Ursula von Gensau ziehen, welche im Herbst 1718 auf dem Todtenbette lag. An einem der letzten Tage ihres Lebens brach sie, nachdem sie sich unser Lied hatte vorlesen lassen, in die Worte aus: „Ach Freude, Freude, lauter Freude! O ich kann nicht beschreiben, was das für eine Herrlichkeit sei, wenn man die gewisse und endliche Versicherung von Gott bekommt, daß einem alle Sünden erlassen sind!" Und als einige der Umstehenden zu weinen anfiengen, sagte sie: „Ei, was weinet ihr? Ich wollte jetzo singen und springen!" und befahl, ihr zur Vermehrung ihrer Freude einen Lautenisten zu holen, daß er ihr noch etliche Loblieder musicire. Als das geschehen war, rief sie entzückt aus: „O wie schön werden wohl erst die Saiten der 24 Ältesten klingen vor dem Throne Gottes!"

Zu Vers 7. Karl Friedrich von Dacheröden, Präsident der Landesregierung und des Consistoriums im Magdeburgischen, lag in seinen letzten Stunden am 28. September 1742 längere Zeit still da. Mit einemmale rief er in höchster Entzückung: „Prächtig, prächtig!" Und in himmlischer Verklärung begann er nun zu beten:

Ach ich habe schon erblicket
alle diese Herrlichkeit;
Jetzo werd ich schön geschmücket
mit dem weißen Himmelskleid,
Mit der güldnen Ehrenkrone;
stehe da vor Gottes Throne,
schaue solche Freude an,
die kein Ende nehmen kann.

Was hier aus dem „Bündlein der Lebendigen. Nürnberg 1748" erzählt wird, empfängt samt dem Verse neues Licht durch das Sterbebett von Dr. Johannes Arndt, dem ehrwürdigen Vater unserer Kirche. Am letzten Abend seines Lebens nemlich, als sein Ende schon ganz nahe war, betete er die Worte des 143. Psalm: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht!" worauf man ihm antwortete, es stände Johannis 5 geschrieben, wer Christi Wort hörte und glaubte dem, der ihn gesandt hat, der hätte das ewige Leben und käme nicht ins Gericht. Bald darnach

schlief er ein, und als er wieder erwachte, hub er seine Augen auf und sprach: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit." Seine Hausfrau fragte ihn, wann er solche Herrlichkeit gesehen hätte. Da antwortete er: „Jetzt habe ich sie gesehen. Ei, welch eine Herrlichkeit ist das, die kein Auge gesehen, die kein Ohr gehöret hat und die in keines Menschen Herz gekommen ist! Diese Herrlichkeit habe ich gesehen." Später am Abend fragte er, welche Zeit es wäre; als man ihm's gesagt, sprach er: „Nun habe ich überwunden." Dies war sein letztes Wort; nun lag er still, und um halb zwölf Uhr entschlief er sanft 11. Mai 1621 in einem Alter von 66 Jahren.

Die Stammelodie: g c g a g f e c ist die von Jakob Hintze, dem Berliner Musikus, in seiner 24. Ausgabe von Crügers Praxis pietatis melica 1690 mit der Unterschrift „J. H." gegebene Überarbeitung der dem Johannes Rosenmüller zugehörigen: a d a h a g fis fis, welche sich bereits in der 19. Ausgabe jener Praxis p. m. Berlin 1678, sowie im Lüneburger Gesangbuch 1686 findet. — Nächst dieser Weise gebraucht man für unser Lied die aus dem Briegelschen Darmstädter Cantional 1687 stammende Melodie: a a gis fis e fis gis a a oder g g f d e f g g, welche schon Joachim Neander zugeschrieben wurde, und sonst nach den Liedern benannt wird: „Jesu, der du meine Seele" oder: „Jesu, meines Lebens Leben." — Eine dritte Melodie: g a b d g g fis fis findet sich in Peter Sohrs „musikalischem Vorschmack" 1683. In Vopelius Gesangbuch 1682 ist einfach das Lied aufgeführt mit Verweisung auf seine „bekannte Melodey", und das Nürnberger Gesangbuch mit Sauberts Vorrede 1676 verweist auf: „Du, o schönes Weltgebäude": d a d d c c h a von Johann Crüger.

217. Ach wie flüchtig, ach wie nichtig.

Von Michael Franck, dem mittleren unter drei Brüdern dieses Namens, früher Bäcker, dann Schulcollege zu Coburg (1609—1667, vgl. 3, 435 ff.), veröffentlicht in seinem „Geistlichen Harpffenspiel, Coburg 1657." Er hatte indessen seine Lieder größtentheils vereinzelt herausgegeben und erst dann gesammelt und zum Druck befördert, „nachdem sie da und dorthin in die Welt geflogen und christlichen Herzen, auch vornehmen Leuten, nicht so gar unannehmlich gewesen." So ist denn dieses bekannteste seiner Lieder schon viel früher, vielleicht um 1645 gedichtet; denn Sigmund von Birken veröffentlichte bereits 1656 die von ihm gedichtete Parodie desselben: „Ach, wie nichtig und untüchtig", wobei er auf die Melodie des Franck'schen Liedes hinweist.

Franck überschreibt das Lied: „Alles ist eitel. Prediger 1, 2." Die Eitelkeit und Nichtigkeit der Welt und all ihrer Sachen hatte der Dichter im eigenen Lebensgang erkennen gelernt. Als Knabe schon vaterlos und darum bei den besten Gaben zum Ergreifen eines Handwerks genöthigt, auf dem Handwerk nichts als allerlei Unglück, Beraubung durch Diebe und Plünderung des Hauses durch

Kriegsvolk, völlige Verarmung, — das war sein trauriges Los. Seine Lage war aber doch nur dem allgemeinen Jammer entsprechend, welchen der dreißigjährige Krieg über das deutsche Land gebreitet hatte; und wir dürfen in diesem Lied Francks gerade so wie im 90. Psalm bei Mose einen Rückblick einer von Gott gezüchtigten Nation sehen: „Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen.“ — Zu der äußern Form des Lieds ist noch zu bemerken, daß bei Michael Franck selbst der erste Vers beginnt mit den Worten: „Ach, wie flüchtig, ach, wie nichtig!“ der 2. Vers fortfährt: „Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig!“ Diese Abwechslung geht dann durchs ganze Lied hindurch.

Wie sehr das Lied aus dem Geist der damaligen christlichen Sänger und Pfleger der Nation herausgesungen war, beweist zunächst der Umstand, daß eine Schar von Parodieen ihm auf dem Fuße folgte. — Wie oben berührt, dichtete Sigmund Betulius, genannt von Birken, das Lied: „Ach wie nichtig und untüchtig ist der Menschen Denken“ von Gottes Fürsorge 1656; dessen Bruder Christian Betulius stellte dem Franckschen Lied von „der Nichtigkeit der Weltsachen“ das Lied gegenüber: „O wie tüchtig, o wie richtig ist das Himmelsleben“ von der Richtigkeit der Himmelssachen 1658; und Christoph Arnold, Diakonus zu Nürnberg, verfaßte auf den Fest-Buß- und Bettag am Aschermittwoch den Gesang: „Ach wie nichtig und untüchtig sind wir schnöden Menschen!“ Was diese Nürnberger gethan, haben andere später wiederholt. Es mag darum von Werth sein, die Parodie von Dr. Christian Eberhard Weismann, Diakonus zu Calw, später Hofkaplan zu Stuttgart und endlich Professor zu Tübingen, zu vergleichen, welche im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704, in Hedingers andächtigem Herzensklang 1705 erscheint.

Franck 1657.	Weismann 1704.
Ach wie flüchtig, ach wie nichtig ist der Menschen Leben! Wie ein Nebel bald entstehet und auch wieder bald vergehet, so ist unser Leben, sehet!	Wohl recht wichtig und recht tüchtig ist der Christen Leben! Ob gleich Zeit und Welt vergehet, alles oberst unten stehet, lebt doch unser Leben, sehet!
Ach wie nichtig, ach wie flüchtig sind der Menschen Tage! Wie ein Strom beginnt zu rinnen und mit Laufen nicht hält innen, so fährt unsre Zeit von hinnen.	Wohl recht wichtig und recht tüchtig sind der Christen Tage! Laß des Lebens Lauf zerrinnen; wann die Sinnen nicht mehr sinnen, fahren wir mit Freud von hinnen.
Ach wie flüchtig, ach wie nichtig ist der Menschen Freude! Wie sich wechseln Stund und Zeiten, Licht und Dunkel, Fried und Streiten, so sind unsre Fröhlichkeiten.	Wohl recht wichtig und recht tüchtig ist der Christen Freude! Wenn sich wechseln Freud in Leiden, Licht in Dunkel, Fried in Streiten, bleiben unsre Fröhlichkeiten.
Ach wie nichtig, ach wie flüchtig ist der Menschen Schöne! Wie ein Blümlein bald vergehet, wenn ein rauhes Lüftlein wehet, so ist unsre Schöne, sehet!	Wohl recht wichtig und recht tüchtig ist der Christen Schöne; Nur der Seelen Glanz bestehet, da, sobald ein Lüftchen wehet, alle Pracht der Welt vergehet.

Franck 1657.

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
ist der Menschen Stärke!
Der sich wie ein Löw erwiesen,
überworfen mit den Riesen,
den wirft eine kleine Drüsen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
ist der Menschen Glücke!
Wie sich eine Kugel drehet,
die bald da bald dorten stehet,
so ist unser Glücke, sehet!

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
ist der Menschen Ehre!
Ueber den, dem man hat müssen
heut die Hände höflich küssen,
geht man morgen gar mit Füßen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
ist der Menschen Wissen!
Der das Wort konnt prächtig führen
und vernünftig discuriren,
muß bald allen Witz verlieren.

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
ist der Menschen Dichten!
Der, so Kunst hat lieb gewonnen
und manch schönes Werk ersonnen,
wird zuletzt vom Tod erronnen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
sind der Menschen Schätze!
Es kann Glut und Flut entstehen,
dadurch, eh wir uns versehen,
alles muß zu Trümmern gehen.

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
ist der Menschen Herrschen!
Der durch Macht ist hoch gestiegen,
muß zuletzt aus Unvermügen
in dem Grab erniedrigt liegen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
ist der Menschen Prangen!
Der in Purpur hoch vermessen
ist gleich wie ein Gott gesessen,
dessen wird im Tod vergessen.

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
sind der Menschen Sachen!
Alles, alles, was wir sehen,
das muß fallen und vergehen:
wer Gott fürcht, wird ewig stehen.

Weismann 1704.

Wohl recht wichtig und recht tüchtig
ist der Christen Stärke!
Wunder! Schlachtschaf, die als Riesen
siegen, wenn wir sterbend müssen
Opferblut und Geist ausgießen.

Wohl recht wichtig und recht tüchtig
ist der Christen Glücke!
Unser Gott und Heil bestehet,
da der Welt Glück schnell vergehet,
wie sich eine Kugel drehet.

Wohl recht wichtig und recht tüchtig
ist der Christen Ehre!
Den die Welt jetzt tritt mit Füßen,
wird, wenn sie vergehen müssen,
dort die Himmelsglorie küssen.

Wohl recht wichtig und recht tüchtig
ist der Christen Wissen!
Wenn die Weisen Witz verlieren,
pflegt uns ohne Discuriren
Christi Wort zu Gott zu führen.

Wohl recht wichtig und recht tüchtig
ist der Christen Dichten!
Der die Liebe lieb gewonnen,
hat in Jesu, seiner Sonnen,
mehr als alle Welt erronnen.

Wohl recht wichtig und recht tüchtig
sind der Christen Schätze!
Wenn hier Glut und Flut entstehen,
Erd und Himmel untergehen,
wird man unsern Reichthum sehen.

Wohl recht wichtig und recht tüchtig
ist der Christen Herrschen!
Hier als schnödes Fegsal liegen,
dorten über alles siegen,
kann das matte Herz vergnügen.

Wohl recht wichtig und recht tüchtig
ist der Christen Prangen!
Die wir hier in Schmach gesessen,
werden alles Leid vergessen
und dort prangen unermessen.

Wohl recht wichtig und recht tüchtig
sind der Christen Sachen!
Alles, alles, was wir sehen,
das muß fallen und vergehen:
wer Gott fürcht, bleibt ewig stehen.

Allein nicht bloß in der Form der Dichtung wurde dieser Grundgedanke ausgeführt und ergänzt, sondern auch sonst in anderen Schriften. Christian Scriver hat die Gedanken dieses Liedes im

fünften Buch seines „Seelenschatzes" 1680 weiter ausgeführt in der Predigt von der „verschmähten Eitelkeit gläubiger Seelen", wo er meisterhaft davon redet. Es genüge indessen als Parallele unsres Lieds eine Stelle aus demselben Meisterwerke im ersten Buch: „Die Raketen steigen geschwinde in die Höhe und geben einen hell-leuchtenden Glanz von sich. Wenn sie aber aufs höchste kommen sind, so haben sie sich selbst ausgezehret, und bleibet nichts, als ein ausgebranntes Papier und bloßer Stock übrig, der herunterfällt und zertreten wird. An diesen Dingen pflegen sich die hohen Häupter der Welt, wenn sie sich recht herrlich und fröhlich bezeigen wollen, zu ergetzen. Ach wenn sie alle dieselben ansehen möchten, wie neulich ein großer Potentat gethan, der sich mit einer Raketen verglichen und seine guten Gedanken von der Eitelkeit der weltlichen Hoheit schriftlich hinterlassen hat!"

Wie frühe das Lied auch seine Kraft in der Gemeinde geübt habe, bezeugt Folgendes. Generalsuperintendent Sagittarius zu Altenburg beobachtete um die Jahreswende 1659 an seinem dreijährigen Söhnlein allerlei merkwürdige, bedeutungsvolle Reden. Schon vor Weihnachten rief das Kind etlichemal: „Ach, daß Gott erbarm, der Thurm fällt ein!" In der Nacht vom 19. auf den 20. Februar aber seufzte es öfters: „Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig!" Und siehe da, am 21. Februar 1659 fiel der Bartholomäikirchenthurm in der Nacht ein. Aber wiewohl die Wohnung von Sagittarius in der unmittelbarsten Nähe war, geschah doch ihm und den Seinen kein Leid. (Olearius, Liederschatz. 4. 1707.)

Als dem Dr. Weißenborn einst ein armer Student geklagt, wie es doch wohl recht bei frommen Christen heiße: „Ach wie nichtig, ach wie traurig sind der Menschen Tage!" (Vers 2), antwortete er, Christus lehre dagegen im Evangelio des 7. Sonntags nach Trinitatis viel anders singen; nemlich:

> Ach wie nichtig, ach wie richtig
> sind der Christen Tage,
> Gott hat alle abgezählet
> und zum Troste auserwählet. —

Dr. Blumberg berichtet 1710 in den Deliciae Cygneae, dieses Lied, besonders der fünfte Vers desselben, habe einst einen Studiosum zu Jena, als er sich duelliren wollte und auf dem Weg zum Duell es singen hörte, von seinem Vorhaben zurückgehalten.

Gar köstlich erscheint der letzte Vers, in welchem das Facit aus dem Ganzen gezogen wird. Paulus Gerhardt hat in seinem letzten Gedicht 1668 denselben Gedanken aufgenommen, den er vielleicht von Franck gekannt hat:

> Laß alles fallen und vergehen:
> wer Christo stirbt, bleibt ewig stehen!

Es war aber auch die Haupterfahrung eines ganzen Lebens, welche Franck hier zusammengedrängt hat. Auf den Jammer des Kriegs und der Noth war für ihn die Erhebung auf eine Lehrstelle 1644 und die Anerkennung seiner Dichtergaben durch die Dichterkrone der

Lohn seines Gottvertrauens; dessen gedenkend, konnte er seinem Lied den festen Schlußstein geben: „Wer Gott fürcht't, bleibt ewig stehen." — Auf einen besonderen Zweig heiligen Thuns hat Johann Rudolf Ahle, der berühmte sangeskundige Bürgermeister zu Mühlhausen in Thüringen, diesen Gedanken angewendet in einem Liede, wo er sagt:

Alles, was irdisch, muß endlich vergehen,
Musica bleibet in Ewigkeit stehen.

Michael Franck hat selbst eine Weise zu seinem Lied erfunden, die er mit dem Lied in seinem geistlichen Harfenspiel 1657 veröffentlicht hat, die sich auch in Königs harmonischem Liederschatz 1738 findet, nun aber nicht mehr gebräuchlich ist. — Die gewöhnliche Melodie: g a b b, b c d d, wird häufig dem Joachim von Burgk (1566—1586 Cantor und Organist in Mühlhausen) zugeschrieben. Er hätte dann diese Melodie nicht unmittelbar zu dem Franck'schen Liede erfunden, da dieses erst lange nach seinem Tod gedichtet wurde; sie müßte erst später auf dasselbe übergetragen worden sein. Allein unser Lied steht einzig da mit seinem Metrum, so daß keine zu einem anderen Lied erfundene Melodie für dasselbe entlehnt werden konnte. Die Urheberschaft des Joachim von Burgk ist somit unwahrscheinlich. Zuerst ist sie aus Johann Crügers Praxis pietatis melica 1661 bekannt: g a b b c c d d. In der Gesamtausgabe des Freylinghausenschen Gesangbuchs 1741 beginnt sie: g g b b c c d d. — Eine dritte Weise aus A moll ist von Hammerschmidt in den „Fest- Buß- und Dankliedern. Zittau 1658." mitgetheilt: c c h h c c h h, e e d d c h. Er gibt sie hier in einem schönen concertmäßigen Satz mit einem Wechsel zwischen fünf- und dreistimmigem Chor, zwischen welchem, von drei Posaunen und zwei Flöten ohne Gesang ausgeführt, die Melodie: „Mitten wir im Leben sind" ertönt, um so auf den glaubensfesten letzten Vers mit voller Stimmführung vorzubereiten. — In Peter Sohrs „musikalischem Vorschmack" 1683 findet sich eine vierte Melodie: e h h h d c h a g. — Auch die beiden letzteren haben gegen die Weise bei Crüger nicht aufzukommen vermocht.

218. Wie fleucht dahin der Menschen Zeit.

Von Joachim Neander (1650—80, vgl. 6, 16 ff.), Rektor an der lateinischen Schule zu Düsseldorf und dann Pastor zu Bremen, veröffentlicht in „Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder. Bremen, 1679," mit der Überschrift: „Der seine Tage Zählende."

Es ist auf reformirter Seite die Parallele zu: „Ach, wie flüchtig, ach, wie nichtig!" und wird durch den Lebensgang des trefflichen Sängers selbst am besten beleuchtet.

Wenn er im ersten Verse klagend ruft:

Wie fleucht dahin der Menschen Zeit,
wie eilet man zur Ewigkeit!

Wie wenig denken an die Stund
von Herzensgrund;
wie schweigt hievon der träge Mund!

so zeigte sich die Flucht der Tage bei ihm besonders deutlich. Seine eigene Zeit floh schnell dahin, da er in der Hälfte seiner Tage, kaum dreißig Jahre alt, schon des Todes Beute wurde. — Aber er wußte hievon wohl zu reden und die feste Burg, darauf er sich stützen mußte, kannte er auch. — Wie er im dritten Verse singt:

Nur du, Jehovah, bleibest mir
das, was du bist; ich traue dir.
Laß Berg und Hügel fallen hin:
mir ist Gewinn,
wenn ich allein bei Jesu bin —

so sprach es sein sterbender Mund in der bängsten Stunde noch aus: „Berge sollen weichen und Hügel sollen hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen!“ — Ja er sehnte sich nach der Heimat. Wie er im sechsten Vers ruft:

Weg, Eitelkeit, der Narren Lust,
mir ist das höchste Gut bewußt.
Das such ich nur, das bleibet mir;
o mein Begier,
Herr Jesu, zeuch mein Herz nach dir!

so rief er am Tag vor seinem Sterben — es war das Pfingstfest —, als ein Gewitter am Himmel aufstieg und der Donner heftig rollte: „Mein Vater läßt sich hören. Ich wollte, daß er sich einmal recht hören ließe, daß es meines Vaters Eliaswagen sein möchte!“

Zu Vers 7. Ernst Christoph Hochmann von Hohenau, einer der vornehmsten Wittgensteinischen Separatisten aus hochadeligem Geschlecht, wurde 1692 zu Halle, als er dort die Kriegsgelehrsamkeit studirte, durch den frommen Professor A. H. Francke erweckt. Als er da eines Tages jagen gieng und durch eine Hecke drang, blieb das Gefäß seines Degens an einem Holze stecken, so daß es mit demselben die Gestalt eines Kreuzes bildete. Hiedurch fühlte er sich um so mehr betroffen, als er früher wegen des Degentragens und der Jagd Gewissensbedenken gehabt hatte. Er warf seinen Degengürtel zu dem Degen mit den Worten: „nun hinfort nie mehr!“ entsagte allem weltlichen Treiben und ergab sich ganz an Gott und Christum; entschlossen, Leib und Leben, Gut und Blut um Christi willen zu wagen und dabei weder Schwert noch Feuer, weder Galgen noch Rad um Christi willen zu scheuen. Aus der Zeit dieser seiner ersten Erweckung theilt seine hohe Verehrerin, die Frau Professor Tabor, mit, daß Hochmann „zum öftern in eine so große Freudigkeit des Geistes gekommen sei, daß er von außerordentlicher Bewegung sei wie in die Höhe gehoben worden, wo er dann den letzten Vers anstimmte:

Was wird das sein, wenn ich dich seh
und bald vor deinem Throne steh?

Du unterdessen lehre mich,
daß stetig ich
mit klugem Herzen suche dich!

Da wurde er mit himmlischer Freude erfüllt, so daß er ganz außer sich war und sagte: ‚Ach, Kinder, keines soll zurückbleiben, ihr sollt alle an meines Königes Hof kommen!‘“ (Geistliche Liebesbrocken von dem liebevollen Jünger und Streiter Jesu Christi C. Chr. von Hohenau. Handschrift von W. Weck. 1771.)

Melodie: Ich hab mein Sach Gott heimgestellt.

219. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

Um die Urheberschaft dieses zuerst im Rudolstädter Gesangbuch 1688 öffentlich und ohne Namensangabe erschienenen Liedes ist lange Zeit eine Menge von Streitschriften gewechselt worden, in welchen auch der Name Veit Ludwig von Seckendorf genannt wurde; vgl. Wetzel, Hymnopöographie 1. 2. 3. und Analecta hymnica 2.

Nach dem Tode der Gräfin Ämilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt (1637—1706, vgl. 4, 56 ff.) wurde nemlich in dem „Schwarzburgschen Denkmal einer Christ-Gräflichen Lammes-Freundin 1707“ die Erklärung gegeben, daß „es niemand anders als unsre hochselige Lammes-Freundin verfertigt hat.“ Gegen diese offizielle Behauptung erhob sich Superintendent Georg Michael Pfefferkorn (1646—1732, vgl. 4, 63 ff.) zu Gräfen-Tonna bei Gotha in einem Schreiben an Diakonus Avenarius zu Schmalkalden, welcher sofort 1714 in seinem „Liederkatechismus“ die Angaben öffentlich mittheilte, des Inhalts: Veit Ludwig von Seckendorf, von der Linie Gut-Ende († zu Halle 18. Dezember 1692), pflegte bei seiner täglichen Morgen- und Abendandacht zu seufzen: „Ich bitte dich, Gott, durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut!“ womit er ohne Zweifel auf seinen Beinamen Gut-Ende gesehen und also ein rechter Gut-End-ender sein und heißen wollte. Am 19. September 1686 nun, gleich an dem Sonntage, auf welchen das Evangelium vom Jüngling zu Nain fällt, starb Herzog Johann Georg zu Eisenach auf der Jagd plötzlich an einem Schlag, nachdem er Vormittags in der Predigt des Pfarrers Heussen zu Eckartshausen gewesen und andächtig zugehört, gegen vier Uhr des Nachmittags in dem nahe gelegenen Forste bei der Wildscheuer, als er eben einen vorbeirauschenden Hirsch zu fällen gedachte. Der Herr von Seckendorf, des plötzlich verstorbenen Herzogs Geheimerrath, war von der fürstlichen Witwe dieses Falles wegen von Meuselwitz nach Eisenach entboten worden, und kam nun bei seiner Rückkehr im Oktober 1686 nach Gräfentonna, woselbst er einige Zeit im Löwen einkehrte. Dorthin habe derselbe ihn, den Superintendenten Pfefferkorn, rufen lassen und sich mit ihm unterredet wegen einer gerade von ihm angefangenen Vertheidigungsschrift des Lutherthumes gegen den Jesuiten Gallus Maymburgus. Zuletzt sei er dann auf des Herzogs schnellen Todesfall gekommen und habe gesagt: „Der selige Herzog hätte wohl nicht gedacht, daß ihm auf der Jagd sein Ende so nahe wäre. Wer weiß,

Herr Superintendent, wer weiß, wie lange wir noch leben? Ich habe vor einem Jahre, im 61. Jahre meines Lebens, mich verheirathet an eine von Ende, weiß aber nicht, wie nahe mir mein Ende ist. Der Herr sei doch so gut, weil ihm die Verse fließen, und mache mir aus meinen Worten, die ich des Abends und Morgens bei meinem Segen brauche: ‚ich bitt dich, Gott, durch Christi Blut!‘ eine Arie; ich will sie bei meinen nunmehr hohen Jahren selbst brauchen und anderen empfehlen.“ Darnach habe er dieses Lied aufgesetzt, nebst noch zwei anderen drucken lassen und es seinem Gönner nach Meuselwitz geschickt, „sich nicht träumend lassend, daß dieses einfältige Lied so bekannt werden würde.“

Hiegegen wurde nun in demselben Jahr in der Vorrede zu der aus dem Nachlaß der Gräfin herausgegebenen Schrift: „Der Freundin des Lammes geistlicher Brautschmuck“ offiziell protestirt, weil 1. die Gräfin sich als Dichterin zu dem Liede bekannt, 2. der Gemahl derselben es bestätigt, 3. der ganze gräfliche Hof davon gewußt habe und 4. das Rudolstädter Gesangbuch das erste gewesen, das es von „Ihro Hochgräflichen Gnaden“ empfangen habe 1688. — Die Gräfin selbst, die in ihrem 69. Jahre am 3. Dezember 1706 starb, eine fruchtbare Dichterin, versicherte schriftlich gegen die Gräfin Magdalena Sophia zu Schönburg-Hartenstein, daß sie die wahre Verfasserin dieses Liedes sei, und bezeichnete auch im Rudolstädter Gesangbuch 1704 dieses Lied nebst allen, die sie selbst verfertigt, mit den Buchstaben Æ J als ihr eigene Arbeit. Auch ihr Gemahl, Graf Albrecht Anton von Schwarzburg-Rudolstadt, und viele andere, besonders auch die Mutter des Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigeroda, Christiana, in einem Schreiben an ihren Sohn vom 16. März 1745, bezeugen, daß niemand dieses Lied gedichtet, als Ämilie Juliane. — Der Streit wogte hin und her. Während Generalsuperintendent Ludwig in Rudolstadt sich schriftlich gegen den Hymnologen Wetzel und der dortige Pfarrer Gregorius 1719 öffentlich für die Urheberschaft der Gräfin erklärten, beharrte Pfefferkorn auf seinem Recht, und Schamelius in seinen Vindiciae cantionum 1. 2. trat, wenn auch nicht unbedingt, für ihn ein; so daß das „geistlich neuvermehrte altenburgische Gesang- und Gebetbuch“ mit der Vorrede des Generalsuperintendenten C. A. Redel 1714 im Autorenregister von der Autorschaft Pfefferkorns als einer ausgemachten Sache spricht.

Caspar Wezel sagt darüber: Die Urheberschaft des Lieds „bleibt ein Zweifelsknoten in der Liederhistorie, welcher schwer aufzulösen, weil an einer Seite der Respekt für eine gottselige und wahrheitliebende hochgräfliche Person, welche sich in ihrem Leben dazu bekennet hat, auf der anderen Seite aber der Kredit eines alten, ehrlichen und frommen Theologi, welcher sich solches in Demuth zugeschrieben, die Entscheidung sehr schwer, ja fast unmöglich zu machen scheint“ (Anal. hymn. I, 1). An einer anderen Stelle (Hymnop. I.) sagt er: „So lange die Welt steht und so lange dies Lied wird gesungen werden, wird es wegen des Verfassers strittig sein und bleiben — ein mirum exemplum synemptoseos.“

Wenn aber denn doch der Glaube an die Unlösbarkeit dieses Knotens Aberglaube sein könnte, so sind wir einer selbständigen Prüfung der Frage nicht überhoben. Abgesehen von den Behauptungen der Parteien steht die Sache so. Auf der einen Seite ist die Handschrift des Liedes von der Hand der Gräfin, welche in der Kirchenbibliothek zu Gera aufgefunden wurde. Es trug die Überschrift: „Neuhaus den 17. September 1686“, wozu am Schlusse gefügt ist: „Dieses von der weiland hochgebornen Gräfin ... Ämilien Julianen ... 1686 den 17. September ausgefertigte und mit eigener Hand anhero verzeichnete ausbündige geistreiche schöne Lied haben Ihro Hochgräfliche Gnaden ... Frau Anna Dorothea, verwitwete Reußin, geborne Gräfin von Schwarzburg .. meine gnädigste Gräfin und Frau in die Gera'sche Kirchenbibliothek beizulegen befohlen. Den 19. Juli 1707. Gottfried Lindner ...“ Man konnte von gegnerischer Seite höchstens sagen: „Was man vor Sie allegiret, ist ein zweideutiges Signum und Monogramma.“ — Auf der andern Seite sagt derselbe Schamelius in Betreff der Erklärung Pfefferkorns: „Bekennet sich annoch dazu. Hat sich aber nie erklären wollen, ob er nur sei autor publicationis oder compositionis“, wir möchten lieber sagen, ob er das Lied gedichtet oder überarbeitet habe. Man konnte von Pfefferkorn keine öffentliche Schrift darüber erlangen. — Darum scheint mir die Ausführung von Dr. Julius Leopold Pasig in seiner Vorrede zu den Geistlichen Liedern der Gräfin, Halle 1855, alle Beachtung zu verdienen, welcher zwei Punkte zu Gunsten der Gräfin mit Recht betont hat. 1. Das Manuscript des Lieds trägt das Datum 17. Sept. 1786, der Tod des Herzogs von Sachsen-Eisenach aber erfolgte am 19. Sept. 1786. Es ist demnach das Lied unabhängig von diesem Tode gedichtet, durch denselben aber wunderbar bestätigt worden. 2. Das Lied ist, ohne solchen äußeren Anlasses zu bedürfen, nach Form und Inhalt mit den sonstigen Liedern der Gräfin ganz verwandt. Man lese das Einzelne bei Pasig nach; im besondern möge herausgehoben werden, daß der Kehrreim des Lieds mit ähnlichen Gedanken auch sonst bei Ämilie Juliane sich berührt. Zum Beispiel:

> Durch dein Leiden, Kreuz und Blut
> machs mit meinem Ende gut.

oder an einer andern Stelle:

> Mach nur durch meines Jesu Blut
> mein Leben und mein Sterben gut.

Es dürfte demnach die innere Kritik so gut wie die äußere für die Gräfin sprechen.

Der Gedankengang des Lieds ist in kurzem folgender. V. 1. 2. Die Ungewißheit der Todesstunde treibt zur Bitte: machs nur mit meinem Ende gut! — V. 3—6: mach mich bereit! Laß mich mein Ende bedenken V. 3, laß mich mein Haus bestellen Vers 4, mach mir den Himmel süß, Vers 5 und decke meine Sünden zu, Vers 6. — Ich bin bereit, V. 7—10. Ich bin in Jesu wohl geborgen, Vers 7, mit ihm unzertrennlich verbunden, Vers 8, durch die Taufe

Vers 9 und durch das Abendmahl, Vers 10, in Gottes Bunde. — So bin ich denn getrost im Sterben und im Leben, Vers 11 und 12.

Das Lied stand seit alten Zeiten in großem Ansehen. Menander oder Dr. David Christian Walther, der darüber erbauliche Betrachtungen herausgab, nennt es sein „über alles Irdische geliebtes Leiblied." — Von Johann Martin Bäumler, Kaufmann in Nürnberg, meldet Wezel, daß er dieses Lied alle Tage zweimal nach dem Morgen- und Abendsegen überlaut, es mochte zugegen gewesen sein, wer da gewollt, vor'm Tische gebetet habe. (Hymnopöographie. 3.)

Ergreifende Erfahrungen schließen sich theils ans ganze Lied, theils an einzelne Verse, theils an den allen gemeinsamen Kehrreim an. —

Zuerst ist das Lied von dem plötzlich hereinbrechenden Tode manchen zur Weissagung ernster Erlebnisse geworden.

Dr. Johann Ulrich Frommann, Diakonus zu Tübingen, ließ nicht lange vor seinem schnellen Tod im November 1715 aus Gelegenheit der großen Regensburger Seuche, welche damals viele Menschen wegraffte, dieses Lied gar oft in der Kirche singen, und stimmte es auch noch mit einigen Anverwandten, die auf Besuch bei ihm waren, vor deren Abreise an, wozu er die Currentschüler, genannt Pauperes, die gerade vor seinem Haus sangen, heraufkommen ließ. Er sagte zu seinen Verwandten: „Wir sind jetzt gottlob gesund beisammen; wer weiß aber, ob nicht eines oder das andere unter uns über kurz oder lang sterben wird!" befahl darauf den Knaben, dieses Lied anzustimmen, und alle sangen mit. Die guten Freunde reisten fort, und der redliche Nathanael starb bald darauf selig in dem Herrn, unter der Abendpredigt, die er zu halten hatte, von dem Schlag getroffen. (Pregizers gottgeheiligte Poesieen. 1723.)

Am 25. September 1723 hatte sich der Stadtrichter Jahn zu Suhla in Kursachsen gegen Abend in den Wald hinausbegeben, sich mit Schießen zu erfreuen. Als er kaum in den Wald hineingetreten war, fieng er dieses Lied zu singen an. Bald darauf fühlte er beim Gehen eine große Schwachheit, setzt sich einen Augenblick auf einen alten Baumstock und sinkt gleich darnach vom Schlag getroffen todt darnieder. (Gottschaldt, Liederremarquen. 3. 1738.)

In der westfälischen Stadt Unna wüthete im Jahre 1726 ein schrecklicher Brand, der die halbe Stadt in Asche legte. Während desselben mußten die lateinischen Schüler Tag und Nacht das Betglöcklein läuten. Balthasar Urbani hat damals sich selbst das Leichengeläute besorgt. Derselbe stand am Abend des zweiten Brandtages am Glockenseile und sollte eben durch einen andern Schüler abgelöst werden, als dieser ihm ansagte, der Brand sei am Ende und morgen würde die Schule wieder beginnen. Balthasar freute sich zwiefach, daß das Feuer gelöscht sei und die Schule wieder ihren Anfang nehmen solle, denn er rief: „Ich kann meine Lexe (Lektion), das Lied: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende." Kaum hatte er das gesagt, war er todt; die Betglocke aber läutete noch einmal und stand dann stille. Der Stein im Gewölbe, durch den der Glockenstrang gieng, war von dem gar zu langen Läuten los geworden

und hatte, plötzlich herniederstürzend, den jungen Glöckner augenblicklich getödtet, der in der jähen Todesangst das Seil festhielt, im Sterben zusammensinkend noch einmal die Glocke anzog und so sich selbst seinen Leichenzug that. (Josephsohn in Iserlohn, Brosamen 1, 17.)

Während des grausamen Indianerkriegs in Nordamerika lebte ein Ansiedler Namens Fr. Reichelsdorfer zu Neuhannover in Pennsylvanien mit zwei erwachsenen Töchtern, die der ehrwürdige Mühlenbeck confirmirt und zur Frömmigkeit erweckt hatte. Die drei giengen mit einander zum Ausdreschen des Weizens auf ihr einsames Gut hinaus, und als sie damit fertig waren, zogen sie fröhlich und guter Dinge wieder nach Haus. Da wird es nach ihrer Heimkunft den Töchtern mit einemmale gar bange ums Herz; sie sagen zum Vater, es wäre ihnen so traurig zu Muthe, als ob sie bald sterben sollten, und verlangen dieses Lied. Das sangen sie denn auch mit allen seinen Versen von Anfang bis zu End, verrichteten dann ihr Abendgebet und legten sich zur Ruhe. Des andern Morgens fährt der Vater hinaus, den Weizen zu holen; als er aber mit dem vollen Wagen seinem Haus sich nähert, so sieht er dasselbe samt Scheuer und Stallung in Flammen, daß die Glut über die höchsten Bäume empor lodert. Die Indianer hatten alles angezündet. Die älteste Tochter lag verkohlt am Boden, und die jüngste, von oben bis unten mit einem Beile zerhackt und scalpirt, konnte gerade noch sterbend dem Vater den ganzen Hergang erzählen. Dann bat sie ihn, sich zum Abschiedskusse auf sie zu neigen, und verschied in seiner Umarmung. (Thatsachen aus dem Reiche Gottes auf dem Gebiet des evangelischen Kirchenlieds von Heinrich. Grimma, 1853.)

In dem zweiten Jahrzehent dieses Jahrhunderts zogen zwei Studenten von Tübingen mit einander zum Duell aus, begleitet von einigen ihrer Freunde. Da führte sie ihr Weg an den Pauperes vorüber, die gerade unser Lied vor einem Hause sangen. Der eine derselben, ergriffen von dem Sterbelied und in Ahnung dessen, was da kommen könnte, bat darauf seinen Feind und Gegner, von seinem Vorhaben abzustehen, und trug ihm bewegten Herzens Versöhnung an. Der aber schlug es aus, und das Duell gieng vor sich, in welchem sodann der, so die Versöhnung verweigert, fiel und seine Schuld mit dem Leben bezahlte. (Mündliche Nachrichten.)

Ein Bauersmann, dem es, ohne daß er wußte warum, schon seit geraumer Zeit gar schwer ums Herz war, erwachte eines Morgens im Jahr 1835 und sagte zu seiner Frau, er könne vor Angst und Bangigkeit den Tag nicht überstehen. Ganz gegen seine Gewohnheit betete er sehr laut und vernehmlich noch im Bette dieses Sterbelied, so daß seiner Frau, die eben in der Küche das Feuer anmachte und ihren Mann laut und beweglich beten hörte, die Thränen über die Wangen rollten. Nachdem sie ihn ersucht hatte, aufzustehen, setzte er sich neben sie an den Herd und sprach: „Ach, wenn doch der Tag schon überstanden wäre!“ Darauf fuhr er hinaus, in dem Wald gefälltes Holz zu holen; wie er aber auf dem Heimweg mit dem Wagen einen Berg herabfahren mußte, riß

ein Zugstrick an einem der Pferde; indem er den Wagen halten wollte, fiel er, und die ganze Last gieng über ihn, so daß er in einigen Minuten todt war.

Ein Beweis von der Anziehungskraft dieses Liedes mag auch sein, daß man eine Reihe von lateinischen Übersetzungen versucht hat. Wir führen den ersten Vers in der von Wolfgang David Fehmelius gegebenen Übersetzung ein:

Quis ultimam vitae scit horam?
tempus fluit, mors advenit,
Ah quam cito mors atra coram
ex orbe me vocaverit.
Te, mi Deus, per Filium,
faustum, rogo, des exitum.

Vers 1. Die zweite Zeile dieses Verses findet sich schon in einem alten, ums Jahr 1510 gedichteten Lied von den zehn Geboten:

Hin geet die Zeit, her kompt der Tod,
thuo allzeit recht, das ist dir not.

Schubert berichtet ein denkwürdiges Ereigniß, das er in seiner Jugend während eines Aufenthaltes bei seiner Schwester in Waldenburg erlebt hat. „Ein Jüngling, der dem Hause meiner Schwester wohl bekannt war, der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Bürgers, wurde bei seiner Arbeit von der einstürzenden Wand einer tiefen Sandgrube erschlagen. Schon seit etlichen Tagen hatte man an dem Jüngling bemerkt, daß er sehr ernst und in sich gekehrt war. Er hatte immer von Tod und Ewigkeit gesprochen und mit rechter Sehnsucht die Seligkeit des Himmels gerühmt, da man Gott preisen wird ohne Aufhören. Am Morgen seines Todestages war er früh auf gewesen, hatte sehr andächtig und mit Thränen sein Morgengebet verrichtet und dann das Lied gesungen:

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! —
hin geht die Zeit, her kommt der Tod.
Ach, wie geschwinde und behende
kann kommen meine Todesnoth.
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut:
machs nur mit meinem Ende gut!

Die Mutter hatte ihn wollen zu Haus behalten von der Arbeit, er hatte sich aber nicht abhalten lassen, mit seinem Vater zu gehen und diesem zu helfen. Wie war da doch auch der Vers (2) an ihm eingetroffen: ‚Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war!‘ Aber der kluge Jüngling hatte sein Haus zu rechter Zeit und auf die rechte Weise bestellt.“ (Altes und Neues. 4, 2.)

Vers 2. Christian Leske, Pastor in Alt-Dresden, pflegte unser Lied alle Nacht vor Schlafengehen zu seiner Andacht zu singen. So sang er denn auch eines Abends:

Es kann vor Nacht leicht anders werden,
als es am frühen Morgen war;

Denn weil ich leb auf dieser Erden,
leb ich in steter Todsgefahr.
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut:
machs nur mit meinem Ende gut!

Kaum hatte er diesen Vers zu Ende gebracht, so starb er jählings an einem Schlagfluß. (Hirschers Todtengesellschaft.)

Über Vers 5 dieses Liedes hielt einst der selige Georg Conrad Rieger in Stuttgart beim Evangelium vom reichen Mann und armen Lazarus eine treffliche Predigt, deren Thema folgendes war:

1. Mach mir stets zuckersüß den Himmel
2. und gallenbitter diese Welt;
3. Gib, daß mir in dem Weltgetümmel
die Ewigkeit sei vorgestellt.
4. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut:
machs nur mit meinem Ende gut!

Den Sinn dieses Verses mag ein Brief des trefflichen Antistes der Nürnberger Kirche, Dr. Johann Saubert, beleuchten, den er 1645 an einen Leidensgenossen, Diakonus Dillig in Coburg, schrieb: „Alter Tu sum. Auch mich haben seit einigen Wochen Podagra, Stein und Kolik ans Lager gefesselt. Gibt es etwas Schwereres, als dieses Dreigespann? Ich habe in meiner Jugend Gott oft angerufen, er wolle mir auf der Welt die Hölle und den Himmel geben. Bene est. Ich werde erhört: Gott läßt mich die Hölle wohl versuchen. An allerhand Anfechtung ist kein Mangel; und da ich nicht Gott zum Troste hätte, müßte ich aus der Haut fahren. Lebe wohl, Mann Gottes; und weil ich dich doch nicht mehr sehen kann, hoffe ich dich im Himmel um so gewisser zu sehen, wie auch Johannem, unsern Apokalyptiker, meinen Bruder und Mitgenoß an der Trübsal, am Reich und an der Geduld Jesu Christi.“ (3, 149.)

Vers 6. Es ist mir oftmals, wenn ich in meiner ersten Gemeinde eine Leichenpredigt hielt, wo ein schneller Todesfall vielleicht ohne sichtbare Todesbereitschaft eingetreten war, immer ein ergreifender Zug meines Cantors gewesen, wenn er zum Schluß des Gottesdienstes statt des Schlußverses: „Ich leb indeß in dir vergnüget“ singen ließ:

Ach Vater, deck all meine Sünde
mit dem Verdienste Christi zu,
Darein ich mich fest gläubig winde,
das gibt mir recht erwünschte Ruh.
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut:
machs nur mit meinem Ende gut!

Die ernste Predigt von Tod und Gericht und Ewigkeit lief so in den richtigen Gebetston aus. — Im Jahr 1871 traf ich unter den Pockenkranken im Krankenhause zu Heilbronn eine alte Frau, welche unter dieser schmerzlichen Krankheit vollends ihre letzten gesunden Säfte verlor. Die sagte, nun sei ihre Losung dieselbe, mit welcher ihre jugendliche Tochter vor kurzem aus dem Leben gegangen: „Ach Vater, deck all meine Sünden!“ Fürwahr, wo in

solcher Plage alle natürliche Schöne und alle leibliche Kraft verwelkt, da bedarf man dessen erst recht, der seinen Mantel über uns breitet, daß wir auf ein Besseres hoffen dürfen im ewigen Leben.

Vers 7. Ein Greis, der siebenzig Jahre im Glauben und in thätiger Liebe verlebt hatte, hielt eines Abends am ersten Sonntag nach Trinitatis des Jahres 1793 mit seinem Gesinde die gewohnte Abendbetstunde. Dabei ließ er im Blick auf den reichen Mann und armen Lazarus dieses Lied singen. Sie waren im Singen an den Vers gekommen:

Ich weiß, in Jesu Blut und Wunden
hab ich mir recht und wohl gebett,
Da find ich Trost in Todesstunden
und alles, was ich gerne hätt.
  Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut:
machs nur mit meinem Ende gut! —

da sank der wackere Greis von seinem Stuhl und gieng, ohne ein Glied zu regen, in die frohe Ewigkeit. Zwei Tage zuvor hatte er einem Freund, der ihn besuchte, beim Weggehen die Hand gedrückt mit den Worten: „Heilig, selig ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben und darinnen uns erlaben." (Basler Sammlungen. 1794.)

Vers 10. In Hermannsburg lag ein Tagelöhner, der eine Frau und vier Kinder hatte, auf dem Todtenbette und begehrte noch vor seinem Ende das Mahl des Herrn. Als Pastor Ludwig Harms an sein Bette trat und mit den zahlreich versammelten Freunden und Nachbarn den Gesang anstimmte: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" sang er treulich mit, wie auch seine Frau und seine Kinder. Als sie mit dem fünften Verse aufhörten, traten ihm die hellen Thränen in die Augen. Darauf sprach er mit andächtiger Stimme die Beichte und empfieng nach der heiligen Absolution den Leib und das Blut Jesu Christi. Seine Augen strahlten nun vor Freude. Als er den Segen empfangen, sangen sie noch die herrlichen Verse am Schluß, voran den einen:

Ich habe Jesu Fleisch gegessen,
ich hab sein Blut getrunken hier;
Nun kannst du meiner nicht vergessen,
ich bleib in ihm und er in mir.
  Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut:
machs nur mit meinem Ende gut!

Jetzt giengen die Freunde und Nachbarn hinaus, und der treue Seelsorger blieb. Er fragte den Sterbenden, warum er denn geweint habe unter dem Singen, und ob er vielleicht betrübt gewesen sei über dem Scheiden von den Seinen. „Nein!" davon war keine Rede. „Nun, warum weintet Ihr denn?" „Vor Freude! war die Antwort. Ich dachte: geht das Singen hier so schön, wie schön wird es erst gehen, wenn die Engel singen helfen!" In der Nacht darauf ist er selig entschlafen. („Goldene Äpfel in silbernen Schalen.")

Diesen 10. mit dem 11. Vers: „So komm mein End" sangen sie zum Schlusse der ergreifenden Communion, die der sterbende

Prälat Dr. Johann Albrecht Bengel 1752 noch mit seiner Frau und seinen Kindern und Kindeskindern vor seinem Ende vollzog.

Bischof Wullschlägel an der Brüdergemeine gieng nach schweren Leiden im März 1864 zu seines Herrn Freude ein. Nicht lange, ehe seine Kräfte zusammenbrachen, hatte er sich gegen die Brüder dahin ausgesprochen: „Gottlob, daß ich durch Jesu Gnade sagen kann:

Es komm mein End heut oder morgen,
ich weiß, daß mirs mit Jesu glückt!“

Die schwedische Armee soll vor dem Treffen bei Gadebusch, 20. Dezember 1712, dieses Lied angestimmt und unmittelbar vor dem Angriff der Feinde den letzten Vers gesungen haben:

Ich leb indeß in dir vergnüget
und sterb ohn alles Kümmerniß;
Mir gnüget, wie es mein Gott füget,
ich glaub und bin es ganz gewiß:
Durch deine Gnad und Christi Blut
machst du's mit meinem Ende gut!

Auch wird von dem sächsischen Oberhofprediger Dr. Christian Bucke zu Dresden erzählt, er habe zwei Tage, ehe er am 19. Oktober 1723 durch einen Schlagfluß weggerafft wurde, am Ende seiner letzten Predigt noch diesen letzten Vers gebetet.

Über den Refrain des Liedes, mit welchem jeder Vers so gar beweglich schließt und der an das Sprichwort: „Ende gut, alles gut“ anknüpft, sagt Dr. Blumberg in seinem Zwickauer Gesangbuch 1710: „Diese Worte bei jedem Gesätze heiße ich den Kern aller Gebete; und so Gott dies erhöret, bin ich zufrieden.“

Er war der tägliche Seufzer des Königs Friedrich V. von Dänemark, dem überhaupt nichts tröstlicher war, als wenn man ihm etwas von Jesu Tod und Versöhnung sagte. Sein letztes Wort, womit er verschied, war auch: „Mein Gott, ich weiß, du machsts durch deine Gnad und durch Christi Blut auch nun und jetzt mit meinem Ende gut.“ (Basler Sammlungen. 1789.)

Herzog Karl Rudolf von Württemberg, der letzte von den Helden der herzoglichen Nebenlinie von Württemberg-Neuenstadt, beschäftigte sich, nachdem er sich als 71jähriger Greis auf seinen Ruhesitz zu Neuenstadt an der Linde zurückgezogen hatte, damit er in solcher Ruhe auf den Übergang zur Ewigkeit sich besser vorbereiten könne, stets und viel mit diesem Reim, indem er den Kindervers noch dazu that: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid; damit will ich vor Gott bestehn, wann ich zum Himmel werd eingehn.“ Darauf entschlief er denn auch 1742 sanft und getrost.

Der grönländische Missionar Rudolph, welcher beinahe 26 Jahre in Grönland am Werk des Herrn gestanden war, wollte 1804 nach Deutschland reisen. Allein er mit seiner Frau geriethen auf dem Schiffe, das sie hinwegbringen sollte, so furchtbar zwischen die Eisberge, daß alle Hoffnung des Lebens vernichtet schien. Auf einem Boot befanden sie sich hilflos zwischen den Klippen und wurden

vom Regen unaufhörlich beströmt. Da fiengen auch die sonst so rohen Schiffssoldaten an, ihr Angesicht der Ewigkeit zuzuwenden. Ein junger Matrose von 21 Jahren sagte unter anderem: „Wenn man so jung ist, denkt man nicht viel über sich nach, sondern lebt in den Tag hinein.“ Nun aber betete er beständig:

Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut:
machs nur mit meinem Ende gut!

Wie sie also in der höchsten Lebensgefahr schwebten, erbarmte sich ihrer Gott, und durch einige Grönländer wurden sie gerettet. (Basler Sammlungen. 1813.)

Die Melodie: g c g a a g f e c oder c c g a a g a g f e d c ist die etwas überarbeitete: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, welche sich aus C Dur in Bronners Hamburger Gesangbuch 1715 findet und aus der heraus auch die Weise: „Dir, dir Jehova will ich singen“ gearbeitet worden ist, vgl. S. 391. Freylinghausen gibt 1714 zu unserem Liede noch eine andere Melodie, die ursprünglich zu: „Wer nur den lieben Gott“ erfunden wurde und sonst als: „Mein Jesus lebt“ aufgeführt ist: b d c b c a b c b. In andern Choralbüchern ist dem Lied auch die Neumarkische Melodie: „Wer nur den lieben Gott“ gegeben. — Eine weitere Melodie: g g b a a b c d d ist aus Königs harmonischem Liederschatz 1738 in das neue Kurhessische Choralbuch übergegangen; und eine andere: b g f es b c b as g ist in Berlin gebräuchlich, wobei die Worte der Schlußzeilen: „Mein Gott“ beidemal als abgesonderte Zeilen wiederholt werden.

Auch hiezu noch eine kurze Geschichte. — Seminarlehrer Andreas Suschke († 1843 in Uhyst an der Spree) kam als musikalisches Talent viel mit den Eltern seiner Schulkinder in Verbindung. Zuweilen wurde er auch zu Familienfesten beigezogen, wo er nicht selten seinen christlichen Takt zu bewähren hatte. Einmal verlangte man von ihm, er solle sich an's Klavier setzen und den jungen Leuten zum Tanze spielen. Obwohl er erklärte, er hätte keine Tänze eingelernt, ließ man ihm keine Ruhe, zog seinen Ernst ins Lächerliche, und so mußte er sich endlich trotz aller Weigerung an's Klavier setzen. Er erhob die Hände zum Spiel; alles war zum Tanze bereit. Da spielte Suschke den Choral: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“ und — alle in der Versammlung standen tiefergriffen. Nie wurde der junge Mann wieder aufgefordert, zum Tanze zu spielen, und die Achtung vor seinen christlichen Grundsätzen war gewonnen. (Christenbote. 1854.)

220. Auf meinen Jesum will ich sterben.

Aus des Consistorialsekretärs Salomon Franck zu Weimar (1659—1725, vgl. 5, 420 ff.) „Geistlichen und weltlichen Poesieen. Zweiter Theil, Jena 1716.“ Ueberschrift: „Der auf Christum sterbende Christ.“ Er hatte sich selbst als Leichentext Luc. 10, 20 festgesetzt: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben

sind", woraus seine gute Hoffnung auf ein seliges Einschlafen hervorleuchtet.

Die Grundlage des Liedes, eines köstlichen Nachklangs des vorigen, ist 1 Theß. 4, 14. Beim Refrain hat er in der ersten Zeile eine stete Abwechselung angebracht: Vers 1. 2: mein Jesus ist mein Trost allein; Vers 3: mein Herz und Schatz soll Jesus sein; Vers 4: Sein Kreuz ist mein Panier allein; Vers 5: Soll Jesus Heil und Leben sein; Vers 6: Dein Blut soll mir das Leben sein, so leb und schlaf ich selig ein. — Zwei weitere Verse sind im Württembergischen Gesangbuch 1842 aus dem Regensburger Gesandtschaftsgesangbuch 1728 und dem alten Württembergischen 1742 aufgenommen als Vers 5 und 7, welche immerhin ohne Verlust wieder ausgeschieden werden könnten.

Als der Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser, ein vierundachtzigjähriger Simeon, von einem sanften Schlagfluß getroffen in seinem Lehnsessel lag und sich zum Todesschlaf neigte, sprach ihm sein Herzensfreund, Regierungsrath Bayer, den 1. 2. 3. und letzten Vers dieses Liedes sanft tröstend ins Ohr. So hatte ers sich für sein letztes Stündlein von demselben ausgebeten, denn er sagte öfters zu ihm: „Wenn ich sterbe, so beten Sie mir, aber allemal nur ein Wörtlein, was Ihnen der Herr in Sinn geben wird."

Eine ganz andere Persönlichkeit fand darin den Ausdruck ihres Schächerglaubens. Am 5. März 1796 wurde „der arme Andres" von Dettingen bei Heidenheim hingerichtet, weil er ein Mädchen vergiftet hatte, das durch ihn zu Fall gekommen war. In seinen Ketten und Banden war er von den Sündenketten, die ihn seither gebunden hatten, los geworden und hatte sich gründlich bekehrt. Als er nun vor dem Schaffot anlangte, rief er, seiner göttlichen Begnadigung gewiß, ganz freudig aus, Vers 1:

Auf meinen Jesum will ich sterben
getrost, mit Fried und Freudigkeit;
In seinem Blute will ich färben
mein allerschönstes Hochzeitkleid.
Mein Jesus ist mein Trost allein,
auf Jesum leb und schlaf ich ein.

Auch seine letzte Rede war noch Lob und Preis Gottes. Er rief: „Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geiste!" — und da er das Amen hinzusetzen wollte, fiel sein Haupt durch das Schwert. (Basler Sammlungen. 1796.)

Als der am 7. Februar 1821 heimgegangene Dekan Magnus Friedrich Zeller zu Herrenberg an einem seiner schwersten letzten Tage unter heftigen Krämpfen geraume Zeit sprachlos dagelegen war, erhob er sich auf einmal und sprach mit gehobener Stimme zweimal die Worte: „Auf Jesum schlaf ich selig ein!" — „Gottlob, daß ich's noch habe sagen können!" setzte er hinzu und sprach dann zu seinen drei jüngsten Kindern: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden — das behaltet mir recht, ihr lieben Kinder! Suchet nur euren Heiland recht frühe,

nur recht frühe!“ (Christenbote. 1832.) Gewiß wer ihn frühe sucht, der kann mit Freudigkeit sprechen, Vers 6:

Auf meinen Jesum will ich sterben;
ach Jesu, hilf in letzter Noth!
Laß mich das beste Theil ererben,
versüße mir den bittern Tod.
Dein Tod soll mir das Leben sein,
so leb und schlaf ich selig sein.

Melodie: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

221. Ich sterbe täglich, und mein Leben.

Aus Benjamin Schmolcks (1672—1737, vgl. 5, 463 ff.) Liederwerk: „Freudenöl in Traurigkeit, oder gesammelte Klag- und Trostlieder. Breslau 1720.“ mit dem Titel: „Klägliche Gedanken wegen eines schnellen Todes.“ Abermals ein Nachklang von „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, doch noch unmittelbarer in die Gedanken jenes Liedes eingreifend.

Ein leichtsinniger, junger Mensch, der seine Jugendjahre in Zerstreuungen und eiteln Gesellschaften durchlebte, kam einmal um Mitternacht von einem Schmause nach Haus. Ehe er sich niederlegte, sah er noch zum Fenster hinaus und hörte in stiller Mitternacht nicht weit von seinem Hause eine liebliche Stimme dieses Lied singen. Der wichtige, an's Herz schlagende Inhalt dieses ernsten, kräftigen Gesangs, der Wohlklang der singenden Stimme, die stille Nacht, der gestirnte Himmel, alles dieses machte einen tiefen Eindruck auf seine Seele und rührte ihn bis zu Thränen; seine Jugendsünden, sein bisher geführter eitler Wandel, seine Sicherheit, sein Leichtsinn — dieses alles stellte sich ihm vor Augen, und Tod und Ewigkeit wurden ihm wichtig. Da faßte er denn den festen Entschluß, seine vorigen Sündenwege zu verlassen und sich zu Gott zu wenden. — Er fand Gnade. Aber nach einiger Zeit hat er mit Demas die Welt wiederum liebgewonnen. (Basler Samml. 1804.)

Eine besonders ergreifende Illustration des dritten Verses finden wir im Stuttgarter Evangelischen Sonntagsblatt (1873 S. 341), wo in einem Bericht über die Cholera in Heilbronn Folgendes steht: „Es wird mir unvergeßlich sein, wie am Dienstag, dem 26. August, Abends, nachdem das Gerücht von Cholera und Todesfällen durch die Stadt gezogen war, in unsern Kreis der Arzt eintrat, auf den wir schon lange gewartet hatten, und er auf unsre Frage: ist sie es? noch unter der Thüre die Antwort gab: Ja, sie ists! — Also doch! Wir wolltens bezweifeln; man redete von Ruhr und Brechruhr, den üblichen Krankheiten dieser Monate. Aber nein, die unheimlichste und gefährlichste aller Krankheiten, die asiatische Cholera, war in unsre Pforten getreten:

Es schickt der Tod nicht immer Boten,
er kommet oft unangemeldt

Und fordert uns ins Reich der Todten;
wohl dem, der Herz und Haus bestellt.
Denn ewig Unglück oder Glück
hängt nur an Einem Augenblick.

Ja, ohne alle Anmeldung schlägt dieser Würgengel Gottes in einer Nacht vier, in der nächsten fünf Opfer nieder, zerreißt junge und ältere Ehebündnisse und macht eine sonst dem lebhaftesten Verkehr offene Straße zu einem unheimlichen Laufgraben des Verderbens."

Denselben Vers hatte sich einst der zehnjährige Knabe Jonas Eilers zu Timmel in Ostfriesland (vgl. S. 16) zu seinem täglichen Gebete erwählt. Er bat manchmal seine Eltern, welche Berufs halber öfters um den Mittag außer dem Hause sein mußten, sie möchten ihn so lang in die Küche einschließen, damit er vor bösen Gassenkindern gesichert sei. Da betete der seltene Knabe jedesmal sein Verslein und gieng mit seinem lieben Gott um.

Melodie: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

222. Ei, wie so sanft entschläfest du.

Von Gottfried Neumann (1688—1782, vgl. 5, 336 f.), Ysenburg'schem Fruchtschreiber, um die Zeit, als der aus Sachsen verbannte Graf Zinzendorf für seine Familie auf der Ronneburg in der Wetterau durch den Grafen Ysenburg-Meerholz-Marienborn eine Zufluchtsstätte fand, auf den am 31. Mai 1736 auf der Ronneburg erfolgten Tod des jungen Christian Ludwig Theodor v. Zinzendorf, eines dreijährigen Söhnleins des Grafen, den dieser „ein munteres Prophetenknäbchen" nannte, 1736 gedichtet und im Herrnhuter Gesangbuch 1778 mitgetheilt. (Historische Nachricht vom Brüdergesangbuch. 1835.)

Der Dichter schloß mit seinem Liede an ein vom Grafen von Zinzendorf ums Jahr 1730 gedichtetes und bereits im Marcheschen Gesangbuch 1731 und im alten Herrnhuter Gesangbuch 1735 sich vorfindendes Lied an, das später auch bei Zinzendorfs Beerdigung gesungen wurde und dessen erster Vers so lautet:

Ei, wie so selig schläfest du,
du Braut, im süßen Traum,
Weil du erwählt zu deiner Ruh
des Liebsten Marterraum!

Das Herrnhuter Gesangbuch 1778 änderte das Original in seinem Anfang: „Ei, wie so sanft verschläfest du den letzten schweren Stand", das Württembergische hat 1842 als weiteren Vers aus diesem Herrnhuter Gesangbuch einen Zinzendorf'schen eingeschaltet: „Sein Leiden hat dich frei gemacht."

Der Graf war gerade auf einer Reise nach Liefland in Riga, als er durch Briefe seiner Frau die Nachricht von der frühen Vollendung seines Sohnes erhielt. Er hatte am 27. Juli 1736 die Ronneburg verlassen mit dem stillen Wunsch und Hoffnung, daß der Heiland sich dort eine Gemeinde sammeln werde. Nun war es ihm gleich ausgemacht, die Leiche seines Kleinen, auf der Ronneburg

begrabenen Ludwigs sei als ein Saatkorn in die Erde gelegt worden, das eine reiche Ernte für die Wetterau verspreche. So sang er deßhalb auch in einem Grablied auf seinen Ludwig:

Ei, wie wollt ein Erdenkloß
es nicht herzlich gerne leiden,
Seinen Sohn dem Erdenschoß
einer Gegend zu bescheiden,
Wo er pflanzen, stecken will,
um ein Ernterecht zu haben.
Ludwig! laß dich in der Still
in der Wetterau begraben:

Daß dein Vater kommen kann
und bei seines Sohns Gebeinen
Thun, was Israel gethan
bei des Sohnes Jakobs seinen. —
Thränen fallt auf dieses Grab,
bis sich alles dort verbindet,
und das Lamm den Hirtenstab
bei dem Grabe wiederfindet.

Und siehe, bald darauf, im Jahre 1738, fieng des Herrn Werk an, in der Wetterau zu blühen, und in Herrnhaag, am Fuß der Ronneburg, sammelte sich eine Gemeinde unter dem Hirtenstab des Heilands.

Der treue Knecht Gottes, Christian Adam Dann, verlor zu Mössingen im württembergischen Steinlachthale seine sorgsame und im Glauben bewährte Gattin im Jahr 1817. Dann selbst schreibt nun von dem letzten Augenblick: „Sie hob die Hand in die Höhe, als ob sie mir den Wunsch zu erkennen geben wollte, zu ihrem Heimgang eingesegnet zu werden. Ich that dies mit wenig Worten und mit vielen Thränen. Nun schloß sie die Augen, legte sich wie zum Schlafen zurecht — und war hinüber. Wie eine ausgeruhte Streiterin lag sie jetzt friedsam da. Die Schmerzenszüge waren verwischt, und an ihrer Stelle trat das lieblichste lichteste Bild aus der Schmerzensnacht hervor. — Seit ihrem Hinscheiden ruht auch wirklich ein so freundliches Bild des Todes in meiner Seele, deßgleichen ich noch nie gehabt habe. Und wenn ich von meinem Garten hinübersehe auf ihre Begräbnißstätte, so ist mirs, als ob sie in einem Nebengemach schliefe. Und so rufe ich ihr denn zu (Vers 1):

Ei, wie so sanft entschliefest du
nach manchem schweren Stand,
Und liegst nun da in süßer Ruh
in deines Heilands Hand!"

Als im Sommer 1820 der Herrnhuter Missionar Glöckler mit seiner Frau auf der Heimreise aus Westindien war, erkrankte sie auf dem Meer am Fieber. Sie selbst ahnte, daß sie heimziehen dürfte, und in kurzem stand ihr Odem stille. In reinen weißen Kleidern wurde sie in einen Sarg gelegt und am andern Tag den Wellen übergeben. Das Schiffsvolk umgab in festlicher Kleidung den Sarg, und nun sangen sie (Vers 3 und 4):

Nun laß dich zur Verwandelung
in seine Felder sä'n,
Mit Hoffnung und Versicherung,
viel schöner aufzustehn.

Verbirg dich unsrem Angesicht
im kühlen Meeresschoß;
Du hast das Deine ausgericht
und kriegst ein seligs Los.

Ein inbrünstiges Gebet und der Segen des Herrn weihten die Leiche zur letzten Fahrt, und darauf versank der Sarg in den Wellen. (Basler Sammlungen. 1822.)

Melodie: Nun sich der Tag geendet hat.

223. Aller Gläubgen Sammelplatz.

Von Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700—1760, vgl. 5, 248 ff.) auf den Tod und das Begräbniß eines einzelnen Bruders 1746 gedichtet und erschien zuerst im „Kleinen Brüdergesangbuch. London, 1755, zweiter Anhang der übrigen Bruderlieder von 1749 an.“ — Der Originaltext lautet so:

Deiner Kinder Sammelplatz,
allgnugsamer lieber Schatz,
Hat, wie ich nur so vernomm'n,
wieder eins dahin genomm'n.

Eine Seele, die so da
zu den Füßen Josua
Weint und bete um **remiss**
der **vicissitudinis**,

Die ist auf Vocation
ausgeraucht aus ihrem Thon,
Von dem Seitenwundenblitz
eingeschmelzt in ihren Ritz.

Herze, weißt du, was ich mach,
was ich denke zu der Sach?
Hätte mich mein Herr gefragt,
weiß ich, was ich hätt gesagt.

Aber da du nun schon bist,
wo die ewge Heimat ist,
Nun, so hab ich nichts zu thun,
als zu schweigen und zu ruhn.

Lämmlein, dieses Mitglied da
geht uns freilich sehre nah,
Aber bist du uns nicht mehr,
als das eigne Leben wär?

Christian Gregor, der Hauptmusikmeister der Brüdergemeine, hat diesen Text umgearbeitet, an zweiter Stelle einen Vers eingefügt und das Ganze in verklärter Gestalt in das Herrnhuter Gesangbuch 1778 aufgenommen. Es lautet:

Aller Gläubgen Sammelplatz
ist da, wo ihr Herz und Schatz,
Wo ihr liebster Jesus Christ
und ihr Herze hier schon ist.

Eins geht da, das andre dort
in die ewge Heimat fort,
Ungefragt, ob die und der
uns nicht hier noch nützlich wär.

Aber wenn's nun schon geschehn,
und er kann nie was versehn,
Hat man nichts dabei zu thun,
als zu schweigen und zu ruhn.

Manches Herz, das nicht mehr da,
geht uns freilich gar sehr nah.
Aber Lamm, du bist uns mehr,
als das eigne Leben wär!

So ist es nun das gewöhnliche Begräbnißlied der Brüdergemeine, in welcher das Sterben ein Heimgehen zur himmlischen Gemeinde genannt und über die Todten nicht getrauert wird. — Auch außerhalb dieses Kreises wird es unzähligemale an den Gräbern gesungen, wo ein theures Glied aus dem Volke Gottes zur Ruhe geht. In Württemberg hat zu dieser Trostkraft noch besonders die dem Liede ganz angemessene, überaus liebliche Melodie: es g b b as g as b g beigetragen, welche von Stiftsorganist Conrad Kocher in Stuttgart für seine „Stimmen aus dem Reich Gottes“ zu Knapps Liederschatz 1837 erfunden wurde. Es weht durch dieselbe ein sanfter Gottesfriede. — Sonst singt man das Lied nach der Weise: „Gott sei Dank durch alle Welt.“

224. So gehts von Schritt zu Schritt.

Aus Gerhard Tersteegens (1697—1769, vgl. 6, 46 ff.) „Geistlichem Blumengärtlein inniger Seelen“, vierte Ausgabe aus den

vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, mit der Überschrift: „Sterbensgedanken einer gläubigen Seele.“

Das Lied von elf Versen ist voll jener Gedanken, mit welchen der Gottesmann Tersteegen beständig im Angesichte der Ewigkeit umgieng. Man mag es mit dem Gerhardtschen: „Ich bin ein Gast auf Erden“ vergleichen, gegen welches es allerdings an poetischem Schwung zurückstehen muß. Man vergleiche mit den Versen 8—12 von jenem Liede die Verse 3 und 4 aus diesem:

Ich schließ die Augen bald
und sage gute Nacht
der Sichtbarkeit, dem Traum,
damit ich auf der Wacht
Mit Herzensinnigkeit
vor deinen Augen leb
und deinem Geiste Raum,
in mir zu wirken, geb.

Nun, ich verlaß die Welt
und will zum Vater gehn;
hier bin ich nicht zu Haus,
hier will ich nichts ansehn.
Der kurze Rest der Zeit
soll dir gewidmet sein,
zu werden, Vater, dir
und jener Welt gemein.

Vers 7 enthält Grunddgedanken von Tersteegen:

Der Feind hat nichts an mir, das Herz in Jesu ruht;
tief in mein Nichts versenkt, ist Jesus all mein Gut!

Das stimmt mit einem Brief, den er 1746 an einen Freund schrieb: „Wenn ich mit meiner Armut, mit meinem Unvermögen und so, als ich just in dem Augenblick bin, zufrieden sein kann, dann ist es, als ob ich daheim und in Ruhe bin; bleibe ich aber nicht auf dem Plätzchen meines Nichts oder suche und will etwas außer dem, worin ich bin, so werde ich in allem, was ich thue, wie verwirret. Ich will gern schwach sein, um nicht ohne Gott zu laufen, damit seine Kraft und Herrlichkeit in meinem Nichts vollbracht werde. Ehre, Dank und Liebe sei unserem Gott, der uns die Wahrheit unseres Nichts und seines Alles je länger, je gründlicher lieb gewinnen läßt!“ — In einem andern Brief 1755 heißt es: „Je ärmer, vernichtigter und entblößter, desto ruhiger, freier und lauterer können wir uns mit Gott und seinen Kindern vereinigen, und so viel fähiger sind wir der göttlichen Gunst und Gnade. Mir wurde einmal ins Herz gedrückt: Komm als ein nacktes Kindlein, dann wird dich mein Schoß aufnehmen!“

O wie verdank ichs dir, daß du zu mir gewandt
dein offnes Vaterherz und wurdest mir bekannt!

Auch diese zweite Hälfte des Verses stimmt mit seinen sonstigen Worten. Er äußerte sich einmal gegen einen Freund: „Wenn ich in die Ewigkeit gehe, so gehe ich hinein als ein Armer, Unwürdiger, der auf mehr, als gemeine Weise, aus Barmherzigkeit angenommen zu werden verlanget, ja gänzlich vertrauet. Inzwischen danke ich dem Herrn, daß er mich so lange leben lassen, daß ich ihn habe kennen lernen.“ Die letztern Dankesworte sprach er so oft aus, als es Gelegenheit dazu gab.

Vers 10 mag es gewesen sein, mit dem Tersteegen einst einer Freundin vor ihrem letzten Athemzug noch zugesprochen hat:

Ich lege meinen Geist in deine treue Hand,
mein Heiland, du bewahrst dies dir vertraute Pfand;
Mein letzten Athemzug laß reine Liebe sein,
ausgehend geh mein Geist zu deiner Ruhe ein!

Er sagt nemlich: „Mein Letztes, worauf sie Ja und Amen sagte, war das letzte Verschen aus dem Liede: ‚So gehts von Schritt.‘ Und dann sagte ich noch: ‚So nimm denn, o Herr Jesu, in Gnaden auf den Geist deines Kindes, das du erlöset hast! Laß nun endlich deine Magd im Frieden hinfahren und ihre Augen dich, ihren Heiland, anschauen!‘ Ihre ruhige Gemüthsverfassung und unmittelbar kindliches Vertrauen bis ans Ende bleibt mir zum beständigen und großen Trost.“ Zu diesen Worten paßt der zehnte Vers vortrefflich. Der letzte Vers (11) aber lautet allerdings ebenso passend:

O Ruh der Ewigkeit! da wirds denn doch geschehn,
daß ich dich, höchstes Gut, so, wie du bist, werd sehn
Und ewig bei dir sein mit jener selgen Schar;
ich bet gebücket an: mein Gott, du bist es gar!

Tersteegens eigenes Lebensende stimmt mit diesen Worten gar schön zusammen. Es wird erzählt, obwohl er sich äußerlich sehr schwach befand und Engbrüstigkeit ihm große Noth verursachte, so daß er 47 Stunden in einem Lehnstuhl sitzen mußte, habe er sich doch innerlich in vieler Ruhe in den allerliebsten Willen und Wohlgefallen Gottes gefunden. Auch hörte man nie das geringste ungeduldige Wort von ihm, obwohl er oft winselte vor übergroßer Noth. Zu einem Freund, der Abschied von ihm nahm, sprach er: „Ich will dich durch die Gnade auf das Herz Jesu legen; laß dir aber auch den gegenwärtigen Augenblick dazu dienen, dich dem liebsten Heilande ganz zu ergeben und bei ihm um Gnade anzuhalten, wie das kananäische Weiblein. Diese Gnade muß erbeten werden mit Verachtung alles Zeitlichen, weil es doch weniger ist, als man glaubt. Und welches Glück wird es alsdann nicht sein, wenn wir es einst verlassen müssen, einen gnädigen Gott in Christo Jesu zu haben!“ Er verfiel zuletzt in einen Schlaf, der immer tiefer und tiefer wurde, und nur manchmal rief er anfangs dazwischen hinein: „O Gott, o Jesu, o süßer Jesu!“ So blieb er bis an den letzten Athemzug und gieng aus dem Schlaf in die ewige Ruhe hinüber.

Als Melodie ist die Weise des Lieds von Joachim Neander vorgezeichnet, dessen erste Strophe so lautet:

O Sünder, denke wohl:
du laufst zur Ewigkeit;
nimm deine Zeit in Acht,
sei immerdar bereit!
Der große Menschensohn
steht fertig vor der Thür;
der Herzenskündiger,
der Richter bricht herfür.

Sie beginnt: a h a a g a, und ist eine Hallesche Melodie aus dem Freylinghausenschen Gesangbuch 1714.

225. Herr, meine Leibeshütte.

Aus Philipp Friedrich Hillers (1699—1769, vgl. 5, 107 ff.), Pfarrers zu Steinheim bei Heidenheim, „Geistlichem Liederkästlein

2. Theil, 1767"; über 2 Petri 1, 14: „ich weiß, daß ich meine Hütte bald ablegen muß!" mit dem Beisatz: „Es dienet einem Christen, daß er sich seine letzten Stunden vorstelle. Seine Hoffnung wird dadurch gestärkt. Der Unchrist muß mit Schrecken daran denken." (Melodie: Christus, der ist mein Leben.) — Der Verfasser dichtete dieses Lied im Jahr 1766, drei Jahre vor seinem Tod, den er schon 1760 als ganz nahe erwartete, weßhalb er auch bereits damals seine Lebensumstände aufsetzte, damit sie zur alleinigen Ehre Gottes bei seinem Leichenbegängniß verlesen werden könnten.

Es hat sich auch die Bitte an diesem „durch das Kreuz Probirten Freund des Heilandes", wie er sich schon im Frühling seines Lebens nannte, herrlich erfüllt. Oftmals hatte er mit Vers 2 gebetet:

Gib mir ein ruhig Ende,
der Augen matten Schein
Und die gefaltnen Hände
laß sanft entseelet sein!

Da machte der Herr, nachdem er das siebenzigste Lebensjahr vollendet hatte, eines Abends seinem Leben ohne vorherige Krankheit durch einen Schlagfluß ein schmerzloses, stilles, sanftes Ende, am 24. April 1769. — Das einzige Wörtlein, das die Seinen noch vernommen haben, war: „es ist mir weh!" und doch war in diesem Augenblick das Weh verschlungen in das ewige Wohl.

Dr. Christian Friedrich Schmid, seit 1821 Frühprediger und Professor der Theologie in Tübingen, dessen Gedächtniß unter den Theologen Württembergs im Segen bleibt, hat auf seinem Krankenlager, zehn Tage vor seinem Tode 1852, in einem tief ergreifenden Augenblick den Seinigen mit den Worten des Apostels gesagt: „Jetzt weiß ich, daß ich meine Hülle bald ablegen muß! — Es ziemt einem Christen, daß er sich seine letzte Stunde vorstelle." Das sprach er, die schon gebrochene Stimme noch einmal zur alten Kraft erhebend, seine Augen blitzten zum Himmel empor, sein ganzes Wesen schien von einem Vorschmack der Verklärung hingenommen. Darauf ließ er sich dieses Lied lesen und verweilte mit besonderem Ernst bei der Bitte des dritten Verses:

Laß meine letzten Züge
nicht so gewaltsam gehn,
Und gib, daß ich so liege,
wie die Entschlafenen!

So hat denn auch ihm, wie dem Dichter des Lieds, der Herr die Bitte gewährt. Er hatte ausgekämpft, ehe seine Hütte abgebrochen wurde. Wunderbare Fröhlichkeit nahm von seinem in die Klarheit des Herrn übergehenden Geiste Besitz. „Jetzt ist es mir aber ganz klar, ganz helle!" so sprach er, ehe er den Seinen zum letztenmal gute Nacht wünschte, legte sich dann nieder, athmete einige Züge etwas stark, wendete sein Haupt auf die Seite und entschlief als ein seliges Kind Gottes. Sein Sterben war kein Tod, sondern ein Übergang ins Leben, ins himmlische, ewige Leben. (Christenbote. [illegible]art 1852.)

In meinen „Gedenkblättern aus dem Heldenkampfe Deutschlands" (Heilbronn 1871. 1872. II, 81.) wird erzählt: „In den Schanzgräben vor Straßburg war in den Septembertagen 1870 harte Arbeit. Sie waren in Folge des anhaltenden Regenwetters schwer zu begehen, und die Uniformen wurden über und über mit Lehm bedeckt. Aber nichts konnte unsre wackern Landwehrmänner ermüden; trotz aller Mühseligkeiten sangen die Leute munter und getrost ‚die Wacht am Rhein.' Da war auch ein junger, kaum eingeübter Schütze zum erstenmal in die Schützengräben kommandirt. Als nun die Ablösung kam und während er aus den Gräben heraufstieg, rief er froh und dankbar: ‚Gott hat mich das erstemal glücklich — —' Er wollte sagen: ‚beschützt!' aber das Wort kam nicht mehr über seine Lippen. Eine feindliche Kugel durchbohrte ihm in diesem Augenblicke den linken Arm und senkte sich so tief in die Brust hinein, daß er sofort seinen Geist aushauchte. — Wer möchte hier nicht die Worte des 5. Verses in unsrem Liede anwenden:

Bleibst du mir in dem Herzen,
dein Name in dem Mund,
So sind mir auch die Schmerzen
im Sterben noch gesund!"

III. Ausblick in die Herrlichkeit.

226. Herzlich thut mich erfreuen.

Von Johann Walther († 1566, vgl. 1, 285 ff.), Kurfürstlich sächsischem Cantor zu Torgau und Dresden, dem treuen Gehilfen Luthers in musikalischen Arbeiten. Erschienen zuerst auf Einzeldrucken, Wittenberg 1552; Marburg bei Kolb 1555; Dresden 1557 mit der Überschrift: „Ein schöner Geistlicher vnd Christlicher newer Berckreigen, Von dem Jüngsten tage, vnd ewigem Leben, Auff die Melodey vnd weise, Hertzlich thut mich erfrewen, Durch Johan Walthern, Inn yetziger betrübten zeit, jnn vnd allen Christen zu trost gemacht." Es sind in den ersten Drucken 33, in dem Dresdener 34 Strophen, indem eine zweitletzte eingeschoben wurde.

Die Anregung zu diesem Lied hat ein Mailied gegeben, das nach den Bicinia gallica, latina et germanica. Vitebergae 1545 und anderen Quellen jener Zeit bei Uhland, „Volkslieder I", abgedruckt steht und dessen erster und letzter Vers so lautet:

Herzlich thut mich erfreuen
die fröhlich Sommerzeit,
All mein Geblüt verneuen
der Mai viel Wollust geit;
Die Lerch thut sich erschwingen
mit ihrem hellen Schall,
lieblich die Vöglin singen,
voraus die Nachtigall.

Darumb lob ich den Summer,
darzu den Maien gut,
Der wendt uns allen Kummer
und bringt viel Freud und Muth.
Der Zeit will ich genießen,
dieweil ich Pfennig hab;
und wen es thut verdrießen,
der fall die Stiegen ab.

Es ist ein frisches Maien- und Liebeslied von sieben Strophen, welches frühe zur Umdichtung reizte. So gab es Dr. Henrich Knaust in seinem Buch: „Gassenhawer, Reuter- vnd Bergliedlin, Christlich moraliter vnnd sittlich verendert. Frankfurt a. M. 1571.“ in einer schönen Bearbeitung (Wackernagel, Kirchenlied 4, 785).

Johann Walther nun, der seine Hoffnung bereits eher dem himmlischen als dem irdischen Frühling zuwendete, entwarf auf Grund jener Anregung ein Lied vom Ewigen Leben, dessen erster Theil, Vers 1—25, auf Grund der Zeichnung der Offenbarung Johannis das ewige Leben ausmalt; in dessen zweitem Theil, Vers 26—34, der Trost und die Anwendung für die „betrübte“ Gegenwart gegeben wird. — Es ist in der That sehr zu bedauern, daß der Umfang des Liedes seinen Nachdruck und seine Wirksamkeit in der Gemeinde geschwächt hat. Es findet sich bei Wackernagel (4, 1096) bereits vom Jahr 1562 ein Lied in 10 Versen von Caspar Faber, Pfarrer in Eichsfeldt, wo die ersten drei Verse unsers Lieds vorangestellt sind und ihnen entsprechend sieben andere folgen.

Ein besonderer Liebhaber dieses Lieds ist der treffliche Sänger und Setzer Melchior Frank gewesen, der demselben seine musikalische Kunst geweiht, aber es auch in ein kürzeres Lied zusammengezogen hat aus Vers 31. 8. 9. 16. 18. 17. 13. mit dem Anfang: „Der Bräutgam wird bald rufen.“ So in seinem Rosetulum musicum 1628, darnach im Gothaischen Cantional 1651 und in manchen Gesangbüchern des 18. Jahrhunderts, ja nach Winterfelds Versicherung ist das Lied in dieser Gestalt in Thüringen zum Theil noch gebraucht. — Obwohl diese Auswahl einen einheitlichen Grundgedanken in dem Gleichniß vom Bräutigam, der zur Hochzeit einführt, aufweisen kann (Matthäi 25), so ist doch der Charakter des geistlichen Sommerliedes ganz verwischt, so daß man nicht mehr an Johann Walther dachte, und Winterfeld einige Zeit Melchior Frank selbst für den Verfasser hielt; auch ist der edle Kern des Lieds kaum gehörig herausgeschält. Dennoch ruht auf diesem Lied eine Reihe der schönsten Lieder unsrer Kirche vom ewigen Leben, und es selbst ist so voll poetischen Gehalts, daß es dem Verfasser gestattet sein mag, das Lied, unverändert in seinem Wortlaut, aber verkürzt und verjüngt in seiner Gestalt, an dieser Stelle einzuführen:

Herzlich thut mich erfreuen
die liebe Sommerzeit,
Wann Gott wird schön verneuen
alles zur Ewigkeit;
Den Himmel und die Erden
wird Gott neu schaffen gar,
all Kreatur soll werden
ganz herrlich, hübsch und klar. V. 1.

Die Sonn wird neu und reine,
der Mond, die Sternen all
Gar vielmal heller scheinen,
daß man sich wundern soll.
Das Firmament gemeine
wird Gott auch schmücken fein;
das wird Er thun alleine
zur Freud den Kindern Sein. V. 2.

Da werden wir mit Freuden
den Heiland schauen an,
Der durch sein Blut und Leiden
den Himmel aufgethan;
Die lieben Patriarchen,
Propheten allzumal,
die Märtrer und Apostel
bei ihm ein große Zahl. V. 8.

Er wird uns fröhlich leiten
ins ewig Paradeis,
Die Hochzeit zubereiten
zu seinem Lob und Preis.
Da wird sein Freud und Wonne
in rechter Lieb und Treu
aus Gottes Schatz und Bronne,
und täglich werden neu. V. 17.

Da wird man hören klingen
die rechten Saitenspiel,
Die Musika wird bringen
in Gott der Freuden viel;
Die Engel werden singen,
all Heilgen Gottes gleich,
mit himmelischen Zungen
ewig in Gottes Reich. V. 18.

Kein Ohr hat nie gehöret,
kein menschlich Aug gesehn
Die Freud, so den' bescheret,
so Gott ihm hat versehn.
Sie werden Gott anschauen
von hellem Angesicht,
leiblich mit ihren Augen
das ewig wahre Licht. V. 19.

Der Bräutgam wird bald rufen:
kommt all, ihr Hochzeitgäst!
Hilf Gott, daß wir nicht schlafen,
in Sünden schlummern fest;
Bald han in unsern Händen
die Lampen, Oel und Licht,
und dürfen uns nicht wenden
von deinem Angesicht! V. 31.

Ach Herr, durch deine Güte
führ mich auf rechte Bahn;
Herr Christ, mich wohl behüte,
sonst möcht ich irre gan;
Halt mich im Glauben feste
in dieser bösen Zeit,
hilf, daß ich mich stets rüste
zur ewgen Hochzeitfreud! V. 33.

Wie dies Lied auf die Prachtlieder unsrer Kirche: „Wachet auf, ruft uns die Stimme!" und „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" einwirkte, zeigt bei dem letzten Liede der Wortlaut, z. B. in V. 8 und 18, bei dem ersteren die vielen Anklänge in Nicolai's „Freudenspiegel des ewigen Lebens." Der Bruder von Philipp Nicolai, Jeremias, hat geradezu eine Parodie unseres Liedes gegeben in dem schönen Gesang: „Herr Christ, thu mir verleihen!" welcher sich im Anhang jenes Buchs findet und oft halbe Verse von Walther einfach herübergenommen hat.

Als Melodie gibt Philipp Wackernagel in seinem „kleinen Gesangbuch" 1860: d b d fis d a a vom Jahre 1542, ohne daß es dem Verfasser bekannt wäre, welchen Ursprung dieselbe hätte. — Bekannt ist, daß die weltliche Melodie aller Wahrscheinlichkeit nach in der Weise „Aus meines Herzens Grunde": g g d h a g fis g a (vgl. S. 180) enthalten ist. — Sodann erscheint die Melodie: a g g g b a g von Jakob Meiland in „Sacrae quaedam cantiones. Frankfurt a. M. 1575"; und eine von Moriz, Landgraf von Hessen: c a a g a b a in dem von ihm herausgegebenen „Christlich Gesangbuch. Cassel 1612." — Besonders eifrig ist, wie oben bemerkt, Melchior Frank auf diese Gedanken musikalisch eingegangen; er hat in seinem „Rosetulum musicum. Coburg 1627." die Melodie gegeben: c c c d e f e („Der Bräutgam wird bald rufen"), und im Gothaer Cantional 1646 erscheint eine zweite Melodie: g a h c h a h, welche ohne Zweifel ihm auch zugehört und bis auf den heutigen Tag noch theilweise im Gebrauch sich befindet. — Sonst singt man es nach: „Herzlich thut mich verlangen" und „Valet will ich dir geben."

227. Es ist gewißlich an der Zeit.

Ein anonymes Lied, erschienen in einem Einzeldruck: „Zwey schöne lieder. Das erst von dem pracht etlicher Jungfrawen vnd Mägde. Im Thon: Es war ein wacker meidlein wohlgethan. Das ander lied von der zukunfft vnsers HErrn Jhesu Christi. Im thon: Nun frewt euch, lieben Christen gmein." Ohne Ort und Jahr, von Wackernagel ins Jahr 1565 gesetzt. Dasselbe erscheint in „Kurtze Erklerung Vber den 91. Psalm. Görlitz, Fritsch 1585" von Caspar Teucher, Pfarrer zu Weigstorf. — Sodann findet es sich bei Bartholomäus Ringwaldt (1530—1598, vgl. 2, 182 ff.) in seinem „Handbüchlin. Geistliche Lieder und Gebetlein. Frankfurt a. d. O. 1586", doch mit einem Vorwort von 1582. Es hat hier theilweise eine geänderte Form; daher die Überschrift: „Ein Lied vom Jüngsten tage, in seinem eignen thon, von Barthel Ringwald gebessert." Seine Lesart hat neben der ursprünglichen sich in den Gesangbüchern eingebürgert und sie theilweise verdrängt, ohne daß es das Original verdient hätte.

Das Ganze ist eine Bearbeitung der weltberühmten Sequentia in die omnium animarum aus dem 13. Jahrhundert: Dies irae, dies illa.

Mit Unrecht nennt A. L. Follen als Dichter den Dominikanermönch Latinus Mosinus Frangipani, auch „Malabranca" genannt. Bartholomäus Albizzi aus Pisa in seinem Liber conformitatum 1385 und der Minoritermönch Waddingus in seiner Schrift unter dem Titel: Scriptores ordinis Minorum 1650 bezeugen, daß es die Ansicht vieler sei, Thomas von Celano (1, 125), ein Freund des Stifters der Franziskaner, des Franz von Assisi, und eines der ersten Glieder dieses Ordens, welcher 1249 den Lebenslauf des h. Franziskus beschrieb, habe diese Sequenz auf den Allerseelentag gedichtet. — Jedenfalls sind der Zusammenstellung der Sequenz Anklänge, theilweise wortgetreu, vorausgegangen, welche nun erst in einen Brennpunkt gesammelt wurden.

Der Urtext, wie er sich seit 1385 in dem Missale Romanum findet und bald in kirchlichen Gebrauch kam, lautet mit meiner gegenüberstehenden Bearbeitung also:

Dies irae, dies illa solvet saeclum in favilla, teste David cum Sibylla.	Tag des Zorns, die große Stunde löst in Staub die Weltenrunde nach dem Wort aus Sehermunde.
Quantus tremor est futurus, quando judex est venturus, cuncta stricte discussurus.	Welches Zittern wird entstehen, wenn der Richter nun wird gehen, allem auf den Grund zu sehen!
Tuba mirum sparget sonum per sepulcra regionum, coget omnes ante thronum.	Die Posaune wird erschallen, furchtbar durch die Gräber hallen, rufen zu dem Throne allen.
Mors stupebit et natura, cum resurget creatura judicanti responsura.	Tod und Leben wird erbeben, wenn die Welt sich wird erheben, Antwort ihrem Herrn zu geben.

Liber scriptus proferetur,
in quo totum continetur,
unde mundus judicetur.

Und ein Buch wird vorgetragen,
da sich finden alle Klagen
auf des Weltenrichters Fragen.

Judex ergo cum sedebit,
quidquid latet, apparebit,
nil inultum remanebit.

Wenn der Richter also thronet,
wird, was im Geheimen wohnet,
klar und keine Schuld geschonet.

Quid sum miser tunc dicturus,
quem patronum rogaturus,
dum vix justus sit securus?

Was werd dann ich Armer sagen,
welchen Anwalt mir erfragen,
wenn Gerechte schier verzagen?

Rex tremendae majestatis,
qui salvandos salvas gratis,
salva me, fons pietatis.

König, strahlend furchtbar helle,
der du heilend hilfst der Seele,
hilf auch mir, du Liebesquelle.

Recordare, Jesu pie,
qua sum causa tuae viae,
ne me perdas illa die.

Denke, Jesu, hocherkoren,
daß du einst für mich geboren,
daß ich einst nicht geh verloren.

Quaerens me sedisti lassus,
redemisti crucem passus,
tantus labor non sit cassus.

Hast dich müd' um mich geworben,
bist am Kreuz für mich gestorben,
laß dein Werk nicht sein verdorben.

Juste judex ultionis,
donum fac remissionis
ante diem rationis.

Heilger Richter, statt zu rächen,
schenke Gnade dem Verbrechen,
eh du wirst ein Urtheil sprechen.

Ingemisco tanquam reus,
culpa rubet vultus meus,
supplicanti parce, Deus.

Ach ich seufze schulderfüllet;
sieh mein Antlitz schamverhüllet:
deine Gnade nur mich stillet.

Qui Mariam absolvisti
et latronem exaudisti,
mihi quoque spem dedisti.

Hast Mariens Schuld erlassen,
hörtest Schächer im Erblassen,
läßst auch Hoffnung jetzt mich fassen.

Preces meae non sunt dignae,
sed tu bonus fac benigne,
ne perenni cremer igne.

Mein Gebet kann nichts erwerben;
aber laß mich Huld ererben,
laß im Feuer mich nicht sterben.

Inter oves locum praesta
et ab hoedis me sequestra,
statuens in parte dextra.

Zu den Schafen einst mich leite,
von den Böcken ganz mich scheide,
stelle mich zur rechten Seite.

Confutatis maledictis,
flammis acribus addictis,
voca me cum benedictis.

Nahen den verstummten Sündern
Höllenflammen ohne Lindern,
ruf mich zu den Segenskindern.

Oro supplex et acclinis,
cor contritum quasi cinis:
gere curam mei finis.

Knieend lieg ich, Flehn im Munde,
tief zerknirscht im Herzensgrunde:
denke meiner letzten Stunde.

Lacrymosa dies illa,
qua resurget ex favilla
judicandus homo reus:

Thränenreiche große Stunde,
da der Mensch steigt aus dem Grunde
zum Gerichte schuldbeladen:

Huic ergo parce, Deus.	Schone sein, o Gott, aus Gnaden.
Pie Jesu Domine,	Lieber Jesu, Heiland du,
dona eis requiem. Amen.	schenke ihnen ewge Ruh. Amen.

Auf einer Marmorplatte, welche zu Mantua bei einem Kruzifix in der Franziskanerkirche aufgefunden wurde, steht diese Sequenz eingegraben. Bei diesem Mantuanischen Text, welcher als aus der Hand eines später von der Trefflichkeit des Kirchenlieds zu weitern Betrachtungen geleiteten Mannes geflossen und zu seiner Privaterbauung angewandt anzusehen ist, fehlen die drei letzten Strophen des kirchlichen Textes, während folgende Strophe den Schluß macht:

Consors ut beatitatis
vivam cum justificatis
in aevum aeternitatis.

Dagegen stehen folgende vier, mehr den Charakter einer Privatbetrachtung an sich tragenden Strophen an der Spitze:

Cogita anima fidelis, ad quid respondere velis Christo venturo de coelis.	Dies illa, dies irae, quam conemur praevenire obviamque Deo ire,
Cum deposcet rationem ob boni omissionem, ob mali commissionem.	Seria contritione, gratiae apprehensione, vitae emendatione.

Diese Sequenz, in den alten Büchern oft auch unter dem Titel: Meditatio vetusta et venusta de novissimo judicio aufgeführt, ist der prophetischen Stelle Zephanja 1, 15—17 nach der lateinischen Uebersetzung der Vulgata entnommen. Dr. Friedrich von Meyer äußert sich über dieselbe im „Lichtboten 1806, April" also: „Dies schauerliche Gedicht, arm an Bildern, ganz Gefühl, schlägt wie ein Hammer mit drei geheimnißvollen Reimklängen an die Menschenbrust. Mit dem Unempfindlichen, der es ohne Schrecken lesen und ohne Grauen hören kann, möchte ich nicht unter Einem Dache wohnen." Albert Knapp sagt: „Dieses erhabene Lied ist im lateinischen Original auch dem Wortklange nach wie der Schall einer Posaune der Auferstehung, unnachahmlich in der Übersetzung und doch wegen des heiligen Reizes, der darin liegt, von vielen übersetzt."

Dr. Lisco, Prediger in Berlin, zählt in der besondern Schrift, welche er über diesen Hymnus unter dem Titel: „Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht. Berlin 1840." geschrieben hat, nicht weniger als 70 deutsche Bearbeitungen desselben auf und theilt 40 metrische Übersetzungen mit. Schon 1550 gab es eine solche von Freder, 1565 unser Lied: „Es ist gewißlich an der Zeit", 1659 von Gryphius; in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts allein entstanden etwa 52 Überarbeitungen, z. B. von Herder, Schlegel, von Meyer, A. L. Follen, von Wessenberg, Döring, Claus Harms, Bunsen, A. Knapp (in den „christlichen Gedichten. Basel 1829." und in der „Christoterpe. 1848.") und H. A. Daniel in Tholuks literarischem Anzeiger. 1839. Nr. 67, 68. Letzterer, welcher sich in seinem

Thesaurus hymnologicus. II. 1844. S. 103—131 sehr umfassend über diese Sequenz ausspricht, fand den Hauptschlüssel zu diesem imposanten, auch ohne Musik musikalischen Werke darin, daß die unübertrefflich gewählten Vokalassonanzen beachtet werden, weßhalb er auch in seiner gelungenen Übersetzung zum erstenmal den dreimaligen Reimklang bewahrte.

Von dem wilden Bulgarenfürsten Bogoris wird erzählt, er habe als ein eifriger Freund der Jagd dem Mönche Methodius, einem geschickten Maler, den seine zum Christenthum übergetretene Schwester zur Bekehrung herbeirief, aufgetragen, ihm für einen seiner Paläste ein Jagdgemälde zu machen. Statt dessen aber entwarf der Mönch ein Gemälde des jüngsten Gerichts, dessen Anblick dann auf das Gemüth des Bogoris einen so erschütternden Eindruck gemacht habe, daß er sich entschloß, ein Christ zu werden, und sich zwischen 863 und 864 taufen ließ. Solchem Gemälde gleich ist dieses Lied mit seiner ergreifenden Schilderung des jüngsten Gerichts, das uns darin recht eigentlich vor Augen gemalt wird. —

Unser Lied nun: „Es ist gewißlich an der Zeit" entspricht in der originalen Lesart, wie sie unter einzelnen Änderungen und mit Auslassung von Vers 3 im „Deutsch Evangelischen Kirchengesangbuch" gegeben ist, dem lateinischen Text so, daß Vers 1 mit dem lateinischen V. 1 und 2, Vers 2 mit 3 und 4, Vers 3 mit 5 und 6, Vers 5 mit 7 und 8 zusammentrifft. Im Übrigen gibt sich in Vers 4 und den beiden letzten, wie im ganzen Umfang, unser Lied als eine selbständige Ausgestaltung der Gedanken vom Gericht.

Der erste Vers lautet im Blick auf das Wort des Herrn: Siehe, ich komme bald! also:

Es ist gewißlich an der Zeit,
daß Gottes Sohn wird kommen
In seiner großen Herrlichkeit,
zu richten Bös und Frommen;
Da wird das Lachen werden theur,
wenn alles soll vergehn im Feur,
wie Paulus davon zeuget.

Ringwaldt hat nach 2 Petri 3, 12 an der letzten Stelle sofort „Petrus" gesetzt. „War lapsus memoriae", sagt Schamelius; welcher auch behauptet, Spangenberg in der „Alten Adamssprache", welches Büchlein 1555 erschienen sei, citire bereits die Stelle: „Da wird das Lachen werden theur —", woraus man den frühern Ursprung unsers Lieds erkennen möge.

Besonders viel kam das Lied in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs zur Verwendung, wo man in der Noth oft meinte, der jüngste Tag klopfe an die Thüre. Serpilius führt eine Reihe von Fällen an, in denen dies Lied gleichsam als ein Geistergesang in der Luft jener Zeit gelegen und zu hören gewesen wäre. Nur Einen Fall möchte ich hier beibringen, weil es zur Charakteristik jener Zeit gehört. Lorenz Bscherer, Schulmeister zu Altenstatt in der Sulzbachschen Pfalz, berichtet: „Anno 1628 Mittwochs den 6. Februarii, da ich zu Morgens frühe zum Gebet läuten wollen

und über die Kirchen hintergehe, hebt es oben auf der neuen Emvore an zu singen: ‚Es ist gewißlich an der Zeit, daß Gottes Sohn wird kommen‘, daß ich die Worte gar deutlich verstanden habe. Als ich aber in den Thurm hineinkommen, konnt ich nur die Melodey verstehen; und da ich habe ausgeläutet und wieder über die Kirche herfürgehe, singt es auf der andern Seite bei der Kanzel eben das vorige Gesang: ‚Es ist gewißlich an der Zeit!‘ Bin im Namen Gottes aus der Kirche gangen, habe aber nichts gesehen; allein nur gehört. Diesmal ist mir von der Obrigkeit verboten worden, ich sollte nichts mehr davon sagen.“ (Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs S. 316 f.)

Neben dem ersten Vers hat sich der letzte als herzliches Gebet der Gemeinde Christi eingeprägt. Er lautet in der ursprünglichen Fassung und nach Ringwaldt:

Herr Jesu Christ, du machst es lang
in diesen bösen Tagen;
Den Leuten wird auf Erden bang,
laß sie doch nit verzagen.
Schick ihn' den Tröster, den heilgen Geist,
der sie gleit in das Himmelreich
durch Jesum Christum. Amen.

O Jesu Christ, du machst es lang
mit deinem jüngsten Tage;
Den Menschen wird auf Erden bang
von wegen vieler Plage.
Komm doch, komm doch, du Richter groß,
und mach uns in der Gnaden los
von allem Übel! Amen.

Dr. Gottfried Meißner, Superintendent zum Hayn, wurde in der letzten Woche seines Lebens von einer ungemeinen Begierde nach seines Leibes Erlösung erfüllt und seufzte aus dem Liede: „Komm doch, komm doch, du Richter groß ꝛc.“ Ebenso Dr. Conrad Dietrich, Superintendent zu Ulm 1639. — Johann Schmidtgens, Hofgärtner zu Sorisch-Conzendorf in der Oberlausitz, sang das ganze Lied bei einem Gewitter, unter einer Eiche stehend, am 8. August 1702. Während er den Schluß des Liedes sang, streckte ihn ein Blitzstrahl bei dem „Amen“ todt zur Erde. (Schamelius.)

Die Melodie: g g h a g a a h ist die jüngere jonische Parallelmelodie zu „Nun freut euch, lieben Christen gmein“, welche zu diesem Lied 1535 im Klugschen Gesangbuch (vielleicht schon 1533 und 1529) gegeben ist. Sie mag eine Ueberarbeitung der alten Volksweise: „Wach auf, meins Herzen ein Schöne, zart Allerliebste mein“ (Triller 1555) sein, mit welcher sie viele Ähnlichkeit hat. Es geht die Sage, Luther habe sie von einem Reisenden gehört und notirt. — Eine eigene Melodie gibt Erhard Bodenschatz in seinen Harmoniae angelicae cantionum ecclesiasticarum 1608: f g f e d f g a, die aber nicht in kirchlichen Gebrauch kam. — Mehrere Componisten, wie Hammerschmidt, haben die Hauptmelodie unsers Lieds zu Cantaten verwendet am 25. Sonntag nach Trinitatis.

Einen treffenden Einblick in Lied und Weise gewährt Caspari in seiner Erzählung „Der Schulmeister und sein Sohn“, wo in der Einleitung zu einer ergreifenden Schilderung eines Schreckenstags im dreißigjährigen Kriege Udalricus Gast, Schuldiener zu Sommershausen in Franken, berichtet: „Am zehnten Sonntag post trinitatis 1632 hatte unser hochbetagter Pfarrherr M. Hieronymus Theodoricus

über das sonntägliche Evangelium gepredigt, das von der Zerstörung Jerusalems handelt. Er hatte gar schön mit Jerusalem unsere evangelische Christenheit verglichen, um die jetzt auch unsre Feinde eine Wagenburg geschlagen, sie zu ängstigen allerorten, und hatte es beweglich dem Volk ans Herz gelegt, zu wachen und zu beten, damit es besser wie Jerusalem die Zeit der Heimsuchung erkenne und bedenken wolle zu dieser seiner Zeit, was zu seinem Frieden dienet. Gesungen hatten wir: ‚Es ist gewißlich an der Zeit', und als ich die Weise des Lieds auf der Orgel spielte, hatte ich eine große Angst und Bewegung in meinem Herzen, so daß mir die Thränen über die Wangen liefen. Wahrlich die Orgel kann oft gerade so deutlich sprechen, wie das Gesangbuch; ja die Weise eines Lieds kann oft Dinge sagen, die man in Worten gar nicht auszusprechen vermag. Ist mirs doch immer, so oft ich die Weise zu diesem Lied höre, wie wenn die Erde sich bewegte und die Todten sich rührten in den Grüften, und die Stimme des Erzengels allem Fleische riefe: ‚Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus ihm entgegen!' Das ist ein lutherisch Dies irae, das kein Menschenkind sollte hören können, ohne daran zu denken, wie wir alle müssen offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi."

228. Wachet auf, ruft uns die Stimme.

Aus dem Anhang der von Dr. Philipp Nicolai, Pastor zu Unna in Westfalen (1556—1608, vgl. 2, 324 ff.), 1599 herausgegebenen Schrift: „Frewden-Spiegel deß ewigen Lebens", mit der Ueberschrift: „Von der Stimme zu Mitternacht und den klugen Jungfrauen, die ihrem himmlischen Bräutigam begegnen. Matth. 25."

Ohne daß mit völliger Gewißheit die Dichtung in die Pestzeit zu Unna zu setzen wäre, gibt doch die Vorrede zu diesem Buch, die Nicolai 10. August 1598 schrieb, wenn nicht den Schlüssel, so doch die treffendste Lage zum völligen Verständniß des Liedes. Er berichtet: „In solchem Jammer und Elend, als es hier zu Unna in allen Gassen rumorte, und oftmals etliche Tage an einander über die zwanzig und bis in die dreißig Todten nicht weit von meiner Wohnung auf dem Kirchhof unter die Erde verscharret worden, hab ich mit Todesgedanken mich immer schlagen müssen, und war mir nicht nur Einmal zu Muth, wie Hiskia: Jesaja 38, 11. 12. Es überfiel die Pest mit ihrem Sturm und Wüthen die Stadt wie ein unversehnlicher Platzregen und Ungewitter, ließ bald kein Haus unbeschädigt, brach endlich auch zu meiner Wohnung herein, und giengen die Leute meistentheils mit verzagtem Gemüth und erschrockenem Herzen als erstarret und halbtodt daher, daß einer hätte mögen hieherziehen das 5. Buch Mose's 28, 65—67. Zu Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Göttingen, in Niedersachsen und in der Grafschaft Waldeck, meinem lieben Vaterlande, fehlet es auch nicht. Und was einer an solchen Orten hin und wieder von bekannten Freunden hatte, davon höret er fast nichts, denn von ihren Krankheiten und tödtlichem Abschied von diesem Leben. Innaßen mir auch eitel

traurige Zeitungen und traurige Botschaft zu Ohren kamen von etlichen meinen Schwestern, Blutsfreunden und Schwägern, durch die Pest erwürgt und hingerissen, welches mir meine Bekümmerniß vermehrte und so viel weitläufiger Anlaß gab, all mein Datum, Herz und Gedanken von der Welt abzuwenden. — Da war mir nichts Lieberes und Angenehmeres, als die Betrachtung des edlen, hohen Artikels vom ewigen Leben, durch Christi Blut erworben. Ließ denselben Tags und Nachts in meinem Herzen wallen, durchforschte die Schrift, was sie hievon zeugete, und Augustini liebliche Traktätlein (de civitate Dei); brachte demnach meine Meditationes von Tag zu Tag in die Feder, befand mich, gottlob! dabei sehr wohl, von Herzen getrost, fröhlich im Geist und wohl zufrieden, und gab meinem Scripto den Namen und Titel eines Freudenspiegels und nahm für, denselben, da mich Gott von dieser Welt abfordern würde, als ein Zeugniß eines friedlichen, fröhlichen, christseligen Abschieds zu hinterlassen, oder aber, da er mich gesund sparete, anderen Nothleidenden, welchen er auch die Pest ins Haus senden würde, damit tröstlich zu dienen. Nun hat mich der gnädige Gott mitten unter den Sterbenden vor der grausamen Pest bewahrt, daß ich mit David nach Psalm 30 und 31 reden kann." So bringt er dann seinen Gönnern seine Gedanken dar vom ewigen Leben, „daß sie und alle Betrübten, so ihrer nahen Freundschaft während der Pest beraubt worden, sich hierin ergetzen, den seligen, freudenreichen Zustand aller Auserwählten bei unserem lieben Gott in seinem Reich des Schauens daraus vernehmen, sich dessen getrösten und daher auch all ihre Gedanken von der Welt ab zu Gott im Himmel und nach dem ewigen Vaterland hinwenden mögen."

Darum sagt Carl von Winterfeld im evangelischen Kirchengesang I, 1843 geradezu: „Der Gedanke, daß der nächste Augenblick ihn der furchtbaren Macht der Seuche überliefern könne und seinem Richter gegenüberstellen, leitete ihn auf die Gleichnißrede von den klugen und thörichten Jungfrauen, auf die Nothwendigkeit, sich stets bereit zu halten, wenn die abrufende Stimme unversehens ertöne. Wenn er dabei nun die Kraft des ewigen Worts an sich empfand, wenn er bei sich erwog, daß eben jene Stimme, auch dem Gleichniß zufolge, ihn nicht abrufe aus einem hellen, bewußten Dasein zu einem düstern, dämmernden, sondern zu einem erhöhten, einem wahren und ewigen Leben, so sah er auch nicht ferner mit besorglicher Angst, sondern selbst mit freudiger Sehnsucht ihr entgegen, und das Gepräge einer solchen Sehnsucht, die nun ihr Ziel gefunden, trägt dieses Lied."

Man vergleiche noch ein Wort Nicolai's in seinem „Frewden-Spiegel": „Ein Christ soll sich getrost darauf verlassen, sobald er selig in dem Herrn heut oder morgen entschläft, daß seine Seele dann fortschwebe mitten unter den heiligen freudenreichen Engeln, sehe Gott von Angesicht zu Angesicht und werde versammelt zu ihrem Volk. Das ist der rechte Anfang zu der unaussprechlich großen Freude, Ehr und Herrlichkeit, die ewig währen soll. Eben als wo Hochzeitleute einer nach dem andern sich sammeln in ihr

schön gebautes Haus, haben unter sich liebliche und holdselige Gespräche, bis die Gäste alle bei einander sind, alsdann halten Braut und Bräutigam ihren Kirchgang mit hochzeitlichem Gepränge, und ihre Freude ist dann erst vollkommen. Also sammeln sich auch die Seelen der Auserwählten im himmlischen Paradies, und begehren mit ihrem Bräutigam Jesu Christo den Anfang ihrer hochzeitlichen Freude und Herrlichkeit, bis der jüngste Tag anbreche, da sie werden ihre Leiber aus der Erde wiederbekommen und in ihrem Fleisch Gott sehen, daß die Herrlichkeit und Freude dann erst aus vollem Maße gehe."

In die Grundlage des Lieds, Matth. 25, 1—13, sind weiter noch eingeflochten die Gedanken aus folgenden Schriftstellen: Offenb. 19, 6—9. 21, 21. 1 Kor. 2, 9. 15, 55. „Zion" ist die Kirche und jedes glaubige Glied derselben, nach Psalm 125; und die „Wächter" sind treue Lehrer nach Ezech. 3, 17.

Dieses Lied, als eine köstliche Perle im Liederkranz der evangelischen Kirche von Albert Knapp das Ebenbild des Straßburger Münsters genannt, ist vielleicht der letzte noch bis auf den heutigen Tag gebliebene Klang des alten Wächtergesangs, jener seit Wolfram von Eschenbach in Gebrauch gekommenen Tagelieder oder Wächterlieder, welche schon im 14. Jahrhundert anfiengen, als geistliche Tageweisen in die christliche Kirche übergeführt zu werden, mit unterlegtem christlichem Ruf des Wachens und Merkens auf das Wort Gottes oder zur Auferstehung und zum Gericht am jüngsten Tag. — Wäre dem so, so wäre in eine den mittelalterlichen Minneliedern ebenbürtige Form ein Inhalt gelegt, an welchem wir gegenüber dem Inhalt jener Lieder die neuschaffende Macht des Evangeliums in eminentem Maße bewundern müßten. — Es ist wiederum, wie seine Schwester: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" ein Akrostichon: **W Z G**, oder in der geänderten Aufeinanderfolge: **G**raf **Z**u **W**aldeck.

Spener sang das Lied gewöhnlich Sonntag Abends, und heiligte also den Sabbat durch das Andenken an den großen Ruhetag, der bereitet ist dem Volke Gottes.

V. 1. Einem englischen Missionar in Ostindien begegnete eines Tages ein Samyasi, einer von den Heiligen, welche durch jahrelange Selbstpeinigungen der Welt absterben wollen. Der Missionar hört, wie derselbe in ausdrucksvoller Weise einen Liedervers vor sich hersagt. Er horcht genauer und hört aus dem Munde des Heiden:

Wachet auf! ruft uns die Stimme
der Wächter sehr hoch auf der Zinne:
wach auf, du Stadt Jerusalem!
Mitternacht heißt diese Stunde,
sie rufen uns mit hellem Munde:
wo seid ihr klugen Jungfrauen?
  Wohlauf, der Bräutgam kömmt!
steht auf, die Lampen nehmt!
Hallelujah!
Macht euch bereit
zu der Hochzeit!
ihr müsset ihm entgegengehn.

Jetzt fragt er den Hindu: Woher hast du diesen schönen Vers? Ich hab ein Büchlein, sagt der Heilige; darinnen stehen noch viele solche schönen Verse. — Was ist es denn für ein Büchlein? — Hier ist es; es heißt der „Herzschmelzer." Damit rollt er ein dickes Tuch auf und entwickelt ein Büchlein christlicher Lieder im Tamildialekte. Wie heißt das Büchlein? fragte der Missionar, indem er vergeblich ein Titelblatt sucht. „Herzensschmelzer hab ich es genannt!" antwortete der Heide. Es war ein Gesangbuch deutscher Kirchenlieder, von Ziegenbalg, Plütschau und Andern in die indische Sprache übersetzt, wo denn auch dieses herzschmelzende Lied dem Hindu das Herz abgewonnen hatte.

Graf Ludwig Gottfried von Hohenlohe, ein trefflicher Regent seines Landes, lag im September 1728 in seinem Schlosse zu Pfedelbach in den letzten Zügen. Am Freitag Abend ließ er sich den Vorhang vor dem Fenster aufmachen, indem er sagte: meinen Himmel sehe ich gerne! Und da man ihn dabei des Freudenhimmels erinnerte, daß der Herr Jesus denselben ihm, wie einst dem Stephano, eröffnen möchte, bezeugte er freundlich seine Zustimmung. Auf einmal fieng er an: „Mein Bräutigam bleibt lange aus!" welches er zweimal wiederholte, worauf seine Gemahlin das Lied anstimmte: Wachet auf, ruft uns die Stimme. Sie rief sodann: „Es heißt nun eben bei dir: Jesus, Jesus, nichts als Jesus!" Da bekräftigte ers und sagte: Ja, so ists! Sanft und stille entschlief er denn auch nach Gottes Willen.

Vers 2 wird durch folgendes Wort Dr. Heinrich Müllers in seinen „Erquickstunden" (260) illustrirt: „Hinauf! Was hängst du den Kopf und trauerst? Der dich zu richten kommt, ist eines Menschen Sohn, dein Fleisch und Blut, dein Freund und Bruder. Was bringt er dir mit? Das Reich Gottes, ein ewiges Reich, ein Reich, darin Freude die Fülle ist, Freude, die kein Auge gesehen, Freude, die kein Ohr gehört, Freude, die in keines Menschen Herz gekommen ist. Der Winter hat ein Ende, der Sommer geht an. Die Trauernächte sind aus, die Freudentage brechen ein. Mit Thränen hast du gesäet, mit Freuden sollst du ernten. Freu dich von Herzen; gekrönt sollst du werden nach dem Kampf. Braut, freue dich; der Bräutigam kommt, die Hochzeit soll angehen:

Zion hört die Wächter singen,
das Herz thut ihr von Freuden springen,
sie wachet und steht eilend auf.
Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig,
von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig,
ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf.
  Nun komm, du werthe Kron,
Herr Jesu, Gottes Sohn!
Hosianna!
wir folgen all
zum Freudensaal
und halten mit das Abendmahl!

Amen, Herr Jesu, komm doch bald! Ja komm, Herr Jesu! Amen."

Von der Herzogin Magdalena Sibylla von Württemberg berichtet der Kanzler Wolfgang Jäger in seiner Trauerrede vor dem akademischen Senate zu Tübingen: „Es hat diese Tochter Zions schon hier die Wächter singen gehört. Das Herz that ihr vor Freude springen; sie wachte und stund eilends auf. Es waren um die Morgenzeit nur zwo Personen bei der Herzogin, die ganz stille und ruhig auf ihrem Sterbebett lag; und siehe, ganz unvermuthet ließ sich bei dem fürstlichen Kabinet eine überaus liebliche Musik hören, die sich aber in einem Vaterunser lang als ein in der Luft vorbeistreichender Ton geendiget. Die eine damals gegenwärtige und darüber fast erstaunte Person fragte den auch mit ihr wachenden vornehmen und glaubwürdigen Mann, ob er auch diese Musik am Fenster gehört; was er sogleich mit sonderlicher Attention bejahte und vor seiner des Morgens geschehenen Abreise auch andern erzählte und diese Begebenheit als ein Vorspiel der auf die seligste Herzogin wartenden himmlischen Musik anzusehen erinnert hat." (5, 32 f.)

Vers 3. Georg Conrad Pregizer, Professor der Theologie in Tübingen, der Herausgeber der „gottgeheiligten Poesieen", erzählt von seinem Vater, welcher Regierungsrath in Stuttgart war und dort am 2. Februar 1708 starb, derselbe habe in seiner Todesstunde mit heller Stimme angefangen zu singen:

Gloria sei dir gesungen
mit Menschen- und englischen Zungen,
mit Harfen und mit Cymbeln schön.
Von zwölf Perlen sind die Pforten
an deiner Stadt, wir sind Consorten
der Engel hoch um deinen Thron.
  Kein Aug hat je gespürt,
kein Ohr hat mehr gehört
solche Freude.
Deß sind wir froh:
Jo, Jo!
ewig in dulci jubilo.

Er vollendete den herrlichen Vers mit großer Andacht und Bewegung, während er vorher kein lautes Wort mehr reden konnte.

Die Form des Verses ruht einerseits auf paulinischen Gedanken wie 1 Kor. 13, 1. 2, 9., andererseits auf süßen Klängen aller Zeiten. Das Gloria ist eine Engelssprache nach Luc. 2, 14; Jo, Jo! ist das Wort der jauchzenden Menge, welche den Kaisern und Feldherrn, wenn sie im Triumphe zu Rom einzogen, entgegenjubelte; und In dulci jubilo! ist die Stimme der frohlockenden Weihnachtsgemeinde, welche am großen Tage des Herrn sich verklären und neu erschallen wird. — Immerhin ist aber durch diese verschiedenartigen Reminiscenzen das Bedürfniß einer schonenden Besserung des Ausdrucks nahe gelegt. Wir sehen eine solche in dem jetzt gewöhnlichen Wortlaut: „Von zwölf Perlen sind die Thore an deiner Stadt, wir stehn im Chore —; — solche Freude; drum jauchzen wir und singen dir das Halleluja für und für."

Die Melodie aus C dur: c e g g g g a g a g, ursprünglich in F dur, von Palmer mit Recht der König der Choräle genannt, ist wahrscheinlich von Nicolai selbst zugleich mit dem Liede erfunden, wie sie auch von ihrem innigsten Zusammenhang mit dem Liede Zeugniß gibt. Mehrere in dem zugleich mit dem Lied im „Frewden-Spiegel 1599" erschienenen Original vorkommende rhythmische Ungeschicklichkeiten, die sich kein Tonsetzer hätte zu Schulden kommen lassen, weisen jedenfalls deutlich darauf hin, daß kein Tonkünstler vom Fach die Melodie erfunden oder auch nur bei der Aufzeichnung geholfen hat. Gewöhnlich wird sie dem Jakob Prätorius zugeschrieben, welcher zu gleicher Zeit mit Nicolai in Hamburg lebte und sein Organist war. In dem Hamburger Melodeyen-Gesangbuch 1604 steht nemlich über dieser darin erstmals in einem vierstimmigen Satz erscheinenden Melodie die Überschrift: Jacobus Praetorius composuit. Dies bezieht sich aber nach dem damaligen Sprachgebrauch bloß auf den Tonsatz, welchen Prätorius dazu geliefert hat. Einen noch ältern Tonsatz finden wir von Schott in dessen „Psalmen- und Gesangbuch. Zu vier Stimmen. Frankfurt a. M. 1603." Beide geben zwei verschiedene Fassungen, die eben durch jene rhythmischen Mißstände des Originals hervorgerufen wurden. Das letztere hat nemlich die Stellen: „auf! ruft uns die" — „wohlauf! der Bräutgam" und „auf! die Lampen" ohne Punkt nach der halben Note, so daß überall eine Viertelsnote zu wenig ist. Da waren nun beide bemüht, einen regelmäßigen Rhythmus herzustellen, Schott dadurch, daß er aus der halben Note mit den nachfolgenden drei Vierteln zweimal je eine halbe Note mit einem nachfolgenden Viertel bildete, Prätorius aber dadurch, daß er einfach der halben Note einen Punkt beisetzte, wodurch sie die Zeitdauer von drei Viertelsnoten erhielt. Beide Fassungen gibt Dr. Faißt in seinen „25 Choralmelodieen. Stuttgart 1850." Melodisch ist bei beiden nichts geändert. — Sebastian Bach hat diese Weise in einer seiner Cantaten mit einem schönen Tonsatz geschmückt, wobei nach jedem Vers noch ein anderer auf dessen Inhalt bezüglicher Satz eingewebt ist. — Felix Mendelssohn-Bartholdi hat den Choral zum Thema der Ouvertüre seines Oratoriums Paulus gemacht. Während er im Oratorium selbst mit voller Kraft und Majestät als laute Aufforderung erschallt: „Wachet auf!" eröffnet er als sanfte innige Anregung die Einleitung, und wenn er bald zu verstummen scheint vor dem wehmüthigen besorglichen Fugato und dem immer bewegteren wachsenden Rauschen und Brausen der thematischen Arbeit, so klingt er doch immer wieder durch, bis er sich zuletzt mächtig erhebt, alles siegreich übertönend. (Schletterer.)

229. Jerusalem, du hochgebaute Stadt.

Das vierte in dieser Reihe, durch Gedanken und Worte mit den drei vorangegangenen innig verschlungen, ist gedichtet von Dr. Johann Matthäus Meyfart (1590—1642, vgl. 3, 117 ff.), Professor am Gymnasium zu Coburg, später zu Erfurt. Es findet sich in seiner Tuba novissima, von den vier letzten Dingen. Coburg

1626, als Schluß der Predigt vom ewigen Leben über Matthäi 17. Im Erfurter Gesangbuch 1646 steht es unter der Abtheilung: „Beschlußlieder.“ Schamelius gibt dem Liede die Überschrift: „Der wunderfrohe Willkommen in dem himmlischen Jerusalem.“

Das Lied ist ein Kleinod unsres Liederschatzes, dem man wohl anspürt, daß aus ihm das ganze Herz des Dichters uns anblickt. Meyfart hatte sein Angesicht ganz in die Zukunft, auf die letzten Dinge, gerichtet, und mit einer phantasiereichen Mystik voll tiefer Glaubenskraft verband er einen flammenden Eifer für das Haus des Herrn und gegen die Schäden seiner Zeit. Während aber die Edelsten seiner Zeit, wie Saubert zu Nürnberg, Valentin Andreä zu Stuttgart, Schmid zu Straßburg und Andere ihm zustimmten, erlitt er von den meisten viele und herbe Anfechtung. Im Jahr 1641 schreibt Saubert unsrem Valentin Andreä: „Meyfart wünscht eine andere Stelle.“ Das galt nicht allein von seiner irdischen Berufsstelle, sondern auch von seiner zeitlichen Lebensstelle; dieser Wunsch hatte schon zuvor in unserem Lied seine vollendete Ausprägung erlangt, und im folgenden Jahre 1642 wurde er erfüllt.

Wir lassen das Lied, welches, vielfach zurückgesetzt, nicht hoch genug gehoben werden kann, ganz abdrucken, so wie es bei Schamelius steht, der im Naumburger Liedercommentarius sagt: „Correct nach dem ersten Aufsatz.“

Jerusalem,
du hochgebaute Stadt,
wollt Gott, ich wär in dir!
Mein sehnlich Herz
so groß Verlangen hat
und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg und Thale,
weit über blache Feld,
schwingt es sich über alle
und eilt aus dieser Welt.

O schöner Tag
und noch viel schönste Stund,
wann wirst du kommen schier?
Da ich mit Lust,
mit Freud und freiem Muth
die Seele geb von mir
In Gottes treue Hände
zum auserwählten Pfand,
daß sie mit Heil anlände
in jenem Vaterland.

Im Augenblick
wird sie erheben sich
bis an das Firmament,
Wenn sie verläßt
so sanft, so wunderlich
die Stätt der Element;
Fährt auf Eliä Wagen
mit engelischer Schar,
die sie in Händen tragen,
umgeben ganz und gar.

O Ehrenburg,
sei nun gegrüßet mir,
thu auf der Gnaden Pfort!
Die große Zeit
hat mich verlangt nach dir,
eh ich bin kommen fort
Aus jenem bösen Leben,
aus jener Nichtigkeit,
und mir Gott hat gegeben
das Erb der Ewigkeit.

Was für ein Volk,
und was für ein edle Schar
kömmt dort gezogen schon?
Was in der Welt
von Auserwählten war,
seh ich, die beste Kron;
Die Jesus mir, der Herre,
entgegen hat gesandt,
da ich noch war so ferre
in meinem Thränenland.

Propheten groß
und Patriarchen hoch,
auch Christen insgemein,
Die weiland dort
trugen des Kreuzes Joch
und der Tyrannen Pein,
Schau ich in Ehren schweben
in Freiheit überall,
mit Klarheit hell umgeben,
mit sonnenlichtem Strahl.

Wenn denn zuletzt
ich angelanget bin
ins schöne Paradeis,
Von höchster Freud
erfüllet wird der Sinn,
der Mund von Lob und Preis;
Das Hallelujah reine
spielt man in Heiligkeit,
das Hosianna feine
ohn End in Ewigkeit.

Mit Jubelklang,
mit Instrumenten schon,
auf Chören ohne Zahl,
Daß von dem Klang
und von dem süßen Ton
erbebt der Freudensaal,
Mit hunderttausend Zungen
mit Stimmen noch viel mehr,
wie von Anfang gesungen
das himmelische Heer.

Vers 1 hat oft schon zum Ausdruck des Heimwehs nach der Ewigkeit gedient. — Friedrich Mallet in Bremen besuchte eines Tages eine sterbende Schülerin und fragte: „Kind, wie ist dir zu Muthe?“ Sie antwortete: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär' in dir!“ Das war dem treuen Lehrer eine königliche Freude; es war ihm, als sähe er den Tod zu ihren Füßen. — — Gützlaff, der Apostel China's, sah im Spätherbst 1850 in Folge seiner Anstrengungen, unter denen er nach seiner großen europäischen Rundreise im Dienst der Mission aufs neue wieder in China bei Sturm und Regen und oftmals in Lebensgefahr rastlos als Bote des Evangeliums umherzog, vielleicht noch mehr aber in Folge des verzehrenden Grams über die Verunglimpfungen, die er von manchen Brüdern erdulden mußte, seine Kraft plötzlich zusammenbrechen. Er ordnete noch mit großer Ruhe seine amtlichen und häuslichen Angelegenheiten und diktirte seinen letzten Willen. Nachdem er sein Haus bestellt, wurde sein Herz fröhlich. Er versicherte, daß ihn nichts mehr an die Erde fessle, sprach viel von dem obern Jerusalem, recitirte Stellen aus unsrem Liede und schloß mit dem tiefgeholten Seufzer: „Wollt Gott, ich wär in dir!“ Als man ihn noch fragte, was denn nun aus seiner chinesischen Herde werden solle, sprach er getrost: „Ich habe sie dem Herrn des Weinbergs anbefohlen und ihn gebeten, daß Er sie seinem Sohne zum Erbe gebe.“ (Die Sabbatglocke von Fr. W. Krummacher. Berlin 1852.)

Vers 2. Als Vater Oberlin im Steinthal am 1. Januar 1816 als achtzigjähriger Greis zu seines Herrn Freude eingegangen war, zu welchem er in seinem letzten Worte gerufen: „Ja komm, Herr Jesu!“ herrschte im Sterbezimmer eine feierliche Stille, welche die trauernde Liebe nur durch niedergehaltene Seufzer zu unterbrechen wagte, bis Luise Scheppler, die treue Magd und Pflegerin, in die Worte ausbrach: „O hochbeglückter Tag, o lang ersehnte Stund!“

Vers 3. Eine Parallele zu diesen köstlichen Worten ist wohl das Wort von Johann Heermann:

Ach sei getrost, mein Sohn: der Wagen wird bald kommen,
der den Thesbiten hat hinauf zu Gott genommen;
Der wird auch führen dich zur auserwählten Schar,
wo du wirst ewig sein von Qual frei und Gefahr!

Vers 7. Zu dem wunderschönen Schluß ein Wort von Valerius Herberger: „Am Sonntag hören wir eine schöne Musicam in der Kirche. Einmal tönt die Orgel, bald singt der Chor, bald

schallet die ganze Gemeinde. Es geht zu wie im Himmel unter den heiligen Engeln. Ach wie eine schöne Musicam werden wir am ewigen Sonntag haben! Da wird man auf einem Chor hören singen die heiligen Engel, bald die auserwählten Kinder Gottes mit ihren verklärten wohlgestimmten Zungen, bald alle zusammen. Da wird das Canticum laetitiae, der Freudengesang: Hallelujah! in unzählig viel tausend Stimmen gehört werden. Da wird man singen: Heilig, heilig, heilig ist unser Gott, der Herr Zebaoth!"

Ein Freund dieses Lieds ist unter vielen andern auch der selige Caspari gewesen, welcher am 10. Mai 1860 zu München heimgegangen ist. In seinem vorletzten Gottesdienst ließ er das Lied noch einmal singen; und schon stieg in manchen Zuhörern der Gedanke auf, als ob seine Seele nach Auflösung sich sehnte. Er war ganz gerüstet, zu gehen auf seines Heilands Ruf.

Auch im großen Kriegsjahr 1870 klang es einmal tröstend und sehnlich aus dem Munde der Gemeinde zum Himmel empor. Die hessischen Gassenkehrer in Paris hatten ihr Hauptquartier auf dem sogenannten kleinen Hügel in der Vorstadt La Villette. Dort stand mitten unter deutscher Bevölkerung auf einer Anhöhe eine lutherische Kirche, eine große Schule, eine Pfarre und ein Lehrerhaus. Eine Reihe wackerer Prediger hatte auf die Gründung der Anstalten dieses kleinen Hügels so viele Mühe und Fleiß, Gebet und Thränen gewendet, daß derselbe allen pariser Lutheranern ans Herz gewachsen war. Auf dieser Stätte wurde an dem Sonntag, an welchem man in der Christenheit über die Zerstörung Jerusalems predigt, der letzte Gottesdienst gehalten. Im Anschluß an Text und Predigt sangen sie als Schlußlied noch einmal im vollen Chor: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir!" — Tags darauf verließen sämtliche Gemeindeglieder die Stadt der irdischen Heimat. Es machte einen wehmüthigen Eindruck, als man nach der Entfernung der fleißigen Hessen die großen Arbeiterwohnungen so öde und leer stehen sah, und als dann schließlich Kirche und Schule des kleinen Hügels ausgeräumt und für das Bombardement bereit gesetzt wurden. (Laurmann, Gedenkblätter 2, 104.)

Die herrliche, des Liedes vollkommen würdige Melodie: c g e c, eine der sinnigsten des evangelischen Kirchengesangs, ist allem Vermuthen nach von dem Kapellmeister Melchior Frank zu Coburg, wo innig befreundet mit ihm der Dichter als Professor am Gymnasium von 1617—1633 lebte. Das Gothaische Cantional 1646, das sonst Franks Tonsätze enthält, hat sie übrigens nicht; und auch die älteste Quelle, in der sie bis jetzt aufgefunden wurde, das von Pfarrer Nikolaus Stenger zu Erfurt 1633 herausgegebene Gesangbuch, enthält seinen Namen nicht. Winterfeld sagt über diese Weise: „Die letzte Melodie, welche er geschaffen, seine vollendetste, schlägt einen noch tieferen, geheimnißvolleren Ton an (als bei: „Herzlich thut mich erfreuen"); hier in der That klingt nicht ein Sehnen, ein Ahnen allein uns entgegen, sondern selig prophetisches Schauen. Wie Nicolai's herrliche Melodie zu seinem Liede von dem himmlischen Jerusalem: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" in kräftigem

Aufschwung beginnt, so versenkt sich diese in die Tiefe eines unergründlichen Geheimnisses; aber nicht düsteres Träumen, sondern freudig selige Hingebung, wahrhafte Verklärung tönt sie vor uns aus." — Winterfeld bedauert insbesondere, daß wir den ursprünglichen Tonsatz Franks noch nicht aufgefunden haben. „Ich vermisse ihn mit um so größerem Bedauern, als Sänger und Setzer bei ihm auf seltene Weise in einander verschmolzen war, also erwartet werden kann, er habe die Bedeutung der herrlichen Töne, die wir ihm verdanken und deren Entfaltung bisher kein Meister ersten Rangs sich als Aufgabe gestellt hat, auch durch seine Harmonie aufs tiefste gekündet." (Winterfeld, Ev. Kirchengesang 2, 77. 75.) — Von dem Erfurter gieng sie mit einigen Abweichungen in das Darmstädter Gesangbuch 1698 über: g e d c. Im Freylinghausenschen Gesangbuch 1741 erscheint sie mit Verschmelzung der beiden frühern Singarten, der ältern Erfurter und der jüngern Darmstädter. Das Allgemeine Kirchengesangbuch gibt sie nach der Erfurter Fassung, jedoch mit Änderung der Schlußnote der ersten Zeile des Abgesangs und der beiden allzu matten Schlußzeilen nach der Darmstädter Fassung, sonst aber melodisch ganz übereinstimmend mit der Fassung im Freylinghausenschen Gesangbuch 1741. — In dieser findet sich auch noch eine andere Melodie aus G moll: b a a d b, es es d c d c.

Eine ähnliche Illustration dieses Lieds, wie Frank auf musikalischem Gebiet, hat Julius Schnorr von Carolsfeld auf dem bildlichen gegeben. Dieser große Meister, welcher wie wenige in unsern Tagen sein Herz und seine Kunst in den Dienst des Herrn gestellt hatte, hat in der Darstellung unsres Lieds seine letzte Arbeit, seinen Schwanengesang geliefert. Eines langen irdischen Tagewerks müde, — er starb 1872 — zeigte er auf dieser Illustration, welche das christliche Kunstblatt 1875, 1. in gedrängtem Nachbild brachte, wie sich seine Seele auf den letzten Gang und für das höchste Ziel zu bereiten wußte. Er zeichnete sein Lieblingslied und brachte, man darf sagen, Strophe um Strophe zu einem lebensvollen anschaulichen Ausdruck. — Die Seele, geschmückt als eine Braut, schwebt, mit dem Kranz der Freuden geziert, frei von irdischen Beschwerden und von Engeln getragen, empor ihrem Bräutigam entgegen. Was sie hienieden gethan, sagen uns die Engel, welche mit ihren Händen sie auf dem Schilde des Glaubens zum Schauen heben; das Schwert des Geistes und den Panzer der Gerechtigkeit und den Helm des Heils führen sie im Triumphe dahin. (V. 1—3.) Sie aber breitet ihre Arme weit aus dem Bräutigam entgegen; denn, während in der Mitte die Ehrenburg des Himmels aufgethan ist und die Propheten und Heiligen mit Siegespalmen in den Händen zum Empfang und zum frohen Willkomm bereit sind, thront majestätisch darüber der Herr, umgeben von den Engeln, welche seine Marterwerkzeuge als Grund der Erlösung aufweisen, und umschwebt von anderen, welche die Bücher der Offenbarung halten. Er selbst breitet der sehnsüchtig aufschwebenden Braut seine Arme in inniger liebevoller Herablassung entgegen. (V. 4—6.) Und während über dem Portale

der hochgebauten Stadt die Harfenspieler mit dem Hallelujah auf den Lippen schweben und uns den Ausblick in die Ferne der lichten Ewigkeit eröffnen V. 7. 8, wölbt sich für die streitende und sehnende Gemeinde zum Trost über dem Herrn und dem ganzen Bilde sein Spruch: Ecce ego vobiscum sum omnibus diebus usque ad consummationem saeculi. (Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!) — — Wie er im Leben sich an diesem Ausblick gelabt hatte, so sangen sie auch noch an seinem Grabe dies Lied von den letzten und süßesten Dingen.

230. O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen.

Simon Dach, der berühmte Königsberger Dichter (1605—59, vgl. 3, 182 ff.), dessen Herz von Sehnsucht nach der ewigen Heimat tief durchdrungen war, dichtete dieses Lied 1635 auf den Tod Hiob Lepners, Bürgermeisters der Königsberger Altstadt. „Ihr seid entgangen aller Noth!“ ruft er hier dem ehrenwerthen Lepner ins Grab nach, von dem uns berichtet wird, daß sein Leben keine andere Würze gekannt habe, als Arbeit, Mühsal, beschwerliche Reisen und, was das Traurigste gewesen, die Trauer um des Vaterlandes nahen Untergang; aber auch dieses Bittere habe er zu würzen gewußt durch die himmlische Tonkunst, deren er nie satt werden konnte.

Mit dem Jahr 1650, in welchem es im „New preußischen Gesangbuch“ zu Königsberg erscheint, fieng sich das Lied in größern Kreisen zu verbreiten an und wurde 1723 selbst in die malabarische Sprache übersetzt. Heinrich Alberti hat es im 8. Folioband seiner „musikalischen Kürbishütte oder Arien“ 1650 veröffentlicht. — Es trägt den Titel: „Ehrenpreis der Selig-Verstorbenen. Offenb. 14, 13. 14.“

August Hermann Francke stellte in einer Lectio paraenetica, die er den Studenten der Theologie zu Halle am 9. Jan. 1721 hielt, das gesegnete Exempel des alten Theologen Dr. Johann Andreas Hochstetter, Prälaten zu Bebenhausen, mit dem er in herzlicher Freundschaft stand, zur Erweckung und Aufmunterung vor. Er las ihnen zunächst einen Brief seines Sohnes Christian Hochstetter (6. Juli 1719) vor, in welchem derselbe von seinem alten Vater berichtet: „In seinem dreiundachtzigsten Jahre hat er sich in Begleitung seiner Familie zu den Gräbern seiner in dem Herrn ruhenden Voreltern und Verwandten in die Kirche zu Bebenhausen tragen lassen und vermeldet, er halte dafür, daß wenn der Herr gesagt: ‚Bestelle dein Haus!‘ Jes. 38, 1., und man sich darnach verbunden achten solle, das Haus, worin man eine kurze Zeit sein Leben zugebracht, zu bestellen, so sei es dem göttlichen Willen noch viel gemäßer, das Haus seines Grabes zu bestellen, worin der Leib bis zur Auferstehung am jüngsten Tag bleiben solle. Darauf hat er das Haus seines Grabes bezeichnet und dasselbe geheiliget mit dem Wort Gottes und einer ernstlichen Anrede an seine Kinder, Enkel und Hausgenossen, sagend: ‚Ach! glaubet und lebet also, daß ihr mit Freuden vor euer Grab treten und dasselbe mit Freuden ansehen

dürfet als das Haus, daraus euch der Bräutigam zu seiner Zeit heimholen wird, nicht aber davor erschrecken müßt als vor dem Gefängniß, darin ihr bis zum letzten Urtheil und dessen Exekution als Übelthäter verwahret liegen sollt!‘ Er hat auch noch ferner geredet von der lebendigen Hoffnung der Auferstehung, wie Christus unser Leben, Sterben aber und Tod unser Gewinn sei, und dabei ausgerufen: ‚Sehet, wie ich mich freue, in die Kammer meines Grabes zu kommen, denn hier ist meine Brautkammer, daraus mich mein Heiland mit unaussprechlicher Freude ausführen wird!‘ Zum Beschluß aber mußten sie singen:

> O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
> die ihr durch den Tod zu Gott gekommen:
> Ihr seid entgangen
> aller Noth, die uns noch hält gefangen!

Und: ‚Christus, der ist mein Leben.‘ Dieses ist geschehen im Juli Anno 1719.“ — Das berichtete der Sohn von seinem alten Vater. — Von da an hatte der ehrwürdige Greis nur noch sechzehn Monate auf die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches zu warten. Am 7. November 1720 nahm eine vorher leicht anfangende Kränklichkeit auf einmal eine so bedenkliche Wendung, daß man wohl bemerken konnte, es gehe seinem Ende zu. Als die um das Sterbebett versammelten Söhne ihn fragten, ob er auch lebendige Hoffnung zu Gott habe, ward der Geist dieses alten Israels, ihres Vaters, in ihm lebendig. Er nahm seine Kräfte zusammen, um deutlich und freudig bezeugen zu können das Werk des Geistes und seiner Tröstungen, die mächtig ausgegossen seien über seine Seele. Er hatte drei Jahre zuvor, als Francke auf seiner Reise durch Württemberg ihn besuchte und ihn zum Abschied fragte, was er wohl insonderheit wünschte, daß er für ihn in seiner täglichen Fürbitte von Gott erflehe, geantwortet, er habe über so große Unempfindlichkeit des Trostes und über so große Dürre zu klagen, also wäre sein sonderbarer Wunsch, daß ihm Gott noch vor seinem Ende diesfalls Gnade erzeigen wolle. Das ward ihm vom Herrn gewährt, so daß der Sohn dem treuverbundenen Francke schreiben konnte: „Das Ende des seligen Mannes war sehr erbaulich, sanft und stille, wie er sich oft gewünscht. Und da er in seinem Leben sehr oft bekümmert gewesen, daß seine Seele durstig, leer und dürre war, so bezeugte er an seinem Ende, daß er voll lebendiger Hoffnung, der Kindschaft Gottes gewiß und seine Seele des Trostes des heiligen Geistes voll sei.“ War es doch, als sollten auch die trauernden Freunde, die um sein Sterbelager versammelt waren, an diesen Tröstungen ihren Theil haben. In der Nacht nemlich vor dem Todestage des seligen Greises, 8. November 1720, zuerst Abends um neun Uhr, dann früh um drei Uhr, vernahmen sie alle eine lieblich und sanft lautende Musik, wie wenn die herrlichsten Instrumente mit einer hellsingenden Stimme abwechselten, und als ertöne das außen vor den Fenstern des Zimmers. Das freudig leuchtende Angesicht des Sterbenden bezeugte, daß er auch diese Töne vernehme, worüber er dann zu den Umstehenden sagte, nun, da

seine Zunge Gottes Lob nicht mehr besingen könne, so habe der Engel Musik begonnen, und er fühle nun die himmlische Erquickung, nach der er sich so oft gesehnet. Das stimmt als ein Vorschmack mit jenen Worten im Dachschen Liede, Vers 4:

Christus wischt euch ab all eure Thränen;
habt das schon, wornach wir uns erst sehnen.
Euch wird gesungen,
was durch keines Menschen Ohr gedrungen.

Mittags um zwölf Uhr schied seine Seele von hinnen und zog zu den himmlischen Jubelklängen. (A. H. Francke's Gedächtniß- und Leichenpredigten. Halle 1723.)

So wird denen, die Gott lieben, auch der innigste Seufzer erfüllt, Vers 6:

Komm, o Christe, komm, uns auszuspannen,
lös uns aus und führ uns bald von dannen.
Bei dir, o Sonne,
ist der frommen Seelen Freud und Wonne.

Benjamin von Moser, badischer Regierungsrath und Sohn des edlen J. J. von Moser, starb 17. September 1774. Als der ältere Bruder dem Vater die Nachricht hievon gab, antwortete dieser: „Herzlich geliebtester Sohn! So ist denn endlich erfolgt, was wir schon lange vorausgesehen und nach den Umständen als eine Gnade von Gott erbeten haben. ‚O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen, die ihr durch den Tod zu Gott gekommen; Ihr seid entgangen aller Qual, die uns noch hält gefangen!‘ So rufe ich mit Freudenthränen dem seligen Benjamin nach.“ (Ledderhose, J. J. von Moser.)

Im Freylinghausenschen Gesangbuch, Theil 2, 1714 und in manchen andern Gesangbüchern der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befindet sich eine von Jakob Baumgarten († 1722) gefertigte Parodie dieses Lieds in der Art, daß nachdem ein Chor der auf der Erde Hinterbliebenen je einen Vers des Dachschen Lieds gesungen hat, der zweite Chor der selig Verstorbenen je mit einem Vers der Parodie: „Ja, höchst selig sind wir, lieben Brüder“ antwortet, worauf dann beide Chöre zusammen noch zwei Verse anstimmen: „Nun wir wollen beiderseits dann loben Gottes Lamm!“ V. 7. — „Lobt, ihr Menschen, lobt, ihr Himmelschöre!“ V. 8.

Ursprünglich hatte der Kapellmeister Johann Stobäus von Königsberg für das Dach'sche Lied, gleich nachdem es gedichtet war (1635), damit es bei der Beerdigung des Bürgermeisters Lepner gesungen werden konnte, die alte Choralweise „Jesus Christus unser Heiland“ 1541 in einem fünfstimmigen schönen Tonsatz zugerichtet, und darnach wurde es längere Zeit gesungen: d a c d f e d c b a. — Sodann theilt H. Albert in seiner „musikalischen Kürbishütte 1650“ die Melodie: a d c a b a g f g f mit. Sie ist von Crüger erfunden und in seiner Praxis pietatis 1648 und „Geistlichen Kirchenmelodieen“ 1649 veröffentlicht. — In Württemberg finden wir die Melodie: f a b c c d c b a c b a im Gebrauch, wahrscheinlich von Hofcantor Stötzel in Stuttgart, zum erstenmale in der von ihm

besorgten Ausgabe des Störl'schen Württembergischen Choralbuchs 1744. Auch Knecht hat eine Weise für dieses Lied 1794 erfunden.

231. O Ewigkeit, du Donnerwort.

Von Johann Rist, Pfarrer zu Wedel an der Elbe bei Hamburg (1607—1667, vgl. 3, 212 ff.), herausgegeben im „Vierten Zehn, Betgesänge" seiner „Himmlischen Lieder, Lüneburg 1642" mit der Überschrift: Ernstliche Betrachtung der unendlichen Ewigkeit. Schamelius sagt einfach: Weh der Ewigkeit.

Es ist ein Lied von 16 Versen, wo leider die Länge dem Eindruck des Ganzen mehr Eintrag thut. Wackernagel hat darum V. 1. 2. 3. 9. 13. 16, Pressel in der „Evangelischen Volksbibliothek V" V. 1. 2. 3. 13. 14. 16, das Allgemeine Kirchengesangbuch V. 1. 2. 5. 11. 9. 10. 13. 16 ausgewählt; wir würden V. 1. 3. 2. 5. 11. 9. 13. 16 vorschlagen. Es stellt sich darnach eine ziemlich klare Einigung über die schönsten Verse heraus und erst dann zeigt sich die lebendige Kraft des Liedes.

Seine Kraft ruht vor allem in dem Worte „Ewigkeit", von dem Rist singt:

> O Ewigkeit, du Donnerwort,
> o Schwert, das durch die Seele bohrt,
> o Anfang sonder Ende!
> O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit!
> ich weiß vor großer Traurigkeit
> nicht, wo ich mich hinwende.
> Mein ganz erschrocknes Herz erbebt,
> daß mir die Zung am Gaumen klebt.

Daß die Ewigkeit ein Donnerwort sein kann, mag folgende Geschichte zeigen. — Eine junge Dame, welche ihre Nachmittage und Abende beim Kartenspiel und weltlichen Gesellschaften zuzubringen pflegte, traf einst beim Nachhausekommen ihr Stubenmädchen, wie sie in einem Erbauungsbuche las, und sagte: „Du arme, melancholische Seele, wie kann es dir doch Freude machen, über einem Buch, wie das ist, so lange zu liegen!" Drauf gieng die Dame zu Bette, konnte aber nicht einschlafen, sondern lag seufzend und weinend noch nach Mitternacht da. Das nebenan schlafende Mädchen hört das, kömmt und fragt sie, was ihr wäre. Da bricht die Dame in einen Strom von Thränen aus und sagt: „Ich? ich habe in deinem Buche ein Wort gesehen, das mir keine Ruhe mehr läßt, — das Wort: Ewigkeit! O Ewigkeit, o Ewigkeit! — Das Wort hat mir das Herz durchstochen." Nun wies die Dienerin ihre Herrin und Gebieterin zu dem, der uns alle in Ewigkeit beseligen kann; und die Frucht davon war, daß dieselbe ihre Karten bei Seite legte und ihren Gesellschaften den Abschied gab und mit allem Ernste sich daran machte, auf die Ewigkeit sich vorzubereiten." (Wölblings christliche Geschichten. 1843.)

Zu Vers 11 lesen wir in „Scriver, Gottholds zufällige Andachten" (297): Es fiel Gotthold ein, was er bei dem heiligen

Augustinus gelesen, welchem seine Gefährten einen langen Wurm gebracht, dessen einzelne Stücke, als sie ihn etlichemal zerschnitten, gleich wie der Wurm umhergekrochen, darin er sich nicht zu finden wußte. Gotthold konnte sichs nicht erklären, wie es zugieng, daß die Seele, also zu reden, mit dem Leib zertheilt und zerstückt würde. Doch sagte er bald bei sich selbst: ich will mich hiebei erinnern, wie die Gottlosen und Verdammten in der Hölle im ewigen Tode doch ewig leben werden. — Sie werden immer und nimmer sterben, sondern im Tode ewig leben:

So lang ein Gott im Himmel lebt
und über alle Wolken schwebt,
wird solche Marter währen;
Es wird sie plagen Kält und Hitz,
Angst, Hunger, Schrecken, Feur und Blitz,
und sie doch nicht verzehren.
Dann wird sich enden diese Pein,
wann Gott nicht mehr wird ewig sein.

Ach ewig, ewig! Dies ist das Allerschrecklichste in der Hölle. Was ein Ende nimmt, da ist noch Hoffnung und Trost dabei, wie schrecklich es auch sonst ist. Aber wo ist ein Ende in der unendlichen Ewigkeit zu finden? Zwar es haben sich Leute gefunden, die vermeinten, die Barmherzigkeit Gottes gebe nicht zu, daß er sein Geschöpf in alle Ewigkeit zur Qual und Pein verstoßen sollte. Allein daß ich hierwider nichts anderes sage: wenn es möglich wäre, daß in der Hölle Buße und Glauben sein könnte, so hielte ich auch, daß Barmherzigkeit würde da sein. Aber wie kann da etwas Gutes sein, da die Teufel nach allem ihrem Willen in Leib und Seele herrschen? — Mein Gott, wenn dein Wort von der ewigen Qual und der Hölle redet, so geschieht es sehr kurz. Was ist die Ursache? Zweifelsfrei, daß es mit Worten nicht auszusprechen ist, was für Qual die Verdammten in Ewigkeit plagen wird. Das beste Mittel, der Hölle zu entgehen, ist: die Hölle oft betrachten."

Vers 13 ist im Lande Württemberg an vielen Orten bis auf diesen Tag ein beliebter Ruf des Nachtwächters, den Tag anzurufen. Gewiß hat derselbe schon oft bei dieser Gelegenheit an ein schlummerndes Herz gepocht:

Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf;
ermuntre dich, verlornes Schaf,
und bessre bald dein Leben!
Wach auf, es ist doch hohe Zeit;
es kommt heran die Ewigkeit,
dir deinen Lohn zu geben.
Vielleicht ist heut der letzte Tag;
wer weiß noch, wie man sterben mag?

Davon, was Gottes Gnade durch diesen Vers einst an einem Menschenherzen gethan, erzählt Pastor Stobwasser in der Predigt zur Jahresfeier des Traktat-Vereins in Berlin 1851 Folgendes: „Vor kurzem kommt ein Handwerksbursche an eine Thür, vor der ein Kind sitzt und eben ein Lied lernt, das ihm sein Prediger auf-

gegeben. Er bittet um eine Gabe; da gibt ihm das Kind sein Buch und sagt: „halt mir das Buch, während ich hineingehe und dir was hole!“ Der Bursche nimmt das Buch und sieht dann auch hinein; da trifft sein Auge auf diesen Vers. Plötzlich ergreifts ihn, er kann nicht weiter lesen, und als das Kind ihm eine Gabe bringt, kann er sie kaum nehmen vor Weinen. Das Kind will ihn nicht gehen lassen und zieht ihn mit hinein zu den Eltern. Die nehmen sich seiner Seele an, als sie hören, in welches Sündenleben er schon gerathen ist. Er ist an demselben Orte geblieben und hat sich von Herzen zum Herrn bekehrt.“

Die durchdringende Kraft des ganzen Liedes hat man öfters sogar bei den verstocktesten Missethätern verspürt. So brachte damit der zu Dresden 1715 hingerichtete berüchtigte Räuber Lips Tullian viele von seiner Diebsrotte beim Verhör zum Erkenntniß und Geständniß. Auch der ruchlose Räuber Damian Hessel wurde dadurch vor seiner Hinrichtung noch bekehrt. — Scriver ließ es einst zu Magdeburg 1686 bei der Beerdigung eines gottlosen Menschen singen, der nichts glaubte, einsmals bei einem Donnerwetter sehr fluchte und vom Donner erschlagen wurde; „that auch dabei — setzt Schamelius bei — eine Predigt, die ein rechtes Donnerwetter heißen konnte.“

Pastor Tschirner zu Tschepplau in Schlesien wurde eines Tags zu einem Kranken gerufen, der weder beten noch communiciren wollte. Gleich im Anfange rief er dem Leidenden zu: „Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf, ermuntre dich, verirrtes Schaf, und bessre bald dein Leben. Wach auf! Es ist schon hohe Zeit, es naht herbei die Ewigkeit, dir deinen Lohn zu geben.“ Aber der Kranke wandte sich voll Unwillen von seinem Seelsorger ab. Tschirner setzte sich nun an das Bett, redete bald liebreich bald drohend mit ihm und erhielt keine Antwort. Mit dem Ausdrucke aufrichtigsten Mitleids fiel darauf der Pastor auf seine Kniee, rief und sprach: „O du guter Hirte, der du dein Leben für die Schafe gelassen hast, entreiße doch dieses dem Wolfe! Lasse diesen armen Menschen nicht ohne Frieden dahinfahren. Siehe, wie elend er ist! Er kennt dich nicht, wie würde er sonst dich verschmähen? Herr Jesu, wenn es möglich ist, vergib ihm seine Sünden!“ Schon während des Gebets wandte der Kranke sein Antlitz dem Prediger zu, dann sagte er: „Ja, warum hat mir der Baron meinen Garten genommen! Seit der Zeit kann ich nicht mehr glauben, daß ein Gott im Himmel wohnt.“ Tschirner entgegnete: „Wie? Deswegen habt Ihr an Gott gezweifelt? Ihr elender Mann, wenn Ihr in die Kirche gekommen wäret, so hättet Ihr gehört, daß der fromme Abel von seinem bösen Bruder getödtet, der fromme Josef von seinen bösen Brüdern verkauft und unser Herr Christus selbst von bösen Menschen auf Gottes Zulassung gekreuzigt worden ist, und daß der gerechte Gott alle bösen Thaten, wenn nicht in diesem, so doch in jenem Leben straft. Auch die eurigen.“ Das gieng dem Kranken durch's Herz. Mit thränenweicher Stimme jammerte er: „Gott sei mir Sünder gnädig!“

Er begehrte nun auch das heilige Abendmahl und starb nicht lange nachher im Frieden. (Christliches Volksblatt von Stutzer.)

Erasmus Finx, genannt Francisci, hat in seinem „Ehr- und Freudenreichen Wohl der Ewigkeit. Nürnberg 1683." eine Parodie des Liedes gegeben, welche auch bei Schamelius sich findet unter dem Titel: Wohl der Ewigkeit. Er begleitet Strophe um Strophe die Rist'sche Dichtung und gibt das freudenreiche Gegenbild. Wir führen nur den letzten (16.) Vers daraus zur Vergleichung an:

O Ewigkeit, du Freudenwort,
o Freude, die da gehet fort,
o Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
ich weiß für großer Fröhlichkeit
nicht, wo ich mich hinwende.
Nimm du mich, wann es dir gefällt,
Herr Jesu, in dein Freudenzelt!

Dem Lied „O Ewigkeit, du Donnerwort" hat Johann Schop zu Hamburg 1642 sofort eine eigene Melodie gegeben: e d c h c h a gis. Allein nicht diese ist dem Liede verblieben, sondern die Weise, welche derselbe Meister an demselben Orte dem Rist'schen Lied „von den fünf Wunden": „Wach auf, mein Geist, erhebe dich!" zugesellt hat. Diese Melodie: f a h c c d e f nahm sodann Johann Crüger, der große Berliner Tonmeister, nachdem er sie noch weiter ausgebildet hatte, in seine bei Runge 1653 herausgegebenen „Geistliche Lieder und Psalmen" auf, und legte ihr als Text dieses Lied unter. Er behielt die Grundzüge der Schop'schen Melodie bei, gab ihr jedoch eine bestimmtere Gestalt und kräftiger ausgesprochene Wendungen, so daß sie mit eben so viel Recht auch ihm zugeschrieben werden darf, wie ihrem frühern Erfinder. In dieser Form gieng sie denn auch in alle übrigen Choralbücher über.

232. Die Zeit ist nunmehr nah.

Von Paulus Gerhardt (1607—1676, vgl. 297 ff.), veröffentlicht im sogenannten Rungeschen Gesangbuch (Geistliche Lieder und Psalmen), Berlin 1653, mit der Überschrift: „Vom jüngsten Tage"; von Schamelius überschrieben: „Süße Gedanken von dem Eingang ins ewige Leben bei der letzten Zukunft Christi."

Es ist dieses Lied keiner von jenen Gesängen ersten Rangs aus Gerhardts Munde, aber, wie die Bemerkung von Schamelius richtig sagt, eine Perlenschnur süßer Gedanken von der Ewigkeit. So hat es denn auch reichlich der Gläubigen Herz getröstet, welche an ihm sich erbauen wollten.

Scriver sagt in seinen „Gottholds zufällige Andachten" (199): „Als im Jahre 1662 nach unsers Erlösers Geburt an etlichen Orten die Bäume im Januar theils blühten, theils auszuschlagen begannen, gedachte Gotthold an des Herrn Jesu Wort: ‚Sehet an den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt ausschlagen, so sehet ihrs an ihnen und merket, daß jetzt der Sommer nahe ist. Also auch

ihr, wenn ihr dies Alles sehet angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist!‘ Lucä 21, 29. 30. Und brach darauf bei sich selbst heraus und sagte:

Die Zeit ist nunmehr nah,
Herr Jesu, du bist da.
Die Zeichen, die den Leuten
dein Ankunft sollen deuten,
Die sind, wie wir gesehen,
in großer Zahl geschehen.

Ich zweifle nicht, daß alles im Himmel gerüstet und fertig ist. Die heiligen Engel haben die Posaunen in den Händen und warten auf des Herrn Wink, daß sie den großen und letzten Gerichtstag anblasen sollen. Die Menge der Auserwählten hat schon ihr weißes Kleid angelegt und die Palmzweige in Händen, und ist bereit, ihren Erlöser in seiner letzten Zukunft zu begleiten. Die vielen Wohnungen im Hause Gottes sind aufgeräumt und zugerüstet, die Himmel krachen, die Erde bebt, die Winde stürmen, die Wasser brausen, alle Kreatur sehnt, seufzt und ängstet sich. Mich däucht, mein Heiland, ich höre dich sagen: „Ja, ich komme bald!‘ und ich sage: ‚Amen! Ja komm, Herr Jesu!‘“

Dr. Johann Albrecht Bengel (Wächter, Bengels Leben), da er von der Ergebung in Gottes Willen redet, sagt einmal: „Je öfter ein Wachs zwischen unsern Fingern bald in diese bald in eine andere Form gedrückt wird, je weicher wird es. So bekommen wir bald diesen bald jenen Eindruck von dem, in dessen Hand wir sind, wie der Thon in der Hand des Töpfers. Da weist er uns seine Macht, und als der Schöpfer wird er auch seine Treue bewähren, wie es im Liede heißt (Vers 17):

Doch du weißst deine Zeit,
mir ziemt nur, stets bereit
Und fröhlich da zu stehen
und so einher zu gehen,
Daß alle Stund und Tage
mein Herz mich zu dir trage!“

Der lebens- und geistesfrische Ernst Gottlieb Woltersdorf zu Bunzlau in Schlesien (4, 507) verzehrte sich rasch im Dienste seines Herrn. Als nun sein Amtsbruder Järschky am 13. Dezember 1761 starb, nahm ihm die Wehmuth über diese Heimsuchung vollends seine letzte Kraft. Es war ein Sonntag. Abends hielt er noch mit den Kindern seine gewohnte Stunde in munterem Geiste, sprach mit denselben herzlich vom Tode und ließ singen: „Die Zeit ist nunmehr nah; Herr Jesu, du bist da.“ Am Mittwoch drauf war sein Herr bereits mit ihm zu Ende, und der sechsunddreißigjährige Jünger Christi zog zu seines Herrn Freude unter den Worten:

Hallelujah, es jauchzet, es singet, es springet das Herz,
es weichet zurücke der traurige Schmerz!

Melodie: Auf meinen lieben Gott.

233. Ists? oder ist mein Geist entzückt?

Von Dr. Ahasverus Fritsch, Rudolstädtischem Hof- und Justizrath (1629—1701, vgl. 40, 40 ff.) veröffentlicht in „121 Neue himmelssüße Jesuslieder. Jena—Gera 1668“, sowie in der erbaulichen Schrift: „Himmelslust und Weltunlust oder 41 himmlische

Seelengespräche von der überschwenglichen Herrlichkeit des zukünftigen ewigen Freudenlebens. Jena 1670."

Es ist in diesem Liede die Himmelssehnsucht, welche bei Walther, Nicolai, Meyfart so prächtigen Ausdruck gefunden, in neue Töne gekleidet. Wir geben nur den ersten, zweiten, dritten und letzten Vers:

Ists? oder ist mein Geist entzückt?
mein Auge hat jetzt was erblickt,
ich seh den Himmel offen.
Ich sehe Gottes Königsthron,
zur Rechten Jesum, Gottes Sohn,
auf den wir alle hoffen.
Singet, klinget,
spielt auf scharfen Davids Harpfen,
jauchzt von Herzen,
Jesus stillet alle Schmerzen.

Ich seh, er machet alles neu;
die Braut fährt zu ihm ohne Scheu
in reiner schöner Seide;
Die Kleider sind mit Gold durchstickt,
der Bräutgam hat sie selbst geschmückt
mit theurem Halsgeschmeide.
Meister, Geister,
Cherubinen, Seraphinen
wünschen Glücke,
Jesus gibt ihr Liebesblicke.

Der Braut ist nichts als Lust bewußt,
Gott sieht an ihrer Schönheit Lust,
sie glänzet wie die Sonne.
Man führt sie in den Brautpalast,
ins Freudenhaus, zur stolzen Rast,
zu ihres Königs Wonne.
Klagen, Zagen,
Sonnenhitze, Donnerblitze
sind verschwunden;
Gottes Lamm hat überwunden.

Wie herrlich ist die neue Welt,
die Gott den Frommen vorbehält,
kein Mensch kann sie erwerben.
O Jesu, Herr der Herrlichkeit,
du hast die Stätt auch mir bereit,
hilf mir sie auch ererben.
Weise, preise
ihre Kräfte, ihr Geschäfte
mir Elenden;
laß mich auf den Anblick enden.

Es sind die Farben theils aus dem herrlichen Psalm 45, theils aus dem Buch der Offenbarung 21, 2—3. 7, 15—17. 22, 1—5 genommen, und so ist das Lied in seiner Weise eine treffliche Aussicht aus dem Jammerthal in den Freudensaal des ewigen Lebens zu nennen. — Jedenfalls ruht es auf gründlicher Erfahrung des Jammerthals. In dem Lebenslauf, der zu der Gedächtnißpredigt für den einflußreichen Kanzler am 20. August 1701 (Dom. 14. p. Trin.) gefügt wurde, heißt es: „Von Kindesbeinen an, als auch zeitwährenden Ehestandes bis an sein hohes Alter, hat er viel Kreuz, Trübsal, Schrecken und Verfolgung erduldet, wie er denn an die zwanzig Krankheiten, Fieber, Ruhr, Podagra und andere Zufälle mehr ausgestanden. In seiner zarten Jugend ist er sechsmal in der Feinde Hände gewesen, die ihn seiner Kleider beraubet und bis aufs Hemde im kalten Wetter ausgezogen. Mehr als zehnmal hat er nebst anderen Leuten bei Tag und Nacht vor dem Einfall der Feinde fliehen und öfters in wüstem Gemäuer, Kellern und Büschen aus Furcht und Schrecken sich verkriechen müssen. Etliche vierzig Jahre hat er Krieg erlebt. Zu dreimalen gefährliche Fälle gethan. Zweimal hat er bald nach einander an seinen Gütern großen Brandschaden erlitten. Viele große Mühe, Arbeit, öftere Beunruhigung, Gefahr und Verdruß hat er Zeit seiner schweren Dienste ausstehen müssen. Dabei auch vornemlich von Menschen öfters betrübt, Verfolgung, Schmach und Verachtung erlitten, worüber er viele Thränen vergossen." So sehnte er sich denn nach der Ewigkeit. In seinen

„himmlischen Gesprächen“ sagt er: „Fahr hin, du unlustige, betrügliche Weltlust! Der Himmel ist das Haus der Freuden, dahin sich mein Herz sehnet, außer dem ist alles nur Pein, Unruhe, Angst, Jammer und Herzeleid!“ und in seiner Praxis Christianismi: „Wenn das Täublein Noä nirgends Ruhe gefunden, als da es wieder in die Arche umgekehrt, so findet eine gläubige Seele in dieser bösen Welt nirgends Ruhe, als in Christo, dem himmlischen Noah.“

Leicht begreiflich ist indessen, daß ein Lied, welches nicht in einfachen kindlichen Formen dahinfloß, zu einer Umarbeitung reizte. Eine solche, die sich jedoch bloß dem ersten und letzten Vers näher anschließt, hat der Berliner Prediger Johann Samuel Diterich zuerst seiner neuen „Liedersammlung für den öffentlichen Gottesdienst. Berlin 1765.“, und dann in mehrfach verbesserter Redaktion zu dem von ihm mit Teller und Spalding besorgten „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den k. preußischen Landen 1780“ gegeben. Sie beginnt mit den Worten: „Mein ganzer Geist, Gott, wird entzückt, wenn er hinauf gen Himmel blickt.“ — Der Schlußvers der zweiten Redaktion, nach der sie, aber gleichfalls mit einigen Änderungen und den Anfangsworten: „O Gott, wie wird mein Geist entzückt“, in das neue Berliner Gesangbuch 1829 kam, lautet von Zeile 3—12:

O Jesu, Herr der Herrlichkeit,
du hast die Stätt auch mir bereit,
hilf mir sie auch ererben.
Laß mich — eifrig — darnach streben
und mein Leben — hier so führen,
daß ich dort kann triumphiren.

234. Ermuntert euch, ihr Frommen.

Aus den Evangelia melodica 1700 des Cantors Laurentius Laurenti (1660—1722, vgl. 4, 281) an der Domkirche zu Bremen, wo es unter den „nach dem Sinn der ordentlichen Sonn- und Fest-tags-Evangelien eingerichteten“ Liedern auf das Evangelium vom 27. Sonntag nach Trinitatis (Matth. 25, 1—13) gedichtet ist.

Das Lied, welches sofort ins Freylinghausensche Gesangbuch 1704 aufgenommen wurde, ist das Meisterstück von Laurenti. Er hat sein Evangelium in wirklich trefflicher Weise und blühender Sprache mit den Gedanken von Offenbarung 19 und 21 gefüllt, und es ist sehr Schade, daß selbst dieses Lied durch Änderungen aller Art in den Gesangbüchern um seinen vollen Gehalt verkürzt worden ist.

Sogleich der erste Vers mit dem zweiten geben denselben Ton an, wie „Wachet auf, ruft uns die Stimme“:

Ermuntert euch, ihr Frommen,
zeigt eurer Lampen Schein;
Der Abend ist gekommen,
die finstre Nacht bricht ein.
Es hat sich aufgemachet
der Bräutigam mit Pracht;
auf, betet, kämpfet, wachet:
bald ist es Mitternacht.

Macht eure Lampen fertig
und füllet sie mit Öl,
Und seid des Heils gewärtig,
bereitet Leib und Seel.
Die Wächter Zions schreien:
der Bräutigam ist nah!
begegnet ihm in Reihen
und singt Hallelujah!

Am tiefsten hat das Lied eingegriffen in die Familie des Pfarrers Johann Hieronymus Wigleb zu Glaucha, eines treuen Freundes und Collegen von August Hermann Francke. Dieser hatte einen hoffnungsvollen Sohn, Johann Andreas, welcher als junger Lehrer am Pädagogium auch eine schöne Dichtergabe entfaltete. Mit 21 Jahren fieng er an zu kränkeln und hatte auf seinem halbjährigen Lager an den Liedern der Kirche großen Trost. Als er nun am 30. Oktober 1716 im Sterben lag, sangen ihm seine Eltern unser Lied. Sie waren bis zum letzten Verse (10) gekommen:

O Jesu, meine Wonne,
komm bald und mach dich auf;
Geh auf, verlangte Sonne,
und fördre deinen Lauf.
O Jesu, mach ein Ende
und führ uns aus dem Streit;
wir heben Herz und Hände
nach der Erlösungszeit.

da schloß er seine Augen für das zeitliche Leben. — Zwei Jahre darnach kam die Reihe an seine Mutter Anna Katharina. Sie nahm die Krankheit aus den Händen Gottes an, sang und betete viel, so daß sie einmal sagte: „Ich werde ganz zum Kinde; doch kann man ja auch nicht in den Himmel kommen, man werde denn ein Kind.“ In der Stunde aber, da der Herr sie abrief, erinnerte sie sich jenes ergreifenden Augenblicks am Bette ihres Sohnes. Sie sangen den Vers auch zu ihrem Trost: „O Jesu, meine Wonne.“ Und unter diesen Tönen gieng ihr Geist von hinnen. — So war das Lied schon zweimal in tiefer Sterbensnoth zum tröstenden Engel geworden. Es sollte noch ein drittesmal seine Kraft bewähren. Im Jahre 1720 erkrankte ihr vierzehnjähriges Töchterlein Johanna Eleonore. Obgleich sie bald keine Hoffnung mehr vor sich sah, fürchtete sie sich doch vor dem Tode nicht. Sie war eine recht liebliche Jungfrau, die früh sich gegürtet hatte, dem Lamme nachzufolgen. Mit der ganzen Bibel hatte sie sich vertraut gemacht; an den Sonntagen hatte sie mit ihrem ältesten Bruder am liebsten geistliche Lieder gesungen. Einst fieng sie an, bitterlich zu weinen; man glaubte, sie weine über ihren nahen Tod. „Nein, sagte sie, deßwegen weine ich nicht, sondern weil ich mich noch nicht geschickt genug zum Tode fühle; ich will ja gerne sterben.“ Oft ließ sie den Vater rufen, daß er mit ihr bete. Wie ein Lamm lag sie da, auf ihren Tod wartend. Endlich sangen sie ihr das Lied, unter welchem Mutter und Bruder verschieden waren, und waren eben an den dritten Vers gekommen:

Ihr klugen Jungfraun alle,
hebt nun das Haupt empor
Mit Jauchzen und mit Schalle
zum frohen Engelchor.
Die Thür ist aufgeschlossen,
die Hochzeit ist bereit, —
auf, auf, ihr Reichsgenossen:
der Bräutgam ist nicht weit!

da entschlief sie unter dem Gesange. August Hermann Francke aber hielt ihr die Trauerrede über Matthäi 9, 24: „Das Mägdlein ist nicht gestorben, sondern es schläft.“ (Aug. H. Francke's Gedächtniß- und Leichenpredigten. 1723.)

Zum vierten Vers, welcher mit dem Worte beginnt:

Er wird nicht lang verziehen,
drum schlafet nicht mehr ein!

mag man vergleichen, was die Kaiserin Maria Theresia in ihren letzten Zügen sagte. Man glaubte, der Schlummer werde für sie wohlthätig sein, und Josef II. suchte sie zu bewegen, sich dem Schlafe hinzugeben. Sie aber antwortete: „Wenn man vor dem Richter erscheinen soll, dann schlummert man nicht!"

Melodie: Valet will ich dir geben. Bei Freylinghausen 1741 ist dem Lied eine eigene Melodie gegeben: a cis a e h cis a.

235. Ruhet wohl, ihr Todtenbeine.

Aus des Kanzleiadvokaten Friedrich Conrad Hillers (1662—1726, vgl. 5, 59 ff.) zu Stuttgart „Denkmal der Erkenntniß, Liebe und Lob Gottes in neuen geistlichen Liedern nach Anleitung des Katechismus Lutheri. 1711."

Es ist hier zum dritten Hauptartikel: XI. „Von der Auferstehung der Todten" mitgetheilt, wurde bereits in Hiemers Württembergisches Hofgesangbuch 1723 aufgenommen und gieng dann 1741 ins Württembergische Landes-Gesangbuch über.

Es beginnt in kräftigen Akkorden V. 1 und 2:

Ruhet wohl, ihr Todtenbeine,
in der stillen Einsamkeit;
Ruhet, bis das End erscheine,
da der Herr euch zu der Freud
Rufen wird aus euren Grüften
in die freien Himmelslüften.

Nur getrost, ihr werdet leben,
weil das Leben, euer Hort,
Die Verheißung hat gegeben
durch sein theures werthes Wort:
Keiner soll im Tod verderben,
die in seinem Namen sterben.

In Vers 3 und 4 erinnert uns das Lied an den Gesang der Kurfürstin: „Jesus, meine Zuversicht"; es stützt sich auf die paulinischen Gedanken vom Leib als einem Tempel des Geistes Gottes und daß wir Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinen Beinen sind. Sie heißen:

Und wie sollt im Grabe bleiben,
der ein Tempel Gottes war,
Den der Herr ließ einverleiben
seiner auserwählten Schar;
Die er selbst mit Blut und Sterben
hat gemacht zu Himmelserben?

Nein, die kann der Tod nicht halten,
die des Herren Glieder sind;
Muß der Leib im Grab erkalten,
da man nichts denn Asche findt,
Wird doch Gott, was vor gewesen,
wieder neu zusammenlesen.

Bei dem vierten Vers ist die Bibelstelle 2 Kor. 5, 1 angegeben und auf dem Rand das Reimlein beigedruckt:

Wir haben einen Bau, wenn diese Hütte bricht,
so Gott nicht mit der Hand im Himmel aufgericht't.

Als sich J. A. Bengel mit einigen andern christlichen Freunden an dem Todtenbett des Hofpredigers Grammlich zu Stuttgart befand, sang man nach dem Willen des Kranken dieses Lied. Dabei wiederholte dann Bengel demselben jeden besonders ergreifenden Ausdruck des Liedes und redete am Ende von der Herrlichkeit der Stadt Gottes, die, wie er sagte, recht schön sein müsse, weil geschrieben stehe: „Gott schämet sich nicht, ihr Gott zu heißen." Auf

dieses drang dem Kranken die Majestät Gottes dergestalt ins Gemüth, daß er äußerst über sein Elend gebeugt und beschämt wurde. Bengel aber sagte: „Der Knecht muß eben abbitten." Als er dann das mit vielem Weinen und Winseln gethan, fuhr Bengel fort: „Wenn wir unsere Schuld und Armut recht bekennen, so kleinmünzelt Gott auch nicht, es geht königlich zu; er schenkt zehntausend Talente auf einmal." Auf dies kam der Kranke wieder zu mehr Heiterkeit, die bis an sein Ende fortgewährt hat. Beim Abschied legte er unversehens Bengeln die Hand auf den Kopf und dieser ihm, wobei ein sehr reichlicher Segenswunsch erfolgte. Zwei Tage darauf entschlief er und wurde durch Veranstaltung von Beata Sturm neben Hedinger begraben, durch welchen er einst erweckt worden war. Denn sie sagte, er habe diesen Ort mit häufigem Gebet und Thränen schon längst zu seiner Ruhestätte geweiht. (Bengels Leben von Burk.)

Die beiden letzten Verse 5 und 6 lauten:

Ja er will, wie er erstanden
selber an dem dritten Tag,
Gleichfalls seine Reichsverwandten
führen aus des Todes Klag
Zu den hohen Hochzeitfreuden,
die er seiner Braut bescheiden.

Ruhet demnach in dem Kühlen
eine noch so kurze Zeit;
Es will schon den Aufzug spielen
die so nahe Ewigkeit,
Da ihr sollt mit Haut und Beinen
vor dem Stuhl des Lamms erscheinen.

Dem 5. Vers ist auf dem Rand das Reimlein beigedruckt:

Weil du, unser Haupt, den Himmel eingenommen,
so werden auch gewiß die Glieder zu dir kommen.

Unter dem ganzen Liede stehen nach drei Kreuzchen noch die Worte:

Willt du wohl und ruhig sterben
und ererben,
was uns Christus hat bereit't,

Schaue, daß du dich im Leben
nicht ergeben
dieser Welt Ergetzlichkeit.

Die Melodie aus F Dur: a c f f g e b a g f, welche mit ihrem Anfang an die Weise: „Meinen Jesum ich erwähle" und wenigstens in der zweiten Hälfte der ersten Zeile auch an die Weise: „Gott will's machen, daß die Sachen" anklingt, ist von dem Kapellmeister und Stiftsorganisten J. G. Störl zu Stuttgart 1710 erfunden und eine der Arien, womit er Hillers Liederwerk 1711 geschmückt hat. In den Württembergischen Choralbüchern erscheint sie 1744 zum erstenmal, und zwar in As: h c d g g a d c h a g, und noch ganz in ihrem ursprünglichen arienmäßigen Charakter; später wurde sie choralmäßiger bearbeitet, und ist nun in Württemberg bei Begräbnissen äußerst beliebt.

236. Es ist noch eine Ruh vorhanden.

Dieses schöne Lied vom ewigen Sabbat über Hebräer 4, 9: „es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes" dichtete Johann Sigmund Kunth (1700—1779, vgl. 4, 454 f.) als Pfarrer

zu Pölzig im Altenburgischen ums Jahr 1731 oder 1732 bei folgender Veranlassung. Der durch seinen Eifer für das Reich Gottes vielbekannte Graf Erdmann Heinrich von Henkel, dessen Rittersitz Pölzig war, hatte nach dem Ableben seines einzigen Brudersohnes, den er nach dem Tode des Vaters in seinem Hause zum Jüngling herangezogen hatte, von der Standesherrschaft Oderberg und andern bedeutenden Gütern in Schlesien Besitz zu nehmen. Zu dieser Reise lud er seinen Pfarrer Kunth, der ein geborener Schlesier war, auch ein. Unterwegs nun, als sie schon auf schlesischem Grund und Boden angelangt waren, zerbrach der Reisewagen, und die Reisenden waren genöthigt, so lange im nächstgelegenen Dorfe zu verweilen, bis der Wagen wieder hergerichtet war. Dem Grafen, der gern so bald als möglich in Oderberg eingetroffen wäre, war dieser Aufenthalt höchst widerlich, und er ließ mürrische Klagen laut werden über die vielfache Unruhe, welcher der Mensch auf Erden ausgesetzt sei. Da sprach Kunth: „Herr Graf, es folgt für die Frommen zu seiner Zeit auch eine vollkommene Ruhe. Sie wissen ja selbst, was die Schrift sagt: ‚es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes!‘“ Diese Rede verfehlte ihre Wirkung nicht bei des Grafen frommem Gemüth und seine Verstimmung war im Augenblicke beseitigt. Nun gieng Kunth hinaus ins Freie und dichtete dieses Lied, welches er dann der Reisegesellschaft zu ihrer gemeinsamen Erbauung vorlas. — Im Jahr 1733 erschien es dann gleich in der ersten Sammlung der „Cöthnischen Lieder“ gedruckt.

Es ist in 7 Versen eine beredte Zeichnung dessen, was wir zu erwarten haben in der Stadt des Friedens. Die einzelnen Verse knüpfen an bekannte Schriftstellen an. Vers 1: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes“ Hebräer 4, 9. — Vers 2 und 3: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!“ Matth. 11, 28. 29. — Vers 4: „Wie ein Knecht sich sehnet nach dem Schatten und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei.“ Hiob 7, 1—3. — Vers 5. „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.“ Psalm 126, 5. 6. — Vers 6: „Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten 2c.“ Offenbarung 7, 16. 17. — Vers 7: evolemus, evolemus! Monika.

Möwes, der treueifrige Pfarrer zu Altenhausen, Dichter von „Der Himmel hängt voll Wolken schwer“, ward in seinem letzten Augenblick mit diesem Liede von seiner Frau zum Todesschlummer und zur ewigen Ruhe nach namenlosen Leiden eingebetet.

Wie trostreich das Lied in solchen Fällen werden kann, mag der erste und der letzte Vers beweisen.

Der erste Vers, der das Thema des Ganzen gibt, beginnt:

Es ist noch eine Ruh vorhanden:
auf, müdes Herz, und werde Licht!
Du seufzest hier in deinen Banden,
und deine Sonne scheinet nicht.
Sieh auf das Lamm, das dich mit Freuden
dort wird vor seinem Stuhle weiden,
wirf hin die Last und eil herzu!

Der Schluß bekam in folgendem Fall seine Bedeutung. Gottlob Thomas, ein redlicher Christ, wurde im blühendsten Alter aufs Todtenbette gelegt. Er war getrost, daß er glauben konnte, es sei auch etwas Großes, wenn der Herr einen Sünder frühe vollende. Da rief ihm ein Freund das Wort zu:

Bald ist der schöne Kampf geendet,
bald, bald der saure Lauf vollendet,
so gehst du ein zu deiner Ruh!

„Ja, das kann ich glauben! sagte der Kranke mit heiterer Miene und aufgehobenen Händen. Vor sechs Wochen glaubte ichs noch mit Zittern, da kostete es noch viele Thränen. Aber nun glaub' ichs mit tausend Freuden, daß mich mein Heiland bald bald erlösen wird von allem Übel und mir aushelfen zu seinem himmlischen Reiche." Als ihm schon die Sprache den Dienst versagte, zeugten noch sein heiterer Blick und seine aufgehobenen Hände von dem Frieden Gottes, den sein Herz genoß. Noch einmal rief er: „Ruhe, Ruhe!" wies mit dem Antlitz nach oben und verschied 1783. (Basler Samml. 1784.) — Wie oft mag dieses „Bald, bald" schon seinen Trost ergossen haben.

Ein Freund dieses Liedes war auch Diakonus Schlipalius aus Dresden. Ihm wurde in seiner letzten halben Stunde der letzte Vers tröstlich, welcher beginnt:

Da ruhen wir und sind im Frieden
und leben ewig sorgenlos.
Ach fasset dieses Wort, ihr Müden,
legt euch dem Lamm in seinen Schoß.

Da rief denn der Sterbende: „Ach, dies ist ein tiefes Wasser, wie werde ich hinüber kommen? und doch — auf deinen Achseln, mein lieber Heiland!" Bald darauf hob er beide Arme schnell in die Höhe und rief:

„Ach Flügel her, wir müssen eilen
und uns nicht länger hier verweilen,
dort wartet schon die frohe Schar!

Ach, die ganze Schar der Auserwählten wartet auf mich. Lasset mich los, ihr habt mich ja gebunden!

Fort, fort, mein Geist, zum Jubiliren,
begürte dich zum Triumphiren,
auf, auf, es kommt das Ruhejahr!

Ach, mein Heiland reicht mir schon die Krone!" — Mit diesen Worten streckte er beide Hände aus und verschied bald hernach am 6. April 1764.

Melodie: Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen.

237. Unter Lilien jener Freuden.

Ein süßes Lied von der Ewigkeit von Johann Ludwig Conrad Allendorf (1693—1773, vgl. 4, 441 ff.) als Hofprediger zu Cöthen gedichtet und erschienen in den Cöthnischen Liedern, erste Sammlung

1736, mit der Stelle Psalm 84, 3: „Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.“

Die erste Gattin von Jung Stilling sagte in ihren letzten Stunden: „Nun hab ich überwunden. Jetzt sehe ich die Freuden jener Welt lebhaft vor mir; nichts hängt mir mehr an, — gar nichts!“ Und nun betete sie das ganze Lied, dessen erster Vers mit prächtigen Klängen beginnt:

> Unter Lilien jener Freuden sollst du weiden,
> Seele, schwinge dich empor!
> Als ein Adler fleug behende, Jesu Hände
> öffnen dir die Perlenthor.

Stillings ganze Seele zerschmolz in Thränen. Er setzte sich ans Bette und wartete den Abschied seiner Seelenfreundin ab. Oft drückte sie ihm noch die Hand mit ihrem gewöhnlichen Ruf: „Mein Engel und mein Alles!“ Oft wiederholte sie aber auch die Worte: „Du kannst durch des Todes Thüren träumend führen!“ und freute sich des Trostes. Ihr geschah nach ihrem Glauben. (Stillings Lebensgeschichte.)

Es war ein Lieblingslied Wilhelm Hofackers, des geistvollen Zeugen des Evangeliums zu Stuttgart. In der stürmischen Zeit des Jahres 1848 erlag er seiner Arbeit. Am 12. April wurde er in seiner Töchterstunde mit der Heilsordnung fertig, nachdem er herrlich geredet hatte von der Erlösung aus allem Übel der Sünde, des Teufels, der Noth und Angst der Welt und vom Druck des Leibes und dem Tode. Dabei führte er aus unserem Liede den dritten Vers ein:

> Löse, erstgeborner Bruder, doch die Ruder
> meines Schiffleins, laß mich ein
> In den sichern Friedenshafen zu den Schafen,
> die der Furcht entrücket sein!

Er sagte: „Der Heiland gab sich für uns in die Todesfluten hinein. Nun ist der Tod für den Glaubigen kein Tod mehr, sondern aufgehoben und ein Schlaf. Simeon sagte: ‚Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren!‘ Er sah gleichsam die Karosse vorfahren, wie dort Jakob den Wagen, der ihn zu Josef führen sollte.“ Das war die letzte Stunde, die er gab.

Aber schon im Jahr zuvor schrieb er, am 20. Februar 1847, unter anderem: „Voriges Jahr glaubte ich ein paarmal, ich werde der erste aus der Familie sein, der durch den Vorhang gehen dürfe.

> O wie bald kann Er es machen, daß mit Lachen
> unser Mund erfüllet sei;
> Er kann durch des Todes Thüren träumend führen
> und macht uns auf einmal frei. V. 6.

Es ist noch um ein Kleines, so ist auch unsre Wallfahrt zu Ende und wir werden versammelt zu unsrem Volke. — Lies dem lieben Oheim das Lied von Allendorf vor: ‚Unter Lilien jener Freuden!‘ Ich habe es in meiner letzten Krankheit auswendig gelernt, auch im

Blick auf eine selige Heimfahrt." — Er sollte sie im nächsten Jahr halten dürfen: 10. August 1848. (Christenbote. 1855.)

Ein ebenbürtiger Nachklang ist das Lied von Knack:

Laßt mich gehen, laßt mich gehen,
daß ich Jesum möge sehen —

welches in unserer Zeit als herzinniges Lied nach Inhalt und Weise sehr beliebt geworden ist.

Melodie: f a c c d c b a g 1738 vgl. Pfälzisches Gesangbuch. — Sonst nach den beiden Liedern im Freylinghausenschen Gesangbuch 1704: „Hüter, wird die Nacht der Sünden" a h c d e c h a a, und: „Meine Armut macht mich schreien" g a b c d d es d c b g. Für die letztere ist im Württembergischen Choralbuch von Störl-Stötzel 1744 eine andere: g d g a b a g a a gegeben.

238. Die Seele ruht in Jesu Armen.

Ein zweites der Cöthnischen Lieder, von dem Herausgeber derselben, dem Hofprediger Allendorf zu Cöthen, frei gedichtet über das fünfstrophige anonyme ältere Lied: „Ich ruhe nun in Gottes Armen; mein Leib schläft sanft und selig ein", welches in „Einhundert anmuthig und sonderbar geistlichen Liedern. Dresden 1694.", sowie in „Glaubiger Kinder Gottes englische Singeschule. Ulm 1717." steht. Es erschien zuerst einzeln gedruckt, findet sich dann in den zu Stargard erschienenen „Stimmen aus Zion 1740" und in der vierten Auflage der „Cöthnischen Lieder, zweiter Theil. Cöthen 1744." mit der Überschrift: „Von einer dort im Schauen begnadigten Seele. Offenb. 22, 4. ‚Sie sehen sein Angesicht und sein Name wird an ihren Stirnen sein.'"

Das Lied, im Tone des Hohenliedes zum Preis des Seelenbräutigams und des bei ihm zu findenden Lebens gedichtet, hat in seinen dreizehn Versen zwar manche Ausführung, welche dem einfach hehren Gang eines Kirchenlieds nicht angemessen ist, aber auch eine Fülle köstlicher Gedanken.

Auf dem schönen, von langer Zeit her als eine Friedensaue gepflegten, Friedhof zu Heilbronn am Neckar ist einer lieben Tochter aus dem Bürgerstande, welche im jugendlichen Alter, da sie zu manchen schönen Hoffnungen berechtigte, dahin gegangen ist, ein einfacher Grabstein gelegt, aber auf demselben die Inschrift: „Die Seele ruht in Jesu Armen." Das will viel heißen. Allendorf legt es V. 1 weiter aus:

Die Seele ruht in Jesu Armen,
der Leib schläft sanft im Erdenschoß;
Nun kann sich Herz an Herz erwarmen,
die Ruh ist unaussprechlich groß,
Die sie nach wenig Kampfesstunden
bei ihrem holden Freund gefunden,
sie schwimmt im stillen Friedensmeer.
Gott hat die Thränen abgewischet,
ihr Geist wird durch und durch erfrischet,
des Lammes Glanz ist um sie her.

Am ersten Tag des Jahrs 1764 sagte der Diakonus Schlipalius an der h. Kreuzkirche zu Dresden zu seiner Frau, obwohl er noch ganz gesund war: „Ich trete heute in das wichtigste Jahr meines Lebens; du wirst es sehen, ich sterbe in diesem Jahre.“ Seine darüber in Thränen fast zerfließende Frau tröstete er dann mit den Worten: „Ich will dir zur Beruhigung einen Vers weisen, daß du nur wissest, wie mir da sein wird und was ich nach meinem seligen Tode genießen werde.“ Auf das schlug er ihr in den „Stimmen aus Zion“ den 7. Vers dieses Liedes auf und las ihr denselben vor:

Das Lamm ist nun bei seinem Hirten,
der es mit seinem Blut erlöst:
Wie herrlich läßt es sich bewirthen,
wie süßiglich wird es getröst't!
Das Schönethun ist unermessen;
es muß von seinem Bissen essen,
es trinkt von seinem Becher mit;
Es liegt in seinem Schoß und Armen
und schmeckt ein ewiges Erbarmen
deß, der den Kreuzestod erlitt.

„Siehe nun, fuhr er fort, das Alles werde ich nun bald, bald, in kurzem genießen. Willst du mir denn diese große Seligkeit nicht gönnen? Du kannst auch Vers 6 noch dazu nehmen:

Nun ist die Taube eingenommen,
die sonsten nirgends Ruhe fand;
Sie ist zu ihrem Noah kommen,
sie fußt in seiner milden Hand.
Wie kann sie nun so sicher sitzen
in den verklärten Wundenrizen,
da ist sie sturm- und wetterfrei;
Sie wird gekrönt aus Mund und Herzen
des Freundes, der mit so viel Schmerzen
bewiesen, daß sie seine sei.“

Diese zwei Verse las er dann seiner Frau vielmal, fast jeden Tag des neuen Jahres vor, zeichnete sie besonders an und sagte dabei: „Dies Alles werde ich genießen, was von V. 6—11 da beschrieben ist, sobald nur meine durch das theure Blut Jesu erlöste Seele wird vom Leibe geschieden sein. Ich eile, wie ein Simeon, obschon nicht nach Jahren, doch nach dem Frieden, hie davon. Ich habe es erfahren, nicht im Traum, nein, in der That, was man an seinem Heiland hat: Gerechtigkeit und Stärke.“ So ward sein Herz mehr und mehr von einer unaussprechlichen Sehnsucht nach seiner Vollendung erfüllt, die er aus herzlicher, unbeschreiblicher Liebe und Verlangen, seinen Heiland von Angesicht zu sehen, begehrte. Wie er am Neujahrstage geahnet, geschah es; er starb unerwartet schnell am 6. April des Jahrs, nicht lange nachdem er wieder an diesem Liede sich erquickt hatte. (Basler Sammlungen. 1819.)

Vielfach klingt auch in kirchlichen Betrachtungen Vers 4 an; wie denn der Verfasser sich erinnert, wie ergreifend der selige Palmer in Tübingen einmal eine Predigt über das Evangelium vom Taubstummen, wo das Volk sagt: „Der Herr hat alles wohlgemacht!“ abschloß mit diesen Worten:

Ja wohlgemacht durchs ganze Leben,
recht wohl in meiner Todespein.

Sein mütterliches Tragen, Heben
bracht mich heraus, hindurch, hinein:
Heraus aus dieser Erden Lüsten,
hindurch durch die Versuchungswüsten,
hinein ins schöne Kanaan,
Da ich auf Milch und Honigauen
den rechten Josuam kann schauen,
der große Ding an mir gethan!

Melodie: Wie wohl ist mir, o Freund der Seele.

239. Nach einer Prüfung kurzer Tage.

Aus Christian Fürchtegott Gellerts (1715—1769, vgl. 6, 283 ff.) „Geistlichen Oden und Liedern 1757", das letzte Lied mit dem Titel: „Trost des ewigen Lebens." — Ein Lied, das sicherlich nicht zu den Kirchenliedern gehört, das aber sich als ein Kernlied des vorigen Jahrhunderts dennoch bewährt hat, indem es, besonders in seiner zweiten Hälfte, für vieler Herzen Gedanken das entsprechende Wort geboten hat. Es ist von Herzen und darum auch zu Herzen gegangen.

Wenn, um nur Ein Beispiel zu geben, Gellert in Vers 3 sagt:

Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
bald das Geräusche dieser Welt,
Bald kämpft in seinem eignen Herzen
ein Feind, der öfters siegt, als fällt.
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
in Kummer und in Ungeduld.

so wird man sich erinnern müssen, wie Gellert stets eine schwächliche Gesundheit hatte und von solch siechem Körper aus eine unüberwindliche Dunkelheit und Schwermuth auf sein Gemüth drückte, so daß Cramer von ihm sagt, es werde selten jemand so viel traurige Tage gehabt haben, als Gellert. Bis ans Ende seines Lebens mußte er klagen über seinen schwachen Glauben, über die Dunkelheit seines Geistes und die Erstorbenheit seines Herzens zu frohen Empfindungen.

Im siebenten Vers, der die Seele tröstet:

Da werd ich das im Licht erkennen,
was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und heilig nennen,
was unerforschlich hier geschah;
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
die Schickung im Zusammenhang.

hat Gellert wohl das vorgeschwebt, was von Melanchthon berichtet wird, daß man nach seinem Tod Papiere bei ihm gefunden habe, auf deren eines er noch vor seinem Sterben kurz die Ursache geschrieben, warum er sich auf den Tod freue. Die erste war: weil er dann von allen Sünden los sein werde; die zweite: weil er dann so vieles auf Erden Dunkle im Lichte erkennen werde. — Von manchem Grabe hinweg haben wir schon den Trost gehört: „Da werd ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel sah!" 1 Kor. 13.

Dem 10. Vers ist ein Brief Gellerts an den Grafen Brühl

beizusetzen, worin er schreibt: „Ich habe vor wenig Tagen einen lieben Freund an dem jungen Herrn von Häseler verloren, der in der Osterwoche zu Halle an einer Auszehrung gestorben ist. Er hat mir noch auf seinem Sterbebett einen Brief geschrieben, der mehr Ruhm für ihn ist, als ein ganzes Buch. Er ist lange mein Zuhörer gewesen, von vortrefflichem Herzen und großer Geschicklichkeit; und sein Brief schließt mit der Stelle:

‚Da werd ich dem den Dank bezahlen,
der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu millionenmalen
noch segnen, daß er mir ihn wies.‘
(Da find ich in des Höchsten Hand
den Freund, den ich auf Erden fand.)

Welche Belohnung ist so ein Dank, mein liebster Graf!“

Der 11. Vers bewahrheitete sich wiederum an ihm selbst auf die schönste Weise. Viele Seelen wies er durch Lehre und Schriften auf den guten Weg, viele studirende Jünglinge namentlich lehrte er durch seine moralischen Vorlesungen, die er mit dem größten Segen hielt, den Pfad der Tugend, manchem verirrten Jüngling gieng er liebreich nach, bis er ihn wieder zurückgebracht. Schon in diesem Leben hat ihm deßhalb mancher dankbar zugerufen: „Heil sei dir, denn du hast mein Leben, die Seele mir gerettet du.“ So kam einst ein preußischer Feldwebel zu ihm nach Leipzig und sagte ihm: „Nach 33 Jahren Kriegsdienst kehre ich jetzt heim nach Liefland und bin fünf Meilen umgegangen, Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen, denn Sie haben mich durch Ihre Schriften oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Gott segne Sie dafür mit langem und ewigem Leben!“ — Einst lernte Gellert in Leipzig einen verführten Jüngling kennen, der, von der Wollust zur Freigeisterei und allen möglichen Ausschweifungen hingerissen, unter einer schmerzlichen und eckelhaften Krankheit, ohne Gemüthsruhe und Trost, der Verzweiflung preisgegeben, dem Tod entgegensiechte. Da drang es ihn, ein Werkzeug seiner Rettung zu werden. Er suchte ihn zuerst seines Mitleids zu versichern und that mit großen Opfern von Zeit und Liebe alles, was zur Erleichterung seiner Schmerzen dienen konnte. Er saß an seinem Bette, so oft es ihm nur möglich war. So erweichte er das Herz des Unglücklichen, der am Glauben Schiffbruch gelitten, und brachte es dahin, daß er sich nach christlichem Unterricht und Trost aus Gottes Wort sehnte und allmählig in der Gnade wuchs. Eines Tages nun betete Gellert ganz allein mit diesem seinem geistlichen Sohn, als derselbe plötzlich schwächer ward, die Hand des väterlichen Freundes ergriff, ihm herzlich dankte und dann starb. Darauf entfernte sich Gellert mit zitternder Freude voll Lobens und Dankens für die Hoffnung, die er hatte, durch die Gnade Gottes etwas zur Rettung einer Seele beigetragen zu haben. (Dorpat'sche Blätter. 1832.)

In einer seiner moralischen Vorlesungen (2, 7, 4.) rief er denn auch einmal seinen Schülern zu: „Möchte ich doch in dieser Stunde auch nur Einen frühen Verehrer gewonnen haben — wie glücklich

wollte ich mich preisen! Diese einzige That, wäre sie nicht schon eines ganzen Lebens werth? Ja, ich, theuerste Jünglinge, ich trete menschlichem Ansehen nach bald und viel eher von dem Schauplatze dieses Lebens ab, als Sie; allein in wenig Jahren — denn was sind dreißig und fünfzig flüchtige Jahre! — vereinigt uns alle die Ewigkeit wieder. Da dankt mir vielleicht einer unter Ihnen, so wie ich dem Freunde danken werde, der mich den Weg der Weisheit geleitet:

Da ruft, — o möchte Gott es geben! —
vielleicht auch mir ein Jüngling zu:
Heil sei dir, denn du hast mein Leben,
die Seele mir gerettet du.
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
der Retter einer Seele sein!"

Ein neuerer Gottesgelehrter berichtet: „Es erzählte mir einer, der viel gereist war, daß er fast niemals mit einer Reisegesellschaft zusammengetroffen sei, mit der er nicht ein erquickliches und hoffentlich nachhaltiges Wort über die Reise nach dem himmlischen Vaterlande hätte sprechen können. Ich äußerte nun meinen Widerwillen gegen die absichtlich herbeigezogenen Bekehrungsgespräche, er aber erwiderte gelassen: ‚Ich suchte nicht eher zu sprechen, als bis ich gewiß war, daß ich liebte. Ich vergegenwärtigte mir, was man nur zu oft vergißt, daß wir Menschen wirklich alle zusammen Brüder sind, die demselben Vaterhause angehören, die aber so leicht des rechten Weges dahin verfehlen. Ich dachte an Gellerts Worte: ‚Da ruft (o möchte Gott es geben) vielleicht auch mir ein Selger zu ꝛc.' Bei diesem Liederverse wurde mir das Herz jedesmal weich und warm. War nur erst die Liebe in meinem Herzen, so fand sich auch schnell die Brücke ins fremde Herz; es war, als ob ein Gotteshauch aus dem einen Herzen ins andere führte und sie dort mit einander verknüpfte.'" (Pilger aus Sachsen. 1841.)

Melodie: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. — Im Jahr 1797 fertigte Schulmeister N. F. Auberlen in Fellbach bei Cannstatt hiefür eine eigene Melodie aus G Dur: h c d e d c h c h, welche zuerst im Württembergischen Choralbuch 1798 und dann auch 1828 erschien. Sie wurde an manchen Orten Württembergs sehr beliebt.

240. Auferstehn, ja auferstehn.

Dem bahnbrechenden edlen Dichtergeist Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803, vgl. 6, 322 ff.) war am 28. November 1758 seine geliebte Meta geb. Moller durch den Tod entrissen worden, nachdem er ihre Gemeinschaft nur vier Jahre genossen. In ihr Grabdenkmal hatte er die Inschrift eingraben lassen: „Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen. Margareta Klopstock erwartet da, wo der Tod nicht ist, ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann, den sie so sehr liebt und von dem sie so sehr geliebt wird. Aber hier aus diesem Grabe wollen wir mit einander auferstehen, du, mein Klopstock, und ich, unser Sohn, den ich dir nicht gebären konnte. Betet den an, der auch gestorben, begraben und

auferstanden ist.“ Mit Bezug darauf dichtete er nun diese Ode und ließ sie im ersten Theil seiner „Geistlichen Lieder 1758“ erscheinen, mit der Überschrift: „Die Auferstehung.“

Das Lied wurde sofort durch Graun 1759 mit der nicht lange vor seinem Tode erfundenen Arie: g c a g h c d f e d c h, geschmückt, die überall bekannt ist und schon an vielen hundert Gräbern mit ihren sanften, weichen Klängen gar tröstlich ertönte, für den Gemeindegesang aber freilich nicht brauchbar ist.

So wurde denn dem Dichter selbst auch dies Lied zur letzten Ehre, als seine irdische Hülle unter feierlicher Begleitung von vielen Hunderten am 16. März 1803 zu Ottensee bei Altona an die Seite seiner Meta niedergelegt wurde. Perthes schreibt: „Sein Leichenbegängniß gab die Achtung zu erkennen, die Hamburgs und Altona's Bewohner für ihren Mitbürger gehabt. Als die Leiche aus der Kirche zur Gruft getragen wurde, sang ein Chor von Mädchen:

> Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
> mein Staub, nach kurzer Ruh;
> Unsterblichs Leben
> wird, der dich schuf, dir geben. Hallelujah.

Es war ein überaus ergreifender Augenblick.“

Manche Melodieen sind für das Lied erfunden worden; von C. Ph. Em. Bach, mitgetheilt in den neuen Melodieen zum Hamburger Gesangbuch 1787 und in Norddeutschland heimisch: d c es d c b a b c; von Knecht, mit pathetischem Charakter: c e g c a c f a a g, und von Pfarrer Christmann, mit lieblichen Klängen: d c h d e d c d c h, beide 1793 entstanden und im Württembergischen Choralbuch 1798 mitgetheilt; von Conrad Kocher: c c d e f g a h c d g, schon im Württembergischen Choralbuch 1828, das er mitbesorgte, mitgetheilt. — Außerdem finden sich in Choralbüchern der Neuzeit noch folgende zwei vor: es g b g as b c d es von unbekannter Urheberschaft, theilweise in Norddeutschland gebräuchlich, und: fis g a a a a h cis d von J. W. Stadler, Stadtcantor und Rektor in Bayreuth († 1819), in Bayern gebräuchlich. — Johann Gottfried Schicht hat eine schöne Melodie in seinem Choralbuch mitgetheilt, die später (1842) C. M. Kunz für vier Männerstimmen mit vier Posaunen eingerichtet hat.

Wir schließen Lieder- und Melodieengeschichte mit dem Hallelujah des letzten Verses:

> Ach, ins Allerheiligste führt mich
> mein Mittler dann, lebt ich
> Im Heiligthume
> zu seines Namens Ruhme. Hallelujah.

Anhang.

O Herre Gott, dein göttlichs Wort.

Eine hymnologische Studie zur württembergischen Geschichte.

Das geisteskräftige Lied, das auf Seite 118 f. eine übersichtliche Behandlung erfahren hat, gehört zu den Kernliedern der Reformationszeit. Es erscheint zuerst im Erfurter Enchiridion 1527, welches die Stuttgarter Öffentliche Bibliothek besitzt, und von da an in den allermeisten Gesangbüchern des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Das „hübsch geystlich lied" ist von Luther in seiner Anonymität schon 1529 übernommen worden, und die lutherische Gemeinde hat ihm Zeugniß gegeben. Leonhard Ulrich Buroner schreibt nach Serpilius von diesem Lied: „Es gehöret unter die heroischen Gesänge; es ist ein Psalm der Starkglaubigen, welchen wir uns billig nicht nehmen noch zu singen wehren lassen." Dr. Schleupner zu Baireuth rühmt von ihm, daß es aus freudigem Geist und unerhörter Großmüthigkeit componirt worden. Darum wurde es auch gerade so wie „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!" den Päpstlichen ein Dorn im Auge, welche 1604 zu Ingolstadt eine Parodie ausgehen ließen, deren Anfang so lautet:

> O Herre Gott, dein göttlich Wort
> ist lange aufrecht blieben,
> Bis durch Ungnad so großen Schad
> daran die Ketzer trieben — —

Desto näher liegt das Interesse, nach dem Dichter zu fragen. So viel mir bekannt ist, hat nur Olearius in seinem Liederschatz am Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Vermuthung in dieser Richtung gewagt. Er bezieht sich nemlich auf eine Stelle in Cyriakus Spangenbergs Adelsspiegel II, 7, 20. S. 95 b, wo dieser von Paulus Speratus sagt: „Er hat auch ein ernst eifriges Lied gemacht wider der Päpstlichen vermeinten Praktiken und deren dem Papstthum zugethanen weltlichen Fürsten Toben und Dräuen, auf dem Reichstag wider die lutherisch Lehr und Lehrer fürgenommen und zum Theil auch fürgebracht; darinnen er ihnen fürwahr die Laudes recht lieset und die Unsrigen zu beständiger Bekenntniß vermahnet." Olearius meinte nun, diese Zeichnung passe auf unser Lied. Allein sie paßt nicht. Unser Lied ist vor dem Reichstag zu Augsburg abgefaßt, und es trägt nicht jenen scharf bezeichneten Inhalt in sich. Mag man zugeben, daß es nach Form und Inhalt den Liedern von Speratus nahe steht, so ist doch festzustellen, daß Spangenbergs Worte sich einzig und allein auf das Lied von Speratus beziehen:

> Es ist der Reichstag für,
> und nichts beschlossen.

Dazu kommt, daß wenigstens Eine Spur auf einen bestimmten, andern Verfasser weist. Der Hymnologe Serpilius in Regensburg nemlich berichtet in seiner „Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs 1716“ S. 497, er habe „das Original in forma patente mit vier Stimmen eingesehen, darin der Autor mit den Buchstaben A H Z W exprimirt war.“ Er ist nicht auf Entzifferung dieser Buchstaben gekommen, sondern hat uns dieselben einfach hinterlassen, so daß ich oben sagen mußte: „Bis jetzt hat sich diese Decke nicht lüften lassen.“ Aber so wenig wir Grund haben, zu zweifeln, daß die Angabe von Serpilius auf einen ersten Druck und auf einen historischen Grund und Boden weist, so sehr ist der Versuch einer Entzifferung dieser Chiffre bei einem Kernlied der Reformationszeit berechtigt. Eine Reihe von Erwägungen in dieser Richtung möchte ich nicht zurückhalten, dahin gehend, daß die Chiffre einen Fürstennamen bezeichne, und bedeute: „Ulrich, Herzog zu Württemberg.“ Für einen Theil derselben fand ich, nachdem meine Vermuthung schon länger feststand, die Zustimmung des bedeutendsten Meisters auf unsrem Gebiete, Philipp Wackernagels. Derselbe sagt nemlich im „Kirchenlied“ III, 124: „Das könnte A. Herzog zu Württemberg heißen.“ Dadurch bestärkt, gehe ich nun daran, meine Lösung des Räthsels näher zu entwickeln.

Daß fürstliche Personen je und je zur geistlichen Liederdichtung sich gezogen fühlten, ist ja vielfach nachzuweisen. Sind auch einige Lieder in der unmittelbaren Umgebung des unsrigen, wie das Markgraf Casimir-Lied: „Capitan Herre Gott“, das Markgraf Georgen-Lied: „Genad mir, Herr, ewiger Gott“ und das Lied der Königin Maria von Ungarn: „Mag ich Unglück nit widerstahn“ nicht aus fürstlicher Feder entsprungen, sondern nur diesen zu Ehren gesungen, so haben wir doch gerade im württembergischen Fürstenhause des sechzehnten Jahrhunderts mehrere Beispiele fürstlicher Liederdichtung. Wir besitzen ein Lied von dem jüngeren Bruder Herzog Ulrichs, Graf Jörg von Wirtemberg, das im „Nüw gsangbüchle. Zürich 1540“ erschien und (vgl. Wackernagel III, 800 f. 377) so beginnt:

> Das ich nit kan sünd lan,
> ist mir ein last, kränkt fast
> beid Leib und Seel, darum ich will
> meim Gott die Schwachheit klagen.

Derselbe hat in dieses sein „Klaglied wider Fleisch und Blut“ seinen Wahlspruch „D' Stund bringts End“ hineinverflochten, woran das Ganze als Lied des frommen Grafen zu erkennen ist (vgl. Heyd, Herzog Ulrich 3, 594 ff.). Sodann haben wir von Ulrichs Enkel, dem Sohne Christofs, Herzog Ludwig von Wirtemberg, eine sehr gelungene Dichtung: „Dieweil mein Stund vorhanden ist“, einen Nachklang von dem bekannten Hermanschen Lied: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist“, welchen das Württembergische Gesangbuch von 1841 mit Recht als fürstliches Testament bewahrt hat; vgl. S. 607 f. Auch Herzog Friedrich, sein Nachfolger, hat sich in geistlicher Dich-

tung versucht. Es wäre also nichts Fremdartiges, wenn jenes Lied von Herzog Ulrich stammte.

Auf den ersten Blick in seine Geschichte scheint freilich Herzog Ulrich alles eher gewesen zu sein, als Sänger eines geistlichen Lieds. Ein reichbegabter, aber durch frühe Selbständigkeit verwöhnter Fürst, unruhigen Geistes und unstäten Loses, verzehrte er seine besten Jahre im Kampf und im Bestreben, sein Reich und Herzogthum wieder zu gewinnen, aus welchem ihn die mißregierte Landschaft ziehen ließ und die östreichische Gewalt trieb. So war er viel eher ein Mann des Degens als der Feder, der That als des Worts. Dennoch lag in ihm die Fähigkeit auch zu anderen Dingen, als zu Krieg und Sturm. Er war in seiner Jugend nicht nur ein Freund der Musik, sondern er besaß auch eine wohlklingende Stimme und war sogar componendi gnarus (vgl. Heyd, Herzog Ulrich I, 92). Wenn Heyd in den ersten Heften der Studien der württembergischen Geistlichkeit eine Abhandlung überschreiben konnte: „Herzog Ulrichs Verdienste um den Kirchengesang", so mögen dieselben zwar nicht bedeutend gewesen sein, aber jedenfalls geht daraus hervor, daß Sang und Dichtung dem jugendlichen Fürsten nicht ferne lag. In seinen Regentenjahren ist sein Stil körnig, witzig, reich an Bildern und Sprichwörtern, von scharfem Gepräge, wofür schon seine Wahlsprüche vor seiner Wendung zum evangelischen Bekenntniß zeugen: „Ich habs im Sinn!" und „Hindurch mit Freuden!" Ja in dem Leben von Herzog Ulrich, das der Chronist Betz (bei Ayrmann, Sylloge) geschrieben hat, wird uns berichtet, daß der fürstliche Jüngling, frühe schon an Sabine von Bayern verlobt, einer Jugendliebe nachgegeben und der schönen Elisabet, Tochter des Markgraf Friedrich von Brandenburg, da sie in Nürtingen weilte, öfters nach dem Abendessen mit einem Trompeter, der ein sehr guter Zinkenbläser gewesen, ein Hofrecht habe machen (ein Ständchen habe bringen) lassen und ein Liedlein gemacht habe: „Ich jag mein Horn ins Jammerthal." Schon dieser Anfang deutet auf einen innigen Ausdruck einer aussichtslosen Liebe; und es ist manchen Lesern vielleicht von Werth, das uns in Sebastians Ochsenkun's Tabulaturbuch, Heidelberg 1558 und sonst aufbehaltene Liedlein kennen zu lernen, wie es in Uhlands Volksliedern I, 1, 481 zu lesen ist:

1510.

Ich schell mein horn ins jammertal,
mein Freud ist mir verschwunden;
Ich hab gejagt, muoß abelon,
das wild lauft vor den hunden.
Ein edel tier in diesem feld
hat ich mir außerkoren,
das schieht ab mir, als ich wol spir,
mein jagen ist verloren.

Far hin, gewild, in waldes lust!
ich wil dir nimmer schrecken

Mit jagen dein schneeweiße brust,
ein ander muoß dich wecken
Mit jägers gschrei und hundes biß,
daß du nit magst entrinnen:
halt dich in huot, mein tierle guot!
mit leid scheid ich von hinnen.

Kein hochgewild ich fahen kan,
das muoß ich oft entgelten;
Noch halt ich stät auf jägers ban,
wie wol mir glück komt selten.
Mag mir nit gbirn ein hochgwild schon,
so laß ich mich beniegen
an hasenfleisch, nit mehr ich heisch:
das mag mich nit betriegen.

Es ist die achtzeilige Strophe, in welcher auch „O Herre Gott, dein göttlich Wort" gedichtet ist und welche damals für Jägerlieder so gut wie für geistliche Lieder als beliebte Form verwendet wurde. Ich sehe keinen Grund ein, den Ausdruck, Ulrich habe dies Liedlein gemacht, anzuzweifeln; es paßt in seinem Wehmuthston und auch in seinem scherzenden Gegensatz zwischen dem „Hochgewild und Hasenfleisch" vortrefflich in des zögernden Herzogs Herz und Mund.

Von diesen idyllischen Dingen des dreiundzwanzigjährigen Herzogs haben ihn schon die nächsten Jahre weit hinweggetrieben. Es traten Zeiten der höchsten Noth ein, wo das „Jammerthal" und das „Abelan" im tiefsten Sinn sich erfüllte, nicht ohne große Schuld des Fürsten. Und auch da hielt er Gesang und Musik so lange, wie nur irgend möglich, fest; Sänger und Jäger waren die letzten, welche der Verbannte zu Mömpelgard ziehen ließ, wenn er sich in der Geldklemme nicht mehr zu helfen wußte. Diese Noth aber lehrte ihn bekanntlich beten und führte ihn der reineren Erkenntniß des Wortes Gottes zu. Wunderlicherweise war dies der einzige Punkt, in dem Ulrich von Wirtemberg mit Sabina von Bayern zusammenstimmte. In Basel durch den treuherzigen Hartmuth von Kronberg zuerst mit dem Evangelium bekannt geworden, beschützt er die Predigt desselben durch Farel zu Mömpelgard und läßt bereits im Jahre 1524 Luthern „Gnade von Gott zu mehrerer Erleuchtung" wünschen, da er demselben als Ausdruck seiner Hochachtung seine Bittschrift an den Reichstag zu Nürnberg in einem Abdruck übergeben ließ. Von da an durfte ihn Luther, wenn er auch mit dem bisherigen Gang Herzog Ulrichs nicht einverstanden sein konnte, zu den Fürsten rechnen, welche dem Evangelio geneigt waren. Ist es doch auch den Schweizern, besonders Zwingli, nicht anders ergangen. Der letztere ist vollständig überrascht, daß er aus einem Saulus ein Paulus geworden sei, und bezeugt später 1530 von Ulrich, er sei perspicuo ingenio, consilio promtus, animo infractus. Landgraf Philipp von Hessen durfte schon 1526 auf dem Reichstag zu Speyer den Gesandten Ulms mit Recht sagen: „Er ist gut auf dem Evangelj!" So hat Kugler es als Thatsache in seinem „Herzog Ulrich" hingestellt: „In den demüthigenden Jahren des Exils füllte er sich

mit den tiefsten und edelsten Gedanken, von denen die Zeit erregt wurde; er wurde innerlicher, selbstloser, edler.“ Als er im Januar 1527 an den Hof seines Vetters Philipp von Hessen übersiedelte, war es auch eine verhältnißmäßig ruhigere Zeit; er dachte zunächst an nichts Ernstlicheres zur sofortigen Gewinnung seines Ländchens, war aber voll Hoffnung und von den reformatorischen Gedanken umgeben und gehoben. —

In diese Zeit nun, sei es zu Mömpelgard oder zu Marburg, müßten wir das Lied setzen, wenn es ihm zugehörte. In der That eine historische Situation, in welche unser Lied vortrefflich taugt, wenn es beginnt in Vers 1:

O Herre Gott, dein göttlichs Wort
ist lang verdunkelt blieben,
Bis durch dein Gnad uns ist gesagt,
was Paulus hat geschrieben
Und andere Apostel mehr
aus deim göttlichen Munde:
das danken dir mit Fleiß, daß wir
erlebet han die Stunde.

Vergleichen wir das Lied selbst genauer mit unserer Vermuthung, so heben wir zunächst zwei Verse heraus, welche dieselbe in ganz überraschender Weise stützen. Ein Brennpunkt des Lieds liegt im vierten Verse, welcher später, besonders in der Interimszeit, ein Stein des Anstoßes der Widersacher, für die ganze Reformationszeit aber ein Lieblingsgedanke geworden ist. Er lautet:

Allein, Herr, du mußt solches thun
aus ganz lauter genaden;
Wer sich deß tröst, der ist erlöst
und kann ihm niemand schaden:
Ob wollten gleich Papst, Kaiser und Reich
sie und dein Wort vertreiben,
ist doch ihr macht gegen dir nichts geacht,
sie werdens wohl lassen bleiben.

Nicht bloß ist dieser Abgesang ein treffendes Vorspiel des berühmten Verses 3 und 4 von „Ein feste Burg ist unser Gott“, sondern auch die Beziehung auf „Papst, Kaiser und Reich“ erscheint mir als eine so nachdrückliche, daß ich nicht glauben kann, es sei nur eine Veranschaulichung der Gefahren des Wortes in's Blaue hinein; es handelt sich hier um den Ausdruck einer persönlichen Erfahrung. Wer aber hatte es damals mehr mit Papst und Kaiser zu thun, als Luther? Und wer mehr mit Kaiser und Reich, als Herzog Ulrich? Dieser ist der Vertriebene des Kaisers und Reichs in besonderem Maße gewesen und dadurch in seiner Zeit fast sprichwörtlich geworden (Agrikola). Als er nun in der Fremde auch dem Evangelium sich zugewendet hatte, so mußte er noch den Haß der päpstlichen Partei mit in den Kauf nehmen. Unser Vers ist aus seinem innersten und seinem äußerlichen Leben herausgesprochen.

Ein weiterer Brennpunkt liegt in dem sechsten Vers. Der Herzog hatte sich statt seiner früheren Wahlsprüche, sobald er sich

dem Evangelium zugewendet hatte, den neuen gewählt: „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.“ Wenn ein Fürst, der durch seine allgemeine Lage nicht eben zum Dienste der Musen Muße besitzt, einmal vom Drang seines Herzens zu einer Dichtung getrieben wird, so erwarten wir fast, daß dem geistlichen Liede seine geistliche Devise nicht fehle, gerade so wie wir es oben bei seinem Bruder gefunden haben. Und nun lautet Vers 6:

Ich glaub ganz gar, daß es sei wahr,
was Paulus uns thut schreiben:
Ehe muß geschehen, daß alls vergeh,
dein Göttlichs wort soll bleiben
In ewigkeit; wär es schon leid
vielen harten verstockten herzen:
kehren sie nicht um, wie wird am Trumm
der Teufel mit ihn'n scherzen!

Kann nun, frage ich, Ulrichs Wahlspruch deutlicher hervortreten, als in diesem Verse? Man vergleiche weiter unten Herzog Ulrichs Worte vor seinem Ende, wo der Wortlaut bis ins Einzelnste stimmt. Selbst das Muttermal, das dem Citat im Verse anhängt, daß es Paulus statt Jesajah (40, 8), Christus (Matth. 24, 35) und Petrus (I, 1, 25) zugeschrieben wird, ist mir eine Andeutung, daß hier nicht ein schriftkundiger Theologe, sondern ein vom paulinischen Geiste der Freiheit (vgl. V. 1) angewehter Laie redet. Ein solches freies Schalten sieht einem Manne des Schwertes gleich, nicht einem Manne der Feder. — Ich glaube, diesen beiden Versen ist für meine Vermuthung das höchste Gewicht beizulegen.

Aber jeder Vers gibt uns Züge, in welchen Saiten angeschlagen sind, die nach der sonstigen Geschichte im Gemüthe des Herzogs geklungen haben. Jene schöne Stelle im Abgesang des frischen ersten Verses, welchen wir oben gaben: „Das danken dir mit Fleiß, daß wir erlebet han die Stunde!“ erinnert uns mit besonderer Kraft an jenen wichtigen Augenblick in der Reformationsgeschichte Württembergs, als am 2. August 1534 im Schlosse zu Stuttgart Schnepf und Blarer sich in Gegenwart des Herzogs mit einander über der Abendmahlslehre einigten, und der letztere ausrief: „Das walte Gott! Es soll eine gute Stunde sein; dabei solls bleiben!“ — Der zweite Vers ist ganz wie der erste ein Jubellaut des Dankes für den neuen Einblick in die göttliche Wahrheit:

Daß es mit macht an tag ist bracht,
wie klärlich ist vor augen:
Ach Gott, mein Herr, erbarm dich der,
die dein itzt thun verleugnen
Und achten mehr auf menschen leer,
denn dein Göttlich geboten:
Gib ihn'n verstandt, daß solcher tandt
ihn' helf aus keinen nöten.

Paßt das nicht trefflich in den Mund eines Fürsten, dem nicht wie Luther allmählich, sondern plötzlich durch seine Leidensgenossen die Klarheit des Evangeliums aufgegangen ist? — Der dritte Vers,

von welchem der alte Schamelius bemerkt: „das ganze wahre Christenthum in Einem Verse!“ lautet:

Wilt du nun fein gut Christen sein,
so mußt du erstlich glauben:
Setz dein vertrau, darauf fest bau
hoffnung und lieb am glauben.
  Allein durch Christ zu aller frist
dein nächsten lieb darneben:
Das gewissen frei, rein herz dabei,
wird kein Creatur dir geben.

Wenn der Sänger hier sagt: „Setz dein Vertrau!“ klingt dieses Wort voll evangelischer Kraft nicht als ein verklärter Widerhall und Nachhall jenes Attempto seines erlauchten Vetters Eberhards im Bart? Ja ist es nicht die Verklärung seiner eigenen bisherigen Losung: Stat animo! „Ich habs im Sinn?“

Indem wir hier Vers 4 übergehen, begegnet uns Vers 5:

Hilf, Herre Gott, in dieser not,
daß sich die thun bekeren,
Die nichts betrachten, dein wort verachten
und wöllens auch nicht leren:
  Sie sprechen schlecht, es sei nicht recht,
und habens nicht gelesen,
Auch nicht gehort das edle wort:
ists nicht ein teuffelisch wesen?

Spricht sich nicht an diesen Stellen neben dem Mitleiden mit den Irrenden auch jener Trotz aus, welcher in Ulrichs Natur lag und in der Schweizer und Basler Umgebung auf die Feinde des Evangeliums besonders gelenkt wurde? — Der siebente Vers lautet:

Gott ist mein Herr, so bin ich der,
dem sterben kommt zu gute,
Dadurch uns hast aus aller last
erlöst mit deinem blute.
  Das dank ich dir, drum wirst du mir
nach deiner verheißung geben.
Was ich dich bitt, versagst mir nit
am tod und auch am leben.

Diesen ganzen Vers mit seinem Anfangston „Gott ist mein Herr!“ finde ich in jenen denkwürdigen Worten wieder, welche diesem Lied nicht nur in seinen Gedanken ebenbürtig, sondern auch entschieden ähnlich sind, da er zu Tübingen am Tag vor seinem Tode, dem 5. November 1550, zu den Umstehenden sagte: „Sehet zu, ihr Diener, der ich viel Schmerzen und Herzeleid zu meiner Zeit erlitten hab und durch manchen Unfall und große Noth gejagt bin worden und wohl geübt in dem Orden derer, die Christo das Kreuz sollen nachtragen; da lieg ich jetzt in Gottes Gewalt und will solchergestalten das zeitlich Leben mit dem Tod vertauschen, daß mir Gott dadurch das ewig Leben soll geben und mich durch Christum erhören. Denn Christus ist allein mein Hort, mein Schild und Hoffnung im Leben und Tod. Der wird mich aus aller Noth erlösen.

Denn Gottes Wort wird ewig bestehen, und wird ehe der Himmel und Erde vergehen. Das ist mein Zeichen hie gewesen."

Der Schlußvers stimmt gleichfalls mit diesen Gedanken:

Herr, ich hoff je, du werdest die
in keiner not verlassen,
Die dein wort recht als treue knecht
im herz und glauben fassen.
Gibst ihn'n bereit die seligkeit
und last sie nicht verderben;
O Herr, durch dich bitt ich, laß mich
fröhlich und willig sterben!

Diese Strophe scheint sich vielen besonders eingeprägt zu haben. Ein sterbender Mann sagte auf seinem Lager: „Dies ist meines Bedünkens das allerschönste und beste Gesätz im ganzen Gesangbuch. Von Herzen hab ich mich gefreut, so oft es in der Kirche ist gesungen worden. Ich hab es vielmals mit allen Freuden gesungen, auch daraus meinen besten Trost und die gewisse Zuversicht empfangen, Gott werde mir die Bitte gewähren und mich fröhlich, willig und selig sterben lassen." Der Ausdruck der Hoffnung aber, welcher den Anfang des Verses so treffend schmückt, ist auch der Stimmung Herzog Ulrichs in jenen Jahren der Entstehung unsers Lieds entsprechend. Er pflegte dazumal oft zu sagen: „Ich bin ein armer vertriebener Fürst. Wer mir dienen will, muß auf Hoffnung dienen. Führt mich Gott wieder in mein Land zurück, wer dann meine Mühle mahlt, der soll dann die seinige auch mahlen."

Ich bin natürlich weit entfernt, den zuletzt angeführten Parallelen zu viel Beweiskraft zuzutrauen. Aber sie mögen vielleicht noch mehr in ihrem Inhalt als in ihrer Form beweisen, daß der Fürst, welcher in seinen früheren und späteren Lebenszeiten solches aussprach, in den Tagen seiner ersten Erfassung des evangelischen Glaubens wohl zu der Blüte jenes Liedes getrieben sein konnte. — Es wäre eine aus dem Kreuz im Glauben gesproßte Blüte, eine Parallele zu Luthers: „Nun freut euch, liebe Christen gmein" und ein Vorspiel zu dessen gewaltigem Heldengesang: „Ein feste Burg ist unser Gott!"

Eine ganz neue Seite der Beweisführung für die Urheberschaft unseres Lieds wäre gewonnen, wenn nachgewiesen werden könnte, daß auch die Melodie unsres Liedes: c c a g g c d e, welche demselben von Anfang an zugehört hat und ausschließlich verblieben ist, auf den Herzog selbst zurückzuführen wäre. Daß die prächtige Weise, aus welcher auch für andere Melodieen, besonders „Nun lob, mein Seel, den Herren", Motive geholt worden sind, aus einem Volkslied entstanden sei, ist ganz und gar wahrscheinlich. Und wenn nun Winterfeld I, 213 sagt: „Die heitere frische Weise trägt durch den in ihr vorwaltenden rhythmischen Wechsel, der da und dort in unbedingt herrschendes dreitheiliges Maß hinübergebildet worden, ganz das Gepräge des Volksmäßigen;" so erhebt sich die Frage, ob nicht ebenso, wie das Versmaß des geistlichen Liedes mit jenem weltlichen Liebeslied zu Nürtingen stimmt, auch die geistliche Melodie

aus jener Jägermelodie herausgebildet worden ist? Wenn wir die beiden Sätze für das weltliche Lied in Forsters „Frischen Liedlein," den einen von Ludwig Senfl, den andern von Ottmayr vergleichen, so finden wir charakteristische Stellen mit unserer Melodie zusammenstimmen, und unsre Vermuthung wäre, daß vielleicht Senfl, der am Hofe der Schwäger Herzog Ulrichs sich befand, der Urheber nicht nur des Satzes für die weltliche Weise, sondern auch der Umbildung dieser zur geistlichen Melodie gewesen sei. Doch hierüber unterfangen wir uns keiner sachkundigen Entscheidung.

Es bleibt mir nun übrig, noch meine Ansicht über jenes A in der Chiffre A H Z W auszusprechen, ohne welches die Hypothese zur Evidenz gebracht wäre. An und für sich ließe sich eine absichtslose Verwechslung, d. h. ein Druckfehler, im sogenannten Original bei Serpilius wohl annehmen. Wie viele solche Druckfehler sind in den alten Drucken mit untergelaufen; und wer die Drucke der damaligen Zeit, wie sie in Luthers Werken oder auch in dem mir vorliegenden Erfurter Enchiridion sich darstellen, kennt, wird zwischen A und V in der That einen kleinen Unterschied finden. Allein mindestens ebenso nahe liegt die andere Erklärung, daß nicht nur absichtlich bloß eine Chiffre, sondern ebenso absichtlich eine räthselhafte gegeben sei. Herzog Ulrich hatte Grund, mit dem Hervortreten seines evangelischen Standpunktes wenigstens vorderhand vorsichtig zu sein, um sich nicht dem Kaiser und Reich gegenüber die Schwierigkeiten seiner Stellung furchtbar zu häufen. Wäre er in einer gar zu ausgeprägten Weise hierin hervorgetreten, so wären einzelne Fürsten, die für sein herzogliches Recht eintraten, scheu gemacht worden. Er gieng darum schon in Mömpelgard bei der Farelschen Sache in einer für sein Temperament merkwürdig ruhigen Weise vor. So ist denn sein Name in den Gesangbüchern überhaupt nicht genannt, und auch in dem Einzeldruck nur durch eine verdeckende Chiffre angedeutet worden. — Ist das A eine Verhüllung und nicht ein Druckfehler, so ist es in der That auch nicht ganz ohne Begründung. Könnte man nicht denken: „Autor, Herzog zu Württemberg?" Oder kann man nicht Melanchthon zu Hilfe rufen, der im Februar 1534 schreibt: De negotio Alarici plane in eo sum ut arbitrer, eam rem, nisi Deus prohibeat, universae Germaniae allaturam mutationem maximam. Indem Melanchthon hier den Herzog „Alaricus" nennt, bezeichnet er ihn, mit unsrer Chiffre zu reden, wirklich als A H Z W. — Ob Luther je erfuhr, von wem dies Lied stammt, ist sehr die Frage. Er nahm dasselbe nicht als Original in seine Gesangbücher auf; er bekam es aus dem nicht von ihm stammenden Erfurter Enchiridion 1527, und das Lied sprach für sich selbst. Der Herzog aber war kein Mann, der hernach auf eine solche Leistung um seines Namens willen einen besonderen Werth legte. So gieng es ohne den Glanz des fürstlichen Namens in seiner eigenen Kernhaftigkeit seinen Weg und bewährte sich an den Herzen der Gemeinde noch in den späteren Zeiten, — gleich seinem Verfasser, aber in besserem Sinne, ein Zeichen, dem widersprochen wurde.

Es erscheint dem Verfasser dieser Abhandlung nicht ohne Werth, dem Lied seine Stellung in der Geschichte wieder gegeben zu haben. Nach der Sage des schwäbischen Volks kam der vertriebene Herzog manchesmal verkleidet in sein Land und wurde in den Burgen der Alb etwa eingelassen bei dem Rufe: „Der Mann ist da!“ Ohne Namen, aber als Mann zog er durch sein Land; ohne Namen, aber als Heldenlied wirkte sein Gesang. — Und ist es nicht von schöner Bedeutung, daß wir nun aus seinem Leben zwei Lieder kennen, welche, in der Form verwandt, im Inhalt gänzlich geschieden, die zwei Abschnitte seines Lebens bezeichnen? Als er jenes weiche und wehmuthsvolle Jägerlied machte, einer irdischen Liebe zum Ausdruck, da war es eine Weissagung voll trüber Zukunft: „Ich schell mein Horn ins Jammerthal!“ Hernach ergriff ihn, wie Heyd III, 610 sagt, „Eine Neigung stark und innig, die zur evangelischen Lehre.“ Dieser zweiten höheren Liebe diente das kräftige glaubensvolle Lied zum Ausdruck, in dem der Ton nun auf besserem Grunde waltet, den er früher gerne aussprach: „Hindurch mit Freuden!“ — Ist dem so, und vielleicht werden Berufenere sich über die hier niedergelegten Gedanken äußern können, so wird der von Vielen auf Grund feindlicher Berichte, aber nicht ohne seine Schuld verkannte alte Utz in einem neuen Lichte erscheinen. Die gegebene Ausführung müßte nachgewiesen haben, daß die Reformation des Schwabenlands frühe eine hymnologische Blüte gezeitigt hätte, welche mit vollstem Recht in einem Württembergischen Gesangbuch ihren Ehrenplatz wieder einnehmen dürfte. — Das Lied „O Herre Gott, dein göttlichs Wort“ ist ein willkommener hymnologischer Beitrag zur württembergischen Geschichte.

Die Lieder des achten Bandes.

